

Eduard Lytton Bulwer's
sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen

von

Friedrich Motter und Gustav Pfizer.



Achter Band.

Mienzi, der letzte Tribun.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1839.

Rienzi, der letzte Tribun.

R o m a n

von

E d u a r d L y t t o n B u l w e r.

Aus dem Englischen

von

G u s t a v P f i z e r.

Alessandro Manzoni,

als dem

Genius Loci,

sind diese Früchte,

gesammelt auf dem Boden italischer Dichtung,

gewidmet.

1. Dec. 1835.

Jetzt wird dein Bild, letzter Tribun, uns wach,
Der unter dem Tyrannenschwarm erstand,
Versöhner von Jahrhunderten voll Schmach —
Petrarka's Freund — Italiens Hoffnungspfand.
Nienzi, letzter Römer! Kurz nur fand
Der Freiheit morscher Stamm sich frisch belaubt —
Es reicht sein Grün zu deines Sarges Guirland' —
Du Held des Forums und des Volkes Haupt!
Durch welchen Rom verjüngt des Numa Reich geglaubt!

Gilbe Harolt IV. 114.

Mitten unter diesem Walten der Begeisterung und der Verebtsamkeit wurde Petrarka, wurden Italien und Europa durch eine Revolution überrascht, welche für einen Augenblick die glänzendsten Träume von jenem wirklich machte.

Gibbon. 19. Cap.

Vorrede.

Ich fing diese Erzählung vor zwei Jahren in Rom an. Als ich mich nach Neapel begab, legte ich sie wegen der „letzten Tage von Pompeji“ zurück, weil diese mehr als „Nienzi“ den Vortheil eines Aufenthalts in der Nähe der geschilderten Scenen erheischten. Das Schicksal des römischen Tribunen begleitete und beschäftigte mich jedoch ununterbrochen, und sobald „Pompeji“ öffentlich erschienen war, beeilte ich mich, das früher begonnene Werk zu Ende zu bringen. In der That betrachtete ich die Vollendung dieses Buchs als eine Art von Pflicht; denn da ich Gelegenheit gehabt hatte, die Originalurkunden zu lesen, aus welchen neuere Historiker ihre Berichte über das Leben Nienzi's geschöpft haben, sah ich mich zu dem Glauben geführt, daß ein höchst merkwürdiger Mann oberflächlich beurtheilt, und eine sehr wichtige Periode nachlässig ausgebeutet worden sey. Und dieser Glaube war stark genug, mich zuerst auf den Gedanken eines ernstern Werkes über das Leben und die Zeiten Nienzi's zu bringen. Verschiedene Gründe vereinigten sich gegen diesen Plan — und ich entsagte der Biographie, um mich zur Dichtung zu wenden. Jedoch habe ich mich mit größerer Treue, als in Romanen gewöhnlich ist, an alle wichtigeren Begebnisse im öffentlichen Leben des römischen Tribunen gehalten, und der Leser wird vielleicht in diesen Blättern eine vollständigere und genauere Erzählung von der Erhebung und dem Fall Nienzi's finden, als in irgend einem mir bekannten englischen Werk. Zwar habe ich eine Ansicht von seinem Charakter aufgestellt, welche einigermassen von der Gibbon's oder Sismondi's abweicht. Das ist das unbestreitbare Vorrecht des Romans. Aber es ist eine Ansicht, die, nach allen ihren Hauptzügen, aufzustellen, ich mich eben so sehr durch die

Thatsachen der Geschichte, als die Geseze der Dichtung berechtigt glaube, und ich könnte dies nöthigenfalls beweisen. Inzwischen, da ich die Urkunden angegeben habe, aus welchen ich meine Auffassung der Haupthelden ableitete, ist der Leser hinreichend in Stand gesetzt, selbst zu urtheilen.

Da im Ganzen die wahre Chronologie von Rienzi's Leben beibehalten ist, erstreckt sich die Verwicklung dieses Buches über einen Zeitraum von mehreren Jahren und umfaßt eine Mannigfaltigkeit von Charakteren, wie sie zur treuen Schilderung der Ereignisse erforderlich ist. Deswegen kann die Geschichte nicht gerade diejenige Art des Interesses haben, die man in streng und eigentlich dramatischen Werken findet, in welchen, nach meinem Urtheil wenigstens, die Zeit so beschränkt, die Personen so wenige als möglich seyn sollten; kein neuer Charakter, der für die Entwicklung von Wichtigkeit ist, darf gegen das Ende des Stücks eingeschoben werden. Wenn ich das Wort episch im bescheidensten und anmaßungslosesten Sinn gebrauchen darf, so gehört dieses Produkt mit einem Wort, obgleich es sich dramatische Situationen erlaubt, doch als ein Ganzes eher der epischen, als der dramatischen Schule an. Ein Werk, das sich die Verbrechen und Irrthümer einer Nation zum Vorwurf nimmt, das, wenn auch ohne glücklichen Erfolg; es wagt, das Geschehene und Wirkliche auf der höchsten Bühne der Leidenschaft oder der That aufzusuchen, kann meines Erachtens nur selten mit Vortheil der melodramatischen Effekte sich bedienen, welche ein gewöhnliches Geheimniß hervorbringt, oder jenes auf der Bühne wirksamen Humors, der, von kleinen Charaktereigenthümlichkeiten ausgehend, die Aufmerksamkeit des Lesers von der Größe und vom Verbrechen ab, auf eine Schwäche oder Thorheit lenkt. Auch läßt ein Gedicht, das sich einen solchen Gegenstand erkoren, nicht sehr häufig in kleinliches Detail eingehende, entbehrliche Schilderungen von Costüm und Sitten zu. Ich habe in der That einen unehrgeizigen und unbestreitbaren Grund gehabt, kurz zu seyn in meinen Schilderungen von Costüm und Sitten (obgleich, was sich davon hier findet, hoffentlich hinreichend treu ist); ich schildere ein feudales Jahrhundert und habe, nach den unnachahmlichen und unsterblichen Schilderungen Sir Walter Scotts kein Verlangen, in Beschreibung von feudalen Sitten weitsläufiger zu seyn als nöthig. Ich deute dies an, um das Gemüth des Lesers vorzubereiten, was er in diesem Werk zu erwarten habe — eine Pflicht, welche mir

jedem bescheidenen und wohlgesinnten Autor obzuliegen scheint — und eine Vorsicht, die, während sie manchemal ihm selbst Kränkungen, so nicht minder häufig dem Leser eine Täuschung erspart. — Ich muß gestehen, diese Einleitung scheint einigermassen unheilverkündend! Wenig Costüm, wenig Geheimniß! * kein Humor! Was bleibt denn da noch für Interesse und Unterhaltung übrig? Ach! Leidenschaft, Charaktere, Handlungen bieten noch Stoff genug dar, wenn nur der arme Bearbeiter sie auf geeignete Weise zu verflechten versteht.

In der Zeichnung des römischen Volks, so wie des römischen Adels im vierzehnten Jahrhundert folge ich buchstäblich den auf uns gekommenen Schilderungen; sie sind nicht schmeichelhaft, aber es sind sprechende Bilder. In manchen Parteeen meines Werkes werden möglicherweise diejenigen, welche meinen, die Menge — gleichviel zu welcher Zeit, gleichviel in welchem Land — habe immer Recht, eine conservative Moral entdecken, ein Verdacht, in welchen ich bei Andern schwerlich kommen werde. Aber sehr scharfsinnige Geister wahrlich gehören dazu, um dies Buch nach den Parteeinteressen des Tages auszudeuten; wenigstens liegt nichts meinem Wunsche, meiner Absicht ferner. Die Dichtung, welche der Geschichte sich anschließt, mag sich, wie die Geschichte selbst, mit den ruhigen und anerkannten Lehren der Vergangenheit befassen; aber sie wird ihrer Würde untreu, wenn sie ungeeignete Analogieen zu den hitzigen und zweideutigen Kämpfen der Gegenwart herbeizieht.

Ich kann nicht schließen, ohne den Zoll meines ehrerbietigen Lobes und meiner Huldbigung der gewandten und reichbegabten Dichterin der Tragödie Ricci darzubringen. In Betracht, daß unser Held eine und dieselbe Person ist, in Betracht, daß wir dieselben Materialien hatten, um darnach unsere Gegenstände zu bearbeiten: wird man hoffentlich finden, daß ich wenig oder gar nicht auf einen schon in Besitz genommenen Grund und Boden übergegriffen. Mit einziger Ausnahme einer Liebesintrigue zwischen zwei Personen, deren eine Ricci's Verwandtschaft, die andere der Gegenpartei angehört, welche in der Tragödie der Miß Mitford den Knoten bildet, und in meinem Roman wenig mehr als eine Episode ist, die auf die Handlungsweise des Helden wenig, auf sein

* Was von Geheimniß hier vorkommt, ist absichtlich unter einem sehr dünnen Schleier gelassen worden. Der Schreck wird oft um so größer, wenn er von ferne ange deutet ist.

Schicksal gar keinen Einfluß ausübt, wüßte ich keine Aehnlichkeit, die zwischen beiden Werken stattfände. Und selbst dies Zusammentreffen hätte ich leicht vermeiden können, wenn es mir im Geringsten rathsam erschienen wäre. Aber wo eine solche Fülle ist, da war das Nachahmen eine Ehre; es würde beinahe Mißtrauen erregen, hätte ich gar nichts Aehnliches.

In der That, die reichen Materialien der Geschichte — die umfassende und fruchtbare Vielseitigkeit von Rienzi's Charakter — zusammt den Vortheilen, die dem Novellisten vergönnen, sich Alles dessen zu bemächtigen, was der Dramatiker muß fahren lassen * — dies Alles genügt, um die Collision zwischen diesem und dem Novellisten zu verhüten. Wenn ich in der Auffassung von Rienzi's Charakter von Gibbon abweiche, so weiche ich auch in mancher Beziehung von Miß Mitford ab — noch mehr entferne ich mich von ihr hinsichtlich der Moral, die aus seinem Schicksal sich ergeben soll; aber ich gestehe, daß unter beiden mir Miß Mitford gerechter scheint als Gibbon. Bei Männern, welche groß geworden sind durch Begeisterung (die Poesie des Temperaments), vertreten oft die Dichter die Stelle der gründlichsten Historiker.

* So gestattet der beschränkte, dem Dramatiker zugemessene Raum der Miß Mitford nicht, ganz getreu in den Thatfachen zu seyn — zwischen Rienzi's früherer und späterer Periode der Macht zu unterscheiden, oder die wahren, aber einigermaßen verwickelten Ursachen seiner Erhebung, seines Glanzes und seines Falles zu entwickeln.

London, den 1. December 1835.

Erstes Buch.

Zeit, Ort und Menschen.

„Gesäugt war er von Kindheit an mit der Milch der Beredsamkeit, ein guter Grammatiker, noch besserer Redner, guter Schriftsteller . . . O wie so oft sagte er: Wo sind jene trefflichen Römer? Wo ist ihre große Gerechtigkeit? O wären wir geboren in der Zeit, wo sie in Blüthe standen! Er war ein schöner Mann . . . Es begab sich, daß ein Bruder von ihm ermordet wurde und war keine Rache genommen worden für seinen Tod: er konnte ihm nicht zu Hülfe kommen, lange Zeit dachte er darauf, das Blut seines Bruders zu rächen, lange Zeit dachte er darauf, die übel geleitete Stadt Rom ins Geleis zu bringen.“

(Vita di Cola di Rienzi. Forl 1828.)

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

Der Titel dieses Buchs wird dem Leser schon gesagt haben, daß meine Geschichte in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts beginnt.

An einem Sommerabend konnte man zwei junge Leute die Küsten der Tiber entlang wandeln sehen, unweit von dem Ort, wo ihr schlängelnder Lauf an dem Fuß des Aventin hingleitet. Der Pfad, den sie eingeschlagen, war abgelegen und ruhig. Von Ferne nur sah man die zerstreuten, schmutzigen Häuser, welche den Fluß einfassten, unter welchen da und dort das hohe Dach und die mächtigen Thürme sich schwarz erhoben, welche die befestigte Burg eines römischen Barons bezeichneten. Auf der einen Seite des Flusses hinter den Hütten der Fischer, erhob sich der Janikulus, dunkel von üppiger Vegetation, zwischen der vielfach die grauen Mauern von schloßartigen Palästen und die Giebel und Säulen von hundert Kirchen schimmerten; auf der andern Seite stieg der verödete Aventin

steil und jäh empor, bedeckt von dickem Buschwerk; während von den verborgenen aber zahlreichen Klöstern der Hall der Abendglocke nicht unmusikalisch, die ruhige Landschaft und die gekräuselten Wellen entlang, hoch in den Lüften ertönte.

Der Ältere von den beiden, unsern Blicken vorgeführten jungen Männern, der um etwas über sein zwanzigstes Jahr hinaus seyn mochte, war von großem und sogar imposantem Wuchs und seine Erscheinung hatte etwas Auffallendes und selbst Edles, trotz seiner unscheinbaren Kleidung, die aus dem langen, weiten Rock und der glatten Tunika bestand, beides von dunkelgrauer Sarsche, damals die unterscheidende Kleidung der bescheidenen Schüler, die durch den Besuch der Klöster sich jene rohen Kenntnisse erwarben, welche von angestrengter Arbeit die armselige Ausbeute waren. Sein Gesicht war schön, und sein Ausdruck wäre eher munter als nachdenklich gewesen, hätte sich nicht darin jene streifende, zerstreute Träumerei des Auges gezeigt, die gewöhnlich einen Hang zur Beschaulichkeit und zum Brüten ankündigt, und verräth, daß die Vergangenheit oder die Zukunft den Geist mehr anspricht, als der Genuß oder die That der gegenwärtigen Stunde.

Der Jüngere, noch ein Knabe, hatte nichts Auffallendes in seiner Gestalt oder Miene, wenn man nicht einen Ausdruck von großer Güte und Sanftheit so bezeichnen wollte; es lag etwas beinahe Weibliches in der zärtlichen Hingebung, womit er seinem Begleiter zuzuhören schien. Seine Kleidung war die gewöhnliche der niedern Klassen, obwohl vielleicht etwas zierlicher und neuer; und die zärtliche Eitelkeit einer Mutter konnte man erkennen an der Sorgfalt, womit die langen seidenen Locken zurecht gestrichen und abgetheilt waren, so wie sie unter der Mütze hervorquollen und ihm halb auf die Schultern herabfloßen.

Wie sie so, die Arme gegenseitig um einander geschlungen, dem flüsternden Schilfrohr des Stromes entlang hinschlenderten, da lag nicht nur in ihrem Wesen und ihrer Haltung, sondern auch in der Jugend und augenscheinlichen Zärtlichkeit der Brüder — denn in diesem nahen Verhältniß standen sie zu einander — etwas Anmuthiges und Rührendes, was sie über die Niedrigkeit ihres muthmaßlichen Standes zu erheben schienen.

„Lieber Bruder,“ sagte der Ältere, „ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß mir diese Abendstunden gewähren. Ich fühle, daß ich Dir allein nicht als ein bloßer Schwärmer und Träumer vorkomme,

wenn ich von der ungewissen Zukunft spreche und meine Lustschlösser baue. Unsere Eltern hören mir zu, als läse ich ganzartige Sachen aus einem Buch vor, und meine liebe Mutter, Gott segne sie! wischt sich die Augen und sagt: Schaut nur wie gelehrt er ist! Die Mönche, wenn ich je von meinem Livius aufzublicken wage und ausrufe: So sollte Rom wieder werden! stutzen und gaffen und runzeln die Stirne, als hätte ich eine Kezerei vorgebracht. Aber Du, mein holder Bruder, wenn gleich Du meine Studien nicht theilst, interessirst Dich so so freundlich für alle Früchte derselben — Du scheinst meinen kühnen Planen solchen Beifall zu schenken, meine ehrgeizigen Hoffnungen so zu ermutigen, daß ich manchmal unsere Geburt und Armuth vergeffe und denke und träume, als ob kein anderes Blut als das des deutschen Kaisers durch unsere Adern flöße.“

„Mich dünkt, lieber Cola,“ versetzte der jüngere Bruder, „die Natur hat uns einen schlimmen Streich gespielt; Dir verlieh sie die königliche Seele, die, obwohl in Dunkelheit, von unseres Vaters Abstammung sich herschreibt, und mir nur den ruhigen und bescheidenen Geist von meiner Mutter niedriger Verwandtschaft.“

„Nein!“ erwiderte Cola rasch, „Du würdest dann den besseren Theil haben! Denn ich wäre dann von barbarischer Herkunft und Du von römischer. Es gab eine Zeit, wo der Name eines einfachen Römers mehr galt, als der eines nordischen Königs. Nun, nun, wenn wir am Leben bleiben, können wir noch große Dinge sehen!“

„Ich werde es erleben, Dich als einen großen Mann zu sehen und daran werde ich mir genügen lassen,“ sagte der Jüngere, liebevoll lächelnd, „ein großer Gelehrter bist Du schon nach Aller Urtheil; unsere Mutter weißt Dir Glück, so oft sie von Deinen so willkommenen Besuchen bei den Colonna's hört.“

„Die Colonna's!“ sagte Cola mit einem bitteren Lächeln, „die Colonna's! die Pedanten! die abgeschmackten Seelen brüsten sich mit ihrer Kenntniß der Vergangenheit, spielen den Patron und citiren ganz falsch bei den Bechern lateinische Stellen. Sie heißen mich bei ihrer Tafel willkommen, weil die römischen Doktoren mich gelehrt nennen und weil mir die Natur einen kühnen Witz schenkte, der ihnen ergöglicher ist, als die altbackenen Späße eines gebundenen Lustigmachers. Ja, sie würden mein Glück fördern — aber wie? durch eine Stelle in dem Dienste des Staats, die einen

erfüllen Beutel füllen würde, indem ich noch grausamer unsern verhungerten Bürgern ihr mühsam erworbenes Geld abpreßte! Wenn es etwas Niederträchtiges in der Welt gibt, so ist es ein Plebejer, der von den Patriziern emporgehoben wird, nicht in der Absicht, seinem Stand zu Hülfe zu kommen, sondern um den Kuppler für ihre schmäblichsten Interessen zu spielen. Einer vom Volk macht sich selbst zum Verräther an seiner Geburt, wenn er sich zur Puppe dieser tyrannischen Heuchler hergibt, daß sie ihre Hände aufheben und rufen: „Schaut, welche Freiheit in Rom herrscht, wenn wir, die Patrizier, einen Plebejer so erheben!“ Erhoben sie je einen Plebejer, wenn er ein Herz für das Volk hatte? Nein, Bruder! sollte ich mich je über unsern Stand emporschwingen, so will ich mich aufschwingen durch die Arme meiner Landsleute und nicht auf ihrem Nacken!“

„Alles was ich hoffe, Cola, ist, daß Du nicht in Deinem Eifer für unsere Mitbürger vergessest, wie theuer Du uns bist. Keine Größe könnte mich je mit dem Gedanken ausöhnen, daß sie Dir Gefahr bringen möchte.“

„Und ich könnte jeder Gefahr spotten, wenn sie nur zur Größe führt. Aber Größe! Größe! Eitler Traum! Versparen wir ihn für unsern Nachtschlummer. Genug von meinen Planen; jetzt, liebster Bruder, von den deinen!“

Und mit der ihm eigenen sanguinischen und lebhaften Schnellkraft ließ der junge Cola alle seine kühnen Gedanken fahren, um mit ganzer Seele auf die bescheideneren Aussichten seines Bruders einzugehen. Das neue Boot, die Sonntagskleidung, die Verlegung der Hütte in ein den Bedrückungen der Barone weniger ausgesetztes Stadtviertel, und solche in weiter Ferne liegende Liebesbilder, wie sie ein dunkles Auge und ein freundlicher Mund dem unbestimmten Gefühl eines Knaben vorschweben ließen. Den Planen und Bestrebungen, die sich auf solche Gegenstände beschränkten, ließ der Gelehrte sein Ohr, mit falteloser Stirne und mildem Lächeln; und oft im späteren Leben kam ihm dies Gespräch wieder ins Gedächtniß, wenn er sich scheute, sein eigenes Herz zu befragen, welche Art von Ehrgeiz die weisere sey?

„Und dann,“ fuhr der jüngere Bruder fort, „nach und nach könnte ich genug ersparen, um ein solches Fahrzeug zu kaufen, wie wir da sehen, ohne Zweifel befrachtet mit Korn und Waaren, das mir — ha gewiß! so viel eintrüge, daß ich Dir Deine Stube mit

Büchern anfüllen könnte und nie mehr von Dir die Klage hören müßte, daß Du nicht reich genug seyest, um ein paar zerbrockelnde, alte Mönchshandschriften Dir anzuschaffen. Ach wie glücklich würde mich das machen!" Cola lächelte und drückte seinen Bruder innig an die Brust. „Lieber Knabe!" sagte er, „sey es vielmehr meine Sorge, Dir Deine Wünsche zu erfüllen! Aber mich dünkt, die Herren jenes Fahrzeuges führen keine beneidenswerthe Ladung, sieh wie ängstlich die Männer sich umsehen, und hinter sich und vorwärts; so friedliche Handelsleute sie seyn mögen, fürchten sie doch sogar in dieser Stadt (einst der Stapelplatz der gestitteten Welt!) die Verfolgung eines Piraten, und ehe sie am Ziel ihrer Fahrt sind, kann dieser Pirat sich in der Person eines römischen Edeln zeigen. Ach, wie weit sind wir heruntergekommen!"

Das besprochene Fahrzeug eilte rasch den Strom abwärts und drei oder vier Bewaffnete auf dem Verdeck beobachteten wirklich mit Aufmerksamkeit die beiden stillen Ufer, wie wenn sie einen Feind vermutheten. Bald jedoch entschwand die Barke dem Auge und die Brüder kehrten wieder zu jenen Gegenständen zurück, die, indem sie zu ihrem Thema nichts als die Zukunft bedürfen, für jugendliche Gemüther so anziehend sind.

Endlich, als der Abend hereindunkelte, besannen sie sich, daß die gewöhnliche Stunde ihrer Rückkehr nach Haus vorüber sey und sie traten den Heimweg an.

„Halt!" sagte Cola plötzlich, „wie hat mich unser Gespräch zerstreut! Vater Alberto versprach mir eine seltene Handschrift, die, wie der gute Bruder gestand, das ganze Kloster verblüfft hat. Ich wollte diesen Abend seine Zelle besuchen, um sie zu holen. Warte hier einige Minuten; es ist nur den Aventin halb hinauf. Ich bin bald wieder zurück."

„Kann ich Dich nicht begleiten?"

„Nein," versetzte Cola mit rücksichtnehmender Freundlichkeit, „Du hast den ganzen Tag Mühe und Arbeit getragen und mußt müde seyn; meine Anstrengungen, die körperlichen wenigstens, waren leicht genug. Auch bist Du zart und scheinst bereits erschöpft; die Ruhe wird Dir wohl thun. Ich werde nicht lange aus seyn."

Der Knabe gab sich zufrieden, obgleich er seinen Bruder lieber begleitet hätte. Aber er besaß eine sanfte und nachgiebige Gemüthsart und widerstand selbst den leiseften Wünschen Derer, die er liebte. Er setzte sich auf einen kleinen Hügel am Fluß, und der feste Schritt

und die mannhafte Gestalt seines Bruders waren dem Nachsehenden bald durch das dicke und melancholische Buschwerk entzogen.

Anfangs saß er ganz ruhig, freute sich der kühlen Luft und dachte all den Geschichten vom alten Rom nach, die ihm sein Bruder auf dem Spaziergang erzählt hatte. Endlich erinnerte er sich, daß seine kleine Schwester Irene ihn gebeten, ihr einige Blumen mitzubringen; er pflückte einige, wie er sie in der Nähe fand (und auf dieser wüsten Stelle wuchs gar manche wilde, frozende Blume), setzte sich dann wieder und begann daraus eine Guirlande zu flechten, für welche die Landleute des Südens noch die antike Vorliebe und zum Theil auch die klassische Geschicklichkeit bewahrt haben.

Während der Knabe damit beschäftigt war, hörte man in der Ferne das Stampfen von Pferden und das laute Geschrei von Männern. Sie kamen näher und näher.

„Ein Aufzug von Baronen vielleicht, die von einem Fest zurückkehren;“ dachte der Knabe, „es wird ein hübsches Schauspiel seyn — ihre weißen Federn und Scharlachmäntel — ich sehe dergleichen gar gern, aber ich will ihnen doch aus dem Weg gehen.“

So, mechanisch fortflechtend an seinem Kranz, aber das Auge auf die Stelle gerichtet, woher er den Zug erwartete, begab sich der junge Römer noch näher zu dem Fluß hin.

Jetzt bekam er den Zug zu Gesicht — in der That eine stattliche Schaar; voran Reiter, zu zwei und zwei, wo der Weg es gestattete, auf prächtig geschirrten Pferden — fröhlich flatterten ihre Federn und der Schimmer ihrer Brustharnische glitzerte durch die Schatten des dämmernden Zwiellichts. Ein großer, bunter Haufen, alle bewaffnet, einige mit Piken und Keulen, andere mit minder kriegerischen oder schlechter beschaffenen Waffen, folgte den Rittern, und hoch über Federn und Piken schwankte das blutrothe Panier der Orsini, mit goldschimmerndem Motto und Devise, in letzterer das guelfische Zeichen, die Schlüssel St. Peters, prunkend angebracht. Eine augenblickliche Furcht durchbebte die Seele des Knaben, denn damals und in jener Stadt war ein Edelmann, umgeben von seinem Kriegsgesinde, von den Plebejern mehr gefürchtet als ein wildes Thier; aber zur Flucht war es schon zu spät, der Zug war ihm auf der Ferse.

„He, Knabe!“ rief der Anführer der Reiter, Martino di Porto, von dem mächtigen Hause der Orsini, „hast Du ein Fahrzeug den

Fluß passiren sehen? Aber Du mußt es gesehen haben? Wie lange ist es?"

„Ich sah ein großes Fahrzeug ungefähr vor einer halben Stunde,“ antwortete der Knabe, erschreckt durch die rauhe Stimme und das heroische Wesen des Ritters.

„Sehr schnell segelnd mit einer grünen Flagge auf dem Hintertheil?“

„So ist es, edler Herr!“

„Drauf denn; wir wollen seinen Lauf aufhalten, ehe der Mond aufgeht,“ sagte der Baron. „Drauf! der Knabe soll mit uns, daß er nicht zum Verräther wird und bei den Colonna's Lärm macht!“

„Orsini, Orsini hoch!“ jauchzte die Schaar; „drauf, drauf!“ und seiner Bitten und Vorstellungen ungeachtet wurde der Knabe mitten in den dicksten Schwarm genommen und mit den Uebrigen fortgerissen oder vielmehr geschleppt — zitternd, athemlos, beinahe weinend; den armen Kranz hatte er noch am Arm hängen und in seine sträubende Hand wurde ihm ein Prügel gedrückt. Trotz seinem Schrecken empfand er doch noch eine Art kindischer Neugier, den Ausgang dieser Unternehmung zu sehen.

Aus dem lauten und lebhaften Gespräch seiner Begleiter erfuhr er, daß das Schiff, welches er gesehen, eine Ladung Korn enthielt, bestimmt für eine am Fluß gelegene Feste, welche die Colonna's inne hatten, eben damals in eine erbitterte Fehde mit den Orsini verwickelt; der Zweck dieses Streifzugs, in welchen der Knabe so unglücklicherweise hineingezogen worden, ging darauf, die Vorräthe aufzufangen und sie der Mannschaft des Martino di Porto in die Hände zu spielen. Diese Kunde vermehrte noch die Bestürzung des Knaben, denn er gehörte zu einer Familie, welche unter dem Schutze der Colonna stand.

Knagend und weinend blickte er jeden Augenblick nach dem steilen Pfad des Aventin, aber sein Hort, sein Beschützer verzog noch immer zu kommen.

Sie hatten eine Strecke zurückgelegt, als eine Wendung des Wegs ihnen auf einmal den Gegenstand ihrer Verfolgung zeigte; beim Licht der frühesten Sterne sah man das Schiff rasch stromabwärts eilen.

„Jetzt seyen die Heiligen gesegnet!“ sagte der Anführer; „es ist unser!“

„Halt!“ sagte ein Hauptmann, ein Deutscher, der zunächst an

Martino ritt, halb flüsternd; ich höre Laute, die mir nicht gefallen, von jenen Bäumen her — horch, das Wiehern eines Pferdes! bei meiner Treu, da schimmert auch ein Brustharnisch!“

„Drauf und dran, meine Herren,“ rief Martino, „der Weihe soll nicht den Adler überflügeln! Drauf und dran!“

Mit erneuertem Jauchzen drangen die zu Fuß voran, bis, als sie beinahe das von dem Deutschen bezeichnete Gebüsch erreicht hatten, eine kleine gedrängte Schaar Reiter, bis an die Zähne gewaffnet, unter den Bäumen hervorbrach und mit gesenkten Speeren sich auf die Reihen der Verfolger stürzte.

„Colonna, Colonna!“ und „Orsini, Orsini!“ diese Rufe wechselten laut und heftig ab. Martino di Porto, ein Mann von großer Stärke und Kühnheit und seine Reiter, meist deutsche Miethsoldaten, begegneten dem Angriff unerschüttert.

„Nehmt Euch in Acht vor des Bären * Umarmung!“ rief der Orsini, als sein Gegner, Reiter und Roß, vor seiner Lanze niederstüzte.

Der Kampf war kurz aber heftig; die vollständige Rüstung der Reiter auf beiden Seiten schirmte sie vor Wunden — nicht so mit heiler Haut kamen die nur halb gewaffneten Fußtruppen der Orsini davon, als sie, einer den andern vorandrängend, gegen die Colonna's anrückten. Nach einem Sturm von Steinen und Wurfspeisen, die nur wie Hagelkörner gegen die schweren Panzer der Ritter anprallten, drängten sie sich heran und hemmten durch ihre Menge die Bewegungen der Rosse; während Speer, Schwert und Streitart ihrer Gegner unter ihren undisciplinirten Reihen gräßliche Verwüstung anrichteten. Martino, ziemlich gleichgültig, wie viele vom gemeinen Troß erschlagen wurden, sah, daß der Feind für den Augenblick durch den wilden Andrang und die umfluthende Masse seines Fußvolks behindert war (denn der Kampfplatz, zwar etwas weiter als zuvor die Straße, war doch eng und beschränkt); er gab einigen seiner Reiter ein Zeichen und stand im Begriff weiter dem Schiff nachzureiten, das man jetzt beinahe aus dem Auge verloren hatte, als der Ton eines Hifthorns in einiger Ferne von einem der Feinde auf dem Kampfplatz beantwortet wurde; das Geschrei: „zu Hülfe der Colonna!“ wiederhallte weithin. In wenigen Augenblicken erblickte man eine zahlreiche Schaar zu Pferd in vollem Lauf, die Paniere der Colonna fröhlich voranflatternd.

* Anspielung auf den Namen Orsini.

„Die Pest über die Zauberer! Wer hätte gedacht, daß sie uns so fein ausspioniren würden!“ murmelte Martino, „wir dürfen die ungleiche Wette nicht annehmen!“ und die Hand, die er zuvor erhoben hatte, um vorwärts zu winken, gab jetzt das Zeichen zum Rückzug.

Brust an Brust gedrängt und in voller Ordnung wandten sich Martino's Reiter zur Flucht; das Gesindel zu Fuß, das ausgezogen war um Beute zu machen, blieb jetzt, um sich schlachten zu lassen. Zwar strebten sie dem Beispiel ihrer Führer zu folgen; aber wie konnten sie alle hoffen, den nachsetzenden Schlachtrossen und den scharfen Lanzen ihrer Gegner zu entkommen, deren Blut durch den Kampf erhitzt war und die das Leben der ihnen Preisgegebenen nicht anders ansahen als ein Knabe Wespennester, die er zerstört? Der Haufe zerstreute sich nach allen Richtungen — einige entkamen wirklich auf die Berge, wo die Pfade den Rossen unzugänglich waren — einige stürzten sich in den Fluß und schwammen ans andere Ufer; die weniger Kaltblütigen oder Erfahrenen, welche geradaus flohen, trugen, indem sie die Feinde auf dem Wege hemmten, dazu bei, ihren Anführern das Entkommen zu erleichtern, aber sie selbst fielen Leichnam an Leichnam, in unablässiger, widerstandloser Verfolgung hingeschlachtet.

„Keinen Pardon den Schurken — jeder erschlagene Drfina ist ein Räuber weniger — haut ein für Gott, den Kaiser und die Colonna!“ Dies war das Geschrei, welches den erschrocknen, fallenden Flüchtlingen als Todesglocke in's Ohr drang. Unter denen, die geradaus auf dem der Reiterei zugänglichsten Wege flohen, war auch der junge Bruder Cola's, auf so unschuldige Weise in den Kampf verwickelt. Eilig floh er, von Angst schwindlig — der arme Knabe, der zuvor kaum je von seiner Eltern, seines Bruders Seite gekommen! — Die Bäume schwanden an ihm vorüber, die Ufer entfernten sich — weiter eilte er und rasch hinter ihm her das Stampfen der Hufe, das Jauchzen, die Flüche, das trotzige Gelächter der Feinde, wenn sie über die auf ihrer Bahn liegenden Todten und Sterbenden hinsprengten. Er war jetzt an dem Ort, wo ihn sein Bruder verlassen, hastig schaute er zurück und sah die gesenkte Lanze und den gesträubten Helmbusch des Reiters dicht in seinem Rücken, verzweifelt blickte er um sich und siehe da! sein Bruder stürzte durch das dicke Buschwerk, das den Berg einfaßte und sprang zu seiner Hülfe herbei.

„Rette mich, rette mich, Bruder!“ kreischte er laut und der Schrei traf Cola's Ohr; das Schnauben des stolzen Schlachtrosses berührte ihn mit heißem Hauch; — noch einen Augenblick und mit einem wilden gellenden Ruf: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! sank er zu Boden — eine Leiche; die Lanze des Verfolgers hatte ihn ganz vom Rücken bis zur Brust durchbohrt! und heftete ihn an den Rasen fest, wo er vor noch nicht einer Stunde voll jungen Lebens und sorgloser Hoffnungen gegessen hatte.

Der Reiter riß seinen Speer heraus und setzte seinen Kameraden folgend, seine Verfolgung gegen neue Opfer fort. Cola war herbeigekommen — er befand sich an der Stelle, neben seinem ermordeten Bruder knieend. Gleich darauf kam, unter Hörner- und Trompetengeschmetter ein vornehmerer Zug, als die meisten der bisherigen Streiter gewesen waren, die nur die Vorhut der Colonna ausgemacht hatten. An ihrer Spitze ritt ein bejahrter Mann, dessen langes, weißes Haar unter seinem besiederten Helm hervorquoll und sich mit seinem ehrwürdigen Bart mischte. „Wer ist dies?“ sagte der Führer, sein Pferd anhaltend, „der junge Rienzi!“

Der Jüngling schaute auf als er diese Stimme hörte, stürzte dann auf das Pferd des alten Edelmanns los, umfaßte seine Hände und schrie in kaum artikulirten Tönen: „Es ist mein Bruder! edler Stephan, ein Knabe, ein bloßes Kind! das beste, das sanfteste! Seht wie sein Blut auf das Gras rieselt; zurück! zurück! Die Hufe Eures Pferds waten in dem Blutstrom! Gerechtigkeit, o Herr! Gerechtigkeit! Ihr seyd ein mächtiger Mann!“

„Wer erschlug ihn? ein Orsini ohne Zweifel; Ihr sollt Gerechtigkeit bekommen!“

„Dank, Dank!“ murmelte Rienzi; indem er wieder neben seinen Bruder niedertaumelte, des Knaben Angesicht vom Gras aufhob und hastig nach dem Pulsschlag seines Herzens suchte; er zog rasch seine Hand zurück, denn sie war geröthet von Blut und diese Hand in die Höhe hebend, schrie er wieder: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!“

Die Gruppe um den alten Stephan Colonna wurde, so sehr sie gegen solche Auftritte abgehärtet war, doch durch diesen Anblick erschüttert. Ein schöner Knabe, dem die Thränen heftig seine Wangen herunter rannen und der seinen Zelter dicht an der Seite des alten Colonna ritt, zog sein Schwert. „Herr,“ sagte er, halb

schluchzend, „nur ein Drisini konnte einen harmlosen Jüngling, wie diesen, morden; laßt uns keinen Augenblick verlieren! laßt uns den Schurken nachsetzen!“

„Nein, Adrian, nein!“ rief Stephan, seine Hand dem Knaben auf die Schulter legend, „dein Eifer ist lobenswerth, aber wir müssen uns vor einem Hinterhalt hüten. Unsere Leute haben sich zu weit gewagt — heba, hieher! bläst zur Umkehr!“

In wenigen Augenblicken brachten die Hüfthörner die Verfolger zurück — unter ihnen auch den Reiter, dessen Speer einen so unglücklichen Mißgriff gethan. Er war der Anführer in dem Kampfe mit Martino di Porto gewesen und das Gold an seiner Waffentrüstung und das prächtige Geschirr seines Streitrosses verriethen seinen hohen Rang.

„Dank, mein Sohn, Dank,“ begrüßte der alte Colonna diesen Ritter, „du hast brav und tapfer dich gehalten. Aber sag mir, weißt du — denn du hast ja ein Adlerauge — wer von den Drisini diesen armen Knaben erschlug? — eine schändliche That, seine Familie gehört noch dazu zu unsern Schülzlingen!“

„Wer? jener Bursch?“ versetzte der Reiter, den Helm vom Haupt nehmend und sich die erhitzte Stirn abwischend; „sagt Ihr so! wie kam er denn unter des Martino Spizbuben? Ich besorge, der Irrthum ist ihm theuer zu stehen gekommen. Ich mußte annehmen, er gehöre zu der Bande der Drisini und so — und so —“

„Ihr erschlugt ihn!“ rief Rienzi mit einer Donnerstimme, sich vom Boden aufraffend. „Gerechtigkeit also, mein Herr Stephano! Gerechtigkeit! Ihr verspricht mir Gerechtigkeit und ich will sie haben!“

„Mein guter Junge,“ sagte der Alte mitleidig, „Es wäre Euch Gerechtigkeit geworden gegenüber von den Drisini, aber seht Ihr nicht, daß dies ein Irrthum war! Mich wundert nicht, wenn Ihr jetzt zu betrübt seyd, um Vernunft anzunehmen. Wir müssen dies mit Euch ins Gleiche bringen.“

„Und nehmt dies für Seelenmessen für den Knaben; der Unfall thut mir sehr leid,“ sagte der jüngere Colonna, eine Geldbörse ihm zuwerfend. „Ja, kommt zu uns in den Palast nächste Woche junger Cola — nächste Woche. Mein Vater, es wäre das Beste, wir kehreten zu dem Schiff um; es bedarf vielleicht jetzt unsrer zu seiner Sicherheit.“

„Necht, Gianni; zwei von Euch bleiben und nehmen sich der

Leiche des armen Burschen an! ein betrübender Zufall, wie mochte es sich so treffen?"

Der Zug wandte sich wieder dahin, von wo sie gekommen waren und außer zwei gemeinen Soldaten, welche da blieben, verweilte nur der Knabe Adrian einige Augenblicke und bemühte sich Rienzi zu trösten, der, wie ein Wahnsinniger, starr dastand, dem dahineilenden Schwarm nachstierte und vor sich hin murmelte: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Ich will sie schon noch bekommen!“

Die laute Stimme des ältern Colonna rief Adrian ab, der sich widerstrebend und mit Thränen entfernte. „Laßt mich Euern Bruder seyn,“ sagte der tapfere Knabe, zärtlich die Hand des Jünglings an sein Herz pressend, „ich wünsche mir einen Bruder wie Ihr!“

Rienzi antwortete nicht; er beachtete und hörte ihn nicht — dunkle und wilde Gedanken, Gedanken worin der Keim einer gewaltigen Revolution lag, erfüllten sein Herz. Er erwachte daraus mit einer heftigen Bewegung, als die Soldaten aus ihren Schilden eine Art von Bahre für den Leichnam zu machen sich bemühten, brach in Thränen aus, drängte sie trotzig weg und drückte den Entseelten an seine Brust, bis er im eigentlichsten Sinn von dem hervorquellenden Blut durchnäßt war.

Der Kranz des armen Kindes war selbst als es fiel, nicht von seinem Arme geglitten und hing, in die Kleider verwickelt, jetzt noch an ihm. Dieser Anblick erinnerte Cola wieder an all die Zärtlichkeit, die Gutherzigkeit und gewinnende Anmuth seines einzigen Bruders, seines einzigen Freundes! Es war ein Anblick, der den frühen und unverdienten Tod des schuldblosen Knaben noch unmenschlicher erscheinen ließ. „Mein Bruder! mein Bruder!“ stöhnte der Ueberlebende, „wie soll ich unsrer Mutter wieder unter die Augen treten? wie werde ich nur die Nacht und Einsamkeit wieder ertragen? So harmlos! Seht, Ihr Herren, er war nur zu zärtlich. Und sie wollen uns keine Gerechtigkeit schaffen, weil sein Mörder ein Adeliger und ein Colonna ist. Und dieses Gold noch gar! Gold für das Blut eines Bruders! Werden sie uns“ — und die Augen des jungen Mannes funkelten wie Feuer, „werden sie uns keine Gerechtigkeit geben? Die Zeit wird es lehren!“ Mit diesen Worten beugte er sein Haupt über den Leichnam; seine Lippen bebten wie vor einem innerlichen Gebet oder einer Beschwörung; dann stand er auf; sein Antlitz war so blaß wie der Todte neben ihm; aber es war nicht mehr blaß vor Schmerz!

Von diesem blutigen Körper, von diesem innerlichen Gebet stand Cola di Rienzi als ein verwandeltes Wesen auf. Mit seinem jugendlichen Bruder starb seine eigene Jugend. Ohne dies Ereigniß wäre der künftige Befreier Roms vielleicht nur ein Träumer, ein Gelehrter, ein Dichter geworden; — ein friedlicher Nebenbuhler Petrarca's, ein Mann des Gedankens, nicht der That. Aber von diesem Zeitpunkt an wurden alle seine Fähigkeiten und Kräfte, seine Träume, sein Geist auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt; und die Vaterlandsliebe, zuvor ein Traumbild, zog an das Leben und die Thätigkeit einer Leidenschaft, entzündete sich unauslöschlich, gewann eine hartnäckige Stärke und eine fürchterliche Weihe — durch den Wunsch nach Rache!

Zweites Kapitel.

Ein historischer Ueberblick — nicht zu überschlagen! außer etwa von denjenigen, die, was sie lesen, nicht eben verstehen wollen.

Jahre waren vergangen und der Tod des römischen Knaben war über bedeutenderen und minder entschuldbaren Mordthaten bald vergessen — vergessen beinahe von den Eltern des Getödteten über dem wachsenden Ruf und Glück ihres älteren Sohns — doch nie vergeben und vergessen von diesem selbst. Aber hier, zwischen dem blutigen Prolog und dem darauf folgenden politischen Drama, zwischen dem erbleichenden Interesse, so zu sagen, eines Traums, und den geschäftigeren, kräftigeren und fortbauenden Aufregungen eines kühneren Lebens — hier mag die passendste Stelle seyn, dem Leser einen kurzen und raschen Umriss von dem Zustand und den Verhältnissen der Stadt zu geben, in welche die Hauptscenen dieser Geschichte fallen; einen Umriss, der vielleicht für Viele nothwendig ist zu einem völligen Verständniß der Triebfedern bei den Handelnden und der mannigfaltigen Verwicklungen des Knotens.

Trog dem, daß so vielfache und buntgemengte Völkerstämme in der Stadt der Cäsarn sich mit Gewalt der Waffen angesiedelt, hielt doch die Bevölkerung Roms noch einen unklaren Begriff von ihrer Oberherrschaft über die übrige Welt fest, und besaß, wie sehr auch entartet von den eisernen Tugenden der Republik, noch all den übermüthigen und unbotmäßigen Ungeßüm, welcher die Plebs des alten Forum auszeichnete. Unter einer trotzigen, aber nicht tapfern

Bevölkerung betrogen sich die Edeln weniger wie listige Tyrannen, als wie unbarmherzige Banditen. Die Päbste hatten vergebens gegen diese hartnäckigen und trotzigen Patricier gekämpft. Ihr Stand verlacht, ihre Herrschaft verhöhnt, ihre Person beschimpft — so residirten die fürstlichen Priester, die Gebieter des übrigen Europa, im Vatican, wie Gefangene in der Angst vor der Execution. Als, dreißig Jahre vor den zu erzählenden Ereignissen, ein Franzose, unter dem Namen Clemens V. den Stuhl St. Peters bestiegen, hatte der neue Pabst, mehr vorsichtig als muthig, Rom verlassen und sich in die Ruhe Avignon's zurückgezogen; die üppige Stadt einer fremden Provinz wurde der Hof des römischen Bischofs und die Residenz der christlichen Kirche.

Nachdem so die Beschränkung durch die Anwesenheit des Pabsts auch nicht einmal dem Namen nach mehr vorhanden war, durfte man behaupten, daß die Macht der Adelligen keine Grenzen mehr hatte, als ihre eigene Laune und ihre gegenseitige Eifersucht und Fehden. Obwohl sie durch fabelhafte Genealogien ihre Abkunft von den alten Römern zu erhärten strebten, waren sie in Wahrheit größtentheils die Abkömmlinge der kühnern Barbaren des Nordens; und angesteckt mehr von der Lücke Italiens, als von seinen nationalen Neigungen erfüllt, behielten sie die Verachtung ihrer fremdländischen Ahnen gegen ein erobertes Land und ein entartetes Volk bei. Während das übrige Italien, besonders Florenz, Venedig und Mailand, die andern Länder Europas in Gestittung und Kunst weit und rasch überflügelte, schienen die Römer eher zurück als vorwärts zu kommen, mit keinen Gesetzen beglückt, von der Kunst nicht heimgesucht, entfremdet eben so der Ritterlichkeit eines kriegerischen, wie den milden Tugenden eines friedlichen Volks. Aber sie besaßen noch das Gefühl für Freiheit und das Verlangen nach ihr, und suchten durch gewaltsame Aufwallungen und verzweifelte Kämpfe den Namen zu rechtfertigen, den sich ihre Stadt noch immer anmaßte: Hauptstadt der Welt! In den letzten zwei Jahrhunderten hatten sie mehrere Revolutionen durchgemacht — kurz, oft blutig, und immer erfolglos. Noch immer jedoch herrschte das leere Gepränge einer Volksregierung. Die dreizehn Quartiere der Stadt ernannten jedes einen Obern, und die Versammlung dieser Magistrats, Caporioni genannt, besaßen der Theorie nach eine Gewalt, welche auszuüben sie nie die Macht oder den Muth hatten. Noch existirte der stolze Name der Senatoren; aber zur damaligen Zeit war diese Würde

auf ein paar Personen beschränkt, die bald das Volk, bald der Adel wählte. Die an den Namen geknüpfte Amtsgewalt scheint keine bestimmte Grenzen gehabt zu haben; es war die eines trotzigem Dictators oder die einer unmächtigen Puppe, je nachdem der damit Bekleidete Kraft hatte, der angenommenen Würde Geltung zu verschaffen. Sie wurde immer nur Adelligen übertragen und von Adelligen wurden alle Unbilden verübt. Den Privathass befriedigte man, so oft man die öffentliche Gerechtigkeit anrief; und die Aufrechterhaltung der Ordnung war blos Erfüllung von Gelüsten der Rache.

Ihre Paläste richteten die römischen Barone wie Castelle und Festungen der Fürsten ein, sicherten sich ihre Unabhängigkeit von jeder Gewalt und jedem Gesetz durch Anlegung von Befestigungswerken, nahmen fürstliche Gewalt in den Patrimonialbesitzungen der Kirche in Anspruch, und machten ihren Stand noch überlegener und noch gehäpfter durch Unterhaltung von Truppen und ausländischen, besonders deutschen Söldnern, die tapferer im Feld, disciplinirter im Dienst und geschickter in den Waffen waren, als selbst die freiesten Italiener der damaligen Zeit. So vereinigten sie in sich die richterliche und militärische Gewalt, nicht zum Schutz, sondern zum Verderben Roms. Von diesen Baronen waren die mächtigsten die Drufini und die Colonna; ihre Fehden waren erblich und unaufhörlich, und jeder Tag legte Zeugniß ab von den Früchten ihres ungesetzlichen Kriegsführens, in Raub, Mord und Brand. Die Schmeichelei oder die Freundschaft Petrarka's, dem neuere Historiker allzu leicht Glauben schenken, hat die Colonna besonders der hier zu behandelnden Zeit mit einem Schimmer und einer Würde bekleidet, die ihnen nicht gebühren. Gewaltthätigkeit, Betrug, Mordmord — schmutzige Habsucht, womit sie sich einträgliche Stellen verschafften, übermüthige Unterdrückung ihrer Mitbürger und das schwachvollste Anschmiegen an eine ihnen überlegene Macht — dies bezeichnet, mit nur wenigen Ausnahmen, den Charakter der ersten Familie in Rom. Aber reicher als die übrigen Barone waren sie eben deshalb auch verschwenderischer und vielleicht einsichtsvoller; ihr Stolz gefiel sich darin, daß sie die Gönner der Künste spielten, in deren Ausübung sie sich doch ziemlich unbeholfen anstellten. Von diesen zahlreichen Unterdrückern wandten sich die römischen Bürger mit brünstigem ungeduldigem Ingrimm ihren dunkeln und unaufgeklärten Vorstellungen von ehemaliger Größe und Freiheit zu. Sie vermengten die Fetten des Kaiserthums mit denen der Republik, und

betrachteten oft den deutschen König, dem seine Erwählung jenseits der Alpen, aber sein Titel als Kaiser von den Römern zu Theil wurde, als einen, der sein legitimes Amt und seinen eigentlichen Namen verlassen und aufgegeben habe; in der eiteln Einbildung, daß, wenn der Kaiser und der Pabst ihren Sitz in Rom aufschlugen, Freiheit und Gesetz wieder ihre natürliche Heimath unter der wiedererweckten Herrlichkeit des römischen Volks aufsuchen würden.

Die Abwesenheit des Pabsts und seines Hofes trug viel zur Verarmung der Bürger bei, und noch augenfälliger hatten sie durch die Streifzüge von Räuberhorden gelitten, die, zahlreich und schonungslos, die Romagna beunruhigten, alle Heerstraßen belagerten und bald heimlich, bald öffentlich von den Baronen in Schutz genommen wurden, welche oft ihre Mannschaften mit Banditti rekrutirten.

Aber neben den kleinern, gemeinen Räubern war in Italien eine noch viel furchtbarere Art von Freibeutern aufgekomen. Ein Deutscher, welcher sich den stolzen Titel eines Herzog Werner beilegte, hatte wenige Jahre vor der Periode, die wir uns nähern, eine ansehnliche Macht angeworben und organisirt, „die große Compagnie“ genannt, womit er Städte belagerte und in Länder einfiel, ohne einen ehrenvolleren Vorwand als den der Plünderung. Sein Beispiel fand bald Nachahmung; zahlreiche, auf ähnliche Art organisirte Compagnieen verheerten das zerrissene und getheilte Land. Sie traten auf, erschienen, wie durch Zauberei aus der Erde gewachsen, vor den Mauern der Städte und verlangten ungeheure Summen für Gewährung des Friedens. Kein Tyrann und keine Republik besaß hinlängliche Streitkräfte, ihnen Widerstand zu leisten; und wenn man andere nordische Soldtruppen gegen sie in den Kampf führte, so wurden nur die Reihen der Freibeuter dadurch mit Ausreißern verstärkt. Soldtruppen schlugen sich nicht gegen Soldtruppen, Deutsche nicht mit Deutschen; größere Löhnung und zügellosere Plünderung machten die Zelte der Compagnieen weit anziehender, als die regelmäßigen Kriegsdienste einer Stadt, oder die langweilige Burg und die armen Geldkisten eines Fürsten. Werner, der unversöhnlichste und trozigste dieser Abenteurer, der sich seiner Schändlichkeiten so offen gerühmt hatte, daß er auf der Brust ein silbernes Schild mit der Aufschrift trug: Feind Gottes, des Mitleidens und der Barmherzigkeit! hatte vor kurzem erst die Romagna mit Feuer und Schwert verwüstet. Aber endlich führte er, durch Geld bewogen,

oder außer Stand, die wilden Geister, die er aufgerufen, zu zügeln, die Hauptmasse seiner Compagnie nach Deutschland zurück. Kleine Abtheilungen jedoch blieben, durch das Land zerstreut, zurück, und harrten nur eines geschickten Führers um sich wieder zu vereinigen; unter denen, welche für diesen Beruf am geeignetsten erschienen, war Walter von Montreal, ein Johanniter und Edelmann aus der Provence, dessen Tapferkeit und kriegerischer Geist seinem Namen, obwohl er noch jung war, doch schon einen gefürchteten Ruf verschafft hatten, und dessen Ehrgeiz, Erfahrung und Scharfsinn, unterstützt durch manche ritterliche und edle Eigenschaft, ihn zu weit größern und wichtigeren Unternehmungen befähigten, als die wilden Beutezüge des abscheulichen Werner gewesen waren. Kein Staat hatte unter diesen Unbilden härter gelitten als Rom. Die Patrimonialländereien des Papsts — zum Theil durch kleine Tyrannen ihm abgezwungen, zum Theil von den fremden Räubern verwüstet — warfen einen gar armseligen Ertrag ab für die Bedürfnisse Clemens VI., des vollendetsten Weltmanns und anmuthigsten Lüstlings seiner Zeit; und der gute Vater hatte einen Plan erdacht, die Römer und ihren Bischof zugleich zu bereichern.

Beinahe fünfzig Jahre vor dem Zeitraum, der uns beschäftigt, hatte, um theils die päpstlichen Geldkisten wieder zu füllen, theils um die verhungerten Römer zufrieden zu stellen, Bonifazius VIII das Jubelfest, oder das heilige Jahr angeordnet; in der That die Erneuerung einer heidnischen Sitte. Vollständiger Ablass ward jedem Katholiken verheißen, der in diesem Jahr und je im ersten Jahr aller künftigen Jahrhunderte die Kirchen von St. Peter und von St. Paul besuchen würde. Ein ungeheures Zusammenströmen von Pilgern aus allen Theilen der Christenheit hatte die Weisheit dieser Erfindung bewährt, „und zwei Priester standen Tag und Nacht, mit Rechen in der Hand, da, um, ungezählt, die Gold- und Silberhaufen einzustreichen, welche auf den Altar des heiligen Paulus ausgeschüttet wurden.“ *

Man darf sich nicht darüber wundern, daß dies so höchst gewinnreiche Fest, noch ehe das Jahrhundert abgelaufen war, einem billig denkenden Papst allzuweit hinausgeschoben erschien. Papst und Stadt stimmten in der Ansicht zusammen: daß eine nicht so entfernte Wiederkehr desselben erwünscht seyn dürfte. Demgemäß hatte Clemens VI. unter dem Namen eines mosaïschen Jubeljahrs,

* Gibbon XII. 59.

ein zweites heiliges Jahr ausgeschrieben für 1350, das heißt: binnen drei Jahren von dem Zeitpunkt an, wo wir stehen. Dieser Umstand trug nicht wenig bei, die Erbitterung des Volks gegen die Barone zu schärfen und die Ereignisse unserer Erzählung vorzubereiten; denn die Straßen waren, wie schon gesagt, durch die Banditti, die Creaturen und Verbündete der Barone, unsicher gemacht. Und wenn die Straßen nicht gesäubert wurden, so mochten die Pilger nicht erscheinen. Es war die Aufgabe des päpstlichen Vikars Raimund, Bischof von Orvieto (ein guter Canonist und schlechter Politiker), durch alle Mittel wo möglich die Hindernisse wegzuräumen, welche zwischen den Opfern der Frömmigkeit und dem Schatz St. Peters standen.

So war, kurz gefaßt, der Zustand Roms zur Zeit der Ereignisse, welche ich zu erzählen im Begriff stehe. Noch hing, in den Augen Italiens und Europas, der alte Mantel des Ruhms selbst um die Ruinen. Dem Namen nach wenigstens war sie noch die Königin der Erde und aus ihren Händen kamen die Krone des nordischen Kaisers und die Schlüssel des Vaters der Kirche. Ihre Lage war gerade von der Art, wie sie kühnem Ehrgeiz einen ungeheuern, glänzenden Triumph, — entschlossenem Patriotismus ein begeisterndes, wenn auch trauriges Schauspiel — und eine geeignete Bühne darbot für jene erhabnere Tragödie, die unter den wechselnden Schicksalen und den Verbrechen der Völker ihre Begebenheiten sucht, ihre handelnden Personen erwählt und ihre Moral aufstellt.

Drittes Kapitel.

Der Volksaufstand.

An einem Aprilabend im Jahre 1347 war auf einem der weiten Plätze, wo das neue und das alte Rom zusammengemengt erschienen — beide verwüstet und in Trümmern — eine bunte, empörte Volksmenge versammelt. An diesem Morgen war das Haus eines römischen Goldschmieds von den Soldaten des Martino di Porto erstürmt und geplündert worden, mit einem frechen Uebermuth, der noch die gewöhnliche Zügellosigkeit der Barone übertraf. Die Theilnahme und Aufregung in der Stadt war tief und Unheil verkündend.

„Nie will ich mich dieser Tyrannei unterwerfen!“

„Auch ich nicht!“

„Auch ich nicht!“

„Bei den Gebeinen St. Peters, auch ich nicht!“

„Und welche Tyrannei, meine Freunde, ist es, der Ihr Euch nicht unterwerfen wollt?“ sagte ein junger Edelmann, sich zu dem Haufen der Bürger wendend, die, erhit, zornig, halb bewaffnet, mit den heftigen Geberden italienischer Leidenschaft, die lange und enge Straße hinauf wogten, welche zu dem finstern Wohnsitz der Orsini führte.

„Ach, Herr!“ riefen zwei oder drei Bürger in Einem Athem, „Ihr werdet uns helfen, Ihr werdet darauf sehen, daß uns Gerechtigkeit wird — Ihr seyd ein Colonna!“

„Ha, ha, ha!“ lachte höhnisch ein Mann von ~~hässlicher~~ hässlicher Gestalt, hoch einen gewaltigen Hammer, als Zeichen seines Gewerbes, schwingend; „Gerechtigkeit und Colonna! Corpo di Dio, die Namen findet man selten bei einander!“

„Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! Er ist ein Orsini — nieder mit ihm!“ riefen wenigstens zehn aus dem Haufen — aber Niemand erhob sich gegen den Riesen.

„Er spricht die Wahrheit,“ sagte eine zweite Stimme mit Festigkeit.

„Ja, das thut er,“ sagte ein Dritter, die Stirn runzelnd und sein Messer ziehend, „und wir wollen dabei bleiben. Die Orsini sind Tyrannen — und die Colonna sind, im besten Fall, eben so schlimm!“

„Du lügst in Deine Zähne hinein, Schuft!“ rief der junge Edelmann, trat gegen den Haufen vor und stellte sich dem letzten Lästler auf die Colonna gegenüber.

Vor dem flammenden Aug' und der drohenden Miene des Cavaliers zog sich der Ehrenmann von Händelsucher einige Schritte zurück, so daß er freien Raum ließ zwischen der gewaltigen Gestalt des Schmieds und dem kleinen, schlanken, aber kräftig gebauten jungen Edelmann.

Von Geburt an gewohnt den Muth von Plebejern zu verachten, aber zugleich nicht sehr eifersüchtig auf ihren eigenen Ruf in dieser Beziehung, waren die römischen Patricier der Theilnahme an solchen plumpen Kaufereien nicht ungewohnt, und nicht selten reichte die bloße Anwesenheit eines Adeligen hin ganze Haufen zu zerstreuen, welche den Augenblick zuvor gegen seinen Stand und sein Haus Rache geschraubt hatten.

So schüttelte denn jetzt der junge Adrian di Castello, ein weitläufiger Better der Colonna, die Hand gegen den Schmied und ganz unbekümmert um seine geschwungene Waffe und um seine Riesengestalt, gebot er ihm in herrischen Tone, Platz zu machen.

„In Eure Häuser, Freunde! und wißt,“ sagte er mit einiger Würde, „daß Ihr uns sehr Unrecht thut, wenn Ihr Euch einbildet, wir theilen die Uebelthaten der Orsini, oder wir fröhnen nur unsern eignen Leidenschaften in der Fehde zwischen ihrem und unserm Haus. Möge die Mutter Gottes so sich meiner annehmen,“ setzte er, die Augen zum Himmel aufschlagend, hinzu, „wie ich jetzt mit Wahrheit versichre, daß um Eurer und der Leiden Roms willen, ich dies Schwert gegen die Orsini gezogen habe!“

„So sagen die Tyrannen alle,“ versetzte feck der Schmied und lehnte seinen Hammer gegen das Bruchstück eines Steins — eines Ueberrests vom alten Rom — „sie fechten nie gegen einander, daß es nicht zu unsrem Besten wäre. Ein Colonna schneidet Orsini's Bäcker die Gurgel ab — es geschieht zu unsrem Besten. Ein anderer Colonna entführt einem Schneider der Orsini seine Tochter — es geschieht zu unsrem Besten. Für unser Bestes, für das Beste des Volks! das Beste der Bäcker und Schneider, he?“

„Bursche,“ sagte der junge Edelmann ernst, „wenn ein Colonna dies that, so handelte er unrecht, aber die heiligste Sache kann schlechte Vertheidiger haben.“

„Ja, die heilige Kirche selbst ist oft auf sehr ungleiche Säulen gestützt,“ antwortete der Schmied mit einem groben Witz auf die Vorneigung des Papsts für die Colonna.

„Er lästert! Der Schmied lästert Gott!“ schriegen die Anhänger dieses mächtigen Hauses. „Colonna, Colonna!“

„Orsini, Orsini!“ erhob sich eben so schnell ein Geschrei dagegen.

„Das Volk!“ brüllte der Schmied, seine furchtbare Waffe hoch über den Köpfen des Volkshaufens schwingend.

In einem Augenblick war der ganze Schwarm, ursprünglich vereinigt gegen den Frevel Eines Mannes, durch den angeerbten Parteihaß getheilt. Auf das Geschrei: Orsini! waren einige weitere Anhänger herbeigeeilt; die Freunde der Colonna zogen sich auf die eine Seite, die Vertheidiger der Orsini auf die andere — und die Wenigen, die mit dem Schmied übereinstimmten: daß beide gleichen Haß verdienen und bei einer Volksbewegung das Volk

allein das hergehörige Feldgeschrei sey, würden sich dem bevorstehenden Handgemenge entzogen haben, wenn nicht der Schmied selbst, der von ihnen als eine Autorität von großem Einfluß betrachtet wurde — sey es nun aus Nachsicht wegen des hochmüthigen Benehmens des jungen Edelmanns, oder in Kraft jener Kampflust, wie sie bei Männern nicht selten ist, denen ihre Stärke und Gewandtheit bei allen thätlichen Begegnungen das erhabene Vergnügen der Ueberlegenheit sichert — wenn nicht der Schmied selbst, nach einem augenblicklichen Bedenken, sich unter die Drsinischen gestellt und durch sein Beispiel die Verstärkung dieser Partei durch seine Freunde bewirkt hätte.

Bei Volksbewegungen wird Jeder vom Strome mit fortgerissen, oft halb gegen eigenen Willen und Vorfaß. Die wenigen begütigenden Worte, welche Adrian di Castello an seine Anhänger richtete, wurden von ihrem Brüllen übertäubt. Stolz, in ihren Reihen einen der Beliebtsten und Edelsten dieses Namens zu zählen, stellten die Anhänger der Colonna ihn an ihre Spitze und griffen die Feinde ungestüm an. Adrian jedoch, der durch besondere Verhältnisse sich etwas von jenen Grundsätzen der Ritterlichkeit angeeignet, die er gewiß seiner römischen Geburt nicht verdankte, hielt es anfänglich seiner unwürdig, Leute anzugreifen, unter welchen er keinen ihm an Rang oder in Uebung der Waffen Gleichen bemerkte. Er begnügte sich, die wenigen Streiche, die in der brausenden Verwirrung des Kampfs auf ihn gerichtet wurden, abzuwehren; wenige, sagte ich, denn selbst die erbittertsten Gegner auf der Seite der Drsini hatten, wenn sie ihn erkannten, keine Lust, sich der Gefahr und der gehässigen Anklage auszusetzen, das Blut eines Mannes vergossen zu haben, der außer seiner hohen Geburt und der furchtbaren Macht seiner Verwandtschaft, auch noch unter dem Schutze einer persönlichen Beliebtheit beim Volke stand, die er freilich mehr einer Vergleichen mit der Lasterhaftigkeit seiner Verwandten verdankte, als eigenen, ausgezeichneten Tugenden, die er bisher selbst entwickelt hätte. Der Schmied allein, der bisher an dem Kampf noch keinen thätlichen Antheil genommen, schien sich zu entschiedenem Angriff aufzuraffen, als der Ritter ihm auf wenige Schritte nahe kam.

„Sagten wir Dir nicht,“ rief ihm der Riese mit gerunzelter Stirn entgegen, „daß die Colonna eben so sehr Feinde des Volks seyen wie die Drsini? Betrachte Deinen Anhang, Deine Klienten; schneiden sie nicht gemeinen Leuten die Gurgel ab bei Gelegenheit

der Rache für den Frevel eines Vornehmen? Aber so geißelt immer ein Patricier die Frechheit des andern. Er schlägt mit der Ruthe auf den Rücken des Volks los und ruft dann: seht wie gerecht ich bin!"

"Ich antworte Dir jetzt nicht," versetzte Adrian, "aber wenn Du mit mir dies Blutvergießen beklagst, so stehe mir bei in dem Versuch ihm zu steuern."

"Ich nicht! laßt das Blut der Sklaven heute fließen; bald kommt die Zeit, wo es wird abgewaschen werden durch das Blut der Herrn."

"Weg, Schurke!" erwiderte Adrian, der jetzt das Gespräch nicht mehr fortsetzen mochte, und dem Schmied mit der flachen Seite seines Schwertes einen Streich gab. In einem Augenblick schwebte der schwere Hammer des Schmiedes in der Luft und hätte, ohne die behende Gewandtheit des jungen Edelmanns, ihn unfehlbar zu Boden geschmettert. Ehe der Schmied zu einem zweiten Streich Zeit gewann, fuhr Adrians Schwert zweimal durch seinen rechten Arm und die Waffe fiel schwer auf die Erde.

"Schlagt ihn todt! schlägt ihn todt!" schrien einige von der Partei der Colonna, die sich jetzt, feigerweise, um den entwaffneten und unmächtigen Schmied drängten.

"Ja, schlägt ihn todt," sagte in erträglichem Italienisch, aber mit barbarischem Accent, ein Mann in halber Rüstung, der eben erst in das Gewühl gekommen und einer von den wilden deutschen Banditen war, welche im Solde der Colonna standen, "er gehört zu einer abscheulichen Rotte Verworfener, die sich gegen Ordnung und Frieden verschworen haben. Er ist einer von den Gefellen Rienzi's und bei den drei Königen! er wüthet für das Volk!"

"Du hast Recht, Barbare!" sagte der trozige Schmied mit lauter Stimme und riß mit der linken Hand sich das Unterkleid von der Brust, "kommt alle herbei — Colonna und Orsini — bohrt eure scharfen Klingen in dies Herz und wenn Ihr den Mittelpunkt erreicht, werdet Ihr da den Gegenstand Eures gemeinschaftlichen Hasses finden — Rienzi und das Volk!"

Wie er diese Worte rief, in einer Sprache, welche über seinen Stand hinaus scheinen konnte, wenn nicht ein gewisser Glanz und eine Uebertreibung in Ausdruck und Empfindung allen Römern, im Zustand der Aufregung, gemein wäre, überrönte seine laute Stimme den Lärmen in seiner nächsten Nähe und beschwichtigte für einen Augenblick das allgemeine Getöse; und als endlich zuletzt die Worte:

Rienzi und das Volk! ertönten, durchdrangen sie durch und durch die immer anwachsende Volksmenge und wurden wie durch ein hundertstimmiges Echo beantwortet: Rienzi und das Volk!

Doch welchen Eindruck auch die Worte des Handwerkers auf die Uebrigen machten — ebenso sichtbar äußerte er sich auch bei dem jungen Colonna. Bei dem Namen Rienzi verschwand die Röthe der Aufregung von seiner Wange; er fuhr zurück, murmelte vor sich hin, und schien einen Augenblick inmitten dieser lärmenden Bewegung in eine träumerische, tiefe Zerstreuung versunken. Er kam, als das Geschrei verhallte, wieder zu sich; er sagte mit leiser Stimme zu dem Schmied: „Freund, deine Wunde thut mir leid; aber suche mich morgen auf und Du wirst finden, daß Du mir ~~Wahrheit~~ thatest;“ er winkte dem Deutschen, ihm zu folgen und schlug seinen Weg durch die Menge ein, wo man ihm überall auswich. Denn der bitterste Haß gegen den Stand der Adeligen war damals in Rom gemischt mit einer unterwürfigen Achtung gegen ihre Personen und einer geheimnißvollen Angst vor ihrer unumschränkten Macht.

Als Adrian durch denjenigen Theil der Volksmasse hindurchschritt, wo der Kampf noch nicht begonnen hatte, da war das Gemurmel, das ihm folgte, nicht von der Art, wie es viele seines Geschlechts würden zu hören bekommen haben.

„Ein Colonna!“ sagte Einer.

„Und doch kein Mädchenräuber!“ sagte ein Anderer wild lachend.

„Und auch kein Mörder,“ murmelte ein Dritter, seine Hand an die Brust drückend.

„Nicht er ist es, gegen den' das Blut meines Vaters so laut schreit!“

„Heil ihm!“ sagte ein Vierter, „denn bis jetzt flucht ihm noch Niemand.“

„Ha, Gott steh uns bei!“ sagte ein alter Mann, mit einem langen grauen Bart, sich auf seinen Stab stützend, „die Schlange ist jetzt noch jung; nach und nach werden schon die Zähne hervorkommen.“

„Schämt Euch, Vater! es ist ein freundlicher Junge und nicht im Mindesten stolz. Was er für ein Lächeln hat!“ sagte eine alte Matrone, die sich in der Nähe des Handgemenges gehalten hatte.

„Gute Nacht der Ehre eines Mannes, wenn ein Edelmann sein Weib anlacht!“ war die Antwort.

„Nein!“ sagte Luige, ein munterer Fleischer mit verschlagenem

Auge, „was ein Mann mit guter Art von Mädchen oder Weibern gewinnen kann, das gönnt ihm; sey er Plebejer oder Edelmann — das ist meine Moral; aber wenn ein häßlicher alter Patricier sieht, daß seine schöne Worte keine schöne Blicke gewinnen, und mir eine Frau fortschleppt auf dem Rücken eines deutschen Ebers und dem Ehemann zum Trost einen Stich in die Seite versetzt — dann, sage ich, ist er ein heilloser Mann und ein Ehebrecher.“

Während solche Glossen und Bemerkungen dem Edelmann folgten, begleiteten ganz andere Blicke und Worte den deutschen Soldaten.

Eben so bereitwillig, ja noch schneller wich die Volksmasse dem schwer einhererschreitenden Bewaffneten aus, aber nicht mit ehrerbietiger Miene; wo er sich näherte, da funkelten die Augen, aber die Wangen erblaßten — die Köpfe senkten sich, die Lippen zitterten; jeder fühlte einen Schauer des Hasses und der Furcht, als erblickte er einen gefürchteten Todfeind. Wohl bemerkte, aber mit Ingrimm, der trotzige Soldat die Zeichen des allgemeinen Widerwillens. Er drängte sich heftig vorbei — halb lächelnd in Verachtung, halb stirnrunzelnd aus Rachsucht, wie er sich zu beiden Seiten umsah — und sein langes, geflochtenes, helles Haar, sein rothbrauner Schnauzbart und seine fennige Stirn stachen sonderbar ab gegen die dunkeln Augen, die rabenschwarzen Haare und die schlanken Gestalten der Italiener.

„Möge Zwaiser zweimal zur Hölle holen diese deutschen Gurgelschneider!“ brummte einer von den Bürgern zwischen den übereinander gebissenen Zähnen.

„Amen!“ sagte ein Anderer aus vollem Herzen.

„Bsch!“ sagte ein Dritter, sich furchtsam umsehend, „wenn Dich Einer von ihnen hört, bist Du ein verlorener Mann!“

„O Rom! Rom! wie tief bist du gesunken!“ sagte mit Bitterkeit ein Bürger in Schwarz gekleidet und von vornehmerem Aussehen als die Uebrigen, „wenn du in deinen Straßen bei dem Fußtritt eines barbarischen Miethlings zitterst!“

„Hört Einen von unsern gelehrten Männern und reichen Bürgern!“ sagte der Fleischer ehrerbietig.

„Ein Freund von Rienzi,“ bemerkte ein Anderer von dem Haufen, und lüftete den Hut. Mit gesenkten Augen und einem Antlitz, worin Schmerz, Scham und Jorn sich sichtbarlich aussprachen, wandelte Pandulfo di Guido, ein Bürger von guter Geburt und Aussehen, langsam durch den Haufen und verschwand.

Inzwischen hatte Adrian eine Straße erreicht, die, obgleich in der Nähe des Auflaufes, leer und öde war. Er wandte sich um zu seinem trotzigen Begleiter und sagte: „Rudolf, höre! keine Gewaltthat gegen die Bürger! Geh in das Volksgewühl zurück, sammle die Freunde unseres Hauses, entferne sie vom Kampfplatz; Sorge, daß nicht auf die Colonna der Tadel wegen der Gewaltthaten dieses Tages falle und gib unsern Anhängern in meinem Namen die Versicherung, ich schwöre bei der Ritterschaft, die ich aus des Kaisers Händen empfang, daß durch mein Schwert Martino di Porto für seinen Frevel soll gezüchtigt werden. Gerne wollte ich persönlich den Tumult beschwichtigen; aber meine Gegenwart scheint nur denselben zu bestätigen. Geh — Du bist ein Mann von Gewicht bei Allen!“

„Ja, Herr, von dem Gewicht der Streiche!“ antwortete der ungeschlagte Soldat; „aber der Befehl ist hart; ich sah' es gern, daß ihr Hundebhut noch eine oder ein Paar Stunden länger flöße. Aber, verzeih mir, wenn ich Deinen Befehlen gehorche, erfülle ich die meines Gebieters Deines Veters? des alten Stephan Colonna — der selten Blut und Gold spart, außer sein eigenes, Gott segne ihn! — in dessen Bezahlung ich stehe und dessen Geboten ich Gehorsam geschworen.“

„Diavolo!“ murmelte der Ritter und die Röthe des Zornes brannte auf seiner Wange; aber mit der den vornehmen Italienern gewöhnlichen Selbstbeherrschung ersticke er seine aufsteigende Wuth und sagte laut, mit Ruhe aber mit Würde:

„Thu' wie ich Dich heiße! stille diesen Tumult! mach uns zum duldbenden Theil; beschwichtige Alles binnen einer Stunde und hole morgen bei mir deine Belohnung; laß diese Börse für jetzt das Unterpfand meines spätern ergiebigen Dankes seyn. Was meinen Vetter betrifft, von welchem mit mehr Ehrerbietung zu reden ich Dir befehle, so spreche ich in seinem Namen. Höre! der Lärm wächst, der Kampf schwillt an — geh — verliere keinen Augenblick mehr!“

Einigermassen betroffen durch die ruhige Festigkeit des Patriciers nickte Rudolf, ohne zu antworten, steckte die Börse in seine Brust und eilte schleunig fort in das dichteste Gewühl. Aber noch eh er angekommen, hatte plötzlich die Sache eine entgegengesetzte Wendung genommen.

Der junge Ritter, an dem Ort allein zurückbleibend, verfolgte

mit den Augen die sich entfernende Gestalt des Soldaten, auf dessen schimmernden Helm die eben untergehende Sonne quer ihre Strahlen warf, und sagte mit Bitterkeit zu sich selbst:

„Unglückliche Stadt! Quelle aller großer Erinnerungen — gefallene Königin von tausend Nationen — wie bist du entkrönt und geplündert durch deine feigherzige, abtrünnige Kinder! Deine Edeln unter sich selbst getheilt — dein Volk die Edeln verfluchend — deine Priester, welche Frieden säen sollten, Zwietracht pflanzend — der Vater der Kirche deine stattlichen Mauern verlassend, seine Heimath ein Schlupfwinkel, seine Bischofsmütze ein Lehen, sein Hof ein gallisches Dorf — und wir! wir, aus dem erlauchtesten Blut Roms abstammend — wir, die Abkömmlinge der Cäsaren und aus dem Geschlecht der Halbgötter — wir halten einen übermüthigen und verabscheuten Stand aufrecht durch die Schwerter von Mietzlingen, welche unsere Feigheit höhnen, während sie unsern Sold einstecken — die unsere Mitbürger in der Knechtschaft niederhalten und zur Vergeltung über ihre eigenen Gebieter die Herren spielen. O daß wir, die erblichen Häupter Roms es fühlen, o daß wir bewirken könnten, daß unsere einzige rechtmäßige Sicherheit in den dankbaren Herzen unserer Landsleute wäre!“

So tief empfand der junge Adrian die herbe Wahrheit seiner Worte, daß ihm, als er sprach, die Thränen der Entrüstung über die Wangen rollten. Er schämte sich ihrer nicht, als er sie abschüttelte, denn die Weichheit, welche um ein gesunkenes Geschlecht weint, ist die Nührung nicht eines Weibes, sondern eines Engels.

Als er langsam sich umwandte, den Ort zu verlassen, machte ihn ein lautes Geschrei plötzlich stille stehen, „Nienzi! Nienzi!“ erscholl es in den Lüften. Von den Mauern des Capitols bis zum Bett der schimmernden Tiber hallte dieser Name weit und breit wieder, und das endlich ersterbende Geschrei ward verschlungen von einer so tiefen, so allgemeinen, so athemlosen Stille, daß man hätte meinen sollen, der Tod selbst sey auf die Stadt herabgesunken. Und jetzt an dem äußersten Ende des Volksgewühls, über ihre Häupter erhoben, auf mächtigen Steintrümmern, die von den Ruinen Roms bei einem der letzten, häufig vorkommenden Tumulte zwischen den streitenden Factionen waren herbeigeschleppt worden, um zu Barrikaden für Bürger gegen Bürger zu dienen — auf diesen stummen Denkmalen der vergangenen Größe und des jetzigen

Elends von Rom stand der außerordentliche Mann, der unter seinem ganzen Volk am tiefsten durchdrungen war von der Herrlichkeit des einen, der Schmach des andern Zeitalters.

Adrian konnte in der Entfernung, worin er sich vom Schauplatz selbst befand, nur den dunkeln Umriss seiner Gestalt unterscheiden; er vernahm nur einen schwachen Hall seiner mächtigen Stimme; er bemerkte nur an dem gestillten, aber wogenden Meer von Menschen, die hier versammelt waren, die Häupter entblößt in den letzten Strahlen der Sonne, den unaussprechlichen Eindruck, den eine Beredsamkeit, die von Zeitgenossen als aus Wunderbare grenzend beschrieben wird, aber in der That nicht sowohl durch das Genie dieses Mannes, als durch das Mitgefühl seiner Zuhörer in diesem Lichte erscheint, auf Alle hervorbrachte, welche mit Herz und Seele den Strom ihrer glühenden Gedanken einsogen.

Nur kurze Zeit war diese Gestalt sichtbar dem ernststen Auge Adrians di Castello, und erreichte diese Stimme von Zeit zu Zeit sein lauschendes Ohr; aber diese kurze Zeit reichte hin, all die Wirkung hervorzubringen, welche Adrian selbst gewünscht hatte.

Neuer Jubelruf, heftiger, länger als der erste, ein Ruf, in dem sich die Befreiung überschwellender Empfindung, gewaltiger Gefühle aussprach, bezeichnete den Schluß der Rede; und dann konnte man nach Ablauf einer Minute die Menschenmenge nach allen Richtungen hin aufbrechen und sich durch die Gassen in bunten Haufen und Gruppen ergießen sehen, die alle den gewaltigen und dauernden Eindruck verriethen, welchen jener Zuspruch auf die Masse gemacht hatte. Jede Wange flammte, jede Zunge sprach; das Feuer des Redners war wie ein lebendiger Geist in die Brust aller Zuhörer übergegangen. Er hatte gedonnert gegen die Unziemlichkeiten der Patricier, aber mit einem Wort hatte er den Zorn der Plebejer entwaffnet — er hatte die Freiheit gepredigt, aber sich der Zügellosigkeit widersetzt. Er hatte die Gegenwart beruhigt durch verheißende Hindeutung auf die Zukunft. Er hatte ihre Händel getadelt, aber ihr Recht vertheidigt. Er hatte die Rachsucht für heute bemeistert durch das feierliche Versprechen, daß morgen die Gerechtigkeit eintreten würde. So groß kann die Gewalt, so mächtig die Beredsamkeit, so furchtbar das Genie eines Mannes seyn — ohne Waffen, ohne Rang, oder Schwert oder Hermelin, der zu einem unterdrückten Volk spricht!

Viertes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Den vereinzeltten Strömen der sich zerstreuen den Menge ausweichend, schritt Adrian Colonna eilig eine der schmalen Gassen hinab, die zu seinem Palast führte. Dieser lag in nicht unbeträchtlicher Entfernung von dem Platz, wo der Kampf stattgefunden. Der Bildungsgang, den sein Leben genommen hatte, flößte ihm ein tiefes Interesse nicht nur an den Spaltungen und Streitigkeiten seines Landes, sondern auch an der Scene ein, deren Zeuge er gewesen, und an dem Einfluß, welchen Rienzi ausübte.

Berwaister Sohn eines jüngern, aber reichen Zweigs der Colonna, war Adrian unter der Sorge und Obhut seines Veters, des verschmizten, aber tapfern Stephan Colonna, erzogen worden, der von allen römischen Edeln die größte Macht besaß, eben so sehr in Folge seiner Gunst beim Papste, als durch die Anzahl bewaffneter Söldlinge, welche zu unterhalten ihn sein Reichthum in Stand setzte. Adrian hatte früher schon eine, nach der Schätzung der damaligen Zeit, außerordentliche Anlage für geistige Studien gezeigt, und sich viel von den damals zugänglichen, aber geringen Schätzen der alten Sprache und Geschichte seines Landes angeeignet.

Obgleich Adrian zu der Zeit, wo ihn der Leser zuerst kennen gelernt, und wo er Zeuge war von dem Schmerz Rienzi's über den Tod seines Bruders, noch im Knabenalter stand: war doch sein sanftes Herz von Mitgefühl an Cola's Betrübniß und von Scham über die Gleichgültigkeit seiner Vetter bei den Folgen ihrer Fehden durchdrungen worden. Er hatte sich ernstlich um die Freundschaft Rienzi's bemüht, und trotz seiner jungen Jahre hatte er die Macht und Thatkraft seines Charakters erkannt. Aber wenn schon Rienzi nach kurzer Zeit nicht mehr an seines Bruders Tod zu denken schien — wenn schon er wieder in die Säle der Colonna kam und Antheil nahm an ihren Festen: so beobachtete er doch eine gewisse Entfernung und Zurückhaltung in seinem Wesen, welche selbst Adrian nur theilweise zu überwinden vermochte. Er wies alle Anerbietungen von Aemtern, Gunstbezeugungen und Beförderung zurück, und der ungewöhnliche Beweis der Freundlichkeit von Seiten Adrians schien, statt ihn zutraulicher zu machen, ihn vielmehr zu fremderer Kälte zu reizen. Die muntere Laune und Lebhaftigkeit im Gespräch, welche

ihn ursprünglich zum willkommenen Gast bei denjenigen gemacht hatten, welche ihr Leben mit Raufen und Langerweile verbrachten, hatte sich in einen ironischen, cynischen, bitteren Ton verwandelt. Aber die stumpfen Barone ergötzten sich noch immer an seinem Witz, und Adrian war beinahe der Einzige, der die Schlange unter dem Lächeln verborgen sah.

Oft saß Rienzi beim festlichen Gelag da, schweigend, aber beobachtend, als belquerte er jeden Blick, als wäge er jedes Wort ab, als bemäße und berechnete er die Einsicht, die Politik, die Gemüthsart jedes Gastes, und wenn er sich selbst befriedigt zu haben schien, dann pflegte seine Laune zu erwachen, seine Worte zu strömen, und wenn sein glänzender, aber bitterer Witz die lärmende Lust entzündete, bemerkte Niemand, daß dieses unerfreuliche Wetterleuchten das Vorzeichen des nahenden Sturmes war. Bei alle dem veräumte er jedoch keine Gelegenheit, mit den niedrigeren Bürgern zu verkehren, ihre Gemüther aufzustacheln, ihre Einbildungskraft zu entflammen, ihren Ehrgeiz durch Gemälde der Gegenwart, durch Legenden der Vergangenheit zu wecken. Er stieg in Beliebtheit beim Volk und in Ansehen, und seine Gewalt über die Menge war nur um so größer, weil er bei dem Adel in Ehren gehalten ward. Aus diesem Grund vielleicht setzte er seine Besuche bei den Colonna fort.

Als sechs Jahre vor diesem Zeitpunkt das Capitol der Cäsare Zeuge war von dem Triumph Petrarca's, hatte der gelehrte Ruf des jungen Rienzi ihm die Freundschaft des Dichters verschafft — eine Freundschaft, die mit leichter Unterbrechung, trotz ihrer so verschiedenen Schicksalsbahnen, bis ans Ende dauerte; und später, als Einer der römischen Abgeordneten nach Avignon, war er von Petrarca in seiner Bitte an Clemens VI., den heiligen Stuhl von Avignon nach Rom zu verlegen, unterstützt worden.* Bei Gelegenheit dieser Sendung bewährte er zum erstenmal die außerordentliche Macht und Ueberzeugungskraft seiner Beredsamkeit. Zwar ward der Papst selbst, begieriger nach Wohlleben als nach Ruhm, durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugt, aber sehr für den Redner eingenommen, und Rienzi kehrte, mit Ehren überhäuft und

* So nach den neuern Geschichtschreibern, aber es scheint wahrscheinlicher, daß Rienzi's Sendung nach Avignon später war, als die des Petrarca. Wie dem auch seyn mag: gewiß ist, daß in Avignon Petrarca und Rienzi vertraute Freunde wurden, wie Petrarca selbst in einem seiner Briefe dies bezeugt.

mit der Würde einer hohen und verantwortlichen Stelle bekleidet, nach Rom zurück. Nicht mehr ein thatloser Gelehrter, ein munterer Gesellschafter, errang er sich mit einemmal ein Uebergewicht über alle seine Mitbürger. Nie zuvor war ein Amt mit so strenger Rechtlichkeit, mit so reinem Eifer verwaltet worden. Er hatte versucht, seinen Collegen dieselben erhabenen Gesinnungen einzuflößen, aber es hatte fehlgeschlagen. Nachdem er festen Fuß gefaßt, hatte er jetzt angefangen, sich offen ans Volk zu wenden, und bereits schien ein neuer Geist die Einwohnerschaft Roms zu beseelen.

Während Rienzi solches Glück machte, war Adrian lang von ihm getrennt und von Rom entfernt gewesen.

Die Colonna waren eifrige Anhänger der kaiserlichen Partei, und Adrian di Castello hatte eine Einladung an des Kaisers Hof erhalten und angenommen. Unter diesem Monarchen hatte er seine Sporen verdient, und unter der deutschen Ritterschaft hatte er gelernt, die natürliche italienische Verschlagenheit durch die Chevalerie nordischer Tapferkeit zu veredeln.

Nachdem er Bayern verlassen, hatte er kurze Zeit in der Einsamkeit eines seiner Güter an dem schönsten See des nördlichen Italiens zugebracht, und von da aus mit einem durch Thaten und Studien gebildeten Geist manche der italienischen Freistaaten besucht, Ansichten, die sich über die Vorurtheile seines Standes erhoben, eingefogen und frühzeitig sich selbst in Achtung gesetzt, während er die Charaktere und Thaten Anderer scharf beobachtete. In ihm vereinigten sich die besten Eigenschaften italienischer Edelleute. Mit Leidenschaft dem Studium der Wissenschaften ergeben, fein und tief in der Politik, anmuthig und artig im Benehmen, die Liebe zum Vergnügen durch einen gewissen großartigen Geschmack veredelnd, besaß er zugleich eine Mannhaftigkeit des Handelns, eine Reinheit der Ehre und einen Abscheu gegen Grausamkeit, Tugenden, wie man sehr selten in einem italienischen Gemüth sie antraf und welchen selbst die Ritterschaft des Nordens, so sehr sie dieselben unter sich pflegte, doch gewöhnlich untreu wurde, sobald sie in Berührung kam mit der planmäßigen Arglist und Verachtung von Redlichkeit, wodurch sich der Charakter des heftigen, aber tückischen Südens auszeichnete. Mit diesen Vorzügen verband er jedoch die sanfteren Leidenschaften seiner Landsleute — er betete die Schönheit an und machte die Liebe zu seiner Gottheit.

Er war erst seit wenigen Wochen in seine Vaterstadt

zurückgekehrt, wohin ihm sein Ruf schon vorangeeilt war und wo seine frühe Neigung für die Wissenschaften und sein anmuthiges Benehmen noch in gutem Andenken standen. Bei seiner Rückkehr fand er den Zustand Rienzi's weit mehr als seinen eigenen verändert. Adrian hatte den Gelehrten noch nicht besucht. Er wünschte, erst durch eigene Anschauung und aus der Ferne sich ein Urtheil über die Triebfedern und das Ziel seiner Handlungsweise zu bilden, denn zum Theil faßte er den Verdacht auf, welchen sein Stand gegen Rienzi hegte, und zum Theil stimmte er in die vertrauensvolle Begeisterung des Volkes ein.

„Gewiß,“ sprach er bei sich selbst, indem er nachdenklich weiter ging, „gewiß, kein Mensch hat es mehr in seiner Gewalt, unsern elenden Zustand zu verbessern, unsere Spaltungen zu heilen, unsere Bürger zu den Erinnerungen an die Tugenden der Ahnen zu erwecken. Aber diese Gewalt — wie gefährlich ist sie! Sah ich nicht in den Freistaaten Italiens Männer, die, um das Volk zu schützen, mit Macht bekleidet wurden, Männer, die ursprünglich es redlich meinten und die dann, berauscht durch ihre plötzliche Erhöhung, eben die Sache verriethen, welche sie gehoben hatte. Zwar diese Männer waren Fürsten und Edle, aber sind die Plebejer weniger Menschen? Wie dem sey — ich habe von ferne genug gesehen und gehört, ich will jetzt näher treten und den Mann persönlich prüfen.“

In diesem Selbstgespräch beachtete Adrian nur wenig die verschiedenen Vorübergehenden, die immer sparsamer, wie der Abend der Nacht wich, nach Hause eilten; darunter waren auch zwei Frauen, außer Adrian jetzt die einzigen Personen in der langen, trüben Straße, die er eingeschlagen. Der Mond stand schon hell am Himmel, und als die Frauen an dem Ritter mit leichtem und raschem Schritt vorbeingingen, wandte sich die jüngere um und betrachtete ihn beim Licht des Mondes mit lebhaftem, aber scheuen Blick.

„Warum zitterst Du, meine Holde?“ sagte ihre Begleiterin, die etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte und deren Kleidung und Ton zeigten, daß sie von geringerem Stand war als die Jüngere, „die Straßen scheinen jetzt ziemlich ruhig und der Jungfrau sey Dank, wir sind auch nicht so weit von Haus entfernt.“

„O Benedetta! Er ist's, der junge Signor — es ist Adrian!“

„Das ist ein Glück,“ versetzte die Amme, denn dies war die Ältere, „denn man sagt, er sey so tapfer wie ein Nordländer,

und da der Palast Colonna nicht sehr weit von hier ist, so können wir seiner Hilfe, sollten wir ihrer bedürfen, leicht theilhaft werden; das heißt, mein Liebchen, wenn Ihr ein wenig langsamer gehen wollt, als Ihr bisher thatet."

Die junge Dame hemmte ihren Schritt und seufzte.

"Er ist gewiß sehr schön," bemerkte die Amme, "aber Du mußt nicht mehr an ihn denken, er ist viel zu vornehm für Dich zum Heirathen, und abgesehen von allem Andern, Du bist zu tugendhaft und Dein Bräutigam zu stolz —"

"Und Du, Benedetta, bist zu schnell mit Deiner Zunge. Wie kannst Du so sprechen, da Du doch weißt, er hat nie, wenigstens nie, als da ich noch ganz ein Kind war, mit mir gesprochen, ja, er weiß kaum von meinem Daseyn. Er, der Baron Abrian di Castello von der armen Irene träumen! der bloße Gedanke wäre Wahnsinn!"

"Warum aber dann," fragte die Amme lebhaft, "träumst Du denn von ihm?"

Ihre Begleiterin seufzte wieder, tiefer als das erstemal.

"Heilige Catharina!" fuhr Benedetta fort, "wenn es nur Einen Mann in der Welt gäbe, ich wolle eher als lebzig sterben, ehe ich an ihn dächte, bevor er nicht wenigstens zweimal meine Hand geküßt und ich es nur mir zuzuschreiben gehabt hätte, daß es nicht der Mund war."

Das junge Mädchen antwortete noch immer nicht.

"Aber wie kamst Du denn dazu, ihn zu lieben?" fragte die Amme. "Du kannst ihn doch nicht gar oft gesehen haben; es sind erst vier oder fünf Wochen seit seiner Rückkehr nach Rom."

"O, wie blöd Du bist!" antwortete die schöne Irene. "Hab' ich Dir nicht zu wiederholten Malen gesagt, daß ich ihn vor sechs Jahren liebte?"

"Als Du erst zehn Jahre zähltest und eine Puppe eher zu Deinem Liebhaber gepaßt hätte! So wahr ich eine Christin bin, Signora, Du hast Deine Zeit gut benützt!"

"Und, während seiner Abwesenheit," fuhr das Mädchen zärtlich, aber traurig fort, "hörte ich da nicht oft von ihm sprechen, und war nicht der bloße Klang seines Namens ein Liebespfand, das mich sein gedenken hieß? und wenn man ihn lobte, war das nicht ein Genuß für mich? und wenn man ihn schalt, habe ich es nicht schmerzlich empfunden? Und wenn man erzählte, daß seine Lunge

im Turnier siegreich sey, weinte ich nicht vor Stolz? und wenn man flüsterte, wie seine Gelübde in den Gemächern der Damen so willkommen seyen — weinte ich nicht eben so heftig vor Kummer? Sind nicht die sechs Jahre seiner Abwesenheit ein Traum gewesen, und war nicht seine Rückkehr ein Erwachen zum Tageslicht — ein Morgen der Herrlichkeit und des Sonnenscheins? Und ich sehe ihn jetzt in der Kirche, wenn er mich nicht beachtet, und auf seinem beglückten Kofß, wenn er vor meinem Fenster vorbeireitet, und ist das nicht Glück genug für die Liebe?“

„Aber wenn er Dich nicht liebt?“

„Närrin! darnach frag ich nicht; ja, ich weiß nicht, ob ich es nur wünsche. Vielleicht möchte ich lieber von ihm träumen, so wie ich mir ihn wünsche, als ihn so kennen, wie er ist. Er könnte unhold oder unedelmüthig seyn, oder mich nur wenig lieben; lieber wollte ich gar nicht geliebt seyn, als nur so kalt, und mich vor Kummer verzehren, wenn ich damit die Glut meines Herzens vergliche. Jetzt kann ich ihn lieben wie etwas Eingebildetes, Wesenloses, Göttliches; aber wie groß wäre meine Scham, meine Betrübniß, wenn ich ihn unter meiner Vorstellung finden müßte! dann gewiß wäre mein Leben zerstört! dann wäre die Schönheit der Welt für mich verschwunden!“

Die gute Amme war nicht sehr geeignet, mit Gefühlen dieser Art zu sympathisiren. Wäre auch ihre Gemüthsart sich ähnlicher gewesen: schon ihr verschiedenes Alter hätte eine solche Sympathie unmöglich gemacht. Wie sollte etwas Anderes als die Jugend das Echo seyn für die Seele der Jugend — für all die Musik ihrer wilden Schwärmereien und begeisterten Thorheiten? Die gute Amme vermochte nicht, die Empfindungen ihrer jungen Dame mitzufühlen, aber sie ward ergriffen von dem tiefen Ernst, womit sie ausgesprochen wurden. Es kam ihr wunderbar einfältig, aber wunderbar rührend vor; sie wischte sich die Augen mit dem Ende ihres Schleiers und hoffte in der Tiefe ihres Herzens: ihre junge Schutzbefohlene werde bald einen wirklichen Gemahl finden, der ihr solche wesenlose Träumereien aus dem Kopfe triebe. Es entstand eine kurze Pause in ihrem Gespräch, als, eben wo zwei Straßen sich kreuzten, ein lautes Geräusch von lachenden Stimmen und stampfenden Fußtritten sich hören ließ. Man sah Fackeln schwingen, welche das bleiche Mondlicht höhnten; und in sehr kleiner Entfernung von den zwei Frauen kam in der durchkreuzenden Straße eine Schaar von sieben

bis acht Männern herbei, die, wie man bei dem rothen Fackellicht sah, das gefürchtete Zeichen der Orsini trugen.

Unter andern Unregelmäßigkeiten jener Zeit war es auch bei den jüngeren oder leichtsinnigeren Edelleuten nicht selten vorkommender Brauch, in kleinen bewaffneten Banden Nachts durch die Straßen zu stolziren und Gelegenheit zu frechen Heldenthaten unter den geringern Bürgern oder einen Strauß mit ebenbürtigen Rivalen aufzusuchen. Auf eine solche Bande mußte jetzt unglücklicherweise Irene mit ihrer Begleiterin stoßen.

„Heilige Mutter!“ schrie Benedetta erblaffend und zu laufen anfangend. „Welcher Fluch hat uns betroffen? Wie konnten wir so thöricht seyn, so lange bei der Signora Nina zu verweilen? Laßt, Signora, laßt! oder wir fallen in ihre Hände!“

Aber der Rath Benedetta's kam zu spät — die flatternden Gewände der Frauen waren schon erschaut worden; in einem Augenblick waren sie von den Nachtschwärmern umringt. Eine rauhe Hand riß Benedetta's Schleier weg und nach einem Blick auf ein Gesicht, dem die Zeit, wenn sie es bisher nicht geschont hatte, wenigstens nicht mehr viel zu Leide thun konnte, schleuderte der rohe Angreifer die arme Amme an die Mauer mit einem Fluch, der von seinen Kameraden mit einem lauten Gelächter beantwortet wurde.

„Du hast ein schönes Glück mit Gesichtern, Giuseppe!“

„Ja, erst dieser Tage nahm er ein Mädchen von sechzig Jahren weg!“

„Und dann, um ihrer Schönheit nachzuhelfen, fuhr er ihr mit seinem Dolch durchs Gesicht, dafür, daß sie nicht sechzehn alt war.“

„Bsch! Gesellen! Wen haben wir denn da?“ sagte der Anführer der Bande, ein reich gekleideter Mann, der, obgleich an der Grenze des mittlern Alters, nur um so mehr sich an die Ausschweifungen der Jugend gewöhnt hatte; wie er so sprach, riß er die zitternde Irene aus den Fäusten seiner Begleiter.

„He, daher die Fackeln! Oh che bella carnagione! welches Roth! welche Augen — nein, schlag sie nicht nieder, schöne Kleine! du darfst dich nicht schämen, die Liebe eines Orsini zu gewinnen — wahrhaftig; erkenne, welchen Triumph du davongetragen: Martino di Porto ist es, der dich bittet ihn anzulächeln!“

„Um der gebenedeiten Mutter willen, laßt mich fahren! nein Herr, laßt das seyn — ich bin nicht ohne Freunde — diese Kränkung wird Euch nicht hingehn!“

„Hört ihr silbertönendes Schelten! es klingt besser als meines besten Hundes Bellen! Dies Abenteuer verlohnt sich wohl einer monatlangen Lauer. Was, wollt Ihr nicht kommen? — widerspenstig? und noch gar schreien! Franzesko, Pietro! Ihr seyd die Artigsten unter der Rotte. Schlingt ihren Schleier um sie — dämpft diese Musik — so! tragt sie vor mir her in meinen Palast, und morgen, mein Liebchen, sollst du mit einem Korb voll Goldgulden wieder heim ziehen, von welchen du sagen magst, du habest sie auf dem Markt erlöst.“

Aber Irene's Geschrei und Widerstand hatten schon Hülfe herbeigerufen, und als Adrian sich dem Ort näherte, stürzte sich ihm die Amme zu Füßen.

„O süßer Signor! um Christi willen, rettet uns! befreit meine junge Dame — ihre Freunde lieben Euch sehr! Wir sind alle für die Colonna, Herr! ja, gewiß, alle für die Colonna! rettet die Verwandte Eurer Klienten, großmüthiger Herr!“

„Es ist genug, daß es ein Weib ist,“ antwortete Adrian und murmelte zwischen den Zähnen; „und daß ein Drisini der Angreifer ist!“ Er eilte stolzen Muths auf die dichteste Gruppe zu, er erreichte die zwei Männer, welche schon Irene gefaßt hatten; in einem Augenblick schlug er den Vordersten zu Boden, im nächsten hatte er seinen linken Arm um die leichte und schlankte Gestalt des Mädchens geschlungen, und stand dem Drisini gegenüber mit gezogener Klinge, jedoch die Spitze zu Boden gesenkt.

„Schande, Herr! Schande Euch!“ sagte er voll Entrüstung. „Wollt Ihr Rom zwingen wie Ein Mann aufzustehen gegen Euren Stand? Necht den Löwen nicht zu sehr, ist er gleich angefettet! kämpft gegen uns, wenn Ihr wollt! zieht Eure Schwerter gegen Männer, wären es auch solche von Eurem Stamm und von Eurer eigenen Sprache; aber wenn Ihr Nachts schlafen und nicht vor dem Arm des Rächers zittern, wenn Ihr ungefährdet über den Marktplatz wandeln wollt, so tastet kein römisches Weib an! Ja, die Mauern selbst um uns her verkündigen Euch die Strafe solcher Thaten; für diesen Frevel fielen die Tarquinier, für diesen Frevel wurden die Decempirn verjagt — für diesen Frevel, wenn Ihr ihn begeht, kann das Blut Eurer Familie fließen wie Wasser. Laßt denn ab, Herr, von diesem tollen Unterfangen, so unwürdig Eures großen Namens; laßt ab und dankt selbst einem Colonna, daß er

noch dazwischen kam, Euch vor dem wahnsinnigen Beginnen eines schlimmen Augenblicks zu bewahren!"

So edel, so erhaben war Haltung und Geberde Adrians bei diesen Worten, daß selbst die ungeschlachten Volkzueher jenes Befehls einer Anwandlung des Beifalls und der Reue sich nicht erwehren konnten — aber nicht so Martino di Porto. Er war bezaubert worden von der Schönheit der ihm so plötzlich entriffenen Beute, er war seit langer Zeit an Gewaltthätigkeit und Straßlosigkeit gewohnt. Der Anblick, die Stimme eines Colonna war seinem Auge ein Abscheu und seinem Ohr ein Mißklang; und nun gar wenn ein Colonna sich seinem Uebermuth widersetzte, seine Laster schalt!

„Schulmeister!“ rief er mit bebendem Munde, „schwache mir nicht von Deinen eiteln Legenden und Basenmärchen! laß Dir nicht einfallen, mir den Besitz von Andern zu entreißen, wenn Dein eigenes Leben in meinen Händen steht! Laß das Mädchen los! wirf Dein Schwert weg! gehe heim ohne ein weiteres Wort, oder, bei meiner Treu und bei den Klängen meiner Gesellen — betrachte sie Dir wohl! — Du stirbst!“

„Signor,“ sagte Adrian ruhig, und während er redete, zog er sich allmählig mit seiner schönen Bürde gegen die nahe Mauer zurück, um bei diesem furchtbar ungleichen Stand der Gegner wenigstens nur von vorn angegriffen werden zu können, „Du wirst den zufälligen Vortheil dieses Augenblicks nicht so mißbrauchen und Dich so entehren im Munde der Menschen, daß Du mit acht Schwertspitzen Einen Mann, wäre er auch Dein Erbfeind, angriffest, dazu noch, wenn er so gehemmt und mit einer Bürde beladen ist. Doch nein! halt! wenn Du wirklich dies im Sinn hast, so bedenke wohl, ein Schrei meiner Stimme wird mir das Uebergewicht gegen Dich geben. Du bist jetzt in dem Quartier meines Stammes, Du bist umgeben von den Wohnungen der Colonna; jener Palast wimmelt von Männern, die nur mit dem Harnisch um die Brust schlafen, von Männern, die gleich jetzt meine Stimme erreichen kann, aber aus deren Händen sie Dich, wenn sie einmal Blut gekostet, nicht mehr retten könnte!“

„Er hat Recht, edler Herr!“ sagte Einer von der Rotte, „wir haben uns zu weit aus unserem Gehege entfernt; wir sind ganz in Ihrer Höhle; zum Palast des alten Stephan Colonna bringt der Ruf der Stimme, und meines Wissens,“ setzte er flüsternd hinzu,

„sind achtzehn frische Gewaffnete — ja und das Nordländer — hent durch dessen Thore eingezogen!“

„Und ständen achthundert Gewaffnete in der Entfernung einer Armslänge da,“ versetzte Martino wüthend, „so ließe ich mich nicht von einem einzelnen Feind, mitten unter meinen Leuten, so beim Bart rupfen! Fort mit jenem Weib! Zum Angriff! zum Angriff!“

Mit diesen Worten machte er einen verzweifelten Ausfall auf Adrian, der mit vorsichtigem Auge die Bewegungen seines Feindes bekauert hatte, und nicht unvorbereitet auf den Angriff war. Des Gegners Klinge mit der seinigen abschlagend, schrie er mit lauter Stimme: „Colonna! zu Hülfe, Colonna!“

Nicht ohne einen besondern Zweck hatte der berechnende und seiner selbst mächtige Adrian bisher den Wortwechsel hinaus zu ziehen gesucht. Eben wie er zuerst den Orsini anredete, hatte er beim Mondlicht die blitzende Rüstung von zwei Männern wahrgenommen, welche vom fernsten Ende der Straße herkamen, und in welchen er, nach der Gegend wo sie sich befanden, Söldlinge der Colonna vermuthete.

Sanft ließ er jetzt den Körper Irene's, welche, vor Schrecken ohnmächtig geworden, zu schwer auf ihm lastete, von seinem linken Arm zur Erde gleiten, und über ihr stehend, von hinten durch die Mauer geschützt, die er so klug gewonnen hatte, begnügte er sich die hastig auf ihn gezielten Streiche abzuwehren, ohne einen Versuch, sie zu erwiedern. Wenige Römer der damaligen Zeit, obgleich an solche kriegerische Kaufereien gewohnt, besaßen Uebung im gewandten und kunstmäßigen Gebrauch der Waffen und die Geschicklichkeit, welche sich Adrian unter den nordischen Rittern erworben, setzte ihn in Stand, selbst eine solche Heberzahl zu bestehen. Freilich theilten die Begleiter des Orsini nicht die Wuth ihres Gebieters; theils fürchteten sie die Folgen für sich selbst, wenn das Blut eines so hochgebornen Signor durch ihre Hände vergossen würde, theils machte ihnen die Besorgniß zu schaffen, sie möchten sich plötzlich von den grausamen Söldnern, die in solcher Nähe drohten, angefallen sehen, und so führten sie nur schlechtgezielte und eitle Streiche, sich jeden Augenblick nach allen Seiten umsehend und mehr zur Flucht als zum Gefecht bereit. Das Geschrei: Colonna! wiederholend, entfloß die arme Benedetta beim ersten Klirren der Schwerter. Sie eilte die düstre Straße hinab, kreischte immer fort jenen Hülferuf, und rannte sogar an dem Portal von Stephans

Palast, wo noch einige unholde Gestalten herumschwankten, vorbei, ohne hier ihre Schritte anzuhalten, so groß war ihre Bestürzung und Angst.

Mittlerweile kamen die beiden bewaffneten Männer, deren Adrian war ansichtig geworden, langsam die Straße herauf gewandelt. Der Eine war von grobem und gemeinem Aussehen, Waffen und Gesichtsfarbe zeigten seinen Beruf und Stand, und aus der großen Achtung, welche er seinem Begleiter bezeugte, konnte man mit Sicherheit schließen, daß dieser kein geborner Italiener war. Denn die nordischen Söldner suchten, während sie den Lastern der Südländer dienten, doch kaum ihre Verachtung der Feigheit von diesen zu verhehlen.

Der Gefährte des Freibeuters war ein Mann von martialischem aber feinem Außern. Er trug keinen Helm, sondern eine Mütze von rothem Sammt, von welcher eine schneeweiße Feder über seine Stirne schwankte; auf seinem scharlachenen Mantel oder Oberrock war auf Rücken und Brust ein großes weißes Kreuz eingewirkt, und der Glanz seines Brustharnisches war so schimmernd, daß er, wenn von Zeit zu Zeit der Mantel zurückflog und ihn den Mondstrahlen bloßgab, wie ein Licht bligte.

„Nein, Rudolf,“ sagte er, „wenn Du hier bei dem grauköpfigen Ränkeschmied so gut Deine Rechnung findest, so verhüte der Himmel, daß ich Dich wieder zu unserer lustigen Bande zurückziehen suchen sollte. Aber sage mir — dieser Rienzi — meinst Du, er besitze eine festgegründete und furchtbare Macht?“

„Pah, pah! edler Hauptmann! keinen Pflifferling. Er gefällt dem Pöbel, aber was den Adel betrifft, der lacht über ihn; und was die Soldaten, so hat er kein Geld.“

„Also dem Pöbel gefällt er?“

„Ja, das thut er; und wenn er laut zu ihnen spricht, so ist der Aufruhr in ganz Rom beschwichtigt.“

„Hm, hm! wenn der Adel gehaßt und die Soldaten erkaufte sind, kann der Pöbel in einer Stunde Herr werden. Ein tüchtiges Volk: ein schwacher Pöbel — ein verdorbenes Volk: ein mächtiger Pöbel!“ sagte der Andere, mehr zu sich selbst als zu seinem Begleiter, und sich vielleicht kaum der ewigen Wahrheit seines Anspruchs bewußt. „Er ist kein bloßer Händelmacher, dieser Rienzi, besorge ich — ich muß zusehen. Horch! was ein Getöse ist das? Bei dem heiligen Grab! es ist das Klirren unseres eigenen Metalls!“

„Und das Geschrei Colonna!“ rief Rudolf aus. „Verzeiht mir, Herr, — ich muß fort zu Hülfe.“

„Ja, es ist Deine Miethlingspflicht; eile! doch halt, ich will dich einmal begleiten, ohne Entgelt, und aus bloßer Leidenschaft für Unheil. Bei dieser Hand, keine Musik kommt dem Klirren des Stahls gleich!“

Noch immer verttheidigte sich Adrian tapfer und unverwundet, obgleich seine Arme nachgerade ermüdeten, sein Athem kurz ward, und seine Augen bei dem Schimmer der geschwungenen Fackeln zu blinzen und irre zu werden anfangen. Orsini selbst, erschöpft durch sein Toben, hatte einen Augenblick inne gehalten, und stand seinem Feind mit keuchender Brust und wilden Blicken gegenüber, als plötzlich seine Begleiter ausriefen: „Fliehet, fliehet! die Banditen nähern sich! wir sind umringt!“ und zwei von den Dienern gaben ohne weitere Worte sogleich Fersengeld. Die andern fünf blieben unentschlossen und des Befehls ihres Gebieters harrend stehen, als der Mann mit der weißen Feder, den wir so eben verließen, sich in das Kampfgewühl stürzte.

„Was, Ihr Herren,“ sagte er, „seyd Ihr bereits fertig? Nein, wir wollen den Spaß nicht verderben; fangt wieder an, ich bitt' Euch. Wie stehts denn? Ha, sechs gegen Einen! nun da ist's kein Wunder, daß Ihr gewartet, bis das Spiel gleicher wird. Wir zwei nehmen Partei für den Schwächern. Nun denn, laßt uns wieder anfangen!“

„Unverschämter!“ rief der Orsini, „weißt Du, Wen Du so übermüthig angeredet hast? Ich bin Martino di Porto. Wer bist Du?“

„Walter von Montreal, Edelmann aus der Provence und Johanniterritter!“ antwortete der Andere gleichgültig.

Bei diesem gefürchteten Namen — dem Namen Eines der kühnsten Krieger und der vollendetsten Freibeuter jener Zeit — erblaßte selbst Martino's Wange, und seine Begleiter stießen einen Schrei des Schreckens aus.

„Und dieser, mein Kamerade,“ fuhr der Ritter fort, „um die Kenntniß der Personen zu vervollständigen, ist Euch wahrscheinlich besser bekannt als ich, Ihr Herren von Rom, und Ihr erkennt zweifelsohne in ihm Rudolf von Sachsen, einen tapfern Mann und auch treu, wo er für seine Dienste anständig bezahlt wird.“

„Signor,“ sagte Adrian zu seinem Gegner, der erstaunt und

verblüfft da stand und die beiden neuen Ankömmlinge ganz verwirrt anstierte, „Ihr seyd jetzt in meiner Gewalt. Seht, es nähern sich auch unsere eigenen Leute!“

In der That begannen jetzt vom Palast Stephan Colonna's her Fackeln zu blitzen, und man sah Bewaffnete eilig auf den Ort zu kommen.

„Geh heim im Frieden, und wenn Du morgen oder an einem andern Dir gefälligeren Tage mich allein treffen willst, Lanze gegen Lanze, wie es der Brauch ist bei den Rittern des Reichs, oder Trupp gegen Trupp und Mann gegen Mann, wie es die Römer lieber haben, so will ich nicht ausbleiben — hier ist mein Pfand!“

„Würdig gesprochen,“ sagte Montreal, „und wenn Ihr das Letztere wählt, so will ich mit Eurer Erlaubniß auch von der Partie seyn.“

Martino antwortete nicht; er nahm den Handschuh auf, schob ihn in seinen Busen und ging hastig ab; nur, als er einige Schritte die Straße hinab gemacht hatte, kehrte er sich um, schüttelte seine geballte Hand gegen Adrian und rief mit der zitternden Stimme ohnmächtiger Wuth: „Getreu dem Tod!“

Die Worte waren eines von den Motto's der Orsini, und hatten, was auch ihre frühere Bedeutung seyn mochte, schon lang als ein geläufiges Sprüchwort gegolten, ihren Haß gegen die Colonna zu bezeichnen.

Adrian, jetzt beschäftigt, die noch besinnungslose Irene aufzurichten, und bemüht, sie ins Leben zu rufen, überließ verachtungsvoll die Antwort an Montreal.

„Ich hätte nie gedacht, Signor,“ sagte der letztgenannte kalt, „daß Du treu seyn könntest gegen irgend etwas, aber das wenigstens wußte ich wohl, daß Du es nicht seyst gegen etwas Lebendiges!“

„Verzeih mir, edler Ritter,“ sagte Adrian, von seiner Schutzbefohlenen aufblickend, „daß ich mich noch nicht ganz der Dankbarkeit hingebe. Ich habe genug gelernt vom Ritterthum, um zu fühlen, daß Du zugibst, meine erste Pflicht gebührt ihr —“

„Ha, wie! eine Dame war die Veranlassung des Streits, und ich brauche nicht zu fragen, wer Recht hatte, wenn ein Mann den Kampf mit so ungleichen Kräften führt, wie jener Schurke.“

„Du mißverstehst mich ein wenig, ritterlicher Herr — es ist nur ein Lamm, das ich dem Wolf abgejagt habe.“

„Für Deinen eigenen Tisch! Sey es so!“ versetzte der Ritter munter.

Adrian lächelte ernst und schüttelte verneinend mit dem Kopf. In der That war er etwas in Verlegenheit über seine Lage. So galant er seiner ganzen Gesinnung nach war, wünschte er doch nicht, die Uneigennützigkeit seiner Handlungsweise in diesem Fall einer Mißdeutung auszufegen, und da sein kluges Bestreben darauf ausging, sich Popularität zu verschaffen, die Achtung, die seine Tapferkeit ihm bei seinen Mitbürgern erwerben mußte, dadurch zu beslecken, daß er Irenen (deren Schönheit er nur kaum erst bemerkt hatte,) in seine Wohnung führte; — und doch blieb ihm, bei ihrem jetzigen Zustand, keine andere Wahl. Sie gab kein Lebenszeichen. Er kannte ihre Heimath, ihre Verwandtschaft nicht, Benedetta war verschwunden. Er konnte sie nicht auf der Straße lassen; er konnte sie nicht der Sorgfalt Anderer übergeben, und wie sie jetzt an seiner Brust lag, fühlte er schon, wie sie ihm theuer geworden war vermöge jenes Bewußtseyns der schutzverleihenden Stärke, das dem menschlichen Herzen so sehr schmeichelt. Er erklärte daher mit kurzen Worten denen, die sich jetzt um ihn gesammelt, seine Lage und die Ursache des vorhergegangenen Kampfs, und hieß die Fackelträger ihm in seine Wohnung leuchten.

„Ihr, ritterlicher Herr,“ sagte er, sich zu Montreal wendend, „werdet, hoffe ich, falls Ihr nicht schon angenehmer logirt seyd, Euch bequemen, mein Gast zu seyn.“

„Dank, Signor,“ antwortete Montreal boshaft, „aber auch ich habe vielleicht meine eigenen Angelegenheiten in Obacht zu nehmen. Lebt wohl! Ich werde Euch bei nächster Gelegenheit aufsuchen. Gute Nacht und schöne Träume!“

Robert Bertrams qui estoit tors
 Mais à cheval estoit mult fors
 Cil avoit o lui grans efforts
 Multi ot homes per lui mors.“

Und dies holperichte Lied aus dem alten Roman de Rou summend, ging der Provencale, von Rudolf begleitet, seines Wegs weiter.

Die ungeheure Ausdehnung Roms bei einer so dünnen Bevölkerung machte, daß viele Straßen ganz leer blieben. Die vornehmsten Edelleute sahen sich so in Stand gesetzt, sich einer langen Reihe von Häusern zu bemächtigen, welche sie dann, theils gegen einander, theils gegen das Volk, befestigten, ihre zahlreichen Verwandten und

Klienten lebten in ihrer Nähe und bildeten so gleichsam abgesonderte kleine Höfe und Städte.

Beinahe gegenüber dem Hauptpalast der Colonna, welchen Stephan, der mächtige Vetter Abrians, inne hatte, lag die Wohnung des letztern. Schwer schoben sich bei seinem Eintritt die massiven Thore zurück; er stieg die breite Treppe hinan und trug seine Bürde in ein Gemach, das sein Geschmack in einer Weise ausgeschmückt hatte, wie in jenem Zeitalter noch selten war. Antike Statuen und Büsten waren rings aufgestellt und gemalte Tapeten zierten die Wände und bedeckten die massiven Stühle.

„He da! Lichter her und Wein!“ rief der Seneschal.

„Laßt uns allein!“ sagte Abrian, leidenschaftlich die blasse Wange Irene's betrachtend, als er bei dem hellen Licht ihre ganze Schönheit entdeckte, und eine süße, brennende Hoffnung begann sich in seinem Herzen zu regen.

Fünftes Kapitel.

Schilderungen eines Verschwörers und Anbruch einer Verschwörung.

Allein, an einem Tisch, bedeckt mit vielen Papieren, saß ein Mann in noch jugendlichem Lebensalter. Das Zimmer war nieder und lang; viele alte und entstellte Basreliefs und Torso's waren an der Wand aufgestellt, und hier und dort dazwischen das kurze Schwert und der geschlossene Helm, halb zerstörte Reliquien von der Tapferkeit des alten Rom. Rechts über dem Tisch, woran er saß, strömte das Mondlicht durch ein hohes und schmales Fenster, das tief in die massive Mauer hinein ging. In einer Nische rechts von diesem Fenster, mit einer Schiebthüre versehen, die eben jetzt halb zurückgezogen war, aber durch ihre Festigkeit und die eisernen Platten, welche daran angebracht waren, errathen ließ, welchen Werth der Besitzer auf seine hier verwahrten Schätze legte — waren etwa dreißig bis vierzig Bücher aufgestellt — eine nach damaligen Begriffen nicht unbeträchtliche Bibliothek, zum größten Theil mühsam gefertigte Copieen von unsterblichen Originalen von der Hand des Eigenthümers selbst geschrieben.

Die Wange auf die Hand gestützt, die Stirn etwas gerunzelt, den Mund leicht zusammengedrückt, überließ sich dieser Mann ganz andern Gedanken, als die müßigen Träume von Gelehrten zu seyn

pflegen. Das hehre, stille Mondlicht, das auf sein Antlitz fiel, vermehrte die feierliche Würde von Zügen, welche nur in Ruhe zu seyn brauchten, um ein ernstes und majestätisches Gepräge anzunehmen. Dicks, kastanienbraunes Haar, dessen bei Römern ungewöhnliche Farbe man seiner Abstammung von dem deutschen Kaiser zuschrieb, wallte in reichen Locken über eine hohe und weite Stirne, und selbst das dormalige gedankenvolle Zusammenziehen der Augenbrauen vermochte nicht den Ausdruck geheimer Kraft zu schwächen, welche in der großen Breite zwischen den Augen lag, worein die griechischen Bildhauer des Alterthums so bewundernswürdig den Zug der Herrscherwürde und die stille Thatkraft befehlender Größe zu legen wußten. Aber seine Züge waren nicht von griechischem, viel weniger von deutschem Schnitt, die eisernen Kinnbacken, die Ablersnase, die etwas eingefallene Wange erinnerten auffallend an den Charakter des harten Römergeschlechts, und hätten ganz füglich einem Maler als Modell zum jüngern Brutus dienen können.

Der scharfe Umriss des Gesichts und die feste, kurze Oberlippe waren nicht von Bart und Schnauzbart, wie man damals gewöhnlich trug, versteckt; und an dem verblichnen alten Bild der hier geschilderten Person, das noch in Rom existirt, kann man eine gewisse Aehnlichkeit auffinden mit den gewöhnlichen Bildnissen Napoleons, zwar nicht in den Zügen, welche bei dem Römer viel troziger und auffallender sind, wohl aber in dem eigenthümlichen Ausdruck concentrirter und ruhiger Kraft, welche ziemlich nahe an das Ideal geistiger Majestät hinanreicht. Obgleich er noch jung war, gehörten doch die der Jugend vorzugsweise zukommenden körperlichen Eigenschaften — die Blüthe und Frische, die runde Wange, worin der Kummer noch nicht seine Furchen gezogen, das volle uneingesunkene Auge und die schlanke Zartheit der Gestalt — nicht zu den Eigenthümlichkeiten dieses einsamen Gelehrten. Und galt er gleich bei seinen Zeitgenossen für außerordentlich schön, so gründete sich dies Urtheil wahrscheinlich weniger auf die gewöhnlichen Berechtigungen zu solchem Anspruch, als auf die Höhe des Wuchses, die damals mehr als jetzt in Betracht kam, und jene edlere Art von Schönheit, welche ein gebildeter Geist und ein hoher, fester Charakter gewöhnlich auch einem minder ausgezeichneten Antlitz aufprägen — und der in einem so rohen Zeitalter noch seltener vorkommt.

Der Charakter Rienzi's (denn der dem Leser im ersten Kapitel dieser Erzählung dargestellte Jüngling steht jetzt wieder, aber in

reiferen Jahren, vor ihm) hatte mit jedem weiteren Markstein auf der Bahn zur Macht größere Stärke und Thatkraft gewonnen. Ein seine Geburt betreffender Umstand hatte wahrscheinlich auf seinen Ehrgeiz einen großen und frühzeitigen Einfluß ausgeübt. Zwar waren seine Eltern in dürftigen Umständen und betrieben eine niedrige Berufsarbeit, aber sein Vater war der natürliche Sohn des Kaisers Heinrich VII., und wahrscheinlich war es der Stolz seiner Eltern, der Rienzi zu dem ungewöhnlichen Glück einer bessern Erziehung verhalf. Dieser Stolz erbte auf ihn fort — die königliche Abstammung klang ihm von der Wiege an im Ohr, verschmolz sich ganz mit seinen Gedanken und machte, daß er schon in seiner frühesten Jugend sich den römischen Herren ebenbürtig dünkte, ja dunkel darnach trachtete, sich über sie empor zu schwingen. Aber als sich seinem begierigen Auge und seinem ehrgeizigen Herzen die klassische Literatur Roms entfaltete, da sog er jenen vaterländischen Stolz ein, der edler ist als der Geburtsstolz — und wenn er nicht etwa gerade durch Anspielungen auf seine Herkunft gereizt war, that er sich ohne Ziererei mehr darauf zu gut, ein römischer Plebejer als der Abkömmling eines deutschen Königs zu seyn. Seines Bruders Tod und die Schicksale, die er selbst schon erfahren, bildeten das Ernste und Feierliche seiner Gemüthsseigenschaften zu größerer Tiefe aus; und zuletzt drängten sich alle Fähigkeiten eines ganz außerordentlichen Geistes auf Einen Gegenstand zusammen, der von einem Gemüth eben so voll inniger und mystischer Religiosität, als voll Vaterlandsliebe, einen geheiligten Anstrich entnahm und zugleich eine Pflicht ward und eine Leidenschaft.

„Ja,“ sagte Rienzi, plötzlich aus seiner Träumerei sich aufraffend, „ja der Tag ist vor der Thüre, wo Rom wieder aus der Asche sich erheben wird. Gerechtigkeit wird entthronen die Unterdrückung; die Männer sollen sicher wandeln auf ihrem alten Forum. Erstehen lassen wollen wir aus ihrem vergessenen Grab die unüberwindliche Seele Cato's! In Rom soll wieder ein Volk seyn! Und ich — ich werde das Werkzeug seyn dieses Triumphs — der Wiederhersteller meines Geschlechts — meine Stimme wird die erste seyn, welche das Schlachtgeschrei der Freiheit ertönen läßt, meine Hand die erste, die ihr Panier erhebt — ja, von der Höhe meiner Seele, als von einem Berge, sehe ich schon aufsteigen die Freiheit und die Größe des neuen Rom, und auf dem Grundstein des mächtigen Gebäudes wird die Nachwelt meinen Namen lesen!“

Bei dem Aussprechen dieser stolzerhabenen Worte schien das ganze Wesen des Redenden in Ehrgeiz aufzuflammen. Er schritt mit leichten und raschen Schritten in dem düstern Zimmer hin und her wie auf der Bühne; seine Brust arbeitete — seine Augen glühten. Er empfand, daß selbst die Liebe kaum in einen entzücktern Taumel setzen kann, der dem eines Patrioten gleichkäme, der, im ersten jungfräulichen Enthusiasmus sich noch ganz der Reinheit seines Wollens bewußt ist.

Es wurde leicht an der Thüre gepocht, und ein Diener in der reichen Livree der päpstlichen Offizialen trat ein.

„Signor,“ sagte er, „mein Gebieter, der Bischof von Orvieto ist draußen.“

„Ha! das trifft sich glücklich. Richter her! Mein Herr, das ist eine Ehre, die ich besser zu schätzen, als auszusprechen weiß.“

„Still, still, mein guter Freund!“ sagte der Bischof, welcher jetzt eintrat und sich vertraulich niederseßte; „keine Ceremonien zwischen den Dienern der Kirche; und niemals, sollt' ich meinen, war sie treuer Freunde benöthigter als jetzt. Diese unheiligen Tumulte, diese zügellosen Kämpfe mitten im Heiligthum und in der Stadt St. Peters sind genug, der ganzen Christenheit ein Aergerniß zu geben.“

„Und so wird es fortgehen,“ versetzte Rienzi, „bis Seine Heiligkeit selbst in Gnaden geruhen wird, Ihre Residenz in dem Sitz Ihrer Vorfahren aufzuschlagen und mit starkem Arm die Ausschweifungen der Edeln niederzudrücken.“

„Ach, Mann!“ sagte der Bischof, „Du weißt, daß diese Worte nicht besser sind als Wind; denn erfüllte der Pabst Deine Wünsche und zöge von Avignon nach Rom: beim Blut St. Peters, er würde nicht den Adel, sondern der Adel würde ihn niederdrücken. Du weißt wohl, daß bis dahin, wo sein gesegneter Vorgänger, gottseligen Andenkens! den weisen Plan faßte, nach Avignon zu flüchten, der Vater der Christenheit mit vielen andern Vätern das Loos ihrer alten Tage theilte, von ihren Kindern eingeschränkt und bewacht zu werden. Erinnerst Du Dich nicht, wie der edle Bonifacius selbst, ein Mann von großem Herzen und ehernen Nerven, in Knechtschaft gehalten wurde von den Ahnen der Orsini — wie sein Aus- und Eingang von ihrem Willen abhängig war, so daß er, wie ein im Käfig gefangener Adler, sich selbst an seinen Eisenstangen zerschmetterte und so starb? In der That — Du sprichst

von den Erinnerungen Roms; aber das sind keine Erinnerungen, welche sehr verführerisch wären für Päbste."

"Gut," sagte Rienzi leicht lachend und mit seinem Stuhl dem Bischof näher rückend, "mein Herr und Gebieter hat gewißlich den besten Beweis gleich bei der Hand und ich muß gestehen, so wild, zügellos und unheilig der Adel damals war, so ist er es doch jetzt noch mehr."

"Sogar ich," erwiderte Naimund und sein Antlitz röthete sich beim Sprechen, "obgleich der Vikarius des Papsts und Stellvertreter seiner geistlichen Machtfülle, war erst vor drei Tagen einer groben Beleidigung von eben dem Stephan Colonna preisgegeben, welcher immer vom heiligen Stuhl so viel Günst und Zärtlichkeit erfahren hat. Seine Diener rannten die meinigen an auf offener Straße, und ich selbst — ich der Abgesandte des Herrn der Könige — war genöthigt, mich an die Mauer seitwärts zurückzuziehen und zu warten, bis der übermüthige Graukopf vorüber gestürmt war. Auch fehlte es, die Kränkung vollständig zu machen, nicht an Gotteslästerungen," "Verzeihung Herr Bischof," sagte er im Vorbeigehen zu mir, "aber diese Welt, weißt Du wohl, muß nothwendigerweise der andern vorgehen."

"Hat er sich dessen erfrecht?" fragte Rienzi, sein Angesicht mit der Hand bedeckend, indem ein ganz eigenes Lächeln — es war an sich nicht das der Freude, aber es erheiterte Andere und gab seinem, von Natur bis zur Finsterheit ernsten Angesicht einen durchaus veränderten Charakter — um seinen Mund spielte. "Dann ist die Zeit gekommen für Dich, heiliger Vater, wie für uns, zu —"

"Zu was?" unterbrach ihn rasch der Bischof. "Können wir etwas ausrichten? Laß diese schwärmerischen Träume fahren — steige auf die wirkliche Erde herab, sieh Dich nüchtern um. Gegen so mächtige Männer, was können wir thun?"

"Herr," antwortete Rienzi ernsthaft, "es ist das Unglück der Leute Eures Standes, nie das Volk oder die eigentlichen Zeichen der Zeit zu kennen. Wie diejenigen, welche sich auf den Gipfeln der Berge befinden, die Nebel unten herumtreiben sehen, welche die Ebenen und Thäler ihrem Blick verschleiern; während, wenn sie nur wenig über der Ebene stehen, sie die Bewegungen und Wohnungen der Menschen überschauen: so erblickt Ihr von Eurem erhabenen Standpunkt nur die verworrenen trüben Dünste, während ich von meinem bescheidenen Ort aus Zeuge von den Vorbereitungen

der Schäfer bin, sich und ihre Heerden vor den durch diese Wolken verkündigten Gewittern zu schirmen. Verzweifelt nicht, Herr! die Geduld geht nur bis zu gewissen Gränzen; bis zu diesen Gränzen ist bereits der Bogen gespannt — Kom wartet nur auf die Gelegenheit (sie wird bald kommen, aber nicht plötzlich), mit einemmal aufzustehen gegen seine Unterdrücker.“

Das große Geheimniß der Beredsamkeit soll im Ernst bestehen — das große Geheimniß von Rienzi's Beredsamkeit bestand in der hinreißenden Macht seiner Begeisterung. Er sprach nie wie Einer, der die Erfolge noch bezweifelt. Vielleicht erkannte er selbst, wie die meisten Derer, die hohe und große Thaten unternehmen, nie vollkommen die in seinem Weg liegenden Hindernisse. Er sah das Ziel, glänzend und klar, und übersprang in der Verzückung seiner Seele die Kreuzungen und die Länge der Bahn; so prägten sich die tiefen Ueberzeugungen seines Gemüths unwiderstehlich Andern ein. Er schien weniger zu versprechen, als zu prophezeihen.

Der Bischof von Orvieto, nicht übermäßig weise, aber ein Mann von kaltem Temperament und vieler Welterfahrung, war von der Energie seines Gesellschafters stark ergriffen, und das vielleicht um so mehr, als sein eigener Stolz und seine Leidenschaften auch gegen den Uebermuth und die Frechheit der Barone aufgebracht waren. Erst nach einigem Stillschweigen antwortete er Rienzi.

„Aber,“ fragte er endlich, „werden nur die Plebejer sich erheben? Du weißt, wie feig und unzuverlässig sie sind!“

„Mein Herr,“ versetzte Rienzi, „beurtheile aus einer That- sache, wie kräftig ich von Freunden nicht gewöhnlicher Art beschirmt bin: Du weißt, wie laut ich gegen die Edeln spreche — ich nenne sie bei Namen — ich greife den Savelli, den Orsini, den Colonna in den Bart, unbekümmert ob sie es hören. Meinst Du, sie werden mir das verzeihen? Meinst Du, wenn nur die Plebejer meine Anhänger und Beschützer wären, sie würden mich nicht mit offener Gewalt antasten, — meinst Du, ich hätte dann nicht längst schon in ihren Kerlern einen Knebel in den Mund bekommen, oder wäre von der ewigen Stille des Grabs verschlungen worden? Bemerge,“ fuhr er fort, als er in dem Angesicht des Bischofs den Eindruck las, den seine Worte gemacht, „bemerge, daß in der ganzen Welt eine große Revolution begonnen hat. Die barbarische Finsterniß von Jahrhunderten ist durchbrochen; aufgeklärte Weisheit, welche in früheren Zeiten Menschen zu Halbgöttern erhob, ist aus

ihrer Urne hervorgerufen; eine Macht, feiner als blinde Gewalt und mächtiger als bewaffnete, ist wirksam geworden; wir haben wieder angefangen, der Herrschaft des Geistes zu huldigen. Ja, eben diese Macht, welche vor wenigen Jahren Petrarca auf dem Kapitol krönte, das, nach dem Schweigen von zwölf Jahrhunderten wieder Zeuge war von der Herrlichkeit eines Triumphs — die auf einen Mann von dunkler Herkunft und ohne Übung in den Waffen die Ehren häufte, welche vor Alters den Kaisern und den Siegern der Könige zu Theil wurden — welche die eifersüchtigen Häuser der Orsini und Colonna in Darbringung von Huldigungen zusammenführte — welche die hochmüthigsten Patrizier nach der Ehre geizen ließ, dem Sohn des florentinischen Plebejers die Schleppe zu tragen oder nur sein Purpurkleid zu berühren — die noch die Blicke Europa's auf die niedere Hütte von Baucuse lenkt — die dem bescheidenen Gelehrten die unbestrittene Freiheit gibt, Tyrannen zu warnen und mit stolzen Bitten sich sogar dem Vater der Kirche zu nahen; ja, eben diese Macht, die schweigend wirksam in Italien unter der festen Grundlage der venetianischen Oligarchie grollt, * die jenseits der Alpen sichtbares, plötzliches Leben gewann in Spanien, Deutschland und Flandern, und die selbst auf der barbarischen Insel, welche das Schwert der Normannen erobert und die jetzt von dem tapfersten aller jetzt lebenden Könige ** beherrscht wird, einen Geist erweckt hat, den der Normanne nicht brechen kann — Könige, die über ihn herrschen wollen, müssen durch ihn herrschen! — ja! diese selbe Macht gibt sich jetzt überall kund; sie spricht, sie siegt auch durch die Stimme des Mannes, der jetzt vor Euch steht, sie vereinigt für ihre Sache Alle, auf die auch nur ein Schimmer von Licht gefallen ist, Alle, in welchen Ein großmüthiger Wunsch erweckt werden kann. Wißt, Herr Vikar, daß kein Mann in Rom ist, außer unsern Unterdrückern selbst — kein Mann, der eine Sylbe von unserer alten Sprache gelernt hat: dessen Herz und Schwert nicht auf meiner Seite wären. Die friedlichen Pfleger der

* Ungefähr acht Jahre später brach der langgenährte Haß des venetianischen Volkes gegen die klügste und wachsamste aller Oligarchieen, das Sparta von Italien, in der Verschwörung unter Marino Falleri.

** Edward III., unter dessen Regierung viel volksthümlichere Ansichten aufzukeimen begannen, als die des folgenden Jahrhunderts waren. Die Bürgerkriege ertränkten diese Keime im Blut. Es war in Wahrheit ein Zeitalter, das in der ganzen Welt eine Menge Blüthen trieb, aber nur ungenießbare, unreife Früchte brachte; ein außerordentlicher Sprung, dem ein eben so außerordentlicher Stillstand folgte.

Wissenschaften, die stolzen Edeln zweiten Rangs, das aufblühende Geschlecht, weiser als ihre trägen Väter, vor allen aber, mein Herr, die niederen Diener der Religion, Priester und Mönche, welche Ueppigkeit nicht verblendet, Pracht nicht taub gemacht hat gegen die gräßliche Schmach, die in der christlichen Hauptstadt jeden Tag und jede Nacht der Christenheit zugefügt wird — diese, alle diese sind mit dem Kaufmann und Handwerker in einen unauflösblichen Bund verknüpft, und warten nur auf das Zeichen zu fallen oder zu siegen, frei zu leben oder zu sterben mit ewigem Ruhm, für Rienzi und ihr Vaterland.“

„Sprichst Du so im Ernst?“ sagte der Bischof, betroffen und halb sich erhebend. „Bewähre mir nur Deine Reden und Du sollst die Diener Gottes nicht saumseliger finden für das Wohl der Menschen, als ihre Brüder die Laien.“

„Was ich sage,“ versetzte Rienzi in kühlerem Ton, „das kann ich beweisen; aber beweisen will ich es nur denen, die unsere Partei ergreifen.“

„Scheut Euch nicht vor mir,“ antwortete Raimund, „ich kenne wohl die geheime Gesinnung Seiner Heiligkeit, deren Legat und Stellvertreter ich bin, und könnte er sehen, wie man die Macht der Patricier in ihre gehörigen und natürlichen Gränzen zurückwies, da sie in ihrer Anmaßung das Ansehen der Kirche selbst so gut als vernichtet haben; seyd versichert, er würde der Hand zulächeln, welche die Gränzlinie zöge. Ja, so gewiß bin ich dessen, daß, wenn Ihr durchdringt, ich, sein verantwortlicher, unwürdiger Verweser, selbst das Beginnen guthießen und bestätigen will. Aber hütet Euch vor gewaltsamen Schritten! Der Kirche darf nichts vergeben werden dadurch, daß man sie in Unrecht verwickelte.“

„Recht! mein Herr!“ antwortete Rienzi, „und hierin ist die Politik der Religion die der Freiheit. Beurtheilt meine Umsicht aus meinem langen Zögern. Wer Alles um sich voll Ungebulb sehen kann — wer es selbst nicht weniger ist, und doch mit dem Signal zurückhalten und die Stunde abwarten: der wird wohl schwerlich durch Uebereilung sich verderben!“

„Mehr also von diesem mit Nächstem,“ sagte der Bischof, sich wieder in seinem Stuhl zurechtsetzend. „Wenn Deine Pläne reifen, vertraue Dich mir ohne Scheu an. Glaube, daß Rom keinen festeren Freund besitzt als den, der eingesetzt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, selbst ohnmächtig ist gegen den Angriff. Indes, auf den Zweck meines jetzigen Besuchs zu kommen, der vielleicht selbst

einigermaßen mit dem eben besprochenen Gegenstand zusammenhängt: Du weißt, daß, als Seine Heiligkeit Dir Dein dormaliges Amt übertrug, er Dir auch aufgab, seine wohlwollende Absicht zu verkünden, für das Jahr 1350 der Stadt Rom ein allgemeines Jubeljahr zu verwilligen — ein bewundernswerthes Vorhaben, aus zwei Gründen, die auch Dir ganz einleuchten werden: erstlich weil jede Christenseele, welche bei diesem Anlaß die Wallfahrt nach Rom unternimmt, eine völlige Vergebung ihrer Sünden erlangen soll; und zweitens, weil, fleischlich zu sprechen, die Zusammenfluth der auf diese Weise herbeiströmenden Pilger gewöhnlich durch die Schenkungen und Opfer, welche ihre Frömmigkeit darbringt, sehr bedeutend die Einkünfte des heiligen Stuhles vermehrt, die, beiläufig gesagt, dormalen in keinem sehr blühenden Zustand sind. Dies ist Dir bewußt, lieber Rienzi.“

Dieser nickte bejahend mit dem Kopf und der Prälat fuhr fort: „Nun, mit der größten Betrübniß erkennt Seine Heiligkeit, daß ihre frommen Absichten wahrscheinlich vereitelt werden dürften; denn so trotzig und zahlreich sind jetzt die Räuber auf den Heerstraßen gegen Rom, daß wohl auch die kühnsten Pilger ein wenig davor zittern werden, die Reise anzutreten und die, welche sich zu dem Wagstück entschließen, werden wahrscheinlich aus den ärmsten Gliedern der Christenheit bestehen, Leute, die, da sie weder Gold noch Silber mit sich führen, noch kostbare Geschenke, von der Habsucht der Räuber nichts zu fürchten haben. Daraus ergeben sich zwei Folgerungen: einerseits werden die Reichen, die, wie der Himmel weiß und das Evangelium ausdrücklich bezeugt, der Sündenvergebung am benöthigtsten sind — dieser glänzenden Gelegenheit zur Absolution verlustig gehen, und andererseits werden die Geldkisten des Stuhls gottloserweise der Reichthümer beraubt werden, welche ihm sonst ohne Zweifel von dem Glaubenseifer seiner Kinder zuströmen würden.“

„Nichts kann logisch gewisser seyn, mein Herr,“ sagte Rienzi. Der Vikar fuhr fort: „Nun in Briefen, die mir vor fünf Tagen von Seiner Heiligkeit zukamen, trug er mir auf, diese fürchterlichen Folgen für die Christenheit den verschiedenen Patriciern auseinander zu setzen, welche rechtmäßige Lehenträger der Kirche sind und ihr entschiedenes Zusammenwirken gegen die Straßenräuber zu verlangen. Ich habe mich mit diesen besprochen und erfolglos.“

„Denn durch den Beistand und durch die Truppen dieser Räuber

haben die Patricier selbst ihre Paläste gegen einander in Festungen verwandelt," setzte Rienzi hinzu.

"Gerade aus diesem Grund," versetzte der Bischof. "Ja, Stephan Colonna hatte sogar die Keckheit, es gerade heraus zu gestehen. Ganz ungerührt durch den Verlust so vieler kostbaren Seelen und, ich darf wohl hinzusetzen, des päpstlichen Schatzes, der wohlbedenkenden Männern nicht viel weniger am Herzen liegen sollte, weigern sie sich, auch nur einen Schritt den Banditen entgegen zu thun. Nun denn, hört das zweite Mandat Seiner Heiligkeit: „Sollte es mit dem Adel fehlschlagen,“ schreibt er mit prophetischem Scharfblick, „so besprich Dich mit Cola di Rienzi. Er ist ein kühner und frommer Mann und, wie Du mir sagst, von großem Einfluß beim Volk. Sag ihm, wenn sein Verstand ein Mittel ausfindig machen kann, diese Söhne Belials auszurotten und die Sicherheit herzustellen auf den öffentlichen Straßen, er sich ein reiches Verdienst um uns erwerben wird — zu dauernder Dankbarkeit wird er uns verpflichten; und welchen Beistand immer Du und die Diener unseres Stuhles ihm zu leisten vermögen — der soll ihm bereitwillig zu Theil werden.“

"Schreibt Seine Heiligkeit so!" rief Rienzi. "Ich verlange nicht mehr! die Dankbarkeit ist auf meiner Seite, daß er so an seinen Diener gedacht und mich mit diesem Auftrag betraut hat; sofort nehme ich ihn an, sofort verbürge ich mich für einen glücklichen Erfolg. Laßt uns denn, mein Herr, laßt uns klar die Gränzen bezeichnen, welche meiner Willkühr gesteckt sind. Um die Räuber außerhalb der Mauern niederzudrücken, muß ich Macht haben über die, so drinnen sind. Wenn ich mich mit Gefahr meines Lebens anheißig mache, alle Straßen um Rom von den sie beunruhigenden Räubern zu säubern; soll ich volle Freiheit haben zu kühnem, entschiedenem und strengem Verfahren?"

"Ein solches Verfahren wird gefordert schon durch das Wesen des Auftrags," versetzte Raimund.

"Ja, aber auch wenn es gegen die Hauptfrevler, gegen die Helfershelfer der Räuber, gegen die Stolzesten des Adels selbst angewendet werden muß?"

Der Bischof bedachte sich und sah dem Fragenden scharf ins Gesicht. "Ich wiederhole," sagte er endlich mit leiserer Stimme und bedeutungsvollem Ton, "bei diesem kühnen Unternehmen ist das Gelingen die einzige Bedingung. Setze es durch, so wollen wir dir Alles hingehen lassen, selbst den —"

„Den Tod eines Colonna oder Orsini, falls die Gerechtigkeit ihn verlangte, falls er dem Gesetz gemäß und durch die Verletzung des Gesetzes verschuldet wäre?“ setzte Rienzi, mit Festigkeit hinzu; der Bischof antwortete nicht ausdrücklich, aber eine leichte Bewegung des Hauptes gab seine Meinung Rienzi hinlänglich zu erkennen.

„Mein Herr,“ sagte dieser, „von nun an steht Alles gut; ich rechne die Revolution, die Wiederherstellung der Ordnung, des Staats von dieser Stunde, von diesem Gespräch an. Bis jetzt hab' ich, wohl wissend, daß die Gerechtigkeit nie gegen mächtige Frevler ein Auge zudrücken darf, gezügert, aus Furcht, Du und Seine Heiligkeit möchten es als Strenge ansehen und Den tadeln, der das Gesetz wieder aufrichtet, weil er dessen Uebertreter zur Rechenschaft zieht. Jetzt beurtheile ich Euch richtiger. Eure Hand, mein Herr!“

Der Bischof reichte ihm die Hand; Rienzi faßte sie fest und führte sie dann ehrfurchtsvoll an seinen Mund. Beide fühlten, daß der Vertrag besiegelt war.

Dies in der Erzählung so lang scheinende Gespräch dauerte in der That nur kurz; aber sein Zweck war erreicht und der Bischof erhob sich, um wegzugehen. Das äußere Thor des Hauses war geöffnet, die zahlreiche Dienerschaft des Bischofs hielt ihre Fackeln empor und er hatte sich eben von Rienzi abgekehrt, welcher ihn durch den Hof begleitet, als ein Weib hastig das Gefolge des Prälaten durchschnitt und beim Anblick Rienzi's anhaltend, zu seinen Füßen niederstürzte.

„D eilt, Herr! eilt, um der Liebe Gottes willen eilt! oder die junge Signora ist verloren auf immer!“

„Die Signora! Himmel und Erde, Benedetta, von wem spricht Ihr, — von meiner Schwester, von Irene — ist sie nicht im Haus?“

„D Herr! die Orsini — die Orsini!“

„Was ist's mit ihnen? rede, Weib!“

„Jetzt erzählte Benedatta Rienzi, in welchem der Leser bereits den Bruder Irene's erkannt hat, athemlos und oft abbrechend das Abenteuer mit Martino di Porto, so weit sie davon Zeugin gewesen; vom Ausgang und von den Folgen des Kampfes wußte sie noch nichts.

Rienzi hörte sie schweigend an, aber die tödtliche Blässe des Gesichts und das Nagen an der Unterlippe verriethen die Bewegung seines Innern, die er nicht laut werden ließ.

„Ihr hört, mein Herr Bischof,“ sagte er, als Benedatta

geschlossen, sich zum Bischof wendend, dessen Weggehen durch die Erzählung verzögert wurde, „Ihr hört, welchen Freveln die Bürger Roms preisgegeben sind. Meinen Hut und mein Schwert, augenblicklich! Mein Herr, verzeiht meine Eile!“

„Wohin willst du nun?“ fragte Raimund.

„Wohin, wohin? Ach ich vergaß mein Herr, Ihr habt keine Schwester. Vielleicht hattet Ihr auch keinen Bruder? Nein, nein! Ein Opfer wenigstens werde ich doch erretten! Wohin, fragt Ihr mich? In den Palast des Martino di Porto!“

„Zu einem Orsini, allein und um Gerechtigkeit zu erlangen?“

„Allein und um Gerechtigkeit zu erlangen — Nein!“ brüllte Rienzi mit lauter Stimme, indem er sein Schwert faßte, das ihm jetzt einer seiner Diener brachte, und aus dem Haus stürzte, „aber Ein Mann ist genug zur Rache!“

Der Bischof stand einen Augenblick unschlüssig da. „Er darf nicht verloren gehen,“ murmelte er, „wie es wohl der Fall wäre, wenn er so allein der Wuth des Wolfs preisgegeben bliebe. He da!“ rief er laut, „mit den Fackeln voran! schnell, schnell! wir selbst, der Vikar des Pabsts, wollen hiezu sehen. Beruhigt Euch, gute Leute! Ihr sollt Eure junge Signora wieder haben! Auf, zu dem Palast Martino's di Porto!“

Sechstes Kapitel.

Irene im Palast Adrian's di Castello.

Wie der Künstler von Cypern das Bild anschaute, in dem er eine erträumte Jugendschönheit verkörpert hatte, während die Farben des Lebens allmählig unter dem Marmor hervorquollen — so schaute der junge leidenschaftliche Adrian die vor ihm hingefunkene Gestalt an, welche nach und nach wieder zum Leben erwachte. Und wenn die Anmuth dieses Angesichts nicht von der erhabensten und glänzendsten Art war, wenn sein sanfter und ruhiger Charakter durch manche, in der That minder vollkommene Schönheit überstrahlt werden mochte, so gab es doch nie ein Antlitz, das, wenigstens für manches Auge, einnehmender gewesen wäre; nie eines, in welchem beredter der unaussprechliche, jungfräuliche Ausdruck sich abgeprägt hätte, nach dem die italienische Kunst in ihren Bildern strebt; bei welchem Bescheidenheit den äußern, Zärtlichkeit den innern Grundzug ausmacht; die Blüthe der Jugend des Körpers und Herzens,

ehe die erste duftige und zarte Frische beider abgestreift ist; und wo selbst die Liebe, der einzige störende Gast der von diesem Alter gekannt seyn sollte, nur erst ein Gefühl und noch keine Leidenschaft ist.

„Benedetta!“ hauchte Irene endlich, als sie bewusstlos ihre Augen gegen den neben ihr knieenden Mann aufschlug — Augen von jenem ungewissen, durchsichtigen Blau, das man Jahre lang betrachten kann, ohne daß man in das Geheimniß seiner Farbe einbringt, welche mit Erweiterung des Augapfels immer wechselt; die im Schatten dunkler wird, und im Licht sich zum Azur verklärt: „Benedetta!“ sagte sie, „wo bist Du? O Benedetta! ich habe einen schweren Traum gehabt!“

„Und ich auch — welch ein Gesicht!“ dachte Adrian.

„Wo bin ich?“ rief Irene, vom Lager sich aufraffend, „dieses Zimmer — diese Tapeten — Heilige Jungfrau, träume ich noch? Und Ihr! Himmel! es ist der Signor Adrian di Castello!“

„Ist das ein Name, den Du fürchten gelernt hast?“ sagte Adrian; wenn dies ist, so will ich ihn abschwören.“

Wenn jetzt Irene heftig erröthete, so war Schuld daran nicht jenes wilde Entzücken, wie ihr etwa ihr schwärmerisches Herz hätte prophezeihen können, daß sie es empfinden würde beim Anhören der ersten Worte der Huldigung von Adrian di Castello. Verwirrt und bestürzt — erschreckt durch die Fremdheit des Orts und zurückbebend selbst vor dem Gedanken, mit einem Mann allein sich zu finden, der Jahre lang ihrer Einbildung gegenwärtig gewesen war, fühlte sie am meisten die Empfindungen der Unruhe und Betrübniß vorherrschen, und diese sprachen sich auch am deutlichsten in ihren beredten Zügen aus. Und als Adrian sich ihr jetzt näherte: da nahm, trotz der Sanftheit seiner Stimme und der Ehrerbietung in seinen Blicken, ihre Angst, die, weil ganz unbestimmt, nur um so heftiger war, noch mehr zu; sie flüchtete in die entlegenste Ecke des Zimmers, sah sich wild um, bedeckte dann ihr Angesicht mit den Händen und brach in einen Strom erschütternder Thränen aus.

Selbst gerührt von ihren Thränen und ihre Gedanken errathend, vergaß Adrian für einen Augenblick alle die kühneren Wünsche, die in ihm aufgestiegen. „Fürchte nichts, holdes Mädchen!“ sagte er ernst, „samme Dich, ich bitte Dich darum — keine Gefahr, kein Unfall kann Dich hier erreichen — diese Hand war es, welche Dich aus der rohen Gewalt der Orsini rettete — dies Dach ist nur die Zufluchtstätte eines Freundes. Sag mir denn, schöne Unbekannte,

Deinen Namen und Deine Wohnung, so will ich meine Diener rufen, und Dich sofort nach Haus geleiten lassen."

Vielleicht noch mehr die Erleichterung durch Thränen als die Worte Adrian's brachten Irene wieder zu sich und machten ihr möglich, ihre neue Lage zu begreifen; als ihre wiederkehrende Besinnung ihr klar machte, was sie dem schuldig geworden war, der so lange schon ihre Träume als das Urbild aller Trefflichkeit beschäftigt hatte, da gewann sie wieder die Macht über sich selbst und ergoß ihren Dank mit einer Annuth, die dadurch um nichts weniger einnehmend wurde, daß sie noch mit Verlegenheit gemischt war.

"Danke mir nicht!" sagte Adrian mit Leidenschaft; „ich habe Deine Hand berührt; ich bin belohnt. Belohnt! — ja! an mir ist es, Dankbarkeit, Huldbigung in Fülle darzubringen!"

Von neuem, aber mit ganz andern Empfindungen als zuvor, erröthend, versetzte Irene nach augenblicklichem Stillschweigen: „Und doch, mein Herr, darf ich meine Schuld gegen Euch deshalb nicht minder hoch anschlagen, weil Ihr so leicht davon redet. Und jetzt macht das Maß meiner Verbindlichkeit voll; ich sehe meine Gesellschafterin nicht hier — erlaubt, daß sie mich heimbegleite; es ist nur ein kurzer Weg von hier."

"Gesegnet also ist die Luft, die ich so unbewußt einathmete!" sagte Adrian. „Aber Deine Gesellschafterin, liebes Mädchen, ist nicht hier. Sie floh, denke ich mir, in der Verwirrung des Kampfes; und da ich Deinen Namen nicht wußte, und in dem Zustande, worin Du Dich befandest, ihn nicht von Deinen Lippen erfahren konnte, sah ich mich in die glückliche Nothwendigkeit versetzt, Dich hieher zu bringen; aber ich will Dir als Begleiter dienen. Nein, warum dieser scheue Blick? meine Leute sollen auch mit uns gehen."

"Mein Dank, edler Herr, hat wenig Werth; mein Bruder, Dir nicht unbekannt, wird Dir auf angemessenere Weise danken. Kann ich gehen?" und mit diesen Worten war Irene schon an der Thüre.

"Bist Du so begierig mich zu verlassen?" antwortete Adrian traurig. „Ach wenn Du mir aus den Augen bist, wird es mich dünken, wie wenn der Mond sich der Nacht entzogen hätte! doch es ist ein Glück, Deinen Wünschen zu gehorchen, selbst wenn sie Dich von mir reißen."

Ein leichtes Lächeln theilte Irene's Lippen, und Adrians Herz

schlug so laut, daß er selbst es hörte, indem er aus diesem Lächeln und den gesenkten Augen eine nicht ungünstige Vorbedeutung ableitete.

Widerstrebend und langsam wandte er sich gegen die Thüre und berief seine Diener.

„Aber,“ sagte er, als sie nun auf der hohen Treppe standen, „Du sagst, holdes Mädchen, Deines Bruders Name sey mir nicht unbekannt. Der Himmel gebe, daß er wirklich ein Freund der Colonna sey!“

„Sein Stolz,“ antwortete Irene ausweichend, „der Stolz Cola di Rienzi's ist der Freund der Freunde Roms zu seyn.“

„Heilige Jungfrau von Ara Cöli! — ist dieser außerordentliche Mann dein Bruder!“ rief Adrian aus, der bei Nennung dieses Namens sogleich die sich seiner Leidenschaft entgegenstellende Schranke sah. „Ach, an einem Colonna, an einem Edelmann wird er kein Verdienst erkennen; obgleich Dein glücklicher Befreier, süßes Mädchen, schon frühe sich um seine Freundschaft bewarb.“

„Du thust ihm großes Unrecht, mein Herr,“ versetzte Irene mit Wärme; „er ist mehr als jeder Andere der Mann, deine großherzige Tapferkeit anzuerkennen, wäre sie auch nur dem niedrigsten Weibe Roms zu Gute gekommen — wie viel mehr aber, wenn sie dem Schutz seiner Schwester galt!“

„Die Zeiten sind wirklich unheilvoll,“ antwortete Adrian gedankenvoll, als sie sich jetzt auf offener Straße befanden, „wenn Männer, welche gleicherweise um die Leiden ihres Vaterlandes trauern, dennoch gegen einander argwöhnisch sind; wenn ein Patricier seyn so viel heißt, als ein Feind des Volks seyn; wenn der Freund des Volks ebendamit nothwendigerweise als ein Feind der Patricier bezeichnet wird; aber komme was da will, o laß mich hoffen, theure Herrin, daß keine Zweifel, keine Spaltungen aus Deiner Brust eine Erinnerung an mich verdrängen sollen!“

„Ach, wie wenig, wie wenig kennt Ihr mich!“ fing Irene an und stockte plötzlich.

„Rede, rede wieder! welcher Muff hat dies neidische Schweigen meine Seele beraubt! Du willst mich also nicht vergessen? Und,“ fuhr Adrian fort, „wir werden uns wieder begegnen. Auf Rienzi's Haus sind wir jetzt angewiesen; morgen werde ich meinen alten Kameraden besuchen, morgen werde ich Dich sehen — soll es nicht so seyn?“

Irene's Schweigen galt statt einer Antwort.

„Und da Du mir Deines Bruders Namen gesagt hast, schmeichle meinem Ohr auch mit Nennung des Deinigen.“

„Man nennt mich Irene.“

„Irene, Irene! laß mich ihn wiederholen. Es ist ein sanfter Name, und haftet an den Lippen als verdröße es ihn, sie zu verlassen — ein passender Name für ein Wesen wie Du!“

In solcher Weise brachte Adrian Irene'n seine gern angenommene Huldigung dar, in jener blühenden und glänzenden Sprache, die, wenn auch jenem Zeitalter und der Galanterie des Südens vorzugsweise eigen, doch auch die Sprache ist, worin die Poesie jugendlicher Leidenschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern ihre überströmende Fülle auszusprechen pflegte, wenn Herz zu Herz sprechen konnte. Er geleitete seine schöne Schutzbefohlene heim, schlug jedoch dabei den längsten Umweg ein; ein Kunststück, das Irene entweder nicht bemerkte, oder stillschweigend verzieh. Jetzt konnten sie die Straße sehen, wo Rienzi wohnte, als eine Abtheilung Männer mit Fackeln unerwartet auf sie los kam. Es war die Begleitung des Bischofs von Orvieto, welche, vom Palast Martino's di Porto zurückkehrend, begleitet von Rienzi, den Adrian's aufsuchten. Sie hatten in jenem, ohne den Orsini selbst zu sprechen, von den Dienern im untern Hofe das Schicksal des Kampfs und den Namen von Irenen's Retter erfahren; und der allgemein bekannten Galanterie Adrian's ungeachtet, kannte Rienzi seinen Charakter und den Abel seines Gemüths hinlänglich, um die feste Zuversicht zu gewinnen, daß unter seinem Schutz Irene sicher sey. Ach! in dieser Sicherheit für die Person ist eben oft die größte Gefahr für das Herz! Ein Weib liebt nie so gefährlich, als wenn der, der sie liebt, sich um ihretwillen bezwingt.

Ihres Bruders Brust umschlingend, forderte ihn Irene auf, ihrem Befreier zu danken, und Rienzi ging mit jener bezaubernden Offenherzigkeit, welche den für gewöhnlich Zurückhaltenden so gut steht, und welche Allen, die ihrer Mitmenschen Herzen zu beherrschen wissen, zu Zeiten zu Gebot steht, auf den jungen Colonna zu und ergoß sich gegen ihn in Dank und Lobpreisungen.

„Wir sind allzulang getrennt gewesen — wir müssen wieder mit einander bekannt werden,“ versetzte Adrian, „ich werde Dich zuverlässig binnen kurzer Zeit aufsuchen.“

Er wandte sich um von Irene Abschied zu nehmen, führte ihre Hand an seinen Mund, drückte sie, und als sie der seinigen entglitt,

schmeichelte er sich mit dem Wahne, diese zarten Finger hätten leicht und unwillkürlich den Druck erwiebert!

Siebentes Kapitel.

Ueber Liebe und Liebende.

Wenn Shakespeare bei Behandlung der legendenartigen Liebes-
sage von Romeo und Julie die Scene, wohin sie verlegt ist, in
ein nördlicheres Klima versetzt hätte, so weiß ich nicht, ob selbst
Shakespeares Kunst uns mit der eben so plötzlichen Entstehung als
großen Stärke von Juliens Leidenschaft hätte auszusöhnen vermocht.
Und sogar wie die Sache jetzt ist, glaube ich, finden sich nur we-
nige unter unsern vernünftigen und nüchternen Insulanern, die nicht,
wenn man sie ernstlich fragte, endlich geständen, daß sie die Liebes-
schwärmerei und die Berühmtheit der unglückseligen Liebenden von
Verona übertrieben und überspannt finden. Aber in Italien erscheint
das Gemälde dieser in Einer Nacht geborenen Neigung, die dabei
„stark bis zum Tod“ ist, als ein solches, wozu die allergewöhnlich-
sten Lebensverhältnisse zahllose Gegenstücke darbieten mögen. Unter
verschiedenen Himmelsstrichen nimmt die Liebe wunderbar verschie-
dene Gestalten an, und bis auf den heutigen Tag würde unter
italienischem Himmel manches einfache Mädchen fühlen wie Julia
und mancher gewöhnliche Liebhaber würde mit der Schwärmerei
Romeo's wetteifern. Lange Bewerbungen sind in diesem sonnigen
Land, in welchem und von welchem ich jetzt schreibe, unbekannt.
In keinem andern Land vielleicht kommt so häufig die Liebe auf den
ersten Anblick vor, die in Frankreich ein Scherz, und in England
etwas Zweifelhaftes ist; in keinem Land auch wird die Liebe, wenn
gleich so plötzlich entzündet, so treu bewahrt. Was in der Phan-
tastie gereift ist, schlägt auf Einmal in Leidenschaft aus — aber es
bleibt für alle Zeiten gleichsam einbalsamirt durch tiefes Gefühl.
Und dies muß meine und ihre Entschuldigung seyn, wenn die Liebe
Abrians als zu übereilt, und die Irener's als zu schwärmerisch er-
scheint; es ist die Entschuldigung, welche sie von Luft und Sonne,
von den Gewohnheiten ihrer Voreltern, von der süßen Ansteckung
des Beispiels entlehnen. Aber wenn sie den Geboten ihrer Herzen
nachgaben, so war es doch mit einer gewissen, wiewohl geheimen
Traurigkeit; mit einem Vorgefühl, das vielleicht seinen Reiz hatte,

wiewohl es auf Kreuz und Nebel hinwies. Abstammend von einem so stolzen Geschlecht, konnte Adrian kaum im Traum an eine Verbindung mit der Schwester eines Plebejers denken; und Irene, nicht ahnend die künftige Größe ihres Bruders, mochte schwerlich eine andere Hoffnung gehegt haben, als die: geliebt zu werden. Aber diese widrigen Umstände, welche bei den härtern, umsichtigeren, selbstverläugnenden und vielleicht tugendhaftern Gemüthern, wie sie unter nordischem Himmel sich bilden, eine Aufforderung gewesen wären, gegen die Liebe zu kämpfen, trugen hier nur dazu bei, die Liebe dieses Paares zu nähren und zu kräftigen durch einen Widerstand, der immer für die Schwärmerei sein Anziehendes hat. Sie fanden oft, doch nur auf kurze Zeit, Gelegenheit sich zu sehen — nie ganz allein, sondern nur in der Anwesenheit der nachsichtsvollen Benedetta — manchmal in öffentlichen Gärten — zuweilen unter den ungeheuern, ödestehenden Ruinen, von welchen Rienzis's Haus umgeben war. Sie überließen sich, ohne viel nach der Zukunft zu fragen, der Aufregung, dem Elysium der Stunde; sie lebten nur von einem Tag auf den andern, ihre Zukunft war der Tag ihres nächsten Wiedersehens — über diese Epoche hinaus grenzten die Nebel selbst ihrer jugendlichen Liebe an Schatten und Dunkel, welche zu durchdringen sie sich keine Mühe gaben; und da sie noch nicht bei der Periode der Zärtlichkeit angekommen waren, wo eine unmittelbare Gefahr des Falls sie bedrohte — war ihre Liebe noch nicht durch das goldene Thor gegangen, wo der Himmel aufhört und die Erde anfängt. Ueberall und in Allem war für sie die Poesie, die Unbestimmtheit, die Zartheit — aber nicht die Gewalt, der Drang, die Sterblichkeit des Verlangens! ein Blick, ein Flüstern, ein flüchtiger Händedruck, höchstens die ersten Küsse der Liebe, selten und wenige: dies bezeichnete die menschliche Grenzmark des Gefühls, das sie mit neuem Leben durchströmte, sie wie mit einer neuen Seele emporhob.

Die unstillen Strebungen Adrian's hatten auf einmal eine feste Richtung und einen Mittelpunkt gewonnen; die Träume der Gebieterin seines Herzens waren zu einem freilich auch noch träumerischen Leben erwacht, das aber doch „von einer Wahrheit eingefaßt“ war. All der Ernst, die Thatkraft und heftige Blut, welche bei ihrem Bruder in den Entwürfen des Patriotismus und im Streben nach Macht hervortraten, waren bei Irene in sanfterer Weise auf Ein Lebensziel, Einen Brennpunkt der Seele gerichtet —

auf die Liebe. Aber dies scheinbar so beschränkte Feld des Denkens und Handelns bot in der That eine eben so grenzenlose Sphäre dar, als der weite Tymmelplatz von ihres Bruders vielseitigem Ehrgeiz. In nicht geringerem Grad besaß sie die Kraft und den Trieb zu den erhabensten Geistesäußerungen, die dem Sterblichen möglich sind. Gleich groß war ihre Begeisterung für ihr Idol — gleich groß, wäre sie auf dieselbe Probe gesetzt worden, wäre ihr Edel-muth gewesen und ihre Hingebung; größer gewiß ihr Muth, unveränderlicher ihre Treue — minder besleckt von selbstischen Absichten und unerlaubten Beweggründen. Zeit, Wechsel, Mißgeschick, Un-dank würde sie unverändert gelassen haben! Welcher Staat könnte fallen, welche Freiheit untergehen, wenn bei dem lärmenden Pa-triottismus des Mannes sein Eifer so rein wäre, wie die schweigende Treue in der Liebe des Weibes?

Bei ihnen war Alles jung; das Herz unerfaltet und von keinem Wehthau zerfressen; die sprudelnde Fülle des innigsten Lebens, die an sich selbst etwas Göttliches hat. In diesem Alter, wo uns ist als ob wir nie sterben könnten, wie glühend und wie von der Ju-gendlichkeit eines Gottes geschwellt, ist da Alles, was unser Herz aus sich hervorbringt. Unsere Jugend ist wie die der Erde selbst, als sie Wald und Gewässer mit Gottheiten bevölkerte, als das Leben in fröhlichem Sturm dahinstrauete und doch nur Schönes erzeugte — alle ihre Gestalten, Poesie — alle ihre Lüfte — Melodien von Arcadien und vom Olymp — die ganze Erde selbst, sogar in ihren wüdesten Gegenden, eine andere, eine glücklichere — der Himmel, gleiche Herrlichkeit verschwendend und mit denselben prachtvollen Gebilden ausgestattet! das goldene Alter verläßt die Welt nie: es besteht noch und wird bestehen, bis Liebe, Gesundheit, Poesie ver-schwunden sind — aber nur für die Jugend!

Wenn ich hier, obwohl nur für einen Augenblick, mich bei diesem Zwischenspiel eines Drama's verweile, das männlichere Lei-denschaften als die Liebe in Bewegung setzt: so ist es, weil ich voraussehe, daß die Gelegenheit hierzu selten wiederkehren wird. Wenn ich mich bei der Schilderung Irene's und ihrer verborgenen Neigung aufhalte, statt die Ereignisse abzuwarten, die sie besser zeichnen als die Worte des Erzählers: so geschieht es, weil ich voraussehe, daß dies liebevolle und liebenswerthe Bild fortdauernd — am Ende mehr Schatten als Bild — in den Hintergrund treten muß, wie es auch in der Wirklichkeit das Schicksal solcher Naturen

ist, verdrängt von kühneren Gestalten und glänzenderen Farben — als ein Wesen, dessen Gegenwart man mehr fühlt als sieht, und dessen Zusammenstimmen mit dem Ganzen in seiner Zurückgezogenheit und bescheidenen Ruhe besteht.

Achtes Kapitel.

Der Begeisterte beurtheilt vom Nüchternen.

„Du thust mir Unrecht,“ sagte Rienzi mit Wärme zu Adrian gegen das Ende einer langen Besprechung, als sie so allein bei einander saßen. „Ich spiele nicht die bloße Rolle eines Demagogen. Ich wünsche nicht die tiefsten Tiefen aufzuwühlen, damit die Hefen meines Glücks sich zur Oberfläche erheben. So lang hab' ich über der Vergangenheit gebrütet, daß es mir vorkommt, als wäre ich ein Theil von ihr geworden — als hätte ich gar keine von ihr gesonderte Existenz. Ich habe meine ganze Seele in Eine Hauptleidenschaft aufgehen lassen, und diese ist die Wiederherstellung Roms.“

„Aber durch welche Mittel?“

„Herr, Herr! es gibt nur Einen Weg, die Größe eines Volks wieder herzustellen — und der ist: ein Aufruf an das Volk selbst. Es steht nicht in der Macht von Fürsten und Baronen, einem Staat dauernde Glorie zu verleihen; sie erheben sich selbst, aber sie erheben nicht auf die Länge das Volk mit sich. Jede große Wiedergeburt beruht auf der allgemeinen Bewegung der Masse.“

„Fürwahr!“ versetzte Adrian, „dann haben wir die Geschichte in sehr verschiedenem Sinn gelesen. Mir scheinen alle großen Regenerationen das Werk Weniger gewesen, und von der Menge stillschweigend angenommen worden zu seyn. Aber wir wollen nicht nach der Weise der Schulen disputiren. Du verkündest laut, daß eine mächtige Krise bevorsteht; daß der gute Stand der Dinge (buono stato) gegründet werden soll. Wie? Wo sind Eure Waffen? Eure Soldaten? Sind die Edeln weniger stark als bisher? Ist der Pöbel kühner, beharrlicher? der Himmel weiß, ich rede nicht aus den Vorurtheilen meines Standes heraus; ich beweine die Entwürdigung meines Vaterlandes. Ich bin ein Römer, und in diesem Namen geht mir die Erinnerung unter, daß ich ein Edelmann bin. Aber ich zittere bei dem Sturm, den Ihr so hoch herauf beschwören wollt. Wenn Euer Aufstand glückt, wird er gewaltthätig

seyen; er wird mit Blut, mit dem Blut all der stolzesten Namen Roms erkaufte werden. Ihr bezweckt eine zweite Vertreibung der Tarquinier, aber es wird eher eine zweite sullanische Proscription daraus werden. Mezeleien und Unordnungen bahnen nie den Weg zum Frieden; andererseits, wenn es fehlschlägt, sind die Ketten Roms für alle Zeiten festgeschmiedet; ein vergeblicher Versuch zur Flucht dient nur zum Vorwand für neue Peinigungen gegen den Sklaven."

„Und was würde denn Signor Adrian uns ansinnen zu thun?“ fragte Rienzi mit dem oben geschilderten, eigenthümlichen, sarkastischen Lächeln. „Sollen wir warten, bis die Colonna und Drfsini sich nicht mehr befehlen? sollen wir von den Colonna Freiheit, von den Drfsini Gerechtigkeit uns erbitten? Mein Herr, wir können nicht die Edeln gegen die Edeln anrufen. Wir müssen sie nicht erschrecken, ihre Gewalt zu mäßigen, wir müssen an uns selbst wieder diese Gewalt bringen; das Unternehmen mag seine Gefahren haben aber wir legen Hand an unter den Denkmalen des Forums: und wenn wir fallen, so gehen wir würdig untrer Ahnen unter! Ihr habt prächtige Stammbäume, tönende Namen, weitgedehute Besitzungen und sprecht von Euren anererbten Ehren! Aber auch wir, die Plebejer Roms, haben unsre Ehren! Unsre Väter waren freie Männer! wo ist unser Erbe? Nicht verkauft, nicht weggegeben — nein! uns gestohlen bald durch List, bald durch Gewalt; uns im Schlaf entwendet, oder mit gewaltthätiger Hand, unter unfrem Geschrei und Widerstreben uns entrissen. Herr, wir verlangen nur, daß dies gesetzliche Erbe uns wiedergegeben werde; uns — aber es ist derselbe Fall bei Euch — denn Eure Freiheit ist eben so dahin. Könnt Ihr wohnen in Eures Vaters Haus ohne Thürme und Bollwerke und ohne die gedungenen Schwerter von Bravo's? Könnt Ihr bei Nacht durch die Straßen wandeln ohne Waffen und Gefolge? Zwar Ihr, als ein Edler, könnt Gleiches mit Gleichem vergelten — und wir dürfen das nicht. Ihr könnt auch wieder Andre ängstigen und mißhandeln, aber ist die Zügellosigkeit ein Ersatz für Freiheit? Man hat Euch Macht und Gepränge gegeben, aber die Sicherstellung durch gleiche Gesetze wäre ein heilsameres Geschenk. D wär' ich an Eurer Stelle, wär' ich Stephan Colonna selbst: wahrlich ich würde eben so durstig lechzen, als ich jetzt thue, nach der Luft der Freiheit, die nicht durch Schanzen und Bollwerke, gegen Mitbürger errichtet, kommt, sondern unter dem

weiten offenen Himmel weht, — sicher unter dem Schuß der schweigenden Vorsehung des Gesetzes und nicht durch blasse, abgezehrte Angst und hohlhängigen Verdacht, die unzertrennlichen Genossen einer verhassten Gewalt. Der Tyrann dünkt sich frei, weil er Sklaven beherrscht; der geringste Bauer in einem freien Land ist freier als er. O, Herr, daß Ihr, ein tapfrer, großmüthiger, aufgeklärter Mann, Ihr, beinah der Einzige Eures Standes, der es weiß, daß wir ein Vaterland besaßen, o daß doch Ihr, der Ihr das Gefühl unserer Leiden zu theilen vermögt, mit uns streiten wölltet, um uns ihrer zu erwehren!"

„Du sinnst auf Krieg gegen Stephan Colonna, meinen Vetter, und obgleich ich ihn nur wenig gesehen habe und ihn, die Wahrheit zu sagen, nicht sehr achte, ist er doch der Stolz unsers Hauses — wie kann ich auf Deine Seite treten?“

„Sicher wird sein Leben bleiben, sicher sein Besitztum, sicher sein Rang. Gegen was kämpfen wir? Gegen seine Gewalt, Andern Unrecht zu thun.“

„Entdeckte er, daß Du über andere Kräfte als über Worte gebietest, er würde gegen Dich weniger gnädig verfahren!“

„Und hat er das noch nicht entdeckt? Sagen ihm die Ausbrüche des Volksjubels nicht, daß ich ein Mann bin, den er fürchten sollte? Baut er, der Vorsichtige, der Verschlagene, der Tiefblickende, baut er Festen und richtet Thürme auf, und sieht von der Höhe seiner Zinnen nicht das gewaltige Gebäude, das auch ich gegründet habe?“

„Ihr! wo Rienzi?“

„In den Herzen Roms! Sieht er das nicht?“ fuhr Rienzi fort. „Nein, nein! Er und sein ganzes Geschlecht sind blind. Ist es nicht so?“

„Gewiß und wahrhaftig, mein Vetter glaubt nicht an Eure Macht, sonst hätte er Euch schon längst zermalmt. Ja, erst vor drei Tagen sagte er in vollem Ernst, er wolle lieber, Ihr sprecht zu dem Volk, als der beste Priester der Christenheit, denn die andern Redner entzündeten nur die Masse und Niemand stille und zerstreue sie so wie Ihr.“

„Und den nennt man tiefblickend! Macht der Himmel nicht dann die Luft am stillsten, wenn er am meisten Sturm vorbereitet? Ja, Herr, ich verstehe. Stephan Colonna verachtet mich. Ich bin,“ hier überzog, während er fortfuhr, eine tiefe Rötthe seine Wange, „Ihr erinnert Euch dessen — in meinen jüngern Tagen

in seinen Palast gekommen und habe ihn mit witzigen Erzählungen und leichten Späßen unterhalten. Ja, ha! ha! er pflegte mich, mein' ich, manchmal, um mir ein scherzhaftes Compliment zu machen, seinen Lustigmacher, seinen Schalksnarren zu nennen. Ich habe seine Beleidigungen verschmerzt; ich habe mich bei seinem Beifall verbeugt. Ich würde noch heute derselben Buße mich unterziehen, zu derselben Schmach mich bequemen, aus dem gleichen Beweggrund und für dieselbe Sache. Was wollte ich damit erreichen? Könt Ihr mir es angeben? Nein! So will ich es Euch denn ins Ohr flüstern: nichts anderes, als die Verachtung Stephan Colonna's! Unter dieser Verachtung war ich gesichert, bis der Schutz nicht mehr nöthig war. Ich wünschte nicht, den Patriciern als furchtbar zu erscheinen, um, unangefochten und unbeargwohnt, meinen Weg im Volk machen zu können. Es ist mir gelungen; ich werfe jetzt die Maske weg. Stirn gegen Stirn an Stephan Colonna könnte ich ihm, gleich in dieser Stunde, sagen, daß ich seinem Zorn troze, daß ich seiner Kerker und seiner Bewaffneten spotte. Aber wenn er mich für denselben Rienzi hält, der ich früher war, laßt ihn! ich kann meine Stunde abwarten!"

"Aber," versetzte Adrian, darauf verzichtend, der stolzen Sprache seines Gesellschafters zu antworten, "sag mir, was verlangst Du für das Volk, um einen Aufruf an seine Leidenschaften zu vermeiden? unwissend und launenhaft, wie es ist, kannst Du Dich nicht an seine Vernunft wenden."

"Ich verlange Gerechtigkeit und volle Sicherheit für Alle. Mit nichts Geringerem lasse ich mich zufrieden stellen. Ich verlange von den Edeln, daß sie ihre Festungswerke zerstören, ihre bewaffneten Banden entlassen, daß sie keine Straflosigkeit für Verbrechen der Vornehmen in Anspruch nehmen, daß sie nur bei den ordentlichen Rechtshöfen Schutz und Recht suchen."

"Bergebliche Wünsche!" versetzte Adrian. "Verlangt, was man Euch gewähren kann!"

"Ha — ha!" erwiderte Rienzi bitter lachend. "Hab' ich Euch nicht gesagt, es sey eine leere Einbildung, von den Großen Gesez und Gerechtigkeit zu verlangen! Könt Ihr mich also tabeln, wenn ich sie anderswo suche?" dann plötzlich Ton und Haltung wechselnd, fuhr er mit großer Feierlichkeit fort: "Auch das wache Leben hat seine falschen und eiteln Träume. Aber der Schlaf ist oft ein gewaltiger Prophet. Da offenbart sich oft der Himmel geheimnißvoll

feinen Geschöpfen und lenkt und erhält seine irdischen Werkzeuge auf dem Pfad, auf dem sie seine Vorsehung berief."

Adrian antwortete nicht. Es war nicht das erstemal, daß er die Bemerkung machte, wie Rienzi's scharfer Verstand sonderbar mit tiefem, mystischem Aberglauben gepaart war. Und dies be- stärkte den jungen Edelmann, der, obwohl hinreichend fromm, doch den ausschweifenden Glaubensvorstellungen jener Zeit sich nicht an- schloß, noch mehr in seinem Unglauben an das Gelingen von Rienzi's kühnen Entwürfen. Hierin irrte er sich gewaltig, obgleich sein Irrthum der gewöhnliche der Weltflughheit war. Denn nichts begeistert den menschlichen Muth in so hohem Grad, als die innige Ueberzeugung, der Bevollmächtigte göttlicher Weisheit zu sein. Rachsucht und Patriotismus, vereint in einem Mann von Geist und Ehrgeiz — das sind die Hebel des Archimedes, die im Fanatismus den Stützpunkt außer der Welt finden, um die Welt aus den An- geln zu heben. Der kluge Mann kann einen Staat lenken; aber der Begeisterte ist es, der ihn verjüngt oder zu Grund richtet.

Neuntes Kapitel.

Als das Volk dies Gemälde sah, verwunderten sich Alle.
Vita di Cola di Rienzi.

Vor dem Marktplatz, am Fuße des Capitols, war eine uner- messliche Menschenmenge versammelt. Jeder suchte sich vor seinem Nebenmann vorzudrängen, jeder kämpfte, sich Bahn zu brechen zu Einem Hauptpunkt hin, um welchen die Masse dicht und eng zu- sammengekeilt war.

„Corpo di Dio!“ sagte ein Mann von mächtigem Wuchs, voran drängend wie ein kräftiges Schiff, das die schäumenden Wasser rechts und links von seinem Spiegel abschüttelt, „das ist heiße Arbeit, aber warum, bei der heiligen Mutter Namen, drängt Ihr Euch denn so? Seht Ihr nicht, Signor Ribald, daß mein rechter Arm übel zugerichtet, eingewickelt und verplastert ist, so daß ich mir so wenig zu helfen weiß als ein Kind? Und doch stürmt Ihr auf Einen ein, als wär' ich eine alte Mauer!“

„Ah, Cecco del Vecchio! was, Mensch! Euch müssen wir Platz machen — Ihr seyd zu klein und leibarm, um durch den Haufen durchzukommen! Kommt, ich will Euch unter meinen Schutz nehmen,“ sagte ein Zwerg von etwa vier Fuß Höhe, an dem Riesen hinauffschauend.

„Wahrhaftig,“ versetzte der grimmige Schmied, den Pöbel in der Runde betrachtend, der laut über das Anerbieten des Zwergs lachte, „wir bedürfen alle des Schutzes, Große wie Kleine. Was lacht Ihr denn, Ihr Affen? Ja, Ihr versteht kein Gleichniß!“

„Und doch sind wir hergekommen um ein Gleichniß anzusehen,“ sagte Einer aus dem Pöbelhaufen mit leichtem Hohn.

„Bergnügten Tag Euch, Signor Baroncelli,“ antwortete Cecco del Becchio, „Ihr seyd ein braver Mann und liebt das Volk; es macht Einem das Herz lachen, wenn man Euch sieht. Was bedeutet all das Getümmel?“

„Nun, des Pabsts Notar hat ein großes Gemälde auf dem Marktplatz aufgestellt und die Gaffer sagen, es beziehe sich auf Rom; so lassen sie sich denn an diesem heißen Tage das Hirn schmelzen, um das Räthsel zu rathen.“

„Ho, ho!“ sagte der Schmied, so kräftig voran drängend, daß er plötzlich den Sprechenden hinter sich ließ, „wenn Cola di Rienzi etwas im Werk hat, so brähe ich durch Fels und Stein, um hinzukommen.“

„Biel Gutes wird uns wohl das leblose Gekleffe bringen!“ sagte Baroncelli, mit saurer Miene sich zu den Umstehenden wendend; aber Niemand hörte darauf und er, der gern den Demagogen gespielt hätte, biß sich vor Neid in die Lippe.

Unter halb ersticktem Stöhnen und Fluchen von den Männern, die er bei Seite drückte und unter lauten Schimpfreden und gellendem Geschrei der Weiber, deren Röcken und Kopfsuß er zu wenig Schonung bewies, erzwang sich der stämmige Schmied den Weg zu einem Platz, der rings von Ketten eingeschlossen und in dessen Mitte ein ungeheuer großes Gemälde aufgestellt war.

„Wie kam es her?“ rief Einer, „ich war zuerst auf dem Marktplatz.“

„Wir fanden es bei Tagesanbruch hier,“ sagte ein Obsthändler, „Niemand war dabei.“

„Aber warum bildet Ihr Euch ein, Rienzi habe die Hand im Spiel?“

„Nun, wer sollte denn sonst?“ riefen zwanzig Stimmen zur Antwort.

„Wahr! Wer sonst?“ wiederholte der riesige Schmied. „Ich darf darauf schwören, der brave Mann verwendete sein ganzes

Leben darauf, es selbst zu malen. Beim Blut St. Peters! es ist ganz prächtig! Aber was stellt es vor?"

„Das ist das Räthsel,“ sagte ein nachdenkliches Fischerweib; „wenn ich darüber ins Klare käme, könnte ich selig sterben.“

„Es ist etwas von der Freiheit und den Steuern, ohne Zweifel,“ sagte Luigi, der Fleischer, sich über die Ketten hineinbeugend, „Ach, wenn Rienzi wollte, jeder arme Mann würde sein Stückchen Fleisch im Topf haben.“

„Und so viel Brod als er essen könnte,“ setzte ein blasser Bäcker hinzu.

„O still! Brod und Fleisch — das hat ein Jeder heutzutage! aber was für Wein die armen Leute trinken! Man hat nicht den Muth, sich viel mit seinem Weinberg Mühe zu geben!“ sagte ein Weingärtner.

„Ho, hallo! lang lebe Pandulfo di Guido! macht Platz für Herrn Pandulfo; er ist ein gelehrter Mann; er ist ein Freund des großen Notars, er will uns das Gemälde ganz auslegen; macht Platz da, macht Platz!“

Langsam und bescheiden näherte sich Pandulfo di Guido, ein ruhiger, wohlhabender und rechtlicher Gelehrter, den nur der Drang der Zeiten aus seinem stillen Heimwesen und seinem Arbeitszimmer herausnöthigen konnte, den Ketten. Er betrachtete lang und genau das Gemälde von glänzend frischen und noch feuchten Farben, das etwas von der wiederauflebenden Kunst an sich hatte, die, wenn gleich hart und grell in ihren Zügen, damals schon sich kund gab und dann zu jener weit höhern Stufe sich aufschwang, welche wir noch an den Gemälden des Perugino bewundern, eines in der nächstfolgenden Generation blühenden Künstlers. Das Volk drängte sich mit offenem Mund um den Gelehrten, die Blicke bald auf das Gemälde, bald auf Pandulfo heftend.

„Ihr errathet nicht,“ sagte endlich Pandulfo, „den naheliegenden und handgreiflichen Sinn dieses Bildes? Schaut, wie Euch der Maler eine weite, stürmische See dargestellt hat, seht wie die Wellen —“

„Sprecht lauter, lauter!“ brüllte die ungeduldige Menge.

„Bsch!“ riefen die nächsten Nachbarn Pandulfo's, „der würdige Signor spricht vollkommen verständlich.“

Mittlerweile waren Einige von den Klügern in eine Bude auf dem Marktplatz gedrungen und brachten daraus einen plumpen Tisch

hervor, von welchem aus sie Pandulfo zum Volk zu reden ersuchten. Der bleiche Bürger sah sich, mit einiger Scham und Verlegenheit, denn er war kein geübter Redner, genöthigt, darenin zu willigen; aber als er einen Blick auf die ungeheure, athemlose Volksmenge warf, da ermuthigte und begeisterte ihn seine eigene innige Theilnahme an ihrer Sache. Licht sprühte aus seinen Augen, seine Stimme schwoll mächtig an und sein Haupt, gewöhnlich auf die Brust herabgesunken, erhob sich mit einem gebieterischen Ausdruck.

„Ihr seht vor Euch in diesem Gemälde“ (began er von neuem) „eine gewaltig stürmische See; auf ihren Wogen schaut ihr fünf Schiffe; vier davon sind schon zertrümmert, ihre Masten sind zerbrochen, die Wogen stürmen auf die zerrissenen Planken ein; Hülfe und Hoffnung ist für sie verloren; auf jedem dieser Schiffe liegt der Körper eines Weibes. Seht Ihr nicht an dem eingefallenen Antlitz, den blaßgelben Gliedern, wie getreu der Maler die Farben und die Häßlichkeit des Todes wiedergegeben? Ueber jedem dieser Schiffe steht ein Wort, das die Metapher deutet. Dort seht Ihr den Namen Carthago; die andern drei sind Troja, Jerusalem, Babylon. Die vier Schiffe haben eine gemeinsame Inschrift: Zum Untergang wurden wir gebracht durch Ungerechtigkeit! Richtet jetzt Eure Blicke auf die Mitte der See — hier seht Ihr das fünfte Schiff, von den Wellen umhergeschleudert, mit zerbrochenem Mast, das Steuer zerstört, die Segel zerrissen, aber doch noch kein Braß wie die andern, obwohl schon nahe daran. Auf dem Verdeck kniet ein Weib in Trauer gekleidet; seht den Schmerz in ihren Zügen! wie einsichtsvoll hat der Künstler die Tiefe und Trostlosigkeit desselben ausgedrückt! sie streckt betend die Arme aus — sie fleht um Euern und des Himmels Beistand. Betrachtet jetzt die Inschrift: das ist Rom! Ja, Eure Vaterstadt ist es, die aus diesem Bilde zu Euch spricht!“

Die Masse wogte hin und her, und ein tiefes Gemurmeln überwältigte die gewaltige Stille, welche bisher geherrscht hatte.

„Jetzt,“ fuhr Pandulfo fort, „wendet Euer Auge auf die rechte Seite des Gemäldes, so werdet Ihr der Ursache dieses Sturms inne — Ihr seht, warum das fünfte Schiff in solcher Gefahr schwebt und die andern zertrümmert sind. Schaut die vier verschiedenen Arten Thiere, die aus ihrem gräulichen Schlund die Winde und Stürme ausstoßen, welche die See peitschen und zerreißen. Die erste besteht aus Löwen, Wölfen und Bären. Das sind, wie

Euch die Ueberschrift sagt, die gefesselten und trozigen Herren des Staats. Die zweite besteht aus Hunden und Schweinen, das sind die schlimmen Rathgeber und Schmaroger. Drittens schaut dort die Schlangen und Füchse — das sind die falschen Richter und Notare und diejenigen, welche das Recht verkaufen. Viertens, in den Hasen, Ziegen, Affen, welche auch den Sturm erregen helfen, erblickt Ihr, laut der Inschrift, die Sinnbilder der Diebe, Mörder, Ehebrecher und Räuber unter dem Volk. Seyd Ihr noch im Dunkeln, o Römer, oder habt Ihr jetzt das Räthsel des Gemäldes gefaßt?"

Fern in ihren steinernen Palästen hörten die Savelli und Drusini den Wiederhall des Geschreis, womit das Volk Pandulfo's Frage beantwortete.

„Und seyd Ihr denn also ohne Hoffnung?“ begann der Gelehrte wieder, als das Geschrei nachließ, und beim ersten Ton seiner Stimme waren wieder all die Ausrufungen und Reden zum Schweigen gebracht, womit sich Jeder an seinen Nachbar gewendet hatte. „Seyd Ihr ohne Hoffnung? Verheißt Euch das Bild, das Eure Noth darstellt, keine Erlösung? Schaut! über dieser empörten See thut sich der Himmel auf und die Herrlichkeit Gottes steigt glänzend, wie zum Gericht, herunter; und von den Strahlen, welche den Geist Gottes umgeben, gehen zwei Flammenschwerter aus und bei diesen Schwertern stehen, zürnend, aber zur Befreiung bereit, die zwei Schutzheiligen — die zwei mächtigen Horte Eurer Stadt! Volk von Rom, lebe wohl! das Gleichniß ist zu Ende!“ *

Zehntes Kapitel.

Ein unholder Geist wird heraufbeschworen, der später den Zauberer zerreißen kann.

Während diese belebte Scene um das Capitol her zu schauen war, saß innen in einem der Gemächer des Palastes der Urheber und Bewegter dieser Aufregung. In Gesellschaft seiner harmlosen Schreiber schien Rienzi ganz versunken in die geduldige Ausübung seiner einzelnen kleinen Berufsgeschäfte. Während das Murren und Summen, das Schreien und Stampfen der Menge sich an sein

* Sismondi legt Rienzi bei Vorweisung dieses Gemäldes eine schöne Rede in den Mund, worin er gegen die Laster der Patricier donnert. Der gleichzeitige Biograph Rienzi's meldet nichts von dieser Rede, und ich stelle mir vor, Sismondi bringe, aus historischer Bequemlichkeit, zwei Fälle unter einander.

Zimmer herwälzte, schien er dies Alles gänzlich nicht zu beachten und keinen Augenblick von seiner Arbeit aufzustehen. Mit der ununterbrochenen Regelmäßigkeit eines Automats fuhr er fort in sein großes Buch mit den klaren und schönen Schriftzügen jener Periode jene verdammenden Figuren einzutragen, die ihn besser als Deklamationen über die gegen das Volk verübten Ränke belehrten und ihn mit jener Waffe von Thatsachen ausrüsteten, welche zu pariren für den Mißbrauch so schwer ist.

„Pag. 2. Vol. B.“ sagte er im ruhigen Geschäftston zu den Schreibern, „seht da den Gewinn des Salzzolls. Departement Nr. 3. Sehr gut. Pag. 9. Vol. D. Was ist der von Bescobaldi, dem Kollektor, eingebrachte Betrag? Was! zwölftausend Gulden! nicht mehr? gewissenloser Spitzbube! (Hier erscholl draußen ein lautes Jauchzen: Pandulfo! lang lebe Pandulfo!) Pastrucci, mein Freund, Euer Kopf verirrt sich; Ihr hört auf den Lärmen da draußen — seyd so gut, beschäftigt Euch mit der Berechnung, die ich Euch auftrag. Santi, was ist die von Antonio Tralli eingezahlte Summe?“

Ein leichtes Pochen ward an der Thüre gehört und Pandulfo trat ein.

Die Schreiber setzten ihre Arbeit fort, obwohl sie begierige Blicke auf den blaffen, ehrenwerthen Besuch warfen, dessen Namen, zu ihrer großen Ueberraschung, auf diese Art zum Volksgeschrei geworden war.

„Ah, mein Freund!“ sagte Rienzi mit ziemlicher Ruhe in der Stimme, aber seine Hände zitterten vor übelverhehlter Bewegung, „Ihr wollt allein mit mir sprechen: he? gut, gut — hier hinein!“ Mit diesen Worten führte er den Bürger in ein kleines Cabinet hinter dem Amtszimmer, schloß sorgfältig die Thüre, faßte, sich der natürlichen Ungeduld seines Charakters hingebend, Pandulfo bei der Hand und rief: „Sprecht! nehmen sie die Auslegung an? habt Ihr es einleuchtend und handgreiflich genug gemacht? hat es sich tief in ihre Seelen gesenkt?“

„Oh, bei St. Peter, ja!“ versetzte der Bürger, dessen Lebensgeister erhöht waren durch die neue Entdeckung, daß er auch ein Redner sey — eine große und überwältigende Wonne für einen schüchternen Mann. „Sie verschlangen jedes Wort der Auslegung; sie sind erschüttert bis aufs Mark; Ihr könnt sie in dieser Stunde ins Treffen führen und werdet Helden an ihnen finden. Was den stämmigen Schmied betrifft — —“

„Was, Cecco del Vecchio?“ unterbrach ihn Rienzi, „ah, dessen Herz ist aus Erz gearbeitet — was that er?“

„Nun, er faßte mich beim Zipfel meines Rockes, als ich von meinen Nostra herunterstieg (o ich wollte, Ihr hättet mich gesehen! per sede, ich hätte Euch beim Mantel gefaßt, ich war Euer Doppelgänger!) und sagte, weinend wie ein Kind: Ach, Signor, ich bin nur ein armer Mann und wenig werth; aber wenn jeder Tropfen Blut in diesem Leibe ein Leben wäre, ich wollte Alles für mein Vaterland geben!“

„Brave Seele!“ sagte Rienzi mit Rührung; „ich wollte, Rom hätte nur fünfzig Solche! Niemand hat uns unter seiner Classe mehr genützt als Cecco del Vecchio!“

„Sie sehen seine Größe schon als eine Art von Schutz und Garantie an.“

„Es ist schon etwas, solch einen handfesten Burschen zu hören. Erhoben sich auch Stimmen der Mißbilligung gegen das Gemälde und seinen Sinn?“

„Keine.“

„So ist also die Zeit beinahe reif; wenige Stunden noch und die Frucht muß gepflückt werden. Der Aventin — der Lateran — und dann die einige Trompete!“ Nach diesen Worten schien Rienzi mit verschränkten Armen und niedergeschlagenen Blicken in Träumerei zu versinken.

„Beiläufig,“ sagte Pandulfo, „ich hätte beinahe vergessen Dir zu sagen, daß die Masse sich fast hieher ergossen hätte, so ungeduldig waren sie, Dich zu sehen; aber ich bat Cecco del Vecchio, die Rednerbühne zu besteigen und ihnen in seiner derben Weise zu sagen, es wäre unziemlich, im jetzigen Augenblick, wo Du mit bürgerlichen und heiligen Angelegenheiten auf dem Capitol beschäftigt seyest, in so großer Masse sich zu Dir zu drängen. That ich nicht recht?“

„Sehr gut, mein Pandulfo!“

„Aber Cecco del Vecchio sagt, er müsse kommen und Deine Hand küssen, und Du magst ihn hier erwarten, sobald er sich nur unbemerkt der Menge entziehen kann.“

„Er ist mir willkommen,“ sagte Rienzi halb mechanisch, denn er war noch in Gedanken verloren.

„Und siehe da, hier ist er!“ als einer der Schreiber den Besuch des Schmieds meldete.

„Laßt ihn herein,“ sagte Nienzi, sich gelassen niederlegend.

Als der riesige Schmied sich gegenüber von Nienzi befand, ergöhte sich Pandulfo an der Beobachtung der wunderbaren Gewalt des Geistes über die Materie. Dieser trotzige und stämmige Riese, der bei allen Volksbewegungen über seine ganze Genossenschaft emporragte, mit seinem steinernen Benehmen und seinen stählernen Nerven der Sammelpunkt und das Bollwerk für alle Andere — stand jetzt erblaffend und zitternd vor dem Geist, der gleichsam seinen eigenen erst erzeugt hatte — denn so sehr hatte die Beredsamkeit Nienzi's den Funken erweckt und angeflammt, der bis dahin schlafend in der rauhen Brust gelegen hatte. Und wahrlich derjenige, der zuerst im Leibeigenen das Gefühl und die Seele der Freiheit erweckt: der nähert sich so weit, als es dem Menschen immer gestattet ist, mehr als der Philosoph, mehr selbst als der Dichter dem großen Attribute der Gottheit — der Schöpferkraft! Aber wenn die Brust dafür nicht gebildet und erzogen ist, kann leicht die Gabe dem Geber zum Fluch werden, und der, der mit Einemmal aus einem Sklaven ein Freier wird, kann eben so rasch aus einem freien Mann ein Schurke werden.

„Tritt näher, mein Freund,“ sagte Nienzi nach einer augenblicklichen Pause; „ich weiß Alles, was Du gethan hast und thun willst für Rom. Du bist würdig seiner schönsten Tage und Du bist geboren, an der Wiederkehr derselben Theil zu haben.“

Der Schmied sank Nienzi zu Füßen, der seine Hand ausstreckte, ihn aufzuheben; Cecco del Vecchio faßte sie und küßte sie ehrfurchtvoll.

„Dieser Kuß wird nicht zum Verräther!“ sagte Nienzi lächelnd, „aber steh auf, mein Freund — diese Huldigung gebührt nur Gott und seinen Heiligen!“

„Ein Heiliger ist, wer uns in der Noth hilft,“ sagte der Schmied derb heraus, „und das hat kein Mann so gethan wie Du. Aber wann,“ fuhr er fort mit gesenkter Stimme und die Blicke scharf auf Nienzi heftend, wie etwa Einer, der auf ein Zeichen zum Zerhauen wartet, „wann, wann werden wir den großen Sturm wagen?“

„Du hast mit allen braven Männern in der Nachbarschaft Dich besprochen — sind sie wohl vorbereitet?“

„Zu leben oder zu sterben, wie Nienzi ihnen gebeut.“

„Ich muß die Liste, die Zahl, Namen, Haus und Beruf haben -- diese Nacht.“

„Das sollst Du.“

„Jeder muß seinen Namen oder sein Zeichen mit eigener Hand beifügen.“

„Es soll geschehen.“

„Dann höre! Komm zu Pandulfo di Guido diesen Abend mit Sonnenuntergang in sein Haus. Er wird Dich unterrichten, wo Du diese Nacht einige tapfere Herzen treffen sollst; Du bist werth, Dich ihnen anzuschließen. Du wirst nicht fehlen!“

„Bei der heiligen Treppe! ich will bis dahin jede Minute zählen,“ sagte der Schmied, und sein schwärzliches Gesicht leuchtete von Stolz über das ihm bewiesene Vertrauen.

„Inzwischen beobachte alle Deine Nachbarn! laß keinen Mann ermatten und schwachherzig werden -- keiner von Deinen Freunden darf sich als Verräther brandmarken!“

„Ich will ihm die Gurgel abschneiden, wär' es meiner eigenen Mutter Sohn, wenn ich Einen Mann von den Verpflichteten zurückweichen sehe,“ versetzte der wilde Schmied.

„Ha, ha!“ erwiderte Rienzi mit dem ihm eigenen sonderbaren Lachen; „ein Wunder, ein Wunder! das Gemälde redet jetzt!“

Es war schon beinahe Dämmerung, als Rienzi das Capitol verließ. Der große Platz vor seinen Mauern war leer und verlassen, und seinen Mantel dichter um sich wickelnd, wandelte er nachsinnend weiter.

„Ich habe beinahe die Höhe erklimmt,“ dachte er, „und jetzt gähnt vor mir der Abgrund. Wenn es mir fehlschlägt -- welcher Sturz! die letzte Hoffnung meines Landes fällt mit mir. Nie wird ein Edler gegen einen Edeln sich erheben. Nie wird ein zweiter Plebejer wieder die Gunst der Umstände und die Macht für sich haben, wie ich. Roms Schicksal ist an mich -- an das Leben Eines Mannes gekettet. Die Freiheit aller Zeiten hängt an einem Rohr, das ein Wind entwurzeln kann. Aber, o Vorsehung des Himmels, hast nicht du mich für große Thaten aufbehalten und bezeichnet? Wie bin ich, Schritt für Schritt, bei diesem erhabenen Unternehmen geführt worden! Wie hat jede Stunde ihrer nächsten Schwester vorgearbeitet! Und doch, welche Gefahr! Wenn das unbeständige Volk, feig geworden durch lange Knechtschaft, in der Stunde der Entscheidung nur wankt, so bin ich verloren!“

Wie er so sprach, hob er die Augen auf und siehe, vor ihm schien der erste Stern der Dämmerung ruhig herab auf die massenhaften Ueberreste des tarpejischen Felsen. Es war keine günstige Vorbedeutung, und Nienzi's Herz schlug heftiger, als diese dunkle, wüste Masse so plötzlich, düster seinem Blick sich darbot.

„Furchtbares Denkmal!“ dachte er, „von welchen Catastrophen und zu unbekannt gebliebenen Entwürfen bist Du Zeuge gewesen! Auf wie manche Unternehmungen, über welche die Geschichte stumm ist, hast du das Siegel gedrückt! Wie wissen wir, ob sie verbrecherisch oder gerecht waren? Wie wissen wir, ob nicht der als Verräther Verdammte, wenn er glücklich gewesen wäre, als ein Befreier mit unsterblichem Ruhm wäre gekrönt worden? Wenn ich falle — Wer wird meine Chronik schreiben? Einer vom Volk? Ach, blind und unwissend, bringt es keine Seelen hervor, welche sich der Nachwelt vernehmlich machen können! Einer von den Patriciern? Mit welchen Farben werde ich dann abgechildert werden? Kein Grabstein wird sich für mich unter Trümmern erheben, keine Hand Blumen auf mein Grab streuen — alle meine Träume von früherer Ehre und Ruhm werden nur die Verdammung ewiger Vorwürfe ernten.“

Unter solchen Gedanken über den Ausschlag des gewaltigen Unternehmens, dem er sich geweiht, verfolgte Nienzi seinen Weg. Er gewann die Tiber und hielt einige Augenblicke inne bei diesem sagenvollen Strom, auf welchen der purpurne, sternbesäete Himmel tief herabschien. Er ging über die Brücke, welche zu dem Quartier von Trastevere führt, dessen hochmüthige Bewohner sich noch heute rühmen, die einzigen ächten Abkömmlinge der alten Römer zu seyn. Hier ward sein Schritt rascher und leichter; hellere, wenn auch weniger feierliche Gedanken drängten sich seinem Gemüth auf, und der für einen Augenblick in Schlummer gelullte Ehrgeiz überließ seinen angespannten und arbeitsmüden Geist der Herrschaft einer sanfteren Leidenschaft.

Fünftes Kapitel.

Nina di Raselli.

„Ich sage Dir, Lucia, ich mag diese Stoffe nicht; sie stehen mir nicht. Sahst Du je eine so armselige Farbe? dieses Purpurroth

um Gotteswillen! dieses Carmoisin! Warum gabst Du zu, daß der Mann sie da ließ? Laß sie ihn morgen hintragen, wo er will. Sie mögen den Signora's auf der andern Seite der Tiber anstehen, die sich einbilden, Alles, was aus Venedig kommt, müsse vollkommen seyn; aber ich, Lucia, ich sehe mit meinen eigenen Augen und urtheile nach meinem eigenen Verstand."

"Ach, liebe Herrin," sagte die Dienerin, "wenn Ihr wäret, was Ihr ohne Zweifel einmal früher oder später werdet — eine vornehme Signora: mit welchem Anstand würdet Ihr Euch auf einem solchen Ehrenplatz benehmen! Heilige Cäcilia! keine andere Dame in Rom würde man ansehen, so lang Signora Nina da wäre!"

"Wollten wir sie nicht lehren, was Pracht heißt?" antwortete Nina. "Ach, was für Feste wollten wir halten! Sahst Du nicht von der Gallerie aus die Lustbarkeiten bei der Signora Giulia Savelli letzte Woche?"

"Ja, Signora; und wie Ihr den Saal entlang wandeltet in Eurem Silber- und Perlenstoff, da flog ein solches Gemurmel durch die ganze Gallerie; Jedermann rief, die Savelli haben einen Engel zu Gast gehabt."

"Bsch! Lucia; keine Schmeicheleien, Mädchen!"

"Es ist die lautere Wahrheit, Herrin. Aber das war ein Fest — oder nicht? Das war großartig! Fünzig Diener in Scharlach und Gold, und die Musik und unaufhörlich fortspielend! Man hatte die Spielleute aus Bergamo holen lassen. Gefiel Euch dies Fest nicht? Ach ich stehe dafür, an jenem Tage wurden gewiß viele schöne Worte an Euch gerichtet!"

"La la! nein, es fehlte da eine Stimme, und dadurch war die ganze Musik verderbt. Aber Mädchen, wäre ich die Signora Giulia, ich hätte mich nicht mit einer so armseligen Lustbarkeit begnügt."

"Was, armselig? — nun alle Edelleute sagen doch, sie habe die stolzesten Hochzeitfeste der Colonna ausgestochen. Ja, ein Neapolitaner, der neben mir saß und unter der jungen Königin Johanna bei ihrer Vermählung aufgewartet hatte, gesteht, daß selbst Neapel verdunkelt ward."

"Das mag seyn! Ich weiß nichts von Neapel; aber ich weiß, was mein Hof seyn sollte, wenn ich wäre — was ich nicht bin und nie seyn werde. Das Tafelgeschirr müßte von Gold seyn, die Pokale mit Edelsteinen besetzt am Rand; keinen Zoll von dem nackten

Estrich hätte man sehen dürfen; Alles hätte müssen von Goldbrokat schimmern. Der Springquell im Hof hätte mir müssen die Wohlgerüche des Ostens austreuen; zu Pagen hätte ich nicht rohe Buben genommen, die über ihre eigene Tölpelerei errötheten, sondern hübsche Knaben, kaum zwölf Jahr alt, ausgewählt in den vornehmsten Palästen Roms, und die Musik, oh Lucia! — jeder Musiker hätte müssen einen Kranz tragen und ihn verdienen; und der, der am besten gespielt, hätte zur Belohnung, um alle Uebrigen anzufeuern, eine Rose bekommen, aus meiner Hand. Sahst Du wohl auch der Signora Giulia Kleid? Welche Farben! sie hätten die Sonne am Abend beschämen können! Gelb und blau und orange und scharlach! o gute Heilige! meine Augen thaten mir den ganzen folgenden Tag weh!“

„Ohne Zweifel, der Signora Giulia geht Euer Geschmack in der Wahl der Farben ab,“ sagte das gefällige Kammermädchen.

„Und dann auch welche Haltung — gar nichts Königlichcs darin. Sie bewegte sich durch den Saal, so daß ihre Schleppe jeden Augenblick ihr zu nahe und zwischen die Füße kam; und dann sagte sie mit albernem Lachen: diese Festtagskleider sind doch ein lästiger Ueberfluß! Wahrlich für die Großen sollte es gar keine Festtagskleider geben! Für mich, nicht für Andere, würde ich mich kleiden! Jeder Tag sollte sein neues Gewand haben, immer ein prächtigeres als das vorige. Jeder Tag müßte ein Festtag seyn!“

„Nicht dünkt,“ sagte Lucia, „der Herr Giovanni Orsini schien sehr verbindlich gegen meine Gebieterin.“

„Der! der Bär!“

„Ein Bär, das mag seyn! Aber er hat ein kostbares Fell. Sein Reichthum ist unermeslich.“

„Und der Narr weiß nicht wie ihn verwenden!“

„War das nicht der junge Herr Adrian, der mit Euch hart an den Säulen, wo die Musik spielte, gesprochen hat?“

„Es kann seyn — ich vergaß es.“

„Aber ich höre, wenige Damen sollen es vergessen, wenn Signor Adrian ihnen den Hof macht.“

„Es war nur ein Mann da, dessen Gesellschaft mir der Erinnerung werth schien,“ antwortete Nina, den Wink der verschmigten Dienerin nicht beachtend.

„Und wer war das?“ fragte Lucia.

„Der alte Gelehrte von Avignon.“

„Wie! der mit dem grauen Bart? Oh Signora!“

„Ja,“ sagte Nina in ernstem und trübem Tone; „wenn Er sprach, so verschwand die ganze Pracht aus meinen Augen — denn er sprach mir von ihm!“

Bei diesen Worten seufzte die Signora tief, und die Thränen traten ihr ins Auge. Das Dienstmädchen verzog verächtlich den Mund und ihre Miene sprach Erstaunen aus; aber sie wagte keine Erwiederung.

„Deffne den Laden,“ sagte Nina nach einer Pause, „und gib mir jenes Papier. Nicht das, Mädchen — die Verse, die man mir gestern sandte. Was! Du bist eine Italienerin und weißt nicht von selbst, daß ich von dem Gedicht Petrarca's rede?“

An dem geöffnieten Fensterflügel sitzend, durch welchen der Mondschein sanft und glänzend sich hereinstahl, neben sich eine Lampe, vor welcher sie ihre Augen durch die vorgehaltene Hand zu schützen schien, obgleich sie eigentlich ihr Angesicht vor Lucia zu verbergen beabsichtigte, schien die junge Signora ganz versunken in eines jener zärtlichen Sonette, welche damals in Italien die Köpfe berauschten und die Herzen entzündeten. *

Entsprossen aus einem verarmten Hause, das, obgleich sich seiner Abstammung von einem consularischen römischen Geschlecht rühmend, vermahlen kaum noch seinen Platz unter der niedrigeren Klasse des Adels behauptete, war Nina di Raselli das verzogene Kind — der Abgott und Tyrann ihrer Eltern. Das kräftige und eigenwillige Wesen ihres Geistes machte sie zur Gebieterin, wo sie wollte, daß man ihr gehorchte, und wie zu allen Zeiten die Launen die Gewohnheiten zu bemeistern vermögen, hatte sie, obgleich in einem Land und unter einem Himmelsstrich, wo sonst die jungen unvermählten Leute ihres Geschlechts gebunden und gefesselt sind, das Vorrecht der Unabhängigkeit sich angemacht und durch diese Annahme errungen. Zwar besaß sie mehr Kenntnisse und Geist, als gewöhnlich den Frauen jener Zeit beschieden war, und von beidem hinreichend viel, um ihren Eltern als ein Wunder zu erscheinen. Auch besaß sie, was von ihnen noch höher angeschlagen wurde, eine außerordentliche Schönheit, und was sie noch mehr fürchteten, einen

* Obgleich die Liebessonette Petrarca's damals nicht, wie jetzt, die beliebtesten oder bekanntesten seiner Werke waren, ist es doch ein großer, aber allgemeines verbreitete Irrthum gewesen, wenn man glaubte, sie seyen wenig gelesen und nur kalt bewundert worden. Ihre Wirkung war in der That wundervoll und dauernd.

unbezähmbaren Stolz — einen Stolz, der mit tausend sanften und liebenswürdigen Eigenschaften gepaart war, wo sie liebte, und der in der That in diesem Falle ganz zu verschwinden schien. Eitel zugleich und hochherzig, entschlossen aber leidenschaftlich — entwickelte sie eine schimmernde Großartigkeit in ihrer Eitelkeit und Glanzsucht und etwas Schwärmerisch-liebliches in ihrem Eigensinn; ihre Fehler bildeten einen Theil ihres strahlenden Wesens; ohne sie würde sie weniger Weib gewesen seyn und lernte man sie kennen, so mußte man alle Weiber nach ihrem Maßstab schätzen. Sanftere Eigenschaften erschienen neben ihr nicht bezaubernder, sondern fader — und war sie sanft, so war es in Wahrheit der Bann einer Zauberin. Sie besaß keinen gemeinen Ehrgeiz, denn sie hatte hartnäckig mehrere Verbindungen ausgeschlagen, auf welche die Tochter Raselli's sich kaum je Rechnung machen durfte. Die ungeschlachten Gemüther und die rohe Gewalt der römischen Edelleute erschienen ihrer Einbildungskraft, welche voll war von der Poesie des hohen Standes (seiner Pracht und seiner Anmuth), als etwas Barbarisches und Widerliches, fürchterlich und verächtlich zugleich. Deswegen hatte sie ihr zwanzigstes Jahr unvermählt, obwohl vielleicht nicht ohne Liebe, zurückgelegt. Die Fehler ihres Charakters selbst steigerten noch das Ideal von Liebe, das sie sich entworfen hatte. Sie wünschte sich ein Wesen, an das sich alle ihre eitleren Eigenschaften unterwürfig anschließen könnten; sie empfand, daß, wo sie lieben sollte, sie anbeten mußte; sie verlangte kein gewöhnliches Idol, um vor ihm einen so kräftigen und herrschsüchtigen Geist zu beugen. Ungleich den Frauen von milderem Wesen, welche nur eine kurze Zeit die Launen süßer Herrschaft zu befriedigen wünschen, mußte sie, wenn sie liebte, aufhören zu herrschen, und der Stolz mußte sich mit einemmale zu demüthiger Verehrung herablassen. So selten die Eigenschaften waren, welche sie anzuziehen vermochten, — so gebieterisch verlangte ihr Hochmuth, daß diese Eigenschaften über den ihrigen stehen, aber von derselben Art seyen, daß ihre Liebe ihren Gegenstand wie eine Gottheit erhöhen sollte. Gewohnt zu verachten, ahnte sie ganz die Wonne die darin liegt: zu verehren! Und wenn es ihr Loos war, mit einem so geliebten Mann verbunden zu werden, so war ihre Natur von der Art, daß sie sich durch die Anschauung desselben zu ihm emporschwingen konnte. Was ihre Schönheit betrifft, Leser! solltest Du nach Rom kommen, so wirst Du auf dem Capitol das Bild der Cumäischen Sibylle sehen, von

dem, so oft copirt, doch keine Copie auch nur eine schwache Vorstellung gibt; warum es so heißt, weiß ich nicht — nur daß etwas Fremdes und Ueberirdisches in der dunkeln Schönheit der Augen liegt. Ich bitte Dich, diese Sibylle mit keiner andern zu verwechseln, denn die römischen Gallerieen sind reich an solchen. Die Sibylle, von der ich spreche, ist schwärzlich, und das Antlitz von orientalischem Schnitt; Kleid und Turban, so schimmernd sie sind, werden verdunkelt durch die weichen aber durchsichtigen Rosen der Wangen; das Haar wäre schwarz, bekäme es nicht durch einen goldenen Anflug eine weicher glänzende Farbe, die man nirgends als im Süden und auch da nur selten findet; die Züge, nicht griechisch, sind dennoch tabellos; Mund, Stirne, der volle und feine Umriss — alles ist menschlich und entzückend; der Ausdruck, der Blick ist mehr; die Form ist vielleicht zu voll für das Ideal der Anmuth, für die Verhältnisse der Skulpturen, für die Zartheit des athenischen Canons; aber der Fehler des Ueberflusses hat etwas Majestätisches. Man betrachte dies Gemälde lang; es bezaubert, aber beherrscht das Auge. Wenn Du hinschaust, so eilst Du um fünf Jahrhunderte rückwärts, Du siehst vor Dir das zum Sprechen ähnliche Bild Nina's di Raselli.

Aber es waren nicht jene scharfsinnigen und künstlichen Einfälle, bei welchen Petrarca, so ein großer Dichter er wirklich war, doch oft Pedanterie mit Leidenschaft verwechselt hat, was in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der schönen Nina auf sich zog. Ihre Augen hefteten sich nicht auf das Blatt, sondern auf den Garten, der sich unter dem Fenster hinzog. Ueber die alten Obstbäume und die hängenden Reben ergoß sich das Mondlicht, und im Mittelpunkt des grünen aber halb verabsäumten Rasen, warf eine kleine, ringförmige Fontäne, deren vollkommene Verhältnisse an längst vergangene Tage erinnerten, ihre spielenden Wasser den Rüssen der Sterne entgegen. Die Scene war still und schön; aber weder an diese Stille, noch an diese Schönheit dachte Nina; Einer Stelle, der düstersten und unfreundlichsten im ganzen Garten flog ihr Blick zu; da standen die Bäume dicht auf einander gedrängt und entzogen die niedere aber dicke Mauer, welche das Haus der Raselli einschloß, dem Auge. Die Zweige dieser Bäume knisterten leise, aber Nina sah, wie sie sich bewegten; und jetzt tauchte aus dem Dickicht langsam und vorsichtig eine einzelne Gestalt empor, deren Schatten

lang und schwarz sich über den Rasen hinstreckte. Sie näherte sich dem Fenster, und eine leise Stimme hauchte den Namen Nina's.

„Schnell, Lucia,“ rief sie athemlos ihrem Mädchen zu, „schnell! die Strickleiter! er ist da! er ist gekommen! Wie langsam Du bist! eile Dich, Mädchen! er könnte entdeckt werden! da — jetzt ist sie fest. Meine Liebe! mein Held! mein Rienzi!“

„Du bist es!“ sagte Rienzi, als er, sich in das Zimmer schwingend seine Arme um ihre halb abgewendete Gestalt schlang, „und was Andern Nacht, ist mir Tag!“

Die ersten süßen Augenblicke der Bewillkommnung, die Glückwünsche waren vorüber, und Rienzi saß zu den Füßen seiner Gebieterin; sein Haupt ruhte auf ihren Knien — sein Antlitz sah zu ihrem empor — ihre Hände hielten einander gefaßt.

„Und für mich trogest Du solchen Gefahren!“ sagte der Liebhaber, „der Schande der Entdeckung, dem Zorn Deiner Eltern!“

„Ach, was sind meine Gefahren gegen die Deinigen? O Himmel, wenn Dich mein Vater hier fände, Du wärest des Todes!“

„Also würde er es für eine große Demüthigung halten, daß Du, schöne Nina, die Du Dich mit dem mächtigsten Namen Roms vermählen könntest, Deine Liebe an einen Plebejer verschwendest — wäre er auch der Enkel eines Kaisers!“

Das stolze Herz Nina's verstand es recht gut, sich in den verwundeten Stolz ihres Geliebten hineinzuversetzen; sie entdeckte die Bitterkeit, die unter seiner Antwort, so nachlässig sie hingeworfen war, durchblickte.

„Hast Du mir nicht,“ sprach sie, „von jenem großen Marius erzählt, der kein Edler war, aber von dem der stolzeste Colonna mit tausend Freuden seinen Stammbaum ableiten würde? und kenne ich Dich nicht als einen Mann, der den mächtigen Marius verdunkeln wird, unbefleckt von dessen Lastern?“

„Köstliche Schmeichelei! Holde Prophetin!“ sagte Rienzi mit schwermüthigem Lächeln; „nie waren mir die tröstlichen Verheißungen über die Zukunft willkommener als jetzt; denn Dir will ich gestehen, was ich gegen Niemand sonst aussprechen möchte: meine Seele erliegt fast unter der gewaltigen Bürde, die ich ihr aufgeladen. Ich brauche neuen Muth, da die furchtbare Stunde naht, und aus Deinen Worten und Blicken trinke ich ihn.“

„Oh!“ antwortete Nina bei seinen Worten erröthend, „glorreich fürwahr ist das Loos, das ich durch meine Liebe zu Dir

erkaufte; glorreich ist es, Deine Entwürfe zu theilen, Dich im Zweifel zu ermutigen, Dir Hoffnung in der Gefahr zuzuflüstern!"

„Und mich mit Gnade zu krönen im Triumph!“ setzte Rienzi leidenschaftlich hinzu. „Ach, sollte je die Zukunft auf diese Stirne den Lorbeerkranz drücken, der dem Retter des Vaterlandes gebührt — welche Freude, welche Belohnung, ihn Dir zu Füßen zu legen! Vielleicht hätte ich in den langen und einsamen Stunden der erkältenden Erschöpfung, welche die Pausen der Zeit ausfüllen — in den trüben Zwischenräumen für nüchterne Gedanken zwischen den Epochen der lebendigen That — vielleicht hätte ich mich verzagend zurückgezogen und für immer auf meine Träume von Roms Zukunft verzichtet: hätte ich mir nicht immer die Stunde vorgemalt, wo ich mein Schicksal über meine Geburt erheben — wo Dein Vater es nicht mehr als eine Entehrung ansehen würde, mir Deine Hand zu geben, wo Du, auch Du stehen solltest unter den Damen Roms, geehrter, so wie schöner als alle — wo die Pracht, welche meine eigene Seele verschmählt, * mir lieb und reizend erscheinen würde, weil ich sie mit Dir vermählt sähe. Ja, diese Gedanken haben mich begeistert, wenn Trostigere als ich erleidend zurückbeugten vor den Geistern, welche ihre Bahn umgaben. Und oh! meine Nina, geheiligt, stark, dauernd muß fürwahr die Liebe seyn, welche in einer so reinen und erhabenen Luft lebt wie diejenige, welche meine Träume von Vaterlandsliebe, Freiheit und Ruhm nährt.“

Das war die Sprache, die mehr noch als die Gelübde der Treue und die holde Schmeichelei, die aus der Ueberfülle des Herzens entspringt, die stolze und eitle Seele Nina's unter die Ketten gebeugt hatte, welche sie so gerne trug. Vielleicht freilich malte ihr, in Rienzi's Abwesenheit, ihre schwächere Natur den Triumph aus, die hochgeborenen Signora's zu demüthigen und die barbarische Pracht der römischen Barone zu verdunkeln; aber in seiner Nähe, wenn sie seinem hochsinnigen und edeln Ehrgeiz zuhorchte, der noch ganz unbesleckt war von allen selbstfüchtigen Empfindungen — die Hoffnung ihres Besitzes, eine sehr leicht zu entschuldigende Selbstsucht, ausgenommen — da verflocht sich ihr hohes Mitgefühl mit seinen Planen, da sehnte sich ihr Geist, zur Höhe des seinigen sich emporzuheben, und sie dachte weniger an ihre Erhöhung, als an

* *Quem semper abhorruī sicut cenam* ist der von Rienzi gebrauchte Ausdruck in einem Brief an seinen Freund in Avignon; und ohne Zweifel war es ihm damit Ernst. Die Männer handeln selten nach den Eingebungen ihres eigenen Geschmacks.

seinen Ruhm. Süß war es ihrem Stolz, die einzige Vertraute seiner geheimsten Gedanken, so wie seiner kühnsten Anschläge zu seyn — vor sich diesen Entwürfe brütenden und tiefen Geist enthüllt zu sehen — eingeweiht zu werden selbst in die Kenntniß seiner Zweifel und Schwächen, wie seines Heldemuths und seiner Macht.

Nichts konnte einen schärfern Kontrast bilden, als die Liebe von Rienzi und Nina, und die Adrians und Trenens; bei den letztgenannten nichts als die Träume, die Phantasieen, die Ueberschwänglichlichkeit der Jugend; nie sprachen sie von der Zukunft; sie vermengten keine andere Bestrebungen mit den Gedanken der Liebe. Ehrgeiz, Ruhm — die großen Triebkräfte der Welt — galten ihnen nichts, wenn sie beisammen waren; ihre Liebe hatte die Welt verschlungen und außer sich nichts Sichtbares mehr unter der Sonne übrig gelassen. Aber die Leidenschaft Nina's und ihres Geliebten war die von schwerer zu befriedigenden Naturen und von reiferen Jahren; sie bestand aus tausend, ursprünglich getrennten Empfindungen, die aber durch den mächtigen Bann der Liebe in Einen Brennpunkt zusammengedrängt wurden; ihr Gespräch galt der Welt; von der Welt bezogen sie die Nahrung, die sie unterhielt; von der Zukunft besprachen sie sich, an sie dachten sie, und aus den Träumen und der eingebildeten Herrlichkeit derselben machten sie sich Haus und Altar! ihre Liebe hatte mehr Verständiges an sich, als die Adrians und Trenens; sie paßte besser für diese harte Erde; auch hatte sie mehr von der Hefe der späteren, eisernen Tage und weniger von der Poesie des ersten goldenen Zeitalters.

„Und jetzt mußt Du von mir scheiden?“ sagte Nina, ihre Wange nicht mehr seinen Lippen, ihre Gestalt nicht mehr seiner Abschiedsumarmung entziehend. „Der Mond ist noch hoch; Du hast mir erst eine kleine Stunde geschenkt.“

„Eine Stunde! Ach!“ sagte Rienzi, „es ist nahe bei Mitternacht. Unsere Freunde erwarten mich.“

„Geh denn, meiner Seele beste Hälfte! geh! Nina soll Dich keinen Augenblick zurückhalten von jenen höhern Bestrebungen, welche Dich für Nina so theuer machen. Wann — wann werden wir uns wiedersehen?“

„Nicht mehr,“ sagte Rienzi stolz und seine ganze Seele auf der Stirne, „nicht mehr so verstohlen! nein! nicht mehr so, wie ich Dich heute begrüßte, ein dunkler, verachteter Knecht! Das nächste Mal, daß Du mich siehst, soll es seyn an der Spitze der

Söhne Roms! als ihr Hort, ihr Befreier! oder“ — und hier ließ er die Stimme sinken.

„Hier gibt es kein Oder!“ unterbrach ihn Nina, ihren Arm um ihn schlingend, selbst seinen Enthusiasmus theilend, „Du hast Dein eigenes Geschick ausgesprochen!“

„Noch einen Ruf! Lebe wohl! Der zehnte Tag von morgen an geht über das befreite Rom auf!“

Zwölftes Kapitel.

Die sonderbaren Abenteuer, welche Waltern von Montreal begegneten.

Es war an demselben Abend, als die früheren Sterne schon über der Stadt glänzten, daß Walter von Montreal, allein zurückkehrend in das damals mit der Kirche von Santa Maria del Priorata verbundene Kloster (beide gehörten damals den Hospitalitern, und im letztern hatte Montreal seine Wohnung genommen), unter den Ruinen und der Verwüstung, die seinen Pfad umgaben, stehen blieb. Obgleich wenig bewandert in den klassischen Erinnerungen, die durch diesen Ort erweckt wurden, konnte er sich doch nicht des Eindrucks erwehren, welchen die ihn umgebenden Zeugen entschwindener Größe erweckten — das ungeheure Skelett gleichsam der todtten Riesen.

„Jetzt,“ dachte er, indem er rings umher die unbedachten Säulen und zerrissenen Mauern betrachtete, die sich überall zeigten, über welche das Sternlicht sich ergoß, geisterhaft und durchsichtig, und im Hintergrund die drohenden Befestigungswerke der Frangipani mit ihren Zinnen, halb versteckt von dem dunkeln Laubwerk, welches aufwucherte unter den Tempeln und Palästen des Alterthums — die Natur triumphirend über die schwächere Kunst! „Jetzt,“ dachte er, „würden Büchermänner bei dieser Umgebung sich begeistert fühlen von phantastischen und traumhaften Gesichten der Vergangenheit. Aber mir erwecken diese Denkmale hochfliegenden Ehrgeizes und königlichen Glanzes nur Bilder der Zukunft. Noch kann Rom, mit ihrem sieben Hügeldiadem, wie das alte Rom einst der Preis werden für den stärksten Arm und den kühnsten Krieger, wiederbelebt, nicht durch ihre eigenen entarteten Kinder, sondern durch das eingegossene Blut eines neuen Geschlechts. Wilhelm der Bastard konnte kaum an den harten Engländern eine so leichte Eroberung finden,

als Walter der Wohlgeborne an diesen gesunkenen Römern finden wird. Und welche Eroberung ist die glorreichere — die der barbarischen Insel, oder die der Hauptstadt der Welt? Kleiner Schritt vom General zum Podesta — ein noch kleinerer vom Podesta zum König!“

Während er so über seinem kühnen, aber doch nicht ganz chimärischen Ehrgeiz brütete, ließ sich ein rascher, leichter Schritt in dem langen Grase vernehmen, und aufschauend entdeckte Montreal die Gestalt einer großen weiblichen Person, die von dem Theil des Hügels, welchen damals viele Klöster bedeckten, gegen den Fuß des Aventin herabkam. Sie stützte sich beim Gehen auf einen langen Stock und bewegte sich mit solcher Elasticität und Geradheit, daß man, als ihr Angesicht beim Sternenschein sichtbar wurde, mit Ueberraschung das Gesicht einer schon bejahrten Frau entdeckte — eine finstere, stolze Miene, verwittert und von tiefen Furchen durchschnitten, doch nicht ohne eine gewisse Regelmäßigkeit der Umriffe.

„Barmherzige Jungfrau!“ rief Montreal zurückfahrend, als dieses Angesicht ihn anschaute, „ist es möglich? Sie ist es — es ist —“

Er sprang vor und stellte sich gerade vor die alte Frau hin, welche eben so überrascht, obwohl mehr erschrocken schien über den Anblick Montreals.

„Ich habe Dich Jahre lang gesucht,“ sagte der Ritter, zuerst das Stillschweigen brechend, „Jahre, lange Jahre — Dein Gewissen kann Dir sagen: warum?“

„Das meinige, Mann des Bluts!“ schrie das Weib, zitternd vor Wuth oder Furcht, „wagst Du von Gewissen zu sprechen? Du, der Ehrenschänder, der Räuber, der Mörder von Handwerk! Du, Schandfleck der Ritterschaft und Deiner Geburt! Du, mit dem Kreuz der Keuschheit und des Friedens auf der Brust! Du sprichst von Gewissen, Heuchler! Du?“

„Frau, Frau!“ sagte Montreal, bittend und beinahe erliegend unter der heftigen Leidenschaft des schwachen Weibes, „ich habe gesündigt gegen Dich und die Deinen. Aber erinnere Dich an Alles, was mich entschuldigt! frühe Liebe — verhängnißvolle Hindernisse, ein zu rasches Gelübde, unwiderstehliche Versuchung! Vielleicht,“ fuhr er in stolzerem Ton fort, „vielleicht steht es noch in meiner Gewalt, meinen Irrthum zu sühnen und mit gepanzerter Hand zu

erzwingen von dem Nachfolger St. Peters, der Macht hat zu lösen und zu binden — —“

„Meineidiger und Verworfener!“ unterbrach ihn das Weib — „läßt Du Dir einfallen, daß Gewaltthat Absolution erwerben könne, oder daß Du je das Vergangene gut zu machen vermögest? Einen gemeuchelten edeln Namen — das gebrochene Herz und den Fluch eines sterbenden Vaters! Ja, diesen Fluch, ich höre ihn noch! er gelst mir schreckhaft ins Ohr, als stände ich bei dem ersterbenden Körper! er hängt sich an Dich — er verfolgt Dich — er wird Dich durch den Brustharnisch durchbohren — er wird Dich treffen in der Mittagshöhe Deiner Macht. Dein Geist zerstört — Dein Ehrgeiz verdorrt — späte Reue — ein Leben voll Haber und ein schmachvoller Tod — Dein Verderben die Folge Deines Verbrechens! In diesem, zu diesem hat der Fluch eines alten Mannes Dich verurtheilt! und Du bist verurtheilt!“

Diese Worte, mehr gekreischt als gesprochen — das flammende Auge — die aufgehobene Hand — die aufgerichtete Gestalt der Lebenden — die Stunde — die Einsamkeit der umgebenden Ruinen — Alles wirkte zusammen, dieser schauerlichen Verwünschung das Gepräge der Prophezeiung zu geben. Der Krieger, an dessen furchtloser Brust hundert Speere fruchtlos zersplittert waren, sank erbleichend und gebeugt zur Erde. Er faßte den Saum vom Kleide der wilden Unglücksverkünderin und schrie mit erstickter, hohler Stimme: „Schone mein, schon mein!“

„Dein schonen?“ sagte die mitleidslose Alte, „hast Du je Männer verschont in Deinem Haß, oder Weiber in Deiner Lust? Ah, kriech nun im Staub! schmiege, schmiege Dich! wildes Thier, das Du bist! dessen glatte Haut und gleisende Farben die Unvorsichtigen betrog, daß sie blind waren gegen die Krallen, welche zerfleischen, gegen die Zähne, welche zerreißen; schmiege Dich, daß der Fuß der Alten und Unmächtigen Dich sporne!“

„Here!“ schrie Montreal, in der Wiederaufwallung plötzlicher Wuth und wahnsinnigen Stolzes wieder aufspringend und sich aufspreizend — „Here! Du hast die Schranken überschritten, innerhalb deren, bedenkend, wer Du bist, meine Geduld Deine Frechheit gewähren ließ! Ich hatte beinahe vergessen, daß Du Dir meine Rolle anmaßest! ich bin der Ankläger! Weib! der Knabe! Weiche nicht aus! Zweijüngle nicht! lüge nicht! Du warst die Diebin!“

„Ich war's. Du gabst mir Unterricht darin, zu stehlen ein —“

„Gieb her — liefere ihn aus!“ unterbrach sie Montreal, mit solcher Kraft auf die Erde stampfend, daß die Splitter der Marmortrümmer, worauf er stand, unter seinen beerzten Fersen los-sprangen.

Das Weib kümmerte sich wenig um eine Heftigkeit, bei welcher der trotzigste Krieger Italiens gezittert hätte; aber sie antwortete nicht geradezu. Der Charakter ihrer Züge ging von der Leidenschaft in den Ausdruck ernstest, tiefen und melancholischen Nachsinnens über. Endlich redete sie wieder zu Montreal, dessen Hand mehr mit dem Instinkt langer Gewohnheit, wenn er erzürnt oder gereizt war, als aus einer blutigen Absicht nach seinem Dolch gegriffen hatte; denn so wild und rachsüchtig er auch war — dessen wäre er nicht gegen irgend ein Weib — viel weniger gegen das vor ihm stehende fähig gewesen.

„Walter von Montreal,“ sagte sie in einem so ruhigen Tone, daß es fast wie Mitleid klang, „der Knabe, den, denk' ich, nie Bruder oder Schwester gekannt hat, das einzige Kind eines einst stolzen und herrlichen Geschlechts von beiden Seiten, obwohl nicht von beiden Seiten eines entehrten — nun warum so ungeduldig? Du wirst bald das Schlimmste erfahren — der Knabe ist todt!“

„Todt,“ wiederholte Montreal zurückbeugend und erblaffend! „todt! — nein, nein! sag' nicht so! er hat eine Mutter — Du weißt er hat eine! eine zärtliche, weichmüthige, ängstliche, hoffende Mutter! nein! nein! er ist nicht todt!“

„So kannst Du also fühlen für eine Mutter?“ sagte die Alte, anscheinend gerührt durch den Ton des Provenzalen. „Doch, bedenke Dich! ist es nicht besser, daß das Grab ihn bewahrt vor einem Leben voll Ausschweifungen, Blutvergießen und Verbrechen? Besser schlafen mit Gott, als wachen mit den Teufeln!“

„Todt,“ wiederholte Montreal; „todt! der holde Kleine! so jung — Diese Augen, die Augen seiner Mutter, so bald geschlossen!“

„Hast Du noch etwas zu sagen? Dein bloßer Anblick scheucht alle Weiblichkeit aus meiner Seele! entlaß mich!“

„Todt! soll ich Dir glauben? oder treibst Du Deinen Hohn mit mir? Bedenke, Du hast meinen Fluch ausgesprochen; horche auf meinen Abschied; wenn Du dies gelogen hast, so soll Deine letzte Stunde Dich quälen und Dein Todtenbett soll das Todtenbett der Verzweiflung seyn!“

„Dein Mund,“ versetzte das Weib mit verächtlichem Lächeln,

„ist besser gemacht für leichtsinnige Bethürungen gegen unglückliche Mädchen, als für Berwünschungen, die nur im Munde der Guten feierlich klingen. Fahre wohl!“

„Halt, unerbittliches Weib, halt! wo schläft er? Messen soll man singen, Priester sollen beten; die Sünden des Vaters sollen nicht heimgesucht werden an diesem jungen Haupt!“

„In Florenz,“ versetzte sie hastig, „aber kein Stein zeigt die Ruhestätte des Geschiedenen; der verstorbene Knabe hatte keinen Namen.“

Ohne weitere Fragen abzuwarten, schritt das Weib jetzt weiter — sie verfolgte ihren Weg und das hohe Gestrüppe und die Wendung des Pfads entzogen bald die Unglück weissagende Erscheinung der öden Landschaft.

Montreal, jetzt allein, sank mit einem tiefen und schweren Seufzer zu Boden, bedeckte sein Antlitz mit den Händen und brach in tödtliche Betrübniß aus; seine Brust arbeitete, sein ganzer Körper zitterte — und er weinte und schluchzte laut mit der ganzen furchtbaren Heftigkeit eines Mannes, dessen Leidenschaften stark und wild sind, aber dem der Sturm des Kummers allein neu und fremd blieb.

Niedergestreckt, entmannt blieb er hier beträchtliche Zeit; allmählig, als Thränen seinen Schmerz erleichterten, wurde er nach und nach ruhiger und hing zuletzt mehr einer düstern Träumerei nach, als einer leidenschaftlichen Betrübniß. Der Mond stand hoch und die Stunde war spät als er aufstand, und nur wenige Spuren der vergangenen Aufregung hafteten noch auf seinem Angesicht, denn Walter von Montreal besaß nicht die Gemüthsart, in welcher der Schmerz heimisch werden und sich einnisten, oder welche ein Schlag in die fortbauernde und zur Gewohnheit werdende Schwermuth versetzen kann, welche ihren dunkeln Schleier über solche wirft, die mehr nachhaltig, wiewohl nicht mit so stürmischer Empfindung, fühlen. Er besaß die Elemente des ächten französischen Charakters aber im übertriebensten Maßstab; das Tiefste und Ernsteste an ihm war gemischt mit Flatterhaftigkeit und Leichtsinn; sein tiefster Scharfsinn ward oft durch eine Laune durchkreuzt; sein-gewaltiger Ehrgeiz einer nichtswürdigen Versuchung aufgeopfert; und seine elastische, sanguinische und hochstrebende Natur war einzig nur getreu dem Verlangen nach kriegerischem Ruhm, der Poesie eines glänzenden und stürmischen Lebens, und den Reizungen jener zärtlichen Leidenschaft,

ohne deren Farben das Bild der Chevalerie immer unvollständig bleibt, und worin er eines Gefühls, einer Zärtlichkeit und einer ergebenen Unterwürfigkeit fähig war, die man kaum hätte für vereinbar halten sollen mit seinem unbedachten Leichtsinne und seiner zuchtlosen Lebensweise.

„Nun,“ sagte er, als er langsam aufstand, seinen Mantel um sich faltete und seinen Weg wieder antrat; „es war nicht um mein Willen, daß ich mich so dem Schmerz hingab. Aber die Qual ist vorbei und das Schlimmste weiß ich. Zurück also jetzt zu den Gegenständen, die nie sterben — rastlose Entwürfe und kühne Pläne! Der Fluch dieser Hexe macht, daß mir noch das Blut kühl ist und diese Einsamkeit hat etwas Gespenstisches und Schauerliches an sich. Ha — was für ein plötzliches Licht ist da?“

Das Licht, das Montreal ins Auge fiel, brach beinahe hervor wie ein Stern, kam größer in der That, aber röther und mit stärkerem Glanz. An sich war es nicht auffallend, und hätte können von einem Kloster oder einer Hütte herrühren. Aber es ergoß sich von einer Seite des Aventin, die keine Wohnungen der Lebendigen enthielt, sondern nur verlassene Ruinen und zertrümmerte Säulenreihen, deren Namen sogar sammt dem Gedächtniß der frühern Inhaber todt war. Dies wissend empfand Montreal ein leises Grauen, als die Flamme ihr sich gleichbleibendes Licht über die traurige Landschaft ausgoß, denn er war nicht frei von dem ritterlichen Aberglauben jener Zeiten, und es war jetzt die den Geistern und Gespenstern angehörende Spukstunde. Aber Furcht, vor dieser oder vor der andern Welt, konnte nicht lange den Geist des kühnen Freibeuters überwältigen, und nach einem kurzen Bedenken entschloß er sich, einen kleinen Abstecker von seinem Weg zu machen und sich des Grundes jener Erscheinung zu versichern. Ohne daß er es wußte schritt der martialische Fuß des Barbaren über die Stätte des berühmten oder berühmigten Ilistempels, der einst Zeuge der wilden, von Juvenal berichteten Orgien gewesen, und gelangte zuletzt an ein dichtes und dunkles Buschholz, das durch eine Oeffnung in seinem Mittelpunkt jenes räthselhafte Licht durchschimmern ließ. Der Ritter drang durch das dunkle Gebüsch und befand sich dann vor einer großen, grauen, unbedachten Ruine, aus welcher, gedämpft und verworren der Haß von Stimmen hervordrang. Durch einen Riß in der Mauer, der eine Art von Fenster bildete — welches wahrscheinlich der Bau in seiner frühern Herrlichkeit nicht

gekannt hatte — ungefähr zehn Fuß über dem Boden, brach jetzt das Licht über den mit verworrenem Gestrüpp bewachsenen Grund hin, eingehüllt gleichsam in ungeheure Schattenmassen und strahlte durch einen ganz nahen, zertrümmerten Säulengang. Der Provenzale stand, ohne daß er es wußte, auf der Stelle, die einst geweiht war durch den Tempel, den Säulengang und die Bibliothek der Freiheit (die erste öffentliche Bibliothek, die in Rom bestand). Die Mauer der Ruine war bedeckt von unzählbaren Schlingpflanzen und wilдем Gesträuch und es bedurfte nur wenig Gewandtheit von Seiten Montreals, um sich mit Hülfe von diesen zu der Höhe der Oeffnung emporzuheben, wo er dann, bedeckt von dem üppigen Laubwerk, hineinsah. Er erblickte einen Tisch, von Kerzen erleuchtet und mitten darauf ein Crucifix; einen entblößten Dolch, eine geöffnete Rolle, wie sich hernach auswies, heiligen Inhalts, und eine metallene Schale. Ungefähr hundert Männer in Mänteln und mit schwarzen Masken standen regungslos im Kreis, und Einer, größer als die Uebrigen, ohne Verhüllung und Maske — dessen bleiche Stirne und finstere Züge durch dies Licht noch bleicher und finstrier erschienen — schloß so eben eine Anrede an seine Genossen.

„Ja,“ sagte er, „in der Kirche des Lateran will ich den letzten Aufruf an's Volk erlassen. Unterstützt von dem Vikar des Pabsts — ich selbst ein päpstlicher Beamter — so werde ich einleuchtend machen, daß Religion und Freiheit — daß Helden und Märtyrer — die gleiche Sache, die gleichen Interessen haben. Nach diesem sind Worte überflüssig; Thaten müssen an die Reihe kommen. Bei diesem Crucifix verpfände ich mein Wort — bei diesem Stahl weihe ich mein Leben der Wiedergeburt Roms. Und Ihr — die Ihr dann nicht mehr Mantel und Maske nöthig habt; wenn die einzelne Trompete sich vernehmen, wenn der einzelne Reiter sich schauen läßt, Ihr, schwöret Euch zu vereinigen um das Banner der Republik und mit Herz und Hand, mit Leben und Seele, mit Verachtung des Todes und in Hoffnung der Erlösung — zu widerstehen den Waffen der Unterdrücker!“

„Wir schwören! wir schwören!“ riefen alle Stimmen — und wie sie sich zum Kreuz und Dolch herzubrängten, wurden die Kerzen durch die umgebenden Haufen verdunkelt, so daß Montreal die Ceremonie nicht sehen konnte; auch hörte er nicht die nur gemurmelte Eidesformel; aber er konnte errathen, daß der damals bei Verschwörungen übliche Gebrauch — welcher erheischte, daß jeder

Verschworne ein paar Tropfen seines Bluts vergoß, zum Zeichen, daß er sein Leben selbst der Unternehmung weihe — auch hier nicht fehlte; denn als die Schaar wieder zurücktrat, hielt dieselbe Gestalt, welche zuvor die Versammelten angeredet, die Schale mit beiden Händen in die Höhe — am linken, entblößten Arm quoll langsam Blut hervor, und träufelte tropfenweise auf die Erde und mit feierlicher Stimme und aufwärts gerichteten Augen, sprach er:

„Unter den Trümmern deines Tempels, o Freiheit! weihen wir Römer dir diese Libation! Wir, beschützt und begeistert nicht von wesenlosen, fabelhaften Göttern, sondern vom Herrn der Heerschaaren und von Ihm, der vom Himmel herabkommend, nicht an Kaiser und Fürsten, sondern an Fischer und Ackerleute sich wandte — der den Niedrigen und Armen Vollmacht übertrug — die Vollmacht der Offenbarung!“ Dann kehrte er sich plötzlich zu seinen Genossen, seine Züge, in Charakter und Ausdruck ganz eigenthümlich wechselnd, verkärten sich aus feierlicher Scheu zu kriegerischer, flammender Begeisterung und laut rief er: „Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!“ Die Wirkung dieses Uebergangs war überraschend. Jeder legte, wie von einer unwiderstehlichen Macht blindlings getrieben, die Hand aufs Schwert, als er den Spruch wiederholte; einige zogen sogar ihre Klingen, als gälte es jetzt gleich loszuschlagen.

„Ich habe genug gesehen; jetzt werden sie bald aufbrechen,“ sprach Montreal bei sich: „und ich wollte lieber einem Heer von Tausenden begegnen, als einem halben Duzend so entflammter und so belauschter Schwärmer.“ Mit diesen Worten ließ er sich auf den Boden herab und schlich fort, während noch einmal durch die stille Mitternachtluft der dumpfe Ruf ihm ans Ohr schlug: Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!

Zweites Buch.

Die Revolution.

Ogni lascivia, ogni male, nulla giustizia, nullo freno.
Non c'era più remedio, ogni persona periva. Allora
Cola di Rienzi etc. *

Vita di Cola I, 5.

Erstes Kapitel.

Der Ritter von der Provence und sein Antrag.

Es war beinah Mittag, als Adrian durchs Thor des Palaſtes von Stephan Colonna ging. Die Palaſte der Barone waren damals nicht ſo, wie man ſie jetzt ſieht: Schatzkammern für die unſterblichen Gemälde italieniſcher, für die unvergänglichen Skulpturen griechiſcher Kunſt; aber bis auf den heutigen Tag ſind beibehalten die maſſiven Wände, die feſten Fenster, die geräumigen Höfe, in welchen ſie damals ihr unholbes Gefinde herbergten. Hoch über den Thoren erhob ſich ein erhabener feſter Thurm, deſſen ragende Zinnen eine weite Anſicht von den verſtümmelten Ueberreſten Roms beherrſchten; das Thor ſelbſt war auf beiden Seiten geziert und befeſtigt durch granitne Säulen, deren doriſche Capitäle den Tempelraub verriethen, durch den ſie einem der vielen Tempel, welche früher das heilige Forum umgaben, waren entriſſen worden. Auf gleichen Frevel deuteten die ungeheuern Travertinblöcke hin, welche die Mauern des äußern Hofes ausmachten. So gewöhnlich waren damals die barbariſchen Verſchleppungen der koſtbarſten Kunſtdenkmale, daß die Säulen und Bauten des frühern Roms von allen

* Lauter Frechheit, lauter Unthat, nirgends Gerechtigkeit, nirgends Zaum und Jügel. Kein Heilmittel war mehr vorhanden, Alles ging zu Grund. Da beſah Cola di Rienzi u. ſ. w.

Classen nur wie Steinbrüche angesehen wurden, wo jedem die Materialien für Schloß oder Hütte herbeizuholen frei stand; ein Zerstörungsübermuth, weit größer als der der Gothen, welchen eine spätere Zeit gern all jene Schmach aufgebürdet hätte, und der vielleicht auch mehr als schwerere Frevel die classische Entrüstung Petrarca's erweckte, und ihn in seinen Hoffnungen für Rom mit Nienzi einstimmen machte. Noch sind zu sehen die Kirchen aus dieser oder noch früheren Zeiten, die, selbst von der schlechtesten Architektur, gebaut sind neben oder von den Marmorblöcken, welche die Namen Venus, Jupiter, Minerva heiligen — mehr als daß sie durch diese geheiligt würden; der Palast des Fürsten aus dem Haus der Orsini, des Herzogs von Gravina, erhebt sich über den schönen, noch sichtbaren Bogen des Theater des Marcellus — damals eine Feste der Savelli.

Als Adrian über den Hof schritt, versperrte den Weg ein schwerer Wagen, beladen mit gewaltigen Marmorblöcken, die aus dem unerschöpften Schacht von Nero's goldnem Haus gegraben waren; sie sollten zu einem neuen Thurm dienen, durch den Stephan Colonna den geschmack- und formlosen Bau noch zu befestigen dachte, worin der alte Edelmann den Ruhm, dem Gesetze Troß zu bieten, behauptete.

Der Freund Petrarca's und Zögling Nienzi's seufzte tief, als er an dieser Fuhre neuer Beute vorbeiging, und eine Säule von kannelirtem Marmor, nachlässig vom Wagen herabgewälzt, mit lautem Krachen auf das Pflaster fiel. Am Fuß der Treppen waren etwa ein Duzend der Banditen versammelt, die der alte Colonna unterhielt; sie spielten mit Würfeln, auf einem alten Grabstein, dessen klare und tiefgegrabene Inschrift (so verschieden von den nachlässigen Charakteren der spätern Kaiserzeit) ein Denkmal aus der gewaltigsten Zeit Roms verriethen, und der jetzt, selbst von Asche leer und umgestürzt, diesen fremden Barbaren als Tisch diente und schon zu dieser frühen Stunde mit Stücken Fleisch und Weinflaschen besetzt war. Sie rührten sich kaum, sie sahen kaum auf, als der junge Edelmann an ihnen vorbeiging; und ihre trozigen Flüche, ihre lauten Ausrufungen, in einem nordischen Jargon ausgestoßen, verletzten mit ihren harten Tönen sein Ohr, wie er, mit langsamen Schritten, die hohen, unsauberen Treppen hinaufstieg. Er gelangte in ein sehr großes Vorzimmer, das halb angefüllt war von der höhern Classe der Leute des Patriciers; fünf bis sechs

Pagen, aus dem niedern Adel erlesen, erörterten, an einem schmalen und tiefen Fenster versammelt, die ernstesten Gegenstände der Galanterie und Intrigue; drei schmucke Häuptlinge der Bande unten, den Brustharnisch angelegt und Schwert und Helm neben sich, saßen, stumpf und stumm, an einem Tisch in der Mitte des Zimmers und hätten für Automate gelten können, abgesehen von der feierlichen Regelmäßigkeit, womit sie von Zeit zu Zeit ihre Becher an die härtigen Lippen setzten und dann mit einem wohlhabigen Brummen wieder in ihre Beschaulichkeit versanken. Auffallend war der Contrast ihres nordischen Phlegma's gegen einen Schwarm italienischer Klienten, Bittsteller und Schmarozer, die rafflos hin und her gingen, und laut unter einander sich besprachen mit all den heftigen Gebarden und dem wechselnden Ausdruck südlicher Lebhaftigkeit. Allgemeine Aufmerksamkeit und Bewegung entstand, als Adrian unter diese bunte Gesellschaft trat. Die Soldatenhäuptlinge nickten mechanisch mit den Köpfen; die Pagen verbeugten sich und bewunderten die Schönheit seines Federbusches und seiner Strümpfe. Die Klienten, Bittsteller und Schmarozer umdrängten ihn, jeder mit einer besondern Bitte um Verwendung bei seinem mächtigen Vetter. All seiner gewohnten Höflichkeit und Gewandtheit bedurfte Adrian, um sich aus ihren Krallen zu retten, und mit Mühe gewann er endlich die niedere und schmale Thüre, an welcher ein großer Diener stand, der, gemäß seinem Vortheil oder seiner Laune, die sich an ihn Wendenden einließ oder abwies.

„Ist der Baron allein?“ fragte Adrian.

„Nun, nicht ganz, mein Gebieter! ein fremder Signor ist bei ihm — aber für Euch ist er natürlich sichtbar.“

„Nun so laßt mich immer ehn. Ich möchte nach seinem Befinden fragen.“

Der Diener öffnete die Thüre — durch deren Spalt mancher eifersüchtige und verlangende Blick hineinspähte — und übergab Adrian der Führung eines Pagen, der älter und unangesehener als die Lungerer im Vorzimmer, der Lieblingsdiener des Schloßherrn war. Durch noch ein leeres, großes und trauriges Zimmer schritt Adrian und befand sich dann in einem kleinen Cabinet bei seinem Vetter.

Vor einem Tisch, worauf ein Schreibapparat, saß der alte Colonna, ein Kock von reichem Pelz und Sammt umfloß wallend seine lange, stattliche Gestalt; unter einer runden Nachtmütze von

carmoisinrother Farbe und behaglicher Wärme quollen einige graue Locken hervor und mischten sich mit einem langen und ehrwürdigen Bart. Das Antlitz des alten Barons, der längst sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, trug noch die Spuren einer Anmuth, wegen welcher er in seinen früheren Mannesjahren berühmt war. Seine Augen, wenn schon sehr tief liegend, waren noch dunkel und lebhaft und funkelten von allem Feuer der Jugend; sein Mund, aufwärts gezogen in einem gefälligen, obgleich halb satyrischem Lächeln; seine Erscheinung im Ganzen war einnehmend und gebieterisch und zeigte mehr das hohe Blut, den schlaunen Witz, die galante Tapferkeit des Patriciers, als seine Tücke, Heuchelei und den ihm zur Gewohnheit gewordenen höhnischen Geist der Unterdrückung.

Stephan Colonna, ohne im strengsten Sinn ein Held zu seyn, war wirklich ein tapfrerer Mann als die meisten Römer, wiewohl auch er an dem italienischen Grundsatz festhielt: nie mit einem Feind zu fechten, wenn es möglich ist, ihn zu betrügen. Zwei Fehler jedoch thaten den Wirkungen seines Scharffsinns Eintrag, ein höchst launenvoller Uebermuth und ein gewaltiger Glaube an die Untrüglichkeit seiner Erfahrung. Er hatte kein Verständniß für Analogieen. Was zu seiner Zeit nicht vorgefallen war, das, war er vollkommen überzeugt, konnte nie vorkommen. So besaß er, obgleich allgemein als gewandter Diplomatiker geschätzt, die List des Intriguanten, ohne die Umsicht des Staatsmanns. Wenn ihn jedoch sein Stolz im Glück anmaßlich machte, so richtete er ihn auch im Mißgeschick auf. Und bei den früheren Wechselfällen eines Lebens, das er zum Theil in der Verbannung zugebracht, hatte er manche edlen Eigenschaften der Tapferkeit, Ausdauer und wirklichen Seelengröße entwickelt, welche bewiesen, daß seine Fehler mehr in Folge der Umstände angewöhnt, als in seiner Natur gewurzelt waren. Sein zahlreiches, hochgebornes Geschlecht war stolz auf dies Haupt; und mit Recht, denn er war der Gewandteste und Geehrteste nicht bloß von dem eigentlichen Stamm der Colonna, sondern vielleicht auch von allen mächtigeren Baronen.

Am nämlichen Tisch mit Stephan Colonna saß ein Mann von vornehmem Wesen, von ungefähr drei oder vierunddreißig Jahren, in welchem Adrian augenblicklich Walter von Montreal erkannte. Dieser berühmte Ritter besaß nicht ganz das persönliche Außere, das dem Schrecken, welchen sein Name überall erregte, eigentlich entsprochen hätte. Sein Angesicht war schön und gränzte beinahe

an weibliche Zartheit; sein schönes Haar floß lang und frei über eine weiße und faltlose Stirne; das Leben im Feld und die Sonnen Italiens hatten seine helle, gesunde Gesichtsfarbe, die noch viel von der Blüthe der Jugend an sich hatte, nur wenig gebräunt. Seine Züge waren ablerartig und regelmäßig, seine Augen von lichthem Nußbraun, waren groß, glänzend und durchdringend; und ein kurzer, krauser Kinn- und Schnurrbart, mit soldatischer Genauigkeit geschniegelt und nur um ein wenig dunkler als das Haar, gab seinem schönen Gesicht wirklich einen martialischen Ausdruck — aber mehr einen solchen, der zum Helden der Höfe und Turniere, als für den Häuptling einer Räubertruppe paßte; und Aussehen, Betragen und Haltung des Provenzalen waren eher geeignet, für ihn einzunehmen als Einem bang zu machen, insofern sie eine gewisse kriegerische Freimüthigkeit mit der bequemen und armuthigen Würde verbanden, die das Bewußtseyn edler Geburt und die Gewohnheit, mit den Großen und Vornehmen auf gleichen Fuß zu verkehren, verleiht. Seine Gestalt hob, gerade durch den Kontrast, aufs glücklichste den Charakter des Angesichts, welches einen starken und hohen Wuchs erheischte, um seine ungewöhnliche Schönheit vom Tadel der Weichlichkeit zu befreien; denn sie war von ansehnlicher Größe und auffallender Muskelkraft, ohne die geringste Annäherung an derbe und unschöne Plumpheit; sie neigte sich in der That mehr auf die Seite der Magerkeit als der Beleihtheit hin — kräftig zugleich und schlank. Aber die hauptsächlichste persönliche Auszeichnung dieses Kriegers, der gefürchtetsten Lanze in Italien, war die in Haltung und Wesen ausgedrückte chevalereske und heroische Armuth, die sich beinahe dem Ideal annäherte und damals noch sehr gehoben wurde durch seine glänzende Kleidung — brauner Sammet mit Perlen gestickt, worüber der Mantel, wie ihn die Hospitaliter trugen mit dem darein gewirkten achteckigen Kreuz, dem Abzeichen seines Ordens. Der Ritter saß da, in der Haltung ernstlicher Besprechung; er beugte sich leicht gegen Colonna vor und ließ beide Hände, die (nach der gewöhnlichen Unterscheidung des alten Normannengeschlechts, von dem Montreal, obwohl in der Provence geboren, abzustammen sich rühmte) klein und zart, und die Finger nach der Sitte der Zeit mit Edelsteinen bedeckt waren, auf dem goldenen Griff eines ungeheuern Schwerts ruhen, auf dessen Scheide die silbernen Lilien kunstreich eingegraben waren, welche die Devise der provencalischen Bruderschaft von Jerusalem ausmachten.

„Guten Morgen, schöner Vetter!“ sagte Stephan. „Setz Dich, bitt' ich, und lerne in diesem ritterlichen Besuch den gefeierten Herrn von Montreal kennen!“

„Ah, mein Herr!“ sagte Montreal lächelnd, indem er Adrian begrüßte; „und wie geht es der Dame zu Hause?“

„Ihr seyd im Irrthum, Herr Ritter,“ sprach Stephan, „mein junger Vetter ist noch nicht vermählt; traun, wie der Papst Bonifacius bemerkte, als er auf dem Krankenbette ausgestreckt lag und sein Reichthum ihm Abrahams Schoos anrühmte — das ist ein Genuß, der desto größer ist, je länger aufgeschoben!“

„Der Signor wird meinen Irrthum entschuldigen,“ versetzte Montreal.

„Aber nicht,“ versetzte Adrian, „die Nachlässigkeit des Ritters Walter, daß er sich nicht persönlich davon unterrichtet. Meine Verpflichtungen gegen ihn, edler Vetter, sind größer als Ihr ahnt, und er versprach mich zu besuchen, um meine Dankfagung mit Muße anhören zu können.“

„Ich versichere Euch, Signor,“ antwortete Montreal, „ich habe die Einladung nicht vergessen; aber so dringens waren bisher meine Geschäfte in Rom, daß ich genöthigt war mit meiner Ungeduld, unsere Bekanntschaft zu bestärken, einen Vergleich zu schließen.“

„Ah, Ihr kennt einander schon von früher,“ sagte Stephan. „Und woher?“

„Mein Herr, es ist eine Dame dabei im Spiel!“ versetzte Montreal. „Entschuldigt mein Schweigen!“

„Ha, Adrian, Adrian! wann wirst Du meine Enthaltfamkeit lernen!“ sagte Stephan feierlich, seinen grauen Bart streichend. „Welch ein Beispiel gebe ich Euch! Aber genug dieser leichten Unterhaltung — laßt uns wieder auf unsern Gegenstand kommen. Ihr müßt wissen, Adrian, daß wir der tapfern Bande meines Gastes verpflichtet sind für die muthigen Herren, welche Rom so in Ruhe halten, obgleich sie in meine arme Wohnung viel Lärm machen. Er hat mich besucht, um mir noch mehr Beistand anzubieten, wenn ich dessen bedürfte und mich über die Angelegenheiten des nördlichen Italiens zu unterrichten. Fahrt fort, ich bitte Euch, Herr Ritter; ich habe keine Geheimnisse vor meinem Vetter.“

„Du siehst,“ sagte Montreal, sein durchdringendes Auge auf Adrian heftend, „Du siehst ohne Zweifel, Herr, daß Italien im jetzigen Augenblick ein sehr merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es

ist ein Kampf zwischen zwei entgegenstehenden Mächten, deren eine die andere vernichten wird. Die eine Macht ist die des unbotmäßigen und schwindelköpfigen Volks — eine Macht die sie Freiheit nennen; die andere ist die der Häuptlinge und Fürsten — eine Macht, die man mit geeignetem Namen Ordnung beneunt. In diese beiden Parteien sind die Städte Italiens getheilt. In Florenz, in Genua, in Pisa zum Beispiel ist ein Freistaat gegründet — eine Republik, Gott weiß! und eine tumultuarischere, unglücklichere Regierungsart kann man sich nicht wohl denken."

"Das ist vollkommen wahr," versetzte Stephan; „sie verbannten meinen eigenen, nächsten Vetter aus Genua.“

"Ein beständiger Kampf, mit Einem Wort," fuhr Montreal fort, „zwischen den großen Familien, ein Wechsel von Verfolgungen und Gütereinziehungen und Verbannungen; heute ächten die Guelfen die Ghibellinen, morgen verjagen die Ghibellinen die Guelfen. Dies mag Freiheit seyn, aber es ist die Freiheit des Stärkeren gegen den Schwächeren. In den andern Städten wie Mailand, Verona, Bologna steht das Volk unter der Herrschaft Eines Mannes, der sich selbst Fürst und den seine Feinde Tyrann nennen. Da er mehr Gewalt hat als irgend ein anderer Bürger, führt er ein festeres Regiment; da seine Einsicht und seine Thatkraft beständig in Anspruch genommen und geübt wird, führt er auch ein weises Regiment. Diese beiden Regierungsarten sind mit einander in Streit verwickelt; wenn das Volk auf der einen Seite aufsteht gegen seinen Fürsten, so schießt das Volk von der andern Seite — das heißt die Freistaaten, Waffen und Geld zu ihrer Unterstützung.“

"Hörst Du, Adrian, was für heillose Leute das sind!" sagte Stephan.

"Nun scheint mir," fuhr Montreal fort, „daß dieser Kampf über kurz oder lang zu Ende gehen muß. Ganz Italien muß republikanisch oder monarchisch werden. Der Erfolg ist leicht vorauszu sehen.“

"Ja die Freiheit muß am Ende siegen!" sagte Adrian mit Wärme.

"Verzeiht mir, junger Herr! meine Meinung ist gerade das Gegentheil. Ihr bemerkt, daß diese Republiken Handel treiben, aus Kaufleuten bestehen; sie schätzen den Reichthum, verachten die Tapferkeit, betreiben alle Gewerbe, nur nicht das der Waffenschmiede. Wie helfen sie sich nun im Krieg? Durch ihre eigenen

Bürger? Nicht ein Gedanke daran! Entweder beschicken sie einen fremden Fürsten und versprechen ihm, wenn er ihnen seinen Schutz gewährt, das Fürstenthum ihrer Stadt auf fünf oder auf zehn Jahre — oder sie miethen von einem kranken Abenteurer wie ich, so viele Truppen, als sie Geld zur Bezahlung aufreiben können. Ist es nicht so, Signor Adrian?"

Adrian mußte wider Willen Beifall nicken.

„Nun dann ist es nur der Fehler des fremden Fürsten, wenn er seine Gewalt nicht für alle Zeit befestigt, wie es schon in vormaligen freien Staaten durch die Visconti und Scala geschah; oder im andern Fall ist es nur der Fehler des Hauptmanns der Miethtruppen, wenn er nicht seine Freibeuter zu Senatoren und sich selbst zum König macht. Das sind so natürliche Ereignisse, daß sie früher oder später in ganz Italien eintreten müssen. Und dann wird ganz Italien monarchisch werden. Nun scheint es mir im Interesse aller mächtigen Familien zu liegen — der Curigen in Rom und der Visconti in Mailand — diese Epoche zu beschleunigen und so lang es noch mit Leichtigkeit geschehen mag, die Ansteckung des aufrührerischen Geistes unter dem Volk zu ersticken, der sich jetzt reißend schnell verbreitet und für sie im Fieber der Zügellosigkeit, für Euch aber in der Verwesung des Todes endet. In solchen Freistaaten haben die Edeln zuerst zu leiden; anfangs werden Eure Vorrechte, dann Euer Hab und Gut verschlungen. Ja, in Florenz ist, wie Ihr Herren wohl wißt, kein Adeligler befähigt, auch nur das edelste Amt im Staat zu bekleiden!"

„Spitzbuben!" sagte Colonna; „Sie verletzen das erste Gesetz der Natur."

„In diesem Augenblick," fuhr Montreal fort, der mit seinem Gegenstand ganz beschäftigt, sich wenig um die Unterbrechungen kümmerte, welche die heilige Entrüstung des Barons veranlaßte, — „in diesem Augenblick sind Viele — die Klügsten vielleicht in den Freistaaten — welche sich nach Erneuerung der alten lombardischen Bündnisse sehnen, zur Vertheidigung ihrer gemeinsamen Freiheit überall und gegen Jeden, der nach der Herrschaft trachten sollte. Zum Glück legen die tödtlichen Eifersuchten zwischen diesen handelstreibenden Staaten — diese niederträchtigen plebejischen Eifersuchten, mehr den Kram als den Ruhm anlangend — diesem Plan vor der Hand unüberwindliche Hindernisse entgegen; und Florenz, die regsamste und geachtetste von allen, ist zum Glück durch kaufmännische

Verluste so geschwächt, daß sie der Verfolgung einer so großen Unternehmung gänzlich unfähig ist. Jetzt also, meine Herren, ist die Zeit günstig für uns — während diese Hindernisse unsere Feinde so sehr hemmen — jetzt ist es Zeit für uns, einen Gegenbund zwischen allen Fürsten Italiens zu stiften und zu befestigen. Zu Euch, edler Stephano, bin ich, wie Euer Rang erheischt, gekommen, zu Euch allein von allen römischen Baronen, um Euch den Antrag dieser ehrenvollen Vereinigung zu machen. Bemerket, welche Vortheile sie Eurem Hause verspricht. Die Päbste haben Rom für immer verlassen; kein Gegengewicht ist hier für Euern Ehrgeiz; es soll auch keines mehr für Eure Macht sey. Ihr habt vor Euch die Beispiele der Visconti und des Taddeo di Pepoli. Ihr könnt in Rom, der ersten Stadt Italiens, eine höchste und unumschränkte Fürstenschaft gründen, Eure schwächeren Nebenbuhler, die Savelli, die Malatesta, die Orsini gänzlich unterjochen und Euern Söhnen und Enkeln ein erbliches Königreich hinterlassen, das vielleicht noch einmal die Herrschaft der Welt erstreben mag.“

Stephano bedeckte sein Angesicht mit der Hand und antwortete: „Aber dies, edler Montreal, erfordert Mittel, Geld und Mannschaft.“

„Was das letzte betrifft, so könnt Ihr von mir fordern so viel Ihr wollt; meine kleine, trefflich disciplinirte Compagnie kann, sobald ich will, zur zahlreichsten in ganz Italien anwachsen; am ersten, edler Baron, kann es dem reichen Hause Colonna nicht fehlen; und selbst eine Anleihe auf seine ungeheuern Besitzungen kann leicht wieder erstattet werden, wenn Ihr Euch in den Besitz der sämmtlichen Einkünfte Roms gesetzt. Ihr seht,“ fuhr Montreal fort, sich gegen Adrian wendend, dessen Jugend ihm einen wärmeren Bundesgenossen zu versprechen schien als sein grauer Vetter, „ihr seht auf Einen Blick wie ausführbar dieser Plan ist, und welch ein weites Feld er Eurem Haus eröffnet.“

„Herr Walter von Montreal,“ versetzte Adrian von seinem Sitz sich erhebend, und seine mit Mühe unterdrückte Entrüstung nicht mehr zurückhaltend, „es thut mir sehr leid, daß unter dem Dach des ersten Bürgers von Rom ein Fremder so ruhig und ohne Unterbrechung den Ehrgeiz soll anspornen dürfen, mit der Schuld und der verruchten Berühmtheit eines Visconti oder Pepoli zu wetteifern. Sprech, mein Herr! (an Stephano sich wendend) spricht, edler Vetter! und sagt diesem Ritter von Provence, daß wenn durch einen

Colonna die alte Größe Roms nicht kann hergestellt werden, wenigstens nicht durch einen Colonna die letzten Trümmer ihrer Freiheit sollen zerstört werden!"

"Ei was, Adrian! ei was, traunter Better!" sagte Stephano bei dieser plötzlichen Aufforderung — „beruhige Dich, ich bitte Dich. Edler Ritter Walter, er ist jung — jung und hastig — er wollte Euch nicht beleidigen."

"Davon bin ich überzeugt," versetzte Montreal kalt, aber mit großer und höflicher Selbstbeherrschung. „Er spricht nach dem Eindruck des Augenblicks — ein lobenswerther Fehler an der Jugend. Ich hatte ihn auch in seinem Alter und manchemal hätte mich meine Hast beinahe das Leben gekostet. Nein, Signor, nein! Greift nicht so deutungsvoll an Euer Schwert, als ob Ihr meintet, ich wolle Euch drohen; fern von mir sey eine solche Anmaßung. Glaubt mir, ich habe in den Kriegen hinlänglich Vorsicht gelernt, um mich nicht leichtfertig einer Klinge entgegen zu werfen, die ich in so ungleichem Kampf schon geschwungen sah."

Wider Willen gerührt durch die Artigkeit des Ritters und die Anspielung auf einen Vorfall, bei dem sein Leben vielleicht durch Montreal war gerettet worden, reichte Adrian demselben die Hand.

"Ich verdiene Tadel für meinen Ungestüm," sagte er freimüthig, „aber," setzte er ernster hinzu, „nehmt eben aus meiner Hitze ab, daß Euer Anschlag bei den Colonna keine Unterstützung finden wird. Ja, in Gegenwart meines edeln Betters wage ich Euch zu sagen: könnte er sich dazu verstehen, seine hohe Genehmigung einem solchen Plan zuzusagen, die besten Herzen seines Hauses würden ihn verlassen und ich selbst, sein Better, würde jenes Castel gegen einen so unnatürlichen Ehrgeiz mit Mannschaft besetzen."

Eine leichte, kaum wahrnehmbare Wolke flog bei diesen Worten über Montreals Angesicht, und er biß sich in die Lippe, eh' er erwiederte.

"Aber wenn die Dstini weniger bedenklich seyn sollten, so würde sich die erste Ausübung ihrer Macht in dem zusammenwachsenden Haus der Colonna kund geben."

"Wißt Ihr, versetzte Adrian, „daß eines unserer Motto's die letzte Ausrufe an Rom ist: Wenn wir fallen, fällt Ihr mit! Und lieber dies Loos, als eine Erhebung auf den Trümmern unserer Vaterstadt."

"Gut, gut, gut!" sagte Montreal sich wieder sehend — „der

Bund muß handeln ohne den Beistand von Jemen. Ich scherzte nur, wenn ich der Orsini erwähnte, denn sie besitzen nicht die Macht, welche ihre Bestrebungen sicher stellen würde. Laßt uns denn die gehabte Besprechung aus unserem Gedächtniß verwischen. Am neunzehnten, glaub' ich, Signor Colonna, habt Ihr im Sinne mit Euern Freunden und Untergebenen Euch nach Corneto zu begeben, wozu Ihr Euch meine Begleitung erbattet."

"An diesem Tage, ganz recht, Herr Ritter," versetzte der Baron, durch diese Wendung des Gesprächs sichtlich getröstet. "Die Sache ist die, daß man uns so hart der Gleichgültigkeit gegen die Interessen des guten Volks beschuldigt, daß ich diesen Zug als ein Mittel ansehe, diese Anklage zu entkräften; und wir beabsichtigen denn eine Fuhre Korn nach Corneto gegen die Straßenräuber mit unserem Geleit zu schützen. In Wahrheit aber habe ich, außer der Furcht vor den Räubern, noch einen Grund, ein möglichst zahlreiches Gefolge mir zu wünschen. Ich möchte gern meinen Feinden und dem Volk überhaupt die festgegründete und steigende Macht meines Hauses zeigen; die Entwicklung einer solchen bewaffneten Macht als ich aufzubringen hoffe, wird eine treffliche Gelegenheit seyn, die Aufrührerischen und Widerspenstigen mit Schene und Angst zu erfüllen. Adrian, Ihr werdet, hoff' ich, auf diesen Tag Eure Untergebenen versammeln, wir möchten nicht ohne Euch ziehen."

"Und wenn wir dann zusammen reiten, edler Signor!" sagte Montreal, sich gegen Adrian neigend, "werden wir gänzlich die Wunde heilen, die ich Euch unabsichtlich schlug. Zum Glück gibt es Einen Punkt, worüber wir einig seyn können — unsere Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ihr müßt mich mit den Namen der schönsten Damen in Rom bekannt machen; und wir wollen alte, dahin einschlagende Abenteuer besprechen und auf neue hoffen. Beiläufig, Herr Adrian, Ihr seyd, denk' ich, wie Eure andern Landsleute ein Petrarca's-Bewunderer?"

"Theilt Ihr unsern Enthusiasmus nicht? Schmäht nicht so Eure Galanterie, ich bitt' Euch!"

"Kommt, wir müssen uns nicht wieder entzweien; aber bei meiner Dame, ich schätze einen Troubadours-Rundgesang so hoch, als Alles, was Petrarca je gedichtet. Er hat aber aus unserer Ritterpoesie entlehnt, und sie wie ein weichlicher Schönherr maskirt."

"Nun," sagte Adrian munter, "für jede Zeile eines Troubadours,

die Ihr anzieht, will ich Euch auch eine citiren. Ich will Euch die Ungerechtigkeit gegen Petrarca verzeihen, wenn Ihr den Troubadours Gerechtigkeit widerfahren laßt."

"Gerechtigkeit!" rief Montreal mit aufrichtigem Enthusiasmus. „Ich bin von dem Land, ja von dem Blut der Troubadours. Aber ich werde zu leichtsinnig für Euern edeln Better und es ist jetzt jetzt Zeit, daß ich Euch für diesmal Lebewohl sage. Mein Herr Colonna — Friede sey mit Euch; lebt wohl, Ritter Adrian, mein Bruder in der Ritterschaft. — gedenkt Eurer Ausforderung!"

Mit leichter, ungezwungener Anmuth verabschiedete sich der Johanniter; der alte Baron, mit einer stummen Bitte um Entschuldigung gegen Adrian, folgte Montreal ins anstoßende Zimmer.

„Herr Ritter!" sagte er, „Herr Ritter," indem er die Thüre gegen Adrian schloß und Montreal in die Fenstervertiefung zog — „ein Wort ins Ohr. Denkt nicht, ich nehme Euer Anerbieten so leicht — aber man muß diese jungen Leute schonen; der Plan ist groß, erhaben und meinem Herzen angenehm; aber er erfordert Zeit und Vorsicht. Ich habe Manche von meinem Haus, so bedenklich wie jener Hitzkopf, erst zu gewinnen; der Weg ist schön, aber er muß zuvor genau und sorgsam untersucht werden; Ihr versteht?"

Unter den zusammengezogenen Brauen hervor warf Montreal einen stehenden Blick auf Stephano und antwortete:

„Meine Freundschaft gegen Euch hieß mich jenes Anerbieten machen. Der Bund kann bestehen ohne die Colonna — hütet Euch, daß nicht eine Zeit komme, wo die Colonna nicht ohne den Bund bestehen können. Mein Herr, schaut Euch wohl um — es gibt mehr freie Männer — ja kühne und thatlustige — in Rom, als Ihr denkt. Hütet Euch vor Rienzi! Adieu, wir sehen uns bald wieder!"

Mit diesen Worten schied Montreal, und als er mit seinem gleichgültigen Schritt durch das wimmelnde Vorzimmer ging, sprach er bei sich selbst: „Es wird hier fehlschlagen — diese memmenhaften Edeln haben weder den Muth um groß, noch die Weisheit um redlich zu seyn. Laß sie fallen! Ich finde vielleicht einen Abenteurer unter dem Volk, einen Abenteurer wie ich, mehr werth als jene Alle."

Sobald Stephano zu Adrian zurückgekehrt war, schlang er die Arme zärtlich um seinen Mündel, der schon seinen Stolz gerüstet hatte für eine scharfe Klage seiner Rechtheit.

„Trefflich verstellt — bewundernswerth, bewundernswerth!“ rief der Baron. „Ihr habt die Kunst eines Staatsmanns am kaiserlichen Hof gelernt. Ich habe mir das immer von Euch versprochen, es immer gesagt. Ihr saht die Klemme, in der ich mich befand, so überrascht durch den tollen Plan des Barbaren; sorglich abzuweisen, und noch sorglicher, anzunehmen, Ihr habt mich mit meisterhafter Geschicklichkeit herausgezogen; diese Leidenschaft — Euerm Alter so natürlich — war eine treffliche Finte — den Angriff abgelenkt — mir Zeit geschafft zu Athem zu kommen — mich in Stand gesetzt mit dem Wilden zu spielen. Aber wir dürfen ihn nicht vor den Kopf stoßen, wißt Ihr; alle meine Mannschaft würde mir davonlaufen, oder mich verkaufen an die Orsini, oder mir den Hals abschneiden, wenn er nur den Finger aufhobe. O, es war meisterhaft gespielt, Adrian, meisterhaft.“

„Dank dem Himmel!“ sagte Adrian, mit einiger Mühe wieder zu Athem kommend, da ihn sein Erstaunen dessen ganz beraubt hatte, „daß Ihr nicht daran denkt, den schwarzen Anschlag aufzunehmen!“

„Daran denken? nein, wahrlich!“ sagte Stephano, sich in seinen Sessel werfend, „ei, kennst Du denn mein Alter nicht, Knabe! Hart an meinem neunzigsten Jahr müßte ich ja fürwahr närrisch seyn, mich in einen solchen Strudel von Sturm und Unruhe zu stürzen. Ich begehre nur zu behalten was ich habe, nicht es durch Haschen nach noch Mehr auf's Spiel zu setzen. Bin ich nicht der Liebling des Pabsts? Sollte ich mich der Gefahr seines Banns aussetzen? Bin ich nicht der Mächtigste der Edeln? Wäre ich als König mehr? Mir, in meinem Alter von solchem Zeug zu reden! Der Mensch ist ein Lollkopf. Zudem,“ setzte er mit gesenkter Stimme, und sich furchtsam umsehend, hinzu, „wenn ich König wäre, könnten mich meine Söhne der Nachfolge zu lieb vergiften. Es sind gute Bursche, Adrian, gewiß — aber eine solche Verführung! Ich möchte sie ihnen nicht vor die Füße legen; diese grauen Haare haben Erfahrung! Tyrannen sterben keines natürlichen Todes, nein, nein! die Pest über den Ritter, sag' ich! er hat mich schon in einen kalten Schweiß versetzt!“

Adrian betrachtete die arbeitenden Züge des alten Mannes, dessen Selbstsucht ihn so vor einem Verbrechen bewahrte. Er horchte seinen Schlußworten — voll von der düstern Wahrheit jener Zeit — und als der reine und hochgesinnte Ehrgeiz Rienzi's ihm, im

Contrast damit, glänzend vor die Seele trat, empfand er, daß er dessen Feuereifer nicht tabeln, über das Uebermaß desselben nicht zürnen konnte.

„Und dann,“ fuhr der Baron, bedächtiger redend, wie er die Herrschaft über sich selbst wieder gewann, fort, „zeigt mir auch dieser Mann durch die Warnung, die er mir gab, auf einmal seine ganze Unwissenheit hinsichtlich unseres Staatszustandes. Was meint Ihr? Er hat sich unter den Pöbel gemischt und ihr tolles Drohen für Macht genommen; ja er hält Worte für Soldaten und hieß mich — mich — Stephano Colonna — auf der Hut seyn. — Vor Wem, meint Ihr? Nein, Ihr errathet es nie! vor dem Redehalter, Rienzi! meinem alten Gast und Lustigmacher! Ha, ha, ha! die Unwissenheit dieser Barbaren! Ha, ha, ha!“ und der alte Mann lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten.

„Und doch fürchten Viele von dem Adel diesen Rienzi!“ sagte Adrian ernst.

„Ach, laß sie, laß sie! Sie haben nicht unsere Erfahrung, unsere Weltkenntniß, Adrian. Ei, Mensch, wann stürzten je Deklamationen Castelle ein oder besiegten Soldaten? Mir ist's ganz Recht, daß Rienzi dem Pöbel Reden hält über das alte Rom und solches Zeug; es gibt ihnen etwas zu denken und zu schwagen, und so verbunftet all ihr Troß in Worten; sie könnten ein Haus anzünden, wenn sie keine Reden hörten. Aber da ich jetzt bei dem Kapitel bin, muß ich gestehen, der Schulfuchs ist in seinem neuen Amt unverschämt geworden, da — da! dies Papier erhielt ich heute vor Aufstehen. Ich höre, dieselbe Dreistigkeit hat er sich gegen alle Edle erlaubt. Lest es, wenn Ihr wollt,“ und damit gab der Colonna seinem Better einen Zettel in die Hand.

„Ich habe dergleichen erhalten,“ versetzte Adrian hineinblickend. „Es ist eine Aufforderung Rienzi's, in der Kirche St. Giovanni vom Lateran sich einzufinden, um die Erläuterung der Inschrift einer eben aufgefundenen Tafel anzuhören. Es steht, sagt er, in innigster Verbindung mit der Wohlfahrt und dem Zustand Roms.“

„Sehr unterhaltend, will ich glauben, für Professoren und Büchermwürmer. Verzeiht Better! ich dachte nicht an Euern Geschmack in derlei Sachen; und mein Sohn Giovanni scheint Eure Liebhaberei zu theilen. Nun, nun! sie ist unschuldig genug! Geht nur — der Mann spricht gut.“

„Wollt Ihr nicht auch hingehen?“

„Ich — mein guter Junge — Ich!“ sagte der alte Colonna, seine Augen mit solchem Erstaunen aufreißend, daß Adrian selbst nicht umhin konnte, die Einfalt seiner eigenen Frage zu belachen.

Zweites Kapitel.

Die Besprechung und der Zweifel.

Als Adrian den Palast seines Vormunds verließ, und den Weg in der Richtung gegen das Forum hin einschlug, stieß er etwas unerwartet auf Raimund, Bischof von Orvieto, der, auf einem kleinen Zelter sitzend und von drei oder vier Dienern begleitet, als er den jungen Edelmann erkannte, plötzlich Halt machte.

„Ach, mein Sohn! ich sehe Dich nur so selten! wie geht es Dir? Gut? so! so! Mich freut das zu hören. Ach! welch ein Zustand der Gesellschaft ist das hier, verglichen mit den ruhigen Genüssen von Avignon! Dort finden sich alle Leute, die wie wir, denselben Bestrebungen, denselben Studien, den *delicias Musarum* sich widmen, leicht und natürlich zusammen.“ (Bei jenen lateinischen Worten schmunzelte der Bischof, denn er war stolz auf ein gelegentliches, wohl oder übel angebrachtes Citat.) „Aber hier wagen wir kaum aus unserem Haus auszufliegen, außer bei großen Gelegenheiten. Doch, da ich von großen Gelegenheiten und von den Muses spreche, fällt mir die Einladung unseres guten Nienzi in den Lateran ein; natürlich geht Ihr hin! es ist gar ein knotiges Stück Latein, das er erklären will — so höre ich wenigstens — sehr interessant für uns, mein Sohn! sehr!“

„Es ist morgen,“ antwortete Adrian. „Ja gewiß, ich werde mich dort einfinden.“

„Und hört Ihr, mein lieber Sohn,“ sagte der Bischof, seine Hand zärtlich auf Adrians Schulter legend, „ich habe Grund zu hoffen, daß er unsere armen Bürger an das Jubiläum für das Jahr fünfzig erinnern und sie anspornen wird, die Landstraßen von den Räubern zu reinigen; eine gar bringende Verpflichtung, die man bei Zeiten beachten muß; denn wer wird der Absolution zu lieb hieher kommen, wenn er Gefahr läuft, auf dem Weg unabsolvirt ins Fegfeuer geschickt zu werden? Ihr habt Nienzi gehört? ja? Ganz ein Cicero — ganz! Nun, der Himmel segne Euch, mein Sohn! Ihr bleibt nicht aus?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Doch haltet, ein Wort mit Euch; schärft doch Allen, die Ihr seht, ein, wie wünschenswerth eine volle Versammlung ist; es bringt der Stadt Ehre, Achtung vor den Wissenschaften zu zeigen.“

„Nichts von dem Jubiläum zu sagen!“ setzte Adrian lächelnd hinzu.

„Ach! nichts von dem Jubiläum zu sagen — sehr gut! Adieu für diesmal!“ Damit setzte sich der Bischof auf seinem Sattel wieder zurecht und ritt feierlich weiter, um seine zahlreichen Freunde zu besuchen und sie zu der Versammlung dringend zu laden.

Adrian setzte inzwischen seinen Weg fort, bis er das Capitol, den Bogen des Severus, die mächtigen Säulen des Jupitertempels hinter sich hatte, und sich unter dem langen Gras, dem flüsternden Rohr und den vernachlässigten Weingärten befand, welche über der jetzt verschwundenen Pracht von Nero's goldenem Haus sich erheben. Er setzte sich auf einen umgestürzten Pfeiler — an der Stelle, wo jetzt der Wanderer in die sogenannten Bäder der Livia hinabsteigt — und sah ungeduldig nach der Sonne, als wäre er unzufrieden mit der Langsamkeit ihres Ganges.“

Er durfte jedoch nicht lang warten, bis man einen leichten Schritt im duftigen Gras knistern hörte, und sofort glänzte durch die gewölbten Nebel daher ein Antlitz, das man wohl für die Nymphe, für die Göttin des Ortes halten mochte.

„Meine Schöne! Meine Irene! Wie soll ich Dir danken?“

Lange stand es an, bis der entzückte Liebende dazu kam, in Irene's Antlitz eine Traurigkeit zu beachten, die es sonst, in seiner Anwesenheit, nicht verschattete. Auch zitterte ihre Stimme; ihre Worte schienen gezwungen und kalt.

„Habe ich Dich beleidigt?“ fragte er, „oder welches geringere Unglück hat sich ereignet?“

Irene schlug die Augen gegen den Geliebten auf, und sagte, ihn ernst anschauend: „Sage mir, mein Herr, mit nüchterner und einfacher Wahrheit, würde es Dir sehr leid thun, wenn dies unsere letzte Zusammenkunft wäre?“

Blässer als der Marmor zu seinen Füßen wurde die dunkle Wange Adrians. Es dauerte einige Augenblicke, bis er zu antworten vermochte, und er that dies mit erzwungenem Lächeln und bebenden Rippen.

„Scherze nicht so, Irene! die letzte! das ist kein Wort für uns!“

„Aber höre mich, Herr —“

„Warum so kalt? nenne mich Adrian! Freund! Geliebter! oder bleibe stumm!“

„Nun denn, meiner Seele Seele! meine ganze Hoffnung! Leben meines Lebens,“ rief Irene leidenschaftlich aus — „höre mich! Ich fürchte, wir stehen in diesem Augenblick an einem Abgrund, dessen Tiefe ich nicht absehe, aber der uns für immer trennen kann! Du kennst das wirkliche Wesen meines Bruders und beurtheilst ihn nicht so falsch wie Viele. Lang hat er über Plänen und Entwürfen gebrütet, ist mit sich selbst zu Rath gegangen und hat, seines Einflusses auf das Volk sich bewußt, die Bahn zu einem großen Unternehmen vorbereitet. Aber jetzt — (Du wirst ihn nicht verrathen — ihm kein Leid thun? — Er ist Dein Freund!)“

„Und Dein Bruder! Ich gäbe mein Leben für seines! Fahre fort!“

„Aber jetzt, also,“ fuhr Irene fort, „rückt die Zeit für dies Unternehmen, worin es immer bestehen mag, schnell heran. Ich kenne die eigentliche Beschaffenheit desselben nicht, aber ich weiß, daß es gegen den Adel — gegen Deinen Stand — gegen Dein eigenes Haus gerichtet ist! Wenn es gelingt — o Adrian! möchtest Du selbst nicht außer Gefahr seyn, und mein Name wenigstens wird verbunden seyn mit dem Namen Deiner Feinde. Wenn es fehlschlägt — so ist mein Bruder, mein kühner Bruder, verloren! Er wird fallen als Opfer der Rache oder der Gerechtigkeit, nenne es wie Du willst. Dein Vetter kann sein Richter — sein Henker werden, und Ich, sollte ich am Leben bleiben, um den Ruhm und Glanz meines niedrigen Geschlechts zu beklagen, könnte ich mir gestatten zu lieben — anzusehen einen Mann, in dessen Adern das Blut seiner Mörder flöße? O, ich bin elend — elend! diese Gedanken machen mich beinah wahnsinnig!“ sie rang in bitterem Schmerz die Hände und schluchzte laut.

Adrian selbst ward heftig erschüttert durch das Gemälde, das sich ihm so darstellte, obgleich die darin begriffenen Nothwendigkeiten sich schon oft dunkel seiner Seele aufgedrungen hatten. Allerdings jedoch begriff er, nicht wissend, daß die Entwürfe Rienzi's von wirklicher, physischer Macht unterstüzt waren, und da er noch nie die gewaltigen moralischen, bei einer Revolution wirkenden Kräfte zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht, daß eine Bewegung, zu der Rienzi etwa das Volk anspornen möchte, von dauerndem Erfolg

seyn würde; und was seine Bestrafung anlangte, so wußte Adrian in dieser Stadt, wo alle Gerechtigkeit die Sklavin des Einflusses war, sich mächtig genug, um Verzeihung auch für das größte aller Verbrechen — bewaffneten Aufstand gegen den Adel, auszuwirken. Als diese Gedanken sich ihm darstellten, gewann er wieder den Muth, Irene zu trösten und zu beruhigen. Aber seine Bemühungen hatten nur einen theilweisen glücklichen Erfolg. Aufgeschreckt durch ihre Besorgnisse bei einer Erwägung der Zukunft, die sie bisher ganz außer Acht gelassen, schien Irene zum ersten Mal taub gegen die Stimme des Geliebten.

„Ach,“ sagte sie traurig, „selbst im besten Fall, wie muß diese Liebe, die wir so blind um sich greifen ließen, wie muß sie enden? Du kannst kein Mädchen, wie ich bin, heirathen, und ich — wie thöricht bin ich gewesen!“

„So komm denn wieder zum Verstand, Irene,“ sagte Adrian stolz, zum Theil vielleicht aus wirklichem Unmuth, zum Theil in Folge seiner Bekanntschaft mit dem schönen Geschlecht. „Liebe einen Andern und weiser, wenn Du willst; durchstreiche Deine Gelübde gegen mich und denke nur hinfort: es sey ein Verbrechen, zu lieben, und eine Narrheit: treu zu seyn.“

„Grausamer!“ sagte Irene bebend und ihrerseits jetzt beunruhigt. „Sprichst Du im Ernst?“

„Sag' mir, eh' ich Dir antworte, sag' mir dies; käme Tod, kämen Martern, käme ein ganzes Leben voll Kummer hinter dieser Liebe her: würdest Du je bereuen geliebt zu haben? Ist dies, so kennst Du die Liebe nicht, die ich für Dich empfinde!“

„Nie, nie kann ich's bereuen!“ sagte Irene, Adrian um den Hals fallend. „Verzeih mir!“

„Aber ist denn wirklich,“ fragte Adrian eine kleine Weile nach diesem Liebesstreit nebst Ausöhnung, „ist denn wirklich ein so auffallender Unterschied zwischen Deines Bruders früherem und jetzigem Benehmen? Wie weißt Du, daß die Zeit zum Handeln so nahe ist?“

„Weil er jetzt ganze Nächte eingeschlossen sitzt mit allen Arten von Männern; seine Bücher sperrt er ein — er liest nicht mehr — aber wenn er allein ist, geht er murmelnd im Zimmer auf und ab. Manchmal bleibt er vor dem Kalender stehen, den er neulich mit eigener Hand an der Wand befestigt, und fährt mit den Fingern über die Buchstaben, bis er an ein bestimmtes Datum kommt, und dann spielt er mit seinem Schwert und lächelt. Aber vor zwei

Nächten sind auch Waffen in großer Menge ins Haus gebracht worden, und ich hörte den Anführer der Männer, die sie brachten, einen grimmigen Riesen, unter dem Volk wohl bekannt, sagen, als er sich die Stirn wischte: „die werden bald zu thun bekommen.“

„Waffen! Bist Du dessen gewiß?“ sagte Adrian ängstlich. „Ja, dann ist mehr an diesen Entwürfen, als ich mir einbildete. Aber,“ (als er bemerkte, daß Irene's Blick bei der Veränderung seines Tons furchtsam sich auf ihn heftete, fuhr er zuversichtlicher fort:) „aber komme was da will — glaube mir, meine Schöne, meine Angebetete: daß Dein Bruder, so lang ich lebe, nichts soll zu leiden haben von dem Haß, den er gegen sich erweckt, und daß ich, wenn er gleich unsere alte Freundschaft vergessen sollte, doch nicht aufhören werde, Dich zu lieben.“

„Signora, Signora! Kind es ist Zeit, wir müssen gehen!“ rief die gellende Stimme Benedetta's, welche jetzt durch's Gebüsch lugte. „Die Arbeitsleute gehen heim auf diesem Weg; ich sehe sie herbeikommen.“

Die Liebenden trennten sich; zum ersten Mal war die Schlange in ihr Paradies gedrungen; sie hatten gesprochen, sie hatten gedacht — etwas Anderes als Liebe.

Drittes Kapitel.

Die Lage eines liberalen Patriciers unter Mißvergünstigten vom Volk. Die Scene im Lateran.

Die Lage eines Patriciers, der das Volk aufrichtig liebt, ist in solchen bösen Zeiten, wenn die Gewalt unterdrückt und die Freiheit kämpft, wenn die Männer in zwei Parteien getheilt mit einander ringen — die verdrießlichste und widerlichste, in welche Einen nur das Schicksal versetzen kann. Soll er die Partei des Adels ergreifen? er wird zum Verräther an seinem Gewissen; die des Volks? so verläßt er seine Freunde. Aber diese Folge von der jetztgenannten Wahl ist nicht die einzige, und vielleicht für ein kräftiges Gemüth nicht einmal die härteste. Alle Männer sind beherrscht und gefesselt durch die öffentliche Meinung; sie ist die öffentliche Richterin; aber die öffentliche Meinung ist nicht dieselbe für alle Klassen. Die öffentliche Meinung, welche den Plebejer anspricht oder abschreckt, ist die der Plebejer — derer, die er sieht, spricht

und kennt, derer, mit welchen er in Berührung kommt, mit welchen er von Kindheit an verkehrte, deren Lob er täglich hört, deren Tadel ihm jede Stunde vors Auge tritt. * So ist auch die öffentliche Meinung für die Großen — die ihrer Standesgenossen — derer, welche Geburt und Zufall für immer in ihren Weg warf. Wenn wir heutzutage in den feichten Spalten eines dogmatifirenden Journalisten lesen, daß dieser oder jener Edelmann nicht wagt diese oder jene Handlung zu begehen — einen Pächter zu quälen oder einen Stimmgeber zu bestechen — weil er die öffentliche Meinung scheue: ist dies dann die öffentliche Meinung seiner Umgebung? Die öffentliche Meinung seiner Schmaroger, seiner Klienten, seiner Ebenbürtigen, seiner Genossen in Politik und Ansicht! Werden die ihn verdammen? Nein! Es ist die öffentliche Meinung einer andern Klasse — einer Klasse, der seine Bahn sich nicht nähert — einer Klasse, deren Lob oder Tadel selten ihm ins Ohr klingt, einer Klasse, der zu trocken nach der Meinung seines Standes vielleicht als Muth, welche verächtlich zu behandeln als vornehme Würde gilt. Diese Unterscheidung ist voll von wichtigen praktischen Folgerungen, es ist eine solche, die weniger als irgend eine andere von einem auf Tiefs Anspruch machenden Politiker sollte vergessen werden. Deswegen ist eine fürchterliche Probe zu bestehen — zu der wenige Plebejer sich entschließen und deren anfechtungslose Bestehung von Patriciern zu erwarten ungerecht ist — die Probe: daß man sich in Widerspruch setzt mit derjenigen öffentlichen Meinung, die für den Handelnden als solche gilt. Sie können in solchem Fall doch nicht umhin, dem eigenen Urtheil zu mißtrauen — sie können nicht umhin zu glauben, die Stimme der Weisheit oder der Tugend spreche aus den Tönen, welche von ihnen seit der Wiege als Orakel betrachtet wurden. In dem Tribunal von Sektenvorurtheil meinen sie den Richterstuhl des allgemeinen Gewissens zu finden. Ein andrer

* Dasselbe gilt auch von kleinern Kreisen. Die öffentliche Meinung für Juristen ist die der Juristen, für Soldaten die der Armee, für Gelehrte die der Literaten und Wissenschaftlichen. Und für die Empfindlichen unter den letztgenannten ist schon die feindselige Kritik der Gelehrten verwundender gewesen als die strengsten moralischen Ausstellungen des Publikums. Mancher hat schon eine große That gethan oder ein großes Werk verfaßt, nur um zwei oder drei ihm beständig vorschwebenden Personen zu gefallen. Ihre Stimme war für ihn die öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung, welche Bishop den Mörder bestimmte, war die Meinung der Burker, seiner Kameraden. Verdamnten ihn diese? Nein! Er kannte keine andere Meinung, bis er an den Galgen wanderte und die Blicke voll Abscheu sah, die heftigen Verwünschungen hörte von der auf dem Richtplatz versammelten Menge.

gewaltiger Hemmschuh für das Handeln eines Patriciers in solcher Lage ist die Gewißheit, daß am Ende die Beweggründe seiner Handlungsweise gleicherweise von der Aristokratie, die er verläßt, wie vom Volk, dem er sich anschließt, mißdeutet werden. Es scheint so unnatürlich an einem Mann, seinem eigenen Stand sich gegenüber zu stellen, daß die Welt geneigt ist, eher jeden Erklärungsgrund für ein solches Räthsel gelten zu lassen als den der redlichen Ueberzeugung, des hochherzigen Patriotismus.

„Ehrgeiz!“ sagt der Eine. „Getäuschte Hoffnungen!“ ruft ein Anderer. „Ein Privatgroll!“ meint ein Dritter. „Um Pöbelgunst buhlende Eitelkeit!“ spöttelt ein Vierter. Das Volk bewundert ihn anfänglich und beargwöhnt ihn hintennach. Von dem Augenblick an, wo er einen Wunsch des Volks durchkreuzt, gibt es für ihn keine Veröhnung; er wird angeklagt den Heuchler gespielt, das Schaafskleid über den Wolfspelz getragen zu haben, und dann sagen sie: „Seht die Wolfszähne lauschen ihm hervor!“ Ist er vertraulich mit dem Volk — so ist es Schmeichelei; hält er sich ferner — so ist es Stolz. Und was hält denn einen Mann aufrecht in solcher Lage, der seinem Gewissen folgt und mit offenem Auge all die Gefahren seines Pfades einsieht? Weg mit dem Gewäsch von öffentlicher Meinung! — weg mit der armseligen Täuschung von später erwachender Gerechtigkeit; er wird jene beleidigen, und diese nie erlangen. Was hält ihn aufrecht? Seine eigene Seele! Ein durchaus großer Mann hegt eine gewisse Verachtung gegen sein Geschlecht, während er ihm zu Hülfe kommt; ihr Wohl oder Weh ist ihm Alles; ihr Beifall, ihr Tadel ist ihm Nichts. Er tritt heraus aus dem Kreis der Geburt und Gewohnheit; er weiß nichts von den kleinen Triebfedern kleiner Menschen. Hoch, in dem weiten Raum, den seine Bahn umfaßt, hält er in seinem Sphärenlauf inne, um zu helfen oder zu erleuchten; aber das Gelärm unten erreicht ihn nicht. Bis das Rad gebrochen ist — bis die schwarze Leere den Stern verschlingt, macht er Tag und Nacht seinem eignen Ohr Musik; er dürstet nicht nach Tönen von der Erde, die er erleuchtet, er sehnt sich nach keinem Genossen auf der Bahn, die er durchrollt, seiner eigenen Herrlichkeit sich bewußt, und beschwogen zufrieden allein zu seyn!

Aber Geister dieser Art sind selten. Nicht jedes Zeitalter bringt sie hervor. Es sind Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Tugend, die, wo nicht verdorben, so doch influenzirt und bestimmt

wird durch äußere Umstände. Zu einer Zeit, wo schon die Empfänglichkeit für die Stimme des Ruhms als Beweis einer über die übrigen Menschen hervorragenden moralischen Kraft galt, war es wohl unmöglich, daß irgend Einer eine Ahnung gehabt hätte von jenem geläuterteren und übersinnlicheren Gefühl, jenem erhabeneren Antriebe zu großen Thaten — dem Ruhm in der eigenen Brust, der so unermesslich erhaben steht über dem Verlangen nach Berühmtheit bei Andern. In der That, ehe wir uns von der Welt loszumachen vermögen, müssen wir durch ein langes und strenges Noviziat, durch die Bewährung vieles Nachdenkens und vieles Kummers, durch tiefe und schmerzliche Ueberzeugung von der Eitelkeit Alles dessen, was die Welt uns geben kann, uns — nicht in der Hast einer Stunde, sondern für immer — über die Welt erhoben haben; eine Entäußerung, eine Verläugnung, zu der selbst in unseren weisheitsvollen Tagen wie wenige von den Weisesten es bringen! Und doch, bis wir dies Glück erreichen, kennen wir nicht die wahre Göttlichkeit der tiefen Betrachtung, nicht die allgenügende Macht des Gewissens, und können wir nicht mit geweihten Tritten in das Allerheiligste unserer eigenen Seele uns zurückziehen, da wir inne werden und empfinden, in wie weit unsere Natur fähig und theilhaftig ist der freien Unabhängigkeit eines Gottes.

Aber kehren wir zu den Gegenständen und Gedanken der Erde zurück! Die Betrachtungen und Verkettungen der Umstände, die in ähnlicher Lage so manches redliche und muthige Herz fesselten, fesselten auch Adrian. Er sah sich in einer falschen Stellung. Seine Vernunft und sein Gewissen traten Rienzi's Plänen bei, und seine natürliche Herzhaftigkeit und Unternehmungslust hätten ihn geneigt gemacht, die Gefahren ihrer Ausführung zu theilen. Aber laut wehrten ihm dies seine Verbindungen, seine Freundschaften, häusliche und Privatverpflichtungen. Wie konnte er gegen seinen Stand, gegen sein Haus, gegen die Genossen seiner Jugend geheim sich verschwören, oder handelnd ihnen trogen? Wenn er auf der einen Seite angespornt wurde von Patriotismus, so standen auf der andern Heuchelei und Undankbarkeit. Und wer hätte auch den für einen treuen Kämpfer seines Vaterlands gehalten, der ein Verräther an seinen Freunden war? Und so

„Der Feuerfarbe der Entschließung
 Ward des Gedankens Blässe angekränelt!“

Und der Mann, der seiner Persönlichkeit nach der Führer seines

Zeit hätte seyn sollen, blieb bloßer Beobachter. Aber Adrian suchte sich über seine gegenwärtige Unthätigkeit zu beruhigen durch die Ueberzeugung von der politischen Klugheit seiner Handlungsweise. Vielleicht war in Adrians Verhältnissen wirklich Zögerung die Rolle eines klugen Staatsmannes; die Stellung, welche im Anfang zweideutig erscheint, verleiht gegen das Ende hin ein entscheidendes Ansehen. Rein von den Ausschweifungen und bewahrt vor der Eifersucht der Parteien, pflegt ein neu auftretender Schauspieler in dem stürmischen Drama die Neigung und Achtung Aller auf sich zu ziehen; seine Mäßigung verschafft ihm Vertrauen vom Volk; sein Stand macht ihn zum passenden Vermittler mit den Edeln; und so erheben ihn die Eigenschaften, die ihn in der einen Periode der Revolution zum Märtyrer gemacht hätten, in einer andern vielleicht zum Retter.

So wartete denn Adrian schweigend und unthätig den Fortgang der Ereignisse ab. Wenn Rienzi's Entwürfe scheiterten, konnte er, vermöge seiner Theilnahmlosigkeit, um so besser das Volk vor neuen Ketten und dessen Führer vor dem Tod schützen. Wenn sie gelangen, so konnte er eben so sein Haus gegen den Grimm des Volkes vertheidigen — und, ein Anwalt der Freiheit, der Unordnung steuern. So waren wenigstens seine Hoffnungen; und so beschränkte und beschwichtigte die italienische Schlaueit und Vorsicht seines Charakters die Begeisterung der Jugend und des Muths.

Die Sonne schien friedlich und wolkenlos auf die ungeheure Menschenmenge, die vor dem großen Platz, der die Kirche St. Giovanni vom Lateran einschließt, zusammenströmte. Theils aus Neugier, theils auf den Wunsch des Bischofs von Orvieto, theils weil es eine Gelegenheit war, die Pracht ihres Gefolges zur Schau zu stellen, hatten sich auch viele der vornehmsten Barone Roms hier eingefunden.

An einer der in die Kirche führenden Stufen stand, den gefalteten Mantel um sich geschlagen, Walter von Montreal und betrachtete die verschiedenen Züge, die, einer nach dem andern, durch die von den Soldaten der Kirche mitten in dem Gewühl, zum Behuf der Bequemlichkeit der vornehmsten Edeln, freigelassene Gasse dahierzogen. Er beobachtete mit Interesse, obgleich mit der Miene und dem schweifenden Blick seiner gewöhnlichen Unbefangenenheit, die verschiedenen Zeichen und Blicke der Begrüßung, womit das Volk die verschiedenen hohen Personen empfing. Panniere und Flaggen

wurden jedem Signor vorgetragen, und die Spöttereien und Wiße, die kurzen Aeußerungen des Lobß oder Tadelß, die so viel in sich schließten, welche, als jene hoch daherflatterten, unter dem lebhaftesten Volkshaufen hin- und herflogen, wurden in seinem Gedächtniß sorgfältig aufbewahrt.

„Plaz da — Plaz für meinen Herrn Martino Drßini — Baron di Porto!“

„Ruhe! Schätzchen — zurück! Plaz für den Signor Adrian Colonna, Baron di Castello und Ritter des Reichß!“

Und bei diesen Ausrufungen der Nebenbuhler sah man hoch flattern den goldenen Bären der Drßini mit dem Motto: „Hüte dich vor meiner Umarmung!“ und die einzelne Säule der Colonna auf himmelblauem Fels, mit Abrians besonderem Wahlspruch: „Ernst, aber stark!“ Der Zug des Martino Drßini war weit zahlreicher als der Abrians, welcher nur aus zehn Dienern bestand. Aber Abrians Leute erregten weit größere Bewunderung unter dem Volk und gefielen weit mehr dem geübten Auge des kriegerischen Johanniters. Ihre Waffen waren spiegelblank; ihre Größe war bis auf den Zoll gleich; ihr Schritt war regelmäßig und gehalten; ihre Haltung aufrecht; sie sahen nicht rechts noch links; sie beurkundeten jene nicht zu beschreibende Disciplin, jene Harmonie der Ordnung, welche Adrian während seiner eigenen Waffenlehrjahre gelernt, um sie seinen Leuten einzufloßen. Dagegen war der ordnungslose Zug des Herrn von Porto aus Männern von jeder Größe zusammengesetzt. Schlecht gepußt, übel gearbeitet waren ihre Waffen; sie drängten sich verwirrt durch einander; sie lachten und sprachen ganz laut und in ihrer Haltung und ihrem Wesen sprach sich der Uebermuth von Männern aus, welche eben so sehr den Herrn, dem sie dienten, als das von ihnen geängstigte Volk verachteten. Da die beiden Banden unerwarteterweise in diesem engen Paß auf einander stießen, gab sich sogleich die Eifersucht der beiden Häuser kund. Jede drängte vor, um den Vortheil zu gewinnen, und als die ruhige Regelmäßigkeit von Abrians Zug und auch die Geschlossenheit seiner kleinen Anzahl ihm den Sieg der Ueberholung von seines Nebenbuhlers Leuten verschaffte, erhob das Volk ein lautes Geschrei: „Colonna hoch!“ — „Laßt den Bären hinter der Säule hertanzen!“

„Vorwärts, Ihr Schufte!“ sagte Drßini laut zu seinen Leuten. „Wie konntet Ihr diese Beleidigung dulden?“ Und sich selbst an die Spitze seiner Leute setzend, wollte er eben mitten durch den Zug

seines Gegners durchdrängen, als ein großer Wachtsoldat, in päpstlicher Livree, ihm den Stab vorhielt.

„Ordnung, mein Herr! wir haben die ausdrücklichsten Befehle von dem Vikar, keinen Streit der verschiedenen Züge unter einander zu dulden.“

„Schurke! erfrest Du Dich mit mir Worte zu wechseln?“ versetzte der stolze Dr sini, und mit seinem Schwert hieb er den Stab entzwei.

„Im Namen des Vikars, ich befehle Euch zurückzuweichen!“ sagte die handfeste Wache, mit seiner ungeheuern Masse gerade dem Edeln den Weg vertretend.

„Es ist Cecco del Vecchio!“ riefen die vom Volk, welche nah genug standen, um die Unterbrechung und ihre Ursache zu bemerken.

„Ja,“ sagte Einer, „der gute Vikar hat mehrere der stämmigsten Bursche in die Livree des Papstes gesteckt, um besser die Ordnung zu erhalten. Er hätte keinen Bessern wählen können als den Cecco.“

„Aber er darf nicht fallen!“ rief ein Anderer, als Dr sini, den Schmied anstierend, sein Schwert zurückzog, wie um es ihm in die Brust zu stoßen.

„Schande — Schande! soll der Pabst so in seiner eigenen Stadt mißhandelt werden?“ schriean mehrere Stimmen. „Nieder mit dem Friedensbrecher, nieder!“ und wie in Folge eines verabredeten Planes brach ein ganzer Schwarm von dem Pöbel auf einmal durch die Gasse und stürzte wie ein Waldstrom über Dr sini, und sein überraschtes, huntscheckiges Gefolge her. Dr sini selbst ward mit Gewalt zu Boden gerissen und auf ihm von hundert Fersen herumgetreten; seine Leute, verbunst und eben so sehr gegen einander als gegen den Pöbel kämpfend, wurden zerstreut und überwältigt; und als durch große Anstrengungen der Wachen, den Schmied an ihrer Spitze, die Ordnung wieder hergestellt und der Zug neu gebildet wurde, konnte Dr sini, beinah erstickt von Wuth und Scham, und von den groben Mißhandlungen, die er erlitten, übel zugerichtet, sich kaum vom Boden aufraffen. Die päpstlichen Officianten hobet ihn auf, und als er auf den Beinen stand, sah er sich wild um nach seinem Schwert, welches seiner Hand entfallen und auf dem der Haufen herumgetreten war; als er es nirgends erblickte, sagte er zähneknirschend zu Cecco del Vecchio: „Kerl, Dein Hals soll für diesen Schimpf büßen, oder soll mich Gott

verlassen!" und schritt seines Wegs weiter, während ein halbunterdrücktes Jubelgeschrei der Umstehenden seinen Schritten folgte.

„Platz da!" rief der Schmied, „für den Herrn Martino di Porto, und mögen alle Leute es erfahren, daß er gedroht hat, mir das Leben zu nehmen für die Erfüllung meiner Pflicht in Gehorsam gegen des Papsts Vikar!"

„Er darf's nicht, er darf's nicht!" brüllten tausend Stimmen, „das Volk kann die Seinigen beschützen!"

Dieser Auftritt ging dem Provenzalen nicht verloren, der aus dem Fliegen von Strohhalmen wohl den Wind zu beurtheilen wußte, und zugleich aus der Recktheit des Volks abnahm, daß es um einen herannahenden Sturm wußte. „Par Dieu!" sagte er Adrian begrüßend, der ernst und ohne sich umzusehen, jetzt die Treppe der Kirche erreicht hatte, „jener lange Kerl hat ein muthiges Herz und viele Freunde dazu." „Was meint Ihr," fuhr er in flüsterndem Tone fort, „ist dieser Auftritt nicht ein Beweis, daß die Edeln weniger sicher sind als sie wähnen?"

„Die Thiere fangen an gegen den Sporn auszuschnallen," antwortete Adrian; „ein kluger Reiter sollte in solchem Fall darauf Bedacht nehmen, auch den Zügel etwas nachzulassen, damit das Pferd sich nicht bäumt und er abgeworfen wird — aber dies ist die Politik, die Ihr empfiehlt."

„Ihr irrt Euch!" versetzte Montreal, „wenn ich die Vergleichung fallen lasse, so sage ich, es war mein Wunsch, Rom Einen Oberherrn statt vieler Tyrannen zu geben — aber horch! was bedeutet diese Glocke?"

„Die Ceremonie wird gleich ihren Anfang nehmen," antwortete Adrian. „Gehen wir zusammen in die Kirche?"

Selten war ein Gott geweihter Tempel Zeuge eines so seltsamen Schauspiels gewesen wie das war, welches jetzt die geweihte Stätte des Laterans belebte.

Inmitten der Kirche waren Sitze amphitheatralisch angebracht, und an deren fernstem Ende ein etwas über das Uebrige erhöhtes Gerüst; unter diesem, aber hoch genug, um von allen Anwesenden gesehen zu werden, war eine ungeheure eiserne Tafel aufgestellt, worein eine alte Inschrift gegraben war und die in ihrer Mitte eine hervorstehende, deutliche Devise hatte, die jetzt sollte erklärt werden.

Die Sitze waren mit Teppichen und reichen Stoffen belegt. Im Hintergrund der Kirche war ein purpurner Vorhang angebracht.

Rings um das Amphitheater waren die Beamten der Kirche, in den buntpfarbigen Livreen des Papstes. Rechts von dem Gerüst saß Raimund, Bischof von Orvieto, in seinen Staatskleidern. Auf den Bänken um ihn sah man alle die vornehmsten Personen von Rom — die Richter, die Gelehrten, die Edeln, von dem erhabenen Rang der Savelli bis herab zu der niedrigeren Sphäre der Raselli. Der Raum außerhalb des Amphitheaters war vom Volk angefüllt, das jetzt stromweise hereindrang; mittlerweile ertönte fortwährend hell und laut die große Glocke der Kirche.

Endlich, als Adrian und Montreal sich in kleiner Entfernung von Raimund setzten, hörte die Glocke plötzlich auf — das Gemurmel des Volks ward zum Schweigen gebracht, der purpurne Vorhang weggezogen, und Rienzi trat vor mit langsamen, majestätischen Schritten. Er kam — aber nicht in seinem gewöhnlichen düstern und einfachen Anzug. Ueber seiner breiten Brust trug er eine Weste von blendender Weiße — ein langes Gewand, nach Art einer weiten Toga, floß zu seinen Füßen herab und schleppte auf dem Boden nach. Auf dem Kopf trug er einen weißen Bund, in dessen Mitte eine goldene Krone schimmerte. Aber die Krone war getheilt oder gleichsam gespalten durch den mystischen Zierrath eines silbernen Schwerts, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und zugleich zeigte, daß er diese auffallende Tracht nicht aus Prunksucht und Eitelkeit angelegt hatte, sondern um der Versammlung in der Person des Bürgers eine versinnlichende Anschauung desjenigen Zustandes der Stadt zu geben, worüber er jetzt zu sprechen im Begriff stand!

„Wahrhaftig,“ flüsterte einer der alten Edelleute seinem Nachbar zu, „der Plebejer weiß sich ein stattliches Aussehen zu geben.“

„Was für Komödiantenstreiche sind denn das?“ sagte ein Anderer.

„Es wird einen raren Spaß geben,“ sagte ein Dritter. „Ich hoffe, der gute Mann wird seine Rede auch mit einiger Kurzweil würzen!“

„Er ist gewiß verrückt,“ bemerkte ein Vierter.

„Wie schön er ist,“ sagten die Weiber unter dem Volk.

„Das ist ein Mann, der das Volk auswendig gelernt hat,“ bemerkte Montreal gegen Adrian. „Er weiß, er muß zum Auge sprechen, um den Geist zu gewinnen; ein Schelm, ein schlauer Schelm!“

Jetzt hatte Rienzi die Bühne betreten, und als er lang und

fest sich die Versammlung ansah, beschwichtigte die hohe und gedankenvolle Ruhe seines majestätischen Angesichts, sein tiefer und feierlicher Ernst das Gemurmel und brachte auf den hohnlächelnden Adel die gleiche Wirkung wie auf das Volk hervor.

„Ihr Herren von Rom,“ begann er endlich, „und Ihr Freunde und Mitbürger, Ihr habt gehört, warum wir heute hier versammelt sind; und Ihr, mein Herr Bischof von Orvieto, und Ihr, meine Mitarbeiter auf dem Feld der Wissenschaften — Ihr wißt auch, daß es eine Sache betrifft, welche mit dem alten Rom in Beziehung steht, dessen vergangene Macht und Herrlichkeit in ihrem Wachsthum und in ihrem Stürzen zu begreifen, wir zur Aufgabe der Studien unserer Jugend gemacht haben. Aber dies, glaubt mir, ist nicht ein bloßes gelehrtes Räthsel, nützlich nur für den Kenner, betreffend nur die Todten. Laßt die Vergangenheit untergehen! laßt Finsterniß sie begraben! laßt sie für immer schlafen über den zusammenstürzenden Tempeln und verödeten Gräbern ihrer vergessenen Söhne, wenn sie uns nicht mittelst ihrer enträthselten Geheimnisse Führerin werden kann für Gegenwart und Zukunft. Wie, meine Herren, Ihr habt gedacht, nur um des Alterthums willen hätten wir Tag und Nacht unverdrossen studirt, was uns das Alterthum lehren kann? Ihr seyd im Irrthum; es ist nichts werth zu wissen, was wir gewesen sind, wenn sich nicht damit der Wunsch verbindet, zu wissen was wir werden sollen. Unsere Ahnen sind nur Staub und Asche, wenn sie nicht zu uns, ihren Nachkommen, reden; dann aber erschallen ihre Stimmen nicht unter der Erde hervor, sondern vom Himmel herab. Es gibt eine Verehsamkeit der Erinnerung, weil sie die Amme der Hoffnung ist. Etwas Heiliges ist die Vergangenheit, aber nur wegen der Geschichtsdenkmale, die sie aufbewahrt — der Denkmale von dem Fortschritt der Menschheit, der Schrittsteine für Gesittung, Freiheit, Wissenschaft. Unsere Väter wehren uns rückwärts zu gehen — sie lehren uns unser rechtmäßiges Erbe kennen — sie gebieten uns zurückzufordern, zu vermehren dies Erbe — ihre Tugenden zu bewahren, ihre Irrthümer zu vermeiden. Das ist der wahre Gebrauch der Vergangenheit. Wie das heilige Gebäude, worin wir sind, ist sie ein Grab, worauf man einen Tempel aufzuführen muß. Ich sehe Euch verwundert über diesen langen Eingang; Ihr seht einander an; Ihr fragt, wohin das ziele? Schaut diese große Eisenplatte; es ist darein eine Inschrift gegraben und erst neuerlich hat man sie hervorgezogen unter

den Haufen von Steinen und Trümmern, welche — o Schmach für Rom! — die Paläste des Kaiserthums und die Bogen der triumphirenden Macht waren. Die Devise in der Mitte der Tafel, die Ihr seht, enthält den Akt der römischen Senatoren, wie sie dem Vespasian die kaiserliche Würde übertragen. Um diese Inschrift vorlesen zu hören, hab' ich Euch eingeladen. Sie bezeichnet genau die Ausdehnung und die Gränzen der so übertragenen Macht; dem Kaiser ward überlassen das Recht Gesetze zu geben und Bündnisse zu schließen mit allen Nationen — die Gränzen der Städte und Distrikte zu vergrößern oder zu vermindern; Männer — hört wohl auf, meine Herren! — zum Range von Herzogen und Königen zu erheben — ja und sie ihrer Würde und ihres Rangs zu entkleiden; das Stadtrecht zu ertheilen und zu nehmen; kurz alle Eigenschaften kaiserlicher Machtfülle. Ja jenem Kaiser ward eine so weitgehende Gewalt übertragen, aber von wem? Merkt auf — horcht mir zu — laßt Euch kein Wort verloren gehen! von wem? sag ich. Vom römischen Senat! Was war der römische Senat? — der Stellvertreter des römischen Volks!“

„Ich wußte wohl, daß er darauf kommen würde!“ sagte der Schmied, der mit seinen Genossen an der Thüre stand, aber zu dessen Ohr klar und deutlich die silberhelle Stimme Rienzi's drang.

„Ein muthiger Bursch! und noch dazu vor den Ohren der Barone!“

„Ja, Ihr seht was das Volk war! und ohne ihn hätten wir das nie erfahren!“

„Ruhig, Bursche!“ sagte ein Beamter zu denen vom Haufen, von welchen diese Worte geflüstert wurden.

Rienzi fuhr fort: „Ja das Volk war es, das diese Gewalt übertrug — dem Volk also steht sie zu. Maßte sich der stolze Kaiser die Krone an? Konnte er sich selbst mit seiner Machtfülle bekleiden? War sie geboren mit ihm? Leitete er sie, meine Herren Barone, vom Besitz befestigter Schlösser — von seiner erhabenen Abkunft ab? Nein, allvermögend wie er war, hatte er doch kein Recht auf nur ein Atom von dieser Macht, außer durch die Stimme und Uebertragung des römischen Volkes. So groß, o meine Volksgenossen! so groß war selbst zu der Zeit, wo die Freiheit nur noch der Schatten von ihrem früheren Selbst war, so groß war noch die anerkannte Befugniß unserer Väter! Alle Gewalt war das Geschenk des Volks. Was habt Ihr jetzt zu vergeben? Wer, wer, sage ich,

welcher einzelne Mann, welcher kleine Häuptling geht Euch an um die Macht, die er sich anmaßt? Sein Senat ist sein Schwert; sein Freibrief ist geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit Blut. Das Volk! — Es gibt kein Volk mehr! O! wollte Gott, daß wir eben so leicht den Geist der Vorzeit aus der Erde grüben, als ihre Denkmale!“

„Wenn ich Euer Better wäre,“ flüsterte Montreal Adrian zu, „ich gäbe diesem Mann nur eine kurze Gnadenfrist zwischen seiner Rede und seiner Beichte.“

„Wer ist Euer Kaiser?“ fuhr Rienzi fort: „Ein Fremder! Wer das große Haupt Eurer Kirche? Ein Verbannter! Wir sind ohne unsere gesetzmäßigen Häupter und warum? Weil wir nicht ohne unser Gesetz verachtende Tyrannen sind! Die Zügellosigkeit unserer Edeln, ihre Streitigkeiten, ihre Fehden haben unsern heiligen Vater von dem Erbe St. Peters vertrieben — sie haben Eure Straßen mit Eurem eigenen Blut überschwemmt; sie haben den reichen Ertrag Eurer Arbeit in Privatstreiten und mit Unterhaltung gedungener Schurken verschwendet. Eure Kräfte haben sich gegen Euch selbst erschöpft. Ihr habt aus Eurer Vaterstadt, einst der Gebieterin der Welt, einen Spott und Schimpf gemacht. Ihr habt ihre Lippen in Galle getaucht, Ihr habt eine Dornenkrone ihr aufs Haupt gesetzt! Was, meine Herren!“ rief er und kehrte sich mit stechendem Blicke herum gegen die Savelli und Orsini, die, bestrebt den Schrecken abzuschütteln, womit die feurige Beredsamkeit Rienzi's ihre Herzen betroffen, durch verächtliche Geberden und höhnisches Lächeln das Mißbehagen zu erkennen gaben, das sie in Gegenwart des Vikars und des Volks nicht laut äußern durften, „Was! sogar eben jetzt, wo ich spreche — vermag nicht die Heiligkeit dieses Orts Euch zu zügeln! Ich bin ein niedriger Mann — ein Bürger von Rom, aber ich habe mich einer Auszeichnung zu rühmen: ich habe viele Feinde und Hasser mir erweckt durch das, was ich für Rom gethan habe. Ich bin gefaßt, weil ich mein Vaterland liebe, ich bin verachtet, weil ich es erhöhen wollte. Ich vergelte — ich werde gerächt werden; drei Verräther in Euren eigenen Palästen werden Euch verrathen; ihre Namen sind: Hoffahrt, Neid und Zwietracht!“

„Da hat er sie gut auf der Mücke!“

„Ha, ha! beim heiligen Kreuz, das war gut!“

„Ich würde mich hängen lassen um noch so einen fedden Hieb wie der!“

„Das ist der Mann, der uns immer fehlte!“

„Es ist eine Schande, daß wir Memmen sind, wenn Ein Mann so herzhast ist,“ sagte der Schmied.

„Stille!“ gebot der Beamte.

„O Römer!“ fuhr Rienzi leidenschaftlich fort — „erwacht! Ich beschwöre Euch! Laßt die Erinnerung an Eure frühere Macht — Eure alten Freiheiten — sich tief in Eure Seelen sinken! In einer glücklichen Stunde, wenn Ihr sie ergreift — in einer unglücklichen, wenn Ihr die goldene Gelegenheit vorüber laßt — ist dies Denkmal der Vorzeit Euren Augen enthüllt worden. Erinneret Euch, daß das Jubiläum herannahet!“

Der Bischof von Orvieto lächelte und nickte beifällig; das Volk, der Bürger, der niedere Adel bemerkten wohl diese Zeichen der Zustimmung, und nach ihrer Ansicht sah der Papst selbst, in der Person seines Vikars, wohlwollend auf das kühne Beginnen Rienzi's.

„Das Jubiläum naht heran; die Augen der ganzen Christenheit werden sich hieher richten. Sollen hier, wohin Menschen von allen Enden der Welt kommen, um den Frieden zu holen, sollen sie hier Zwietracht finden? Die hier Absolution suchen, sollen sie nur Frevel schauen? Im Mittelpunkt der Herrschaft Gottes sollen sie weinen über Eure Schwäche? In der Heimath der heiligen Märtyrer sollen sie schauern über Euer Laster? An der Quelle und dem Bronnen der Gesetze Christi sollen sie alle Gesetze verachtet sehen? Ihr waret der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt — wollt Ihr ihr Schimpf und Sprichwort werden? Ihr waret das Beispiel für sie — wollt Ihr ein Vorbild der Warnung seyn? Erhebt Euch, weil es noch Zeit ist! säubert Eure Straßen von den Banditen, die sie beunruhigen, Eure Mauern von den Miethlingen, die sie beherbergen. Verbannt diese Bürgerkriege, oder die Männer, wie stolz, wie groß sie auch seyen, welche sie unterhalten! Entreißt die Wagschalen der Hand des Betrugs, das Schwert der Hand der Gewaltthat! Wage und Schwert sind die alten Attribute der Gerechtigkeit! gebt sie ihr zurück! Das sey Eure hohe Aufgabe, das Euer großes Ziel! Haltet Jeden, der Euch hierin sich widersezt, für einen Verräther des Vaterlandes! Gewinnt einen Sieg, größer als die der Cäsare — den Sieg über Euch selbst! Gebt den Pilgern der Welt das Schauspiel einer Wiedererstehung Roms! laßt das Jubiläum der Religion und die Wiedereinsetzung des Gesetzes

auf Eine Epoche zusammenfallen! Legt das Opfer Eurer besiegten Leidenschaften — die Erstlingsfrüchte der verjüngten Freiheit — gleich auf dem Altar nieder, den diese Wände einschließen! und nie, o nie seit dem Anfang der Welt ist von Menschen ein ihrem Gott angenehmeres Opfer dargebracht worden!“

So tief war der Eindruck, den diese Worte auf die Zuhörer hervorbrachten, so überwältigt und athemlos blieben die davon im Sturm eingenommenen Gemüther — daß Rienzi von der Bühne herabgestiegen und schon hinter den Vorhang verschwunden war, hinter welchem er anfangs hervortrat, ehe die Menge recht merkte, daß er aufgehört hatte.

Die Eigenthümlichkeit dieser plötzlichen Erscheinung — wie er so in räthselhaftem Glanz auftrat und im Augenblick verschwand, wo er seine Botschaft ausgerichtet — vermehrte noch die Wirkung seiner Worte. Der ganze Charakter dieser kühnen Anrede bekam den Anschein von etwas Uebernatürlichem, von einer Eingebung; für das Gemüth des Volks war der Sterbliche in einen Propheten verwandelt; und in der Bewunderung des rücksichtslosen Muths, womit der Gegenstand ihrer Verehrung die stolzen Barone geschmäht und beschworen hatte — deren Jeder ihnen im Licht eines geweihten Scharfrichters erschien, dessen Zorn augenblicklich durch Galgen oder Beil sich offenbaren konnte — vermochte sich das Volk nur bei der abergläubischen Annahme zu beruhigen: daß nichts Geringeres als Vollmacht von oben ihren Führer mit solcher Kühnheit ausgerüstet und ihn vor den Gefahren, welchen er sich aussetzte, bewahrt habe. In der That beruhete die Sicherheit Rienzi's eben auf seinem Muth; er war in eine Lage versetzt, wo Reckheit Klugheit wird. Wäre er weniger kühn, so wären die Edeln trotziger gewesen; aber eine so unumwundene Sprache von einem Beamten des heiligen Stuhls erschien ihnen natürlich als gutgeheißen durch die Zustimmung des Papstes eben sowohl als durch den Beifall des Volks. Die, welche nicht, wie Stephan Colonna, Worte als bloßen Wind verachteten, bebten vor dem Gedanken zurück, einen Mann zu strafen, dessen Stimme nur das Echo von den Wünschen des Kirchenfürsten seyn konnte. Die Zwietracht unter dem Adel selbst war für Rienzi nicht minder günstig. Er griff einen Körper an, dessen Glieder unter sich keine Einheit hatten.

„Es ist nicht meine Sache, ihn umzubringen!“ sagte Einer.

„Ich bin nicht der Vertreter der Barone!“ sagte ein Anderer.

„Wenn Stephan Colonna ihm nicht auf die Finger sieht, wäre es thöricht und gefährlich zugleich, für einen Geringeren sich zum Ritter der Ordnung aufzuwerfen!“ sagte ein Dritter.

Die Colonna lächelten Beifall, wenn Rienzi einen Orsini anklagte — ein Orsini lachte laut, wenn seine Beredsamkeit gegen einen Colonna losbrach. Die geringeren Barone hatten ihre Freude daran, Angriffe auf beide zu hören; während andererseits der Bischof durch die lange Straflosigkeit Rienzi's Muth gewonnen hatte, das Benehmen seines Mitbeamten gutzuheißen. Zwar gab er sich bisweilen die Miene, das Uebermaß seines Eifers zu tabeln, aber immer in Begleitung von Lobsprüchen seiner Redlichkeit; und der Beifall vom Vikar des Papstes bestärkte die Annahme der Ebeln hinsichtlich der Zustimmung des Papstes selbst. So ward Rienzi's Sicherheit und Erfolg gerade durch die Reckheit seines Enthusiasmus gesteigert. Als jedoch die Barone sich ein wenig von dem Staunen erholt, in welches Rienzi sie versetzt hatte, da sahen sie der Reihe nach einander an; und ihre Blicke gestanden, wie gut sie den Uebermuth des Redners und den ihnen gebotenen Troß empfunden.

„Per fede!“ sagte Reginaldo di Orsini, „das ist über das Dulden hinaus; der Plebejer hat es zu weit getrieben!“

„Schaut das Volk drunten! wie sie murmeln und gaffen — und wie ihre Augen funkeln — und was für Blicke sie auf uns schleudern!“ sagte Luca di Savelli zu seinem Todfeind Castruccio Malatesta; das Gefühl der gemeinsamen Gefahr versöhnte in einem Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick, die jahrelange Feindschaft.

„Diavolo!“ murmelte Rafelli (Nina's Vater) einem eben so armen Baron zu, „aber der Schreiber hat Wahrheit im Mund. Schade, daß er kein Edler ist.“

„Welch ein anschlägiger Kopf geht so verloren!“ sagte ein florentinischer Kaufmann; „der Mann könnte etwas werden, wenn er nur reich genug wäre!“ Adrian und Montreal schwiegen; jener schien in Nachdenken verloren, dieser beobachtete die verschiedenen, bei den Zuhörern hervorgebrachten Eindrücke.

„Stille!“ geboten die Offizianten. „Stille, für den Herrn Vikar!“

Auf dieses Gebot hin wandten sich Aller Augen nach Raimund, der, mit vieler geistlicher Wichtigkeit sich erhebend, die Versammlung folgendermaßen anredete:

„Obgleich, Ihr Barone und Bürger, meine vielgeliebte Herde und Kinder — obgleich ich so wenig als Ihr genau die Beschaffenheit der so eben gehörten Rede vorher errieth, und obgleich ich keine ungetrübte Zufriedenheit über die Form, noch auch, muß ich sagen, über den Inhalt dieser feurigen Ermahnung empfinde — dennoch (er legte großen Nachdruck auf dies Wort) kann ich Euch nicht scheiden lassen, ohne den Bitten des Dieners unsers heiligen Vaters auch die des geistlichen Stellvertreters Seiner Heiligkeit beizufügen. Es ist wahr, das Jubiläum naht heran. Das Jubiläum naht heran und noch werden unsere Straßen bis an die Thore Roms von mörderischen und gottlosen Räubern beunruhigt. Welcher Pilger wird sich über die Apenninen wagen, um an den Altären St. Peters anzubeten? Das Jubiläum naht heran; welches Vergerniß wird es für Rom seyn, wenn diese Heiligthümer ohne Pilger bleiben; wenn die Furchtsamen vor den Gefahren der Reise zurückbeben und die Beherzten ihnen zum Opfer werden? Deswegen bitte ich Euch Alle, Bürger und Edle gleicherweise, ich bitte Euch Alle, diese unseligen Fehden ruhen zu lassen, die so lang das Mark anfrer heiligen Stadt verzehrt haben, und durch die Bande der Freundschaft und Bruderkiebe Euch vereineud, einen gesegneten Bund gegen die Räuber der Straßen zu schließen. Ich sehe unter Euch, Ihr Herren Barone, viele Stürben und Säulen des Staats; aber ach, ich denke mit Kummer und Betrübniß an den grundlosen und eiteln Haß, der zwischen Euch erwachsen ist, ein Vergerniß für unsre Stadt, das, laßt mich dies hinzufügen, Ihr Herren, kein ehrenvolles Licht auf Eure Frömmigkeit als Christen, noch auf Eure Würdigkeit als Vertheidiger der Kirche zurückwirft.“

Unter den geringeren Edeln, die Sige der Richter und der Gelehrten entlang, und durch das ungeheure Volksgewühl erscholl bei diesen Worten ein lautes Gemurmeln des Beifalls. Die größern Barone betrachteten stolz, aber nicht verächtlich, die Miene des Prälaten und beobachteten ein strenges, undurchdringliches Schweigen.

„An diesem heiligen Ort,“ fuhr der Bischof fort, „laßt mich Euch bitten, diese unfruchtbaren Feindseligkeiten zu begraben, die uns schon genug Gut und Blut gekostet, und laßt und diese Mauern verlassen mit einem gemeinsamen Entschluß, unsern Muth zu bewähren, unsere Tapferkeit glängen zu lassen nur gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde; die Räuber, welche unsere Felder verwüsten und

unsere Straßen beunruhigen — die Feinde des Volks, das wir beschützen, und Gottes, dem wir dienen sollten!"

Der Bischof nahm seinen Sitz wieder ein; die Edeln sahen einander stumm an, das Volk begann laut durcheinander zu flüstern, als nach einer kleinen Pause Adrian di Castello sich erhob:

„Verzeiht mir, meine Herren, und Ihr, Ehrwürdiger Vater, wenn ich, in noch wenig erfahrenerm Alter und von geringem Ansehen und Bedeutung unter Euch, mir herausnehme der Erste zu seyn, der sich dem eben vernommenen Vorschlag anschließt. Willig entsage ich allen alten Feindschaften mit irgend welchem meiner edeln Standesgenossen. Zum Glück für mich hat meine lange Abwesenheit von Rom aus meiner Erinnerung die meiner frühern Jugend geläufigen Fehden und Eifersüchteleien verwischt, und in dieser edeln Versammlung sehe ich nur Einen Mann (hier blickte er auf Martino di Porto, der finster zur Erde schaute), gegen den ich einmal mein Schwert zu ziehen mich verpflichtet glaubte; das Pfand, das ich einst diesem Baron zuwarf, ist, ich freue mich darüber, noch nicht ausgelöst. Ich ziehe es zurück. Fortan sollen meine einzigen Feinde die Feinde Roms seyn!"

„Edel gesprochen!" sagte der Bischof laut.

„Und," fuhr Adrian fort, seinen Handschuh unter die Edeln werfend, „ich werfe das so zurückgenommene Pfand unter Euch Alle, als Aufforderung zu einem größern Wettstreit auf einem rühmlicheren Feld. Ich lade Jeden ein, mit mir zu wetteifern in dem Bestreben, Sicherheit auf unsern Straßen, Ordnung in unsrer Stadt herzustellen. Es ist ein Kampf, wo ich, wenn ich trotz meiner Anstrengung besiegt werde, ohne Reid den Preis hingeben werde. In zehn Tagen von heut an, Ehrwürdiger Vater, will ich vierzig bewaffnete Reiter stellen, bereit, jedem Befehl zu gehorchen, der zur Sicherheit des römischen Staats beliebt wird. Und Ihr, o Römer, verbannt, ich bitte Euch, aus Euren Seelen die beredten Schmähungen gegen Eure Mitbürger, welche Ihr so eben gehört. Wir Alle, von welchem Rang und Stand immer, haben vielleicht Antheil gehabt an den Ausschweifungen dieser unseligen Zeiten; bestreben wir uns nicht zu rächen oder nachzunehmen, sondern gut zu machen und zu einigen. Und möge das Volk fortan inne werden, wie der wahre Stolz eines Patriciers der ist: daß seine Macht ihn um so mehr in Stand setzt, seinem Vaterland zu dienen!"

„Mannhafte Worte!" sagte der Schmied, höhniſch lächelnd.

„Wenn sie alle wären wie Er!“ bemerkte des Schmieds Nebenmann.

„Er hat den Edeln aus der Klemme geholfen,“ sagte Pandulfo.

„Er hat grauen Wiß unter jungen Haaren gezeigt,“ sagte ein alter Malatesta.

„Ihr habt die Fluth gewandt, aber nicht gedämmt, edler Adrian,“ flüsterte der immer seine Glossen machende Montreal, als der junge Colonna unter allgemeinem Beifallsgemurmel seinen Platz wieder einnahm.

„Wie meint Ihr das?“ fragte ihn Adrian.

„Daß Eure sanften Worte, wie alle Ausöhnungsversuche der Patricier, zu spät kamen.“

Kein anderer Edler stand auf, obgleich sie vielleicht Neigung fühlten, an der allgemeinen versöhnlichen Stimmung Antheil zu nehmen, und durch Zeichen und Geflüster den Worten Adrians ihren Beifall zu geben schienen. Sie waren zu sehr an einen, von Artigkeit und Wissenschaft entblößten Stolz gewohnt, um sich zu bequemen, eine versöhnende Sprache gegen das Volk oder ihre Feinde zu führen. Und Raimund, der sich umsaß und nicht wünschte, daß ihr unpassendes Schweigen lange bemerkt würde, stand rasch auf, um demselben die bestmögliche Deutung zu geben.

„Mein Sohn, Du hast als Patriot und als Christ gesprochen; das billigende Schweigen Deiner Standesgenossen überzeugt uns alle, daß sie Deine Gesinnungen theilen. Heben wir die Versammlung auf, ihr Zweck ist erreicht. Die Art und Weise unsers Verfahrens gegen die verbündeten Räuber der Landstraße erheischt anderweitige, reifliche Ueberlegung. Dieser Tag wird in unsrer Geschichte Epoche machen!“

„Das wird er,“ brummte Cecco del Vecchio griffig zwischen den Zähnen.

„Kinder! meinen Segen Euch Allen!“ schloß der Biskar, die Arme ausbreitend.

Wenige Minuten darauf strömte die Menschenmasse aus der Kirche. Die verschiedenen Diener und Bannerträger stellten sich draußen an den Stufen auf, jeder Zug ängstlich besorgt für den Vorzug seines Gebieters, und die Edeln, sich ernst in kleine Gruppen sammelnd, so daß nirgends feindseliges Blut zusammen kam, folgten der Menge durch die Kirchenflügel. Bald erhob sich wieder das Getöse und der Lärm und das Haderen und die Flüche der feindlichen

Truppen, als die Offizianten des Biskars mit Mühe und Noth sie sehr unordentlich zur Ordnung anhielten.

Aber schon, so sehr hatte Montreal Recht mit seiner Aeußerung gegen Adrian, schon vergaß das Volk halb seinen großmüthigen Aufruf und machte nur seine bitteren Bemerkungen über das Schweigen seiner Standesgenossen. Was galt auch ihnen der Kreuzzug gegen die Straßenräuber? Sie tadelten den guten Bischof, daß er nicht frischweg zu den Edeln gesagt: „Ihr seyd die ersten Räuber, gegen die man ausziehen muß!“ Die Unzufriedenheit des Volks war weit über solche schnelle Heilmittel hinaus, sie war auf den Punkt gestiegen, wo man nicht sowohl eine Verbesserung als einen Wechsel verlangte. Es gibt Zeiten, wo man sich für das Eintreten einer Revolution verbürgen kann; sie muß kommen — sie wird herbeigeführt durch Widerstand wie durch Nachgiebigkeit. Wehe dem Geschlecht, für welches eine Revolution keine Früchte trägt, wo der Bliß durch die Höhe zuckt, aber nicht die Luft reinigt! Dulden ohne Ersatz, ist oft das Loos der edelsten Menschen; aber wenn ein Volk duldet ohne Ersatz, mag es sich selbst verfluchen!

Viertes Kapitel.

Der ehrgeizige Bürger und der ehrgeizige Soldat.

Der Bischof von Orvieto zögerte am längsten, um sich mit Rienzi zu besprechen, der ihn in dem tiefen Hintergrund des Lateran erwartete. Raimund besaß wohl so viel Scharfsinn, daß er sich nicht zu dem Glauben verleiten ließ, dieser Auftritt könnte eine Sinnesänderung unter dem Adel bewirken, ihre Spaltungen heilen, oder sie zur thätigen Bekämpfung der Friedensstörer in der Campagna veranlassen. Aber als er dem Rienzi Alles genau berichtete, was nach dem Abtritt dieses Helden von der Bühne noch vorgefallen, schloß er mit den Worten: „Daraus könnt Ihr abnehmen, Etwas Gutes muß sich daraus ergeben: die erste bewaffnete Streitigkeit — das erste Handgemenge unter dem Adel — wird als Bruch eines Versprechens erscheinen, und für Volk und Pabst als gültiger Grund an aller Besserung der Barone zu verzweifeln; ein Grund, der die kräftigen Maßregeln von jenem und die Zustimmung des Letztern rechtfertigt.“

„Auf ein solches Handgemenge werden wir nicht lang warten dürfen,“ antwortete Rienzi.

„Ich glaube der Prophezeiung,“ versetzte Raimund lächelnd. „Vor der Hand geht Alles gut. Geht Ihr mit uns heimwärts?“

„Nein, ich halte für besser hier zu verweilen, bis die Masse sich ganz verlaufen hat; denn wenn sie in ihrer jetzigen Aufregung mich sähen, dürften sie auf ein übereiltes und hastiges Beginnen verfallen. Zudem, mein Herr,“ setzte er hinzu, „bei einem unwissenden Volk, wie reblich und begeistert es auch sey, muß man die Regel streng beobachten: mache deine Erscheinung nicht durch Gewohnheit alltäglich! Nie sollten Männer wie ich, die keinen äußern Rang haben, unter der Menge sich zeigen, außer bei solchen Gelegenheiten, wo der Geist selbst statt des Ranges gilt.“

„Das ist wahr, da Ihr kein Gefolge habt,“ antwortete Raimund und dachte an sein eigenes schön herausgeputztes Gesindc. „Lebt wohl denn — wir sehen uns bald wieder.“

„Ja, bei Philippi, mein Herr! Ehrwürdiger Vater, Euren Segen!“

Einige Zeit nach diesem Gespräch verließ Rienzi das heilige Gebäude. Als er an den Treppen der jetzt schweigenden und verlassnen Kirche stand, ließ die Stunde, welche der kurzen Dämmerung des Südens vorangeht, der Ansicht vor derselben ihren Zauber. Da schaute er die geschwungenen Bogen der gewaltigen Wasserleitung sich weithin ausdehnen und über die fernen, purpurnen Hügel hinlaufen. Vor ihm, zur Rechten, erhob sich das Thor, das seinen römischen Namen von dem Eöliſchen Berg erhielt, an dessen Abhang es noch steht. In der Ferne sah er, von der Höhe der Stufen herab, die durch die graue Campagna zerstreuten Ortschaften, weiß im schrägen Sonnenstrahl glänzen, und in der weitesten Entfernung begannen die Bergschatten über den Dächern des alten Tuskulum und der zweiten albanischen Stadt* zu dunkeln, welche noch, in öder Vernachlässigung, über den verschwundenen Palästen von Pompejus und Domitian ragt.

Der Römer stand einige Augenblicke in Nachdenken versunken, regungslos da, betrachtete das Schauspiel und athmete den süßen Balsam der milden Luft ein. Es war die holde Zeit des Frühlings — die Jahreszeit der Blumen und des grünen Laubes und der

* Das erste Alba, Alba Longa, dessen Gründung die Fabel dem Aetianus zuschreibt, ward von Tullus Hostilius zerstört. Das zweite Alba, das heutige Albano, ward in der Ebene unter der alten Stadt erbaut, kurze Zeit vor Nero.

fäuselnden Winde — der hirtensfreundliche Mai von Italiens Dichtern, aber verstummt war die Stimme des Gesangs an den Ufern der Tiber — das Rohr gab keine Musik mehr zu hören. Von dem heiligen Berg, wo Saturn hauste, waren die Dryaden und Nymphen, und Italiens heimischer Sylvan für immer geflohen. Kienci's eigenthümliche Natur — seine Begeisterung — seine Verehrung für die Vorzeit, seine Liebe zum Schönen und Großen — selbst die Anhänglichkeit an das Anmuthige und Prachtige, welche die rauhe Wirklichkeit des Lebens mit einem so glänzenden Anflug überkleiden, eine Neigung, welche er, im Besitz der Macht, nur in allzu hohem Maß offenbarte; der Ueberfluß an Gedanken und Bildern, die in einer so glänzenden und nie verfliegenden Fluth von seinen Lippen strömten — Alles verrieth die gewältige, intellektuelle und poetische Kraft, die ihn in ruhigeren Zeiten in der Literatur zu einer unbestreitbaren Höhe würde erhoben haben, als wozu die That je führt — und etwas von einer solchen Ahnung flog ihm in diesem Augenblick durch den Sinn.

„Glücklicher,“ dachte er, „wäre es für mich gewesen, hätte ich nie aus meinem eigenen Herzen heraus in die Welt geschaut. Ich hatte in mir Alles, was Zufriedenheit mit der Gegenwart gewähren kann, weil ich das besaß, was mich die Gegenwart konnte vergessen machen. Ich besaß das Vermögen, wieder zu bevölkern — zu erschaffen: die Sagen und Träume des Alterthums — das göttliche Vermögen des Verses, wovon der schöne Ueberfluß des Herzens sich ergießen mag — das war mein! O, weise für sich selbst wählte Petrarca! Zur Welt zu reden, aber außerhalb der Welt stehend! zu überreden, zu erregen, zu befehlen — denn dies ist ja Ziel und Ruhm des Ehrgeizes — aber zu fliehen das Gemüth und die Mühe derselben! Sein ist die ungestörte Zelle, die er anfüllt mit den Gestalten der Schönheit — die Einsamkeit, aus welcher er die schlimmen Zeiten verschrecken kann, in die wir gefallen sind, aber in der er sich die großen Herzen und glorreichen Epochen der Vergangenheit zurückträumen kann. Und ich — mit welchen Sorgen bin ich vermählt! an welche Arbeiten bin ich gekettet! welche Werkzeuge muß ich gebrauchen! welche Masken annehmen! Schlichen und Listen muß ich meinen Stolz beugen; niederträchtig sind meine Feinde, unzuverlässig meine Freunde! und wahrlich in diesem Kampf mit verblendeten und gemeinen Menschen wird die Seele selbst verkrüppelt und zwerghaft. Geduldig und im Dunkel kriechen die

Mittel durch Höhlen und schmutzigen Schlamm, um endlich das Licht, den Zweck zu gewinnen."

In diesen Betrachtungen lag eine Wahrheit, deren ganze Düstereit und Ernst der Römer selbst noch nicht erprobt hatte. Wie erhaben auch der Gegenstand ist, den wir uns erkoren — jeder minder würdige Schritt den wir thun, um uns desselben zu versichern, verzerrt das unserm Ehrgeiz vorschwebende geistige Bild, und allmählig ziehen die Mittel den Zweck zu ihrem eigenen Maß herunter. Das ist das wahre Unglück eines Mannes, der edler ist als seine Zeit — daß die Werkzeuge, deren er sich bedienen muß, ihn selbst beschmutzen; zur Hälfte bessert er seine Zeit; aber zur Hälfte verschlimmert sein Zeitalter der Verbesserer. Seine eigene Schlaueit untergräbt seine Sicherheit — das Volk, das er selbst an eine falsche Aufregung gewöhnt, verlangt dieselbe unaufhörlich; und wenn sein Führer aufhört seine Phantasie zu verführen, fällt er als sein Opfer. Die Reform, die er durch solche Mittel erreicht, ist hohl und nur für den Augenblick — mit ihm selbst wird sie weggespült; es war nur das Spiel, das Aufsehen, das verschwendete Genie eines Beschwörers; der Vorhang fällt — der Zauber ist dahin — das Kugelspiel wird bei Seite gestoßen. Besser Einen langsamen Schritt vorwärts zur Aufklärung — der, durch die Vernunft eines ganzen Volks gemacht, nicht mehr rückgängig wird, als dieses plötzliche Aufklackern in der tiefen, allgemeinen Nacht, welches von der durch den Gegensatz doppelt schwarzen Finsterniß wieder für alle Zeit verschlungen wird.

Als Nienzi langsam und nachsinnend sich wandte, um die Kirche zu verlassen, fühlte er sich leicht an der Schulter berührt.

„Schönen guten Abend Euch, Herr Gelehrter!“ sagte eine fränkische Stimme.

„Ich gebe Euch den freundlichen Gruß zurück!“ versetzte Nienzi den Mann anstarrend, der ihn so plötzlich angeredet und an dessen weißem Kreuz und kriegerischem Wesen der Leser den Johanniter wieder erkennt.

„Ihr kennt mich nicht, denk' ich?“ sagte Montreal, „aber das trägt wenig aus; wir können leicht unsere Bekanntschaft anfangen; ich zwar bin so glücklich, mich selbst schon mit Euch bekannt gemacht zu haben.“

„Möglich, daß wir uns sonst schon sahen im Hause Eines der Barone, zu deren Stand Ihr zu gehören scheint?“

„Gehören! nein, nicht eigentlich!“ versetzte Montreal stolz. „So hochgeboren und groß sich auch Eure Magnaten dünken, möchte ich doch, so lange die Berge nur noch einen Fuß breit freien Bodens für mich haben, meine Stelle in der großen Stufenleiter der Welt nicht mit der ihrigen vertauschen. Für den Tapfern gibt es nur Eine Art von Plebejern und das sind die Feigen. Aber Euch, kluger Rienzi,“ fuhr der Ritter in munterem Ton fort, „hab' ich an Orten und unter Verhältnissen gesehen, wo es lebhafter zuging, als im Saal eines römischen Barons.“

Rienzi sah Montreal fest an, der mit offener Stirn seinen Blick aushielt.

„Ja!“ fuhr der Ritter fort, „aber laßt uns weiter gehen, laßt mich ein paar Augenblicke Euch begleiten. Ja, ich habe Euch zugehört, an einem der letzten Abende, wo Ihr das Volk angeredet, und heute, wie Ihr die Großen getabelt habt und auch um Mitternacht, unlängst, als (Euer Dhr, guter Herr, etwas herab zu mir, es ist ein Geheimniß!), auch um Mitternacht, als Ihr auf den Trümmern des Aventins den fecken Verschwörern den Eid der Leidenschaft leistetet!“

Als er geschlossen, zog sich der Ritter etwas zurück, um in Rienzi's Angesicht den Eindruck zu beobachten, den seine Worte hervorbringen mochten.

Ein leichtes Zittern flog über den Körper des Verschworenen — denn so mußte Rienzi, wenn nicht die Verschwörung glückte, von Andern als Montreal genannt werden; er wandte sich rasch um, maß den Ritter mit den Blicken, legte unwillkürlich die Hand ans Schwert, ließ aber augenblicklich den Griff wieder los.

„Ha!“ sagte der Römer langsam, „wenn dies wahr ist, so falle Rom! Berrath ist sogar unter den Freien!“

„Kein Berrath, tapferer Herr!“ antwortete Montreal, „ich bin im Besiß Deines Geheimnisses, aber Niemand hat es mir verrathen.“

„Und hast Du es als Feind oder als Freund erfahren?“

„Je nachdem!“ versetzte Montreal gleichgültig. „Genug vor der Hand, daß ich Dich an den Galgen schicken konnte, wenn ich nur das Wort sagte, um zu zeigen, daß es in meiner Macht steht, dein Feind zu seyn; genug, daß ich es nicht gethan, um meine Neigung, dein Freund zu seyn, an den Tag zu legen.“

„Du bist im Irthum, Fremder! der Mann lebt nicht, der in

den Straßen Roms mein Blut vergießen könnte! Der Galgen! da kennst Du die Macht, welche Rienzi umgibt, wenig!"

Diese Worte wurden mit einigem Hohn und mit Bitterkeit ausgesprochen; aber nach einer augenblicklichen Pause fuhr Rienzi ruhiger fort.

„Nach dem Kreuz auf diesem Mantel gehörst Du einem der stolzeſten Ritterorden an; Du biſt ein Fremder und ein Cavalier. Welches edle Mitgefühl kann Dich zu einem Freund des römischen Volks machen?“

„Cola di Rienzi,“ verſetzte Montreal, „die Bande, die uns vereinigen, ſind die, welche alle Männer zuſammenführen, welche durch ihre eigene Kraft ſich über Ihesgleichen erheben. Zwar ward ich edel geboren, aber machtlos und arm; auf meinen Wink ziehen jezt von Stadt zu Stadt die bewaffneten Werkzeuge der Machtfülle! mein Wort iſt das Geſez von Tauſenden. Dieſe Gewalt habe ich nicht ererbt; ich erwarb ſie durch kalte Beſonnenheit und einen furchtloſen Arm. Erkenne in mir Walter von Montreal, iſt es nicht ein Name, der Dich als ein ebenbürtiger anſpricht? Iſt nicht Ehrgeiz das uns Beide bewegende Gefühl? Ich biete nicht Soldaten auf nur um des Gewinns willen, obgleich man mich ſchon habſüchtig nannte, ich ſchlachte die Bauern nicht aus Blutdurst, obwohl man mir Grausamkeit zuſchrieb. Waffen und Geld ſind die Sehnen der Macht; Macht iſt es, wornach ich verlange. Du, Rienzi, ringſt Du nicht nach demſelben Ziel? Iſt es das verwirrte Geſchrei des Knoblauch kauenden Pöbels — iſt es der flüſternde Neid von Bücherwürmern — iſt es das hohle Geſchwäg von Knaben, welche Dich einen Freiheitsmann und Patrioten nennen — Worte, die dem Ohr weh thun — was Dich befriedigt? Das ſind nur die Werkzeuge zur Macht für Dich. Habe ich Recht mit meinen Worten?“

Welches Mißfallen auch Rienzi an dieſer Rede empfinden mochte — er wußte es glücklich zu verhehlen. „Gewiß,“ ſagte er, „würde ich, berühmter Hauptmann! umſonſt zu läugnen verſuchen, daß ich nur nach der Macht ſtrebe, wovon Du ſprichſt. Aber welche Einigung kann ſtattfinden zwiſchen dem Ehrgeiz eines römischen Bürgers und dem Anführer bezahlter Banden, die ihre Partei nur nach Maßgabe des Solbes ergreifen — heute in Florenz für die Freiheit, morgen in Bologna für die Tyrannie fechten? Verzeih meinen Freimuth; denn in der jeztigen Zeit iſt das, was ich Deinen Banden nachſage, keine Schande. Tapferkeit und Feldherrntalent gelten

dafür, die Sache zu heiligen, in deren Behauptung sie glänzen; und wer der Herr der Fürsten ist, darf von ihnen wohl als ihnen ebenbürtig geehrt werden.“

„Wir betreten jetzt ein weniger verödetes Quartier der Stadt,“ sagte der Ritter; „ist kein abgelegener Ort — kein Aventin — in dieser Gegend, wo wir uns weiter besprechen könnten?“

„Bsch!“ entgegnete Rienzi, sich vorsichtig umschauend, „ich danke Dir, edler Montreal für den Wink; auch wäre es für uns nicht gut, sähe man uns beisammen. Willst Du Dich bequemen, mich in mein Haus an der Brücke des Palatinus * zu begleiten? Da können wir ungestört und sicher unsere Unterredung fortsetzen.“

„Sey es so,“ versetzte Montreal zurücktretend.

Mit raschem und leichtem Schritte eilte Rienzi durch die Stadt, wo die zerstreuten Bürger ihn überall, wo man ihn erkannte, mit ausdrucksvoller Achtung begrüßten; und durch ein Labyrinth von dunkeln Gassen, als wiche er den öffentlicheren Wegen aus, gelangte er endlich auf einen großen Platz nah am Fluß. Die ersten Sterne der Nacht schimmerten herab auf den alten Tempel der Fortuna Virilis, den die Wechsel der Zeit bereits in die Kirche der heiligen Maria von Egypten umgewandelt; und gegenüber dem zweimal heiligen Gebäude stand das Haus Rienzi's.

„Es ist eine glückliche Vorbedeutung, daß mein Haus dem alten Tempel der Fortuna gegenüber steht,“ sagte Rienzi lächelnd, als Montreal dem Römer in das oben beschriebene Zimmer folgte.

„Aber die Tapferkeit braucht nie zum Glück zu fliehen,“ sagte der Ritter, „die erste beherrscht die letztere.“

Lang dauerte die Besprechung zwischen den beiden Männern, den unternehmendsten ihres Zeitalters. Mittlerweile erlaube mir der Leser, ihn etwas genauer mit dem Charakter und den Entwürfen Montreaux bekannt zu machen, als der Drang der Ereignisse bisher gestattete.

Walter von Montreal, in den Chroniken Italiens allgemein bekannt unter dem Namen Fra Moreale, war nach Italien gekommen — ein kühner Abenteurer, würdig der Nachfolger jener

* Die malerischen Ruinen, die man noch heute als die einstige Wohnung des berühmten Cola di Rienzi zeigt, wurden lange von den Alterthumsforschern für das Eigenthum eines andern Cola oder Nicola ausgegeben. Ich glaube aber, daß neuerlich der Streit entschieden ist; und in der That, Niemand als ein Alterthümpler, und dazu ein römischer, konnte auf die Vermuthung kommen, daß es zwei Cola's gäbe, auf welche die Inschrift des Hauses paßte.

unsteten Normannen zu werden (von deren Ausgezeichnetsten Einem er seine Abkunft von mütterlicher Seite ableitete) die früher eine so seltsame Rolle gespielt hatten in der irrenden Ritterschaft Europas — zur Wirklichkeit machend die Fabeln von Amadis und Palmerin — die, jeder Ritter für sich ein Heer geltend, Länder gewannen und Throne umstürzten; keine Geseze anerkennend als die der Ritterschaft; nie sich mit den Völkerschaften vermischend, wo sie sich niederließen, unfähig, Bürger zu werden, und kaum zufrieden mit dem Trachten nach königlicher Würde. Damals war Italien das Indien aller jener hochgeborenen und geldlosen Abenteurer, die wie Montreal ihre Einbildungskraft entzündet hatten durch die Balladen und Legendenden von den Robert und Gottfried der Vorzeit; die von Jugend an sich geübt hatten das Roß zu handhaben und in der Sommerhitze die Wucht der Waffen zu tragen, und die in ein verweichlichtes und zerrissenes Land sich wendend, nur Tapferkeit zu zeigen hatten, um über Schätze zu gebieten. Es galt nicht als Unehre für einen mächtigen Häuptling, eine Schaar dieser kecken Fremden zusammen zu raffen, in den Bergen von Beute und Plünderung zu leben, Tyrannen oder Republiken, wie es das Interesse gebot, zu betriegen, und um ungeheure Preise das Zugeständniß des Friedens zu verkaufen. Manchmal vermietheten sie sich einem Staat, um ihn gegen den andern zu schützen, und der nächste Tag sah sie gegen ihre früheren Soldherren ins Feld rücken. Diese Banden nordischer Miethsoldaten bekamen daher eben so sehr politische als militärische Wichtigkeit, sie waren so unentbehrlich für das Bestehen eines Staats, als sie zerstörend waren für die Sicherheit von Allen. Erst fünf Jahre vor dieser Zeit hatte die florentinische Republik die Dienste eines berühmten Räuberhäuptlings dieser Art — Gualtiers, Herzogs von Athen, erkaufte. Durch Zurf hatte das Volk selbst diesen Krieger zum Fürsten oder Tyrannen ihres Staats ernannt; eh' ein Jahr verging empörten sie sich gegen seine Grausamkeit oder vielmehr seine Erpressungen — denn, trotz alles Rühmens ihrer Geschichtschreiber, sie empfanden einen Eingriff in ihre Geldbeutel schmerzlicher, als einen Angriff auf ihre Freiheiten — sie hatten ihn aus ihrer Stadt verbannt und sich wieder zur Republik erklärt. Der tapferste und begünstigste der Soldaten des Herzogs von Athen war sein Namensbruder Montreal gewesen; er hatte die Erhebung und den Sturz seines Chefs getheilt. In Mitte der Volksbewegungen hatte der tiefe und beobachtende Geist des Johanniters

sich keine geringe politische Erfahrung erworben, er hätte gelernt ein Volk zu prüfen, zu verstehen wie weit seine Geduld gehe, die Zeichen einer Revolution zu errathen, die Blätter der Zeit zu lesen. Nach dem Sturz des Herzogs von Athen hatte er als Freiritter, mit anderem Wort als Freibeuter, unter dem trogigen Werner seine Einkünfte und seinen Ruf sehr vermehrt. Jetzt ohne eine seines Unternehmungs- und Intriguen-süchtigen Geistes würdige Beschäftigung, fühlte er sich durch den unordentlichen, kopflosen Zustand Roms dahin gezogen. Bei dem Bund, welchen er dem Colonna vorgeschlagen, bei den Vorspiegelungen, die er der Eitelkeit dieses Herrn gemacht, war seine Absicht: seine Dienste unentbehrlich zu machen — sich als Haupt der Soldtruppen zu befestigen, welche in Folge seines Antrags, für den Ehrgeiz der Colonna, wenn ihm gelang diesen zu entflammen, nothwendig wurden — und in der Kühnheit seines weitgreifenden Unternehmungsgeistes sah er wahrscheinlich voraus, daß die Herrschaft über eine solche Macht in der That die Herrschaft über Rom seyn werde; eine Gegenrevolution konnte leicht die Colonna stürzen und ihm selbst durch Wahl das Fürstenthum übertragen. Es war öfters in Rom wie in andern Staaten gebräuchlich gewesen für die Stelle des obersten Magistrats, unter dem Titel eines Podesta, einen Fremden einem Inländer vorzuziehen.

Und Montreal hoffte, möglicherweise in Rom das zu werden, was der Herzog von Athen in Florenz war — ein Ehrgeiz, von dem er wohl einsah, daß er über die Ansprüche eines Edelmanns aus der Provence hinausging, doch nicht über die eines Anführers einer Heerschaar. Aber, wie wir schon gesehen, sein Scharfsinn entdeckte auf einmal, daß er das bejahrte Oberhaupt der Patricier nicht für jene kühnen und gefahrvollen Maßregeln gewinnen könne, welche zu Erreichung der obersten Gewalt nöthig waren. Zufrieden mit seiner jetzigen Stellung und durchs Alter und früheres Unglück Mäßigung gelehrt, war Stephan Colonna nicht der Mann der Hoffnung eines Throns zu lieb das Schaffot zu wagen. Die offen bekannte Verachtung des alten Patriciers gegen das Volk und seinen Abgott belehrte auch den tiefblickenden Montreal, daß, wie der alte Colonna nicht den Ehrgeiz, so auch nicht die Klugheit besitze, welche zur Herrschaft gehört; der Ritter sah seine Warnung vor Rienzi unbeachtet, und so wandte er sich an Rienzi selbst. Wenig kümmerte es den Johanniter, welche Partei obsiegte. Fürst oder Volk, wenn

nur er seine Absichten erreichte; in der That hatte er die Launen eines Volks nicht studirt, um ihnen zu dienen, sondern um sie zu beherrschen, und überzeugt, daß alle Männer von ähnlichem Ehrgeiz gespornt seyen, bildete er sich ein, ob nun ein Demagoge oder ein Patricier regiere — das Volk müsse immer das Opfer seyn; und das Geschrei Ordnung! auf der einen, Freiheit! auf der andern Seite, sey nur der Vorwand, womit die Thatkraft eines Mannes seinen Ehrgeiz vor den Uebrigen zu rechtfertigen suche. Da er sich selbst für einen der ehrenhaftesten Männer seiner Zeit hielt, glaubte er an keine Ehre, für die er keinen Sinn hatte, und Skeptiker in der Tugend, war er sehr glaubig im Punkte des Lasters.

Aber die Kühnheit seines Wesens trieb ihn vielleicht mehr zu dem abenteuerlichen Nienzi hinüber, als zu dem selbstgefälligen Colonna; und er überlegte, daß er und sein bewaffnetes Volk für die Sicherheit des Erstern wohl noch nothwendiger seyn dürfte, als für den Letztern. Vor der Hand war sein Hauptaugenmerk, von Nienzi genau die Stärke zu erfahren, die ihm zu Gebot stand und in wie weit er zu wirklichem Aufstand gerüstet war.

Der scharffinnige Römer ließ es sich einerseits angelegen seyn, dem Ritter nicht mehr als er bis jetzt wußte, zu offenbaren, andererseits ihn nicht durch den Anschein von Zurückhaltung vor den Kopf zu stoßen. So schlau Montreal war, besaß er doch nicht die wunderbare Kunst Andere zu beherrschen, womit der berebte und tiefe Nienzi in so hohem Grade begabt war, und in ihrem jetzigen Gespräch gab sich der Unterschied ihres geistigen Vermögens deutlich zu erkennen.

„Ich sehe,“ sagte Nienzi, „daß unter allen Begehrnissen, welche in neuester Zeit meinem Ehrgeiz zulächelten, keines so günstig ist, als das, welches mich Eures Beistandes und Eurer Freundschaft versichert. In Wahrheit, ich bedarf bewaffneter Hülfe. Wolltet Ihr es glauben! unsere Freunde, so kühn in Privatversammlungen, bebten noch zurück vor einem öffentlichen Ausbruch. Sie fürchten nicht die Patricier, wohl aber ihre Soldaten; denn es ist der Grandzug des italienischen Muthes, daß unter einander sie sich nicht fürchten, aber Helm und Schwert eines fremden Miethlings sie wie ein Reh zittern macht.“

„So werden sie also sehr erfreut die Zusicherung aufzunehmen, daß solche Miethstruppen ihnen zum Dienste stehen, nicht gegen sie

fechten sollen; und so Viel Ihr zum Behuf der Revolution verlangt, so Viel sollt Ihr haben."

"Aber der Sold und die Bedingungen," sagte Rienzi mit seinem trockenem, sarkastischen Lächeln. "Wie sollen wir jenen festsetzen und was sollen wir über die letzteren bestimmen?"

"Diese Sache ist leicht zu erledigen," versetzte Montreal. "Ich für mich, Euch freimüthig die Wahrheit zu sagen, würde mich mit dem bloßen Ruhm und der Aufregung einer so großen Revolution begnügen. Mich ergötzt das Gefühl meiner Unentbehrlichkeit zum Gelingen großer Thaten. Bei meinen Leuten ist das anders. Eure erste Handlung wird seyn, Euch der Staatseinkünfte zu bemächtigen. Nun, was auch ihr Betrag seyn mag, das Einkommen des ersten Jahrs, groß oder klein, soll unter uns vertheilt werden. Ihr die eine Hälfte, ich und meine Leute die andere."

"Es ist viel," sagte Rienzi ernst und wie in tiefer Berechnung — "aber Rom kann seine Freiheit nicht zu theuer erkaufen. So sey es denn festgesetzt."

"Amen! und nun denn, was ist Eure Stärke? Denn diese achtzig oder hundert Signori vom Aventin — ehrenwerthe Männer ohne Zweifel — werden kaum für einen Aufstand hinreichen."

Sich vorsichtig im Zimmer umsehend, legte der Römer seine Hand Montreal auf den Arm —

"Zwischen Euch und mir bleibt es! es braucht Zeit sie zu befestigen. In den nächsten fünf Wochen werden wir uns noch nicht rühren können. Ich habe den Zeitpunkt zu voreilig festgesetzt. Die Ernte ist zwar reif, aber jetzt muß ich durch Privatunterhandlungen und Beschwörungen die zerstreuten Bündel in Garben sammeln."

"Fünf Wochen," wiederholte Montreal, "das ist viel länger, als ich vermuthete."

"Was ich verlange," fuhr Rienzi fort, sein forschendes Auge auf Montreal heftend, "ist, daß wir in der Zwischenzeit tiefe Ruhe erhalten — daß wir jeden Verdacht entfernen. Ich selbst werde mich in meine Studien begraben und keine Versammlungen mehr berufen."

"Gut —"

"Und Euch, edler Ritter, dürfte ich mir erlauben Euch vorzuschreiben, möchte ich bitten, Euch unter die Edeln zu mischen — die tiefste Verachtung gegen mich und das Volk an den Tag zu

legen, und sie nach Euern Kräften noch fester in falscher Sicherheit einzuwiegen. Mittlerweile könntet Ihr in der Stille so viele von den Söldlingen als unter Euerm Einfluß stehen, von Rom wegziehen und die Edeln ihrer einzigen Bertheidiger berauben. Wenn Ihr diese kühnen Krieger in den Schlupfwinkeln der Berge, einen Tagmarsch von hier, versammelt, könnten wir sie im Fall der Noth herbeirufen und sie werden mitten in unserm Aufstand an unsern Thoren erscheinen, von den Edeln als ihre Befreier begrüßt, aber in der That Verbündete des Volks. Wenn unsere Feinde ihren Irrthum entdecken, werden sie in Bestürzung und Verzweiflung aus der Stadt fliehen."

"Und ihre Einkünfte und Herrschaft werden das Besizthum des kühnen Soldaten und des schlauen Demagogen!" rief Montreal mit Lachen.

"Herr Ritter, die Theilung soll gleich werden!"

"Einverstanden!"

"Und jetzt, edler Montreal, eine Flasche von unserem besten Weinberg!" sagte Rienzi den Ton ändernd.

"Ihr kennt die Provenzalen!" versetzte Montreal lustig.

Der Wein ward gebracht, das Gespräch wurde frei und vertraulich, und Montreal, dessen Schlanheit erworben, dessen Offenheit natürlich war, verrieth unbedacht Rienzi mehr von seinen geheimen Entwürfen und seinem Ehrgeiz, als er im Sinn gehabt hatte. Sie schieden dem Anschein nach als die besten Freunde.

"Beiläufig," sagte Rienzi, als sie den letzten Pokal leerten, "Stephan Colonna begibt sich nach Corneto mit einer Fuhre Korn, am 19. Wäre es nicht gut, wenn Ihr Euch ihm anschlüßet? Ihr könnt die Gelegenheit benützen, Mißvergnügen unter den ihn auf diesem Zug begleitenden-Miethsoldaten auszustreuen und sie für unsern Plan zu gewinnen."

"Ich dachte zuvor schon daran," versetzte Montreal, "es soll geschehen. Für jetzt, lebt wohl!"

„Sein Ross und sein Schwert,
Seine Dame, die Rose,
Hält Orlando werth
Allein, der Furchtlose.

Glück sog der Norman
An des Schicksals Brust;
Seine Lust ist sein Ruhm,
Sein Ruhm seine Lust."

Diese kunstlosen Reime sang der Ritter, indem er seinen Mantel umwarf, grüßte Rienzi mit der Hand und entfernte sich.

Rienzi beobachtete die sich entfernende Gestalt seines Gastes mit dem Ausdruck von Haß und Furcht in seinen Zügen. „Gebt diesem Menschen die Macht,“ murmelte er, „so kann er ein zweiter Totila * werden! Mich dünkt, ich sehe in seinem um sich greifenden, trozigen Wesen — durch alle die Maske von Munterkeit und ritterlicher Anmuth hindurch — die wahre Personifikation unserer alten gothischen Feinde. Ich denke, ich habe ihn eingelullt. Wahrlich, zwei Sonnen könnten eben so gut an Einem Himmel stehen, als Walter von Montreal und Cola di Rienzi in derselben Stadt leben. Die Sternkundigen sagen Einem, man empfinde eine geheime unwiderstehliche Abneigung gegen diejenigen, deren astralische Einflüsse sie bestimmen, Einem Uebel zuzufügen; einen solchen Widerwillen empfinde ich gegen jenen schönen Mörder. Kreuze nicht meine Bahn, Montreal! — Kreuze nicht meine Bahn!“

Unter diesem Selbstgespräch kehrte Rienzi ins Innere seines Hauses zurück, begab sich auf sein Zimmer und ward diese Nacht nicht mehr gesehen.

Fünftes Kapitel.

Der Zug der Barone. — Der Anfang vom Ende.

Es war der Morgen des 19. Mai, die Luft war frisch und hell, die Sonne, eben aufgegangen, schien lustig auf die blizenden Helme und Speere einer glänzenden Schaar bewaffneter Reiter, welche durch die lange Hauptstraße Roms daherzog. Das Wiehern der Kofse, das Rasseln der Hufe, der Glanz der Rüstungen, das Hin- und Herwogen der Paniere, geschmückt mit den stolzen Abzeichen der Colonna — bot eines der fröhlichen und prächtigen Schauspiele dar, wie sie dem Mittelalter eigenthümlich waren.

An der Spitze der Truppe, auf einem derben Schlachtroß, ritt Stephan Colonna. Zu seiner Rechten war der Ritter von der Provence, mit gewandter Hand ein leichtes, aber feuriges arabisches Pferd zügelnd; hinter ihm folgten zwei Knappen, einer sein Streitroß führend, der andere Lanze und Helm tragend. Zur Linken von Stephan Colonna ritt Adrian, ernst und schweigend, und gab nur

* Einige Jahre nachher erklärte Innocens VI. Montreal für schlimmer als Totila.

einsylbige Antworten auf das fröhliche Geplauder des Provenzalen. Eine ansehnliche Anzahl von der Blüthe der römischen Edeln folgte dem alten Baron, und das Ende des Zuges bildete eine geschlossene Reihe fremder, vollständig gewaffneter Reiter.

Auf den Straßen war kein Volksgewühl. Die Bürger betrachteten mit anscheinender Gleichgültigkeit aus ihren halb verschlossenen Läden den Aufzug.

„Haben denn diese Römer keine Leidenschaft für Spektakel?“ fragte Montreal. „Wären sie leichter zu belustigen, so wären sie leichter zu regieren.“

„Oh, Rienzi und solche Schalksnarren belustigen sie. Wir verstehen es besser — wir schrecken sie!“

„Was singt der Troubadour, Signor Adrian?“ sagte Montreal.

„Lächeln, falsch Lächeln, das ist eine Schule
Für den, der gelangt zum Herrscherstuhle;
Es fällt die Starken, den Schönen es zwingt,
Könige betrügt es und Staaten es verflingt,
Lächeln, falsches Lächeln!“

Finstere Blicke uns selbst verrathen,
Schrecken Schöne und spornen Tapfre zu Thaten,
Stacheln den Stolz, der durch Blut wird heil,
Mischen die Kugeln und spitzen den Pfeil.
Finstre, falsche Blicke!“

„Das Lied ist von Frankreich, Signor, aber mich dünkt, es hat seine Weisheit aus Italien geholt; denn das Schlangelächeln ist die eigenthümliche Auszeichnung Eurer Landsleute, und die finstern Blicke stehen ihnen übel.“

„Mich dünkt, Herr Ritter,“ versetzte Adrian mit Schärfe, denn er war über den Hieb zornig — „Ihr habt uns finstre Blicke gelehrt; — eine Tugend bisweilen!“

„Aber keine Klugheit, wenn die Hand nicht behaupten kann, was die Stirne gedroht,“ erwiderte Montreal hochmüthig, denn er hatte viel von jener französischen Lebhaftigkeit, die oft seiner Klugheit voraneilte; und er hatte gegen Adrian seit ihrem Gespräch in Adrians Palast eine geheime Bitterkeit gefaßt.

„Herr Ritter,“ versetzte Adrian, die Farbe wechselnd, „unsere Unterhaltung könnte zu wärmeren Worten führen als mir lieb wäre, gegenüber von einem Manne, der mir einen so tapferen Dienst geleistet.“

„Nun denn, so laßt uns auf die Troubadours zurückkommen,“

sagte Montreal gleichgültig. „Verzeiht mir, wenn ich nicht hoch denke von italienischer Ehre und italienischer Tapferkeit; Eure Tapferkeit erkenne ich an, denn ich war Zeuge davon, und Tapferkeit und Ehre gehen Hand in Hand — laßt Euch das genügen.“

Adrian wollte eben antworten, als sein Auge plötzlich auf die stattliche Gestalt Cecco del Vecchio's fiel, der seine entblößten schwarzen Arme auf seinen Amboss stemmte und lächelnd die Gruppe anstarrte. In diesem Lächeln lag etwas, das den Gedanken Adrians eine andere Wendung gab, und das er nicht ohne ein unerklärbares Mißbehagen ansehen konnte.

„Ein starker Kerl das,“ sagte Montreal, den Schmied ebenfalls ins Auge fassend. „Ich würde ihn gern anwerben. Bursch!“ rief er laut, „Ihr habt einen Arm, der eben so gut taugte, das Schwert zu schwingen, als es zu schmieden. Verlaßt Euern Amboss und folgt dem Glücke des Fra Moreale!“

Der Schmied schüttelte den Kopf. „Herr Cavalier,“ sagte er ernst, „wir armen Leute haben keine Leidenschaft für den Krieg, es gelüstet uns nicht, Andere zu tödten — wir verlangen nur selbst zu leben — wenn Ihr uns das laßt!“

„Bei der heiligen Mutter, eine sklavische Antwort! aber Ihr Römer —“

„Seyd Sklaven!“ unterbrach ihn der Schmied und wandte sich weg ins Innere seiner Schmiede.

„Der Hund ist meuterisch!“ sagte der alte Colonna; und wie die Schaar vorüberzog, hatten die rohen Fremden, von ihren Führern aufgemuntert, Jeder einen Schimpf oder Scherz, in einer barbarisch geradebrechten Sprache vorgebracht, für den schwerfälligen Riesen, als er wieder im Vordergrund seiner Schmiede erschien, sich wie zuvor auf den Amboss stemmte und durch kein Zeichen zu erkennen gab, daß er auf diesen Hohn achtete, als durch eine stärkere Röthe seines schwärzlichen Gesichts, und so zog die schmucke Gesellschaft durch die Straßen und verließ die ewige Stadt.

Eine lange Zwischenzeit tiefer Stille, allgemeiner Ruhe in ganz Rom trat nun ein; die Kaufläden waren erst halb geöffnet, Niemand ging an sein Geschäft; es war wie der Anfang eines Festtages, wo der Müßiggang der Freude vorangeht. Um Mittag konnte man einige wenige kleine Menschengruppen in den Straßen herum zerstreut sehen, die unter einander flüsterten, aber sich bald zerstreuten; dann und wann eilte ein einzelner Wanderer, meist in

die langen Röcke gefleidet, wie sie die Gelehrten trugen, oder in der noch finstern Tracht der Mönche, rasch die Straße nach der Kirche St. Maria von Egypten, ehemals der Tempel der Fortuna, hinauf. Dann war wieder Alles einsam und wie ausgestorben. Plötzlich hörte man den Ton einer einzelnen Trompete! Er nahm zu, er schmetterte ins Ohr. Ecco del Vecchio sah von seinem Amboss auf. Ein einzelner Reiter ritt langsam an der Schmiede vorbei und that einen langen, lauten Stoß in die Trompete, die an seinem Hals hing, als er in die Mitte der Straße kam. Dann sah man eine Menschenmasse plötzlich und wie durch Zauber aus allen Winkeln und Ecken auftauchen, die Straße wimmelte von Volkshaufen; aber die Stille wurde nur durch den Hall ihrer Tritte und ein leises undeutliches Gemurmel unterbrochen. Wieder stieß der Reiter in seine Trompete, gleichsam um Aufmerksamkeit zu gebieten, und als die Note geblasen war, rief er laut: „Freunde und Römer! Morgen mit Tagesanbruch finde sich Jedermann unbewaffnet vor der Kirche St. Angelo ein. Cola di Rienzi ladet die Römer ein, für die Wohlfahrt Roms Sorge zu tragen.“ Ein Jubelruf, der den Grundstoß der sieben Hügel zu erschüttern schien, brach beim Schluß dieser kurzen Aufforderung aus; der Reiter ritt langsam weiter und die Menge folgte ihm. Das war der Anfang der Revolution!

Sechstes Kapitel.

Der Verschwörer wird die obrigkeitliche Behörde.

Um Mitternacht, als die übrige Stadt in Ruhe gesunken schien, strömte der Glanz von Lichtern durch die Fenster der Kirche St. Angelo. Die langen und feierlichen Noten heiliger Musik, von den wiederhallenden Flügeln hertönend, durchhallten in häufiger Wiederkehr die Luft. Rienzi betete in der Kirche; dreißig Messen nahmen die Stunden von Nacht bis Morgen in Anspruch, und jede Sanktion der Religion ward angerufen, um das Unternehmen der Freiheit zu heiligen. * Die Sonne war längst aufgegangen, das Volk hatte sich längst vor der Kirchthüre versammelt und bedeckte

* In der That, ich vermüthe, wenn je das Leben Cola di Rienzi's von einer der Aufgabe gewachsenen Hand wird beschrieben werden, wird es sich zeigen, daß ein kräftiges, religiöses Gefühl sich mit dem politischen Enthusiasmus des Volks verband — das religiöse Gefühl einer noch unzeitigen, unvorbereiteten Reformation, das Vermächtniß Arnolds von Brescia. Jedoch war dasselbe nicht ein gegen die

in langen Zügen alle dahin führenden Straßen — als die Kirchenglocke lang und fröhlich läutete; und als sie aufhörte, stimmten die Chöre innen folgende Hymne an, in welcher auf überraschende, obwohl etwas barbarische Weise der Geist des klassischen Patriotismus mit der Blut religiösen Eifers vermählt war.

Die römische Freiheitshymne.

Berge, jauchzt im Siegestone! *
 Auf dem Siebenhügelthron
 Schmückt dich, Rom, auf's Neu die Krone!
 Jubelt laut!

Well' und Thal fällt ein im Chor!
 Aus des Grabes Lorbeerthor
 Schaut, Ihr alten Helden, vor;
 Jubelt laut!

Bleiches Gespenst, wer bist du? Schaut!
 Aus der Zeit dunkeln Tiefen
 Schwebt's, gleich Winden, die schliefen,
 Bis der Donner sie weckt und der Himmel ergraut.

Eine Schattengestalt — wie ein Riesengeist
 Mitten im wehrhaften Schwarm es sich weist;
 Das Leichenhemd flattert um schaurige Glieder,
 Seiner Gegenwart Graun drückt das Sonnenlicht nieder;
 Die zitternde Welt schaut voll Bangigkeit —
 Gruß dem Geist der gewalt'gen Vergangenheit!
 Gruß, ja Gruß!

Wie wir sprechen und grüßen — rührt sich's und spricht;
 Aus den Knospen am Kranz junger Lorbeer bricht;
 Wie aus bergender Nacht strahlt der Sonne Gefunkel:
 Wird der Schatten — Gestalt, und Licht wird das Dunkel!
 Gruß, ja Gruß!

Der Geist der Vergangenheit kam
 Wieder zurück in die Herzen von Rom,
 Und an dem alten heimischen Strom
 Neu er die Herrschaft übernahm.

O Fama, bring mit Prophetenmunde
 Den Enden der Erde diese Kunde!
 Wo sich der Stolz der Herrschaft erhebt,
 Wo vom Trevel erbrückt ist das Recht, —

Priester feindselig gerichtetes, sondern von ihnen begünstigt; die vornehmsten Mönchsorden erklärten sich für die Revolution.

* Exultant in circuitu vestro Montes — so fängt der durch Sokratus aufbehaltenen Brief Nienzi's an den Senat und das römische Volk an.

Wo nur dämmernd das Taglicht scheint
 In Zellen, drin der Gefangene weint —
 Dahin stieg mit Trompetenschalle
 Und belehre die Völker alle:
 Auf den Hügeln, wo die Heroen thronten,
 In den Tempeln, wo die Heiligen wohnten,
 Im Kaisersaal, in der Märtyrer Kammer
 Weckt die Schläfer der Freiheitsglocke Hammer;
 Der Vandalen und Gothen Reich ist vorbei —
 Den Römertritt fühlt die Erde auf's Neu!

Als der Gesang zu Ende war, wurde das Thor der Kirche geöffnet; die Menge wich auf beiden Seiten zurück und unter Vortritt von drei jungen Edeln geringerer Stufe, welche Paniere mit allegorischen Abbildungen, den Triumph der Freiheit, Gerechtigkeit und Eintracht vorstellend, trugen, schritt Rienzi heraus, in vollständiger Waffenrüstung, nur ohne den Helm auf dem Haupt. Sein Antlitz war bleich vom Wachen und heftiger Aufregung — aber tief-sinnig, ernst und feierlich ruhig und der Ausdruck desselben verwehrte so sehr jeden lärmenden und gemeinen Ausbruch der Empfindungen, daß, die ihn sahen, den Ruf auf ihren Lippen zurückhielten und durch augenblickliche Stimmen der Mißbilligung die Glückwünsche der Menge hinter ihnen zum Schweigen brachten. Neben Rienzi schritt Raimund, der Bischof von Orvieto, und zwei und zwei marschierend folgten ihnen hundert Gewaffnete. In tiefer Stille begann der Zug, bis, als man sich dem Kapitol näherte, die Scheue des Volkes allmählig sich verlor und tausend und aber tausend Stimmen die Lüfte mit Ausrufen des Jubels und Triumphs erfüllten.

Am Fuß der großen Treppe angekommen, welche damals den Hauptweg auf den Platz des Kapitols bildete, machte der Zug Halt, und als das Volk den großen, vorliegenden Raum angefüllt — geziert und geheiligt durch viele der majestätischsten Säulen von alten Tempeln — redete Rienzi die Einwohner Roms an, die er plötzlich zu einem Volk erhoben hatte.

Er schilderte kräftig die Sklaverei und das Elend des Volks — die völlige Gefeslosigkeit — den Mangel selbst der alltäglichen Sicherheit für Gut und Leben. Er erklärte, daß er, ungeschreckt durch die Gefahr, der er sich aussetzte, sein Leben der Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes weihe, und forderte feierlich das Volk auf, das Unternehmen zu unterstützen und die Revolution zugleich zu sanktioniren und zu befestigen durch Stiftung eines Gesetzbuchs und

eine maßgebende Versammlung. Dann ließ er durch den Herold den Entwurf der Konstitution der Menge vorlesen.

Sie schuf, oder vielmehr rief durch neue Rechte und Gewalt verstärkt, wieder in's Leben — eine stellvertretende Versammlung von Rätthen. Sie verkündigte als ihr erstes Gesetz eines, das unsern glücklicheren Zeiten ziemlich einleuchtend erscheint, aber bisher in Rom nicht war in Anwendung gebracht worden: Jeder vorzügliche Mord soll, ohne Unterschied des Standes, mit dem Tod bestraft werden. Sie schrieb vor, daß kein Privatmann, Edler oder Bürger feste Burgen und Schösser in der Stadt oder auf dem Land halten dürfe; daß die Thore und Brücken des Staats unter der Aufsicht der zu ernennenden höchsten Obrigkeit stehen sollten. Sie verbot alle Hegung von Söldnern, Freibeutern und Räubern bei Strafe von tausend Mark Silbers und machte die Barone, die im Besitz der benachbarten Ländereien waren, für die Sicherheit der Straßen und den freien Zug der Kaufmannsgüter verantwortlich. Sie stellte die Wittwen und Waisen unter den Schutz des Staats. Sie ordnete in jedem Quartier der Stadt eine bewaffnete Miliz an, welche das Anschlagen der Glocke auf dem Kapitol in jeder Stunde zum Schutz des Staats versammeln konnte. Sie befahl, daß in jedem Hafen der Küste ein Schiff stationirt werden sollte, zur Sicherung des Handels. Sie setzte eine Summe von hundert Goldgulden aus für die Erben jedes in der Vertheidigung Roms gefallenen Mannes, und widmete die öffentlichen Einkünfte dem Dienst und dem Schutz des Staats.

So, gemäßigt zugleich und wirksam war die neue Verfassung in ihrem Grundriß; und der Leser mag zu seiner Unterhaltung erwägen, wie groß die vorherige Unordnung in der Stadt gewesen seyn mochte, wenn die gemeinsten und rohesten Vorkehrungen der Gesittung und öffentlichen Sicherheit den Inhalt des vorgeschlagenen Gesetzbuchs und die Grenzen eines Volksaufstandes ausmachten.

Mit dem ausschweifendsten Jubelgeschrei wurde diese Skizze der neuen Konstitution aufgenommen; und unter dem Jauchzen erhob sich die riesige Gestalt des Cecco del Vecchio. Trotz seines Standes war er ein Mann von großer Wichtigkeit in der jetzigen Krise; sein Eifer und Muth und vielleicht noch mehr seine blinde Leidenschaftlichkeit und hartnäckiges Vorurtheil hatten ihn beim Volk beliebt gemacht. Die niedern Klassen der Handwerker betrachteten ihn als ihr Haupt und ihren Vertreter; jetzt sprach er laut und furchtlos —

und er sprach gut, weil sein Herz voll war von dem, was er zu sagen hatte.

„Landsleute und Bürger! diese neue Verfassung erhält Euern Beifall — das muß sie auch. Aber was sind gute Gesetze, wenn wir nicht rechtschaffene Männer haben, sie zu vollziehen? Wer könnte ein Gesetz besser vollziehen, als der, welcher es entworfen? Wenn Ihr von mir verlangt, Euch das Verfahren anzugeben, um einen guten Schild zu fertigen, und mein Verfahren gefällt Euch: würdet Ihr ihn bei mir oder bei einem andern Schmied bestellen? Wenn bei einem andern, so kann er Euch wohl einen guten Schild fertigen, aber es wird nicht derselbe werden, den ich Euch gemacht hätte und dessen Beschreibung Euch befriedigte. Cola di Rienzi hat ein Gesetzbuch vorgeschlagen, das unser Schild seyn soll. Wer soll darauf sehen, daß der Schild werde, wie er ihn vorgeschlagen, wer als Cola di Rienzi? Römer, ich trage darauf an, daß Cola di Rienzi vom Volk mit der Vollmacht, unter welchem Namen er will, beauftragt werde, die neue Verfassung ins Leben treten zu lassen; — und was auch die Mittel seyen — wir, das Volk, wollen ihm jedes Haar auf dem Haupt bewachen!“

„Lang lebe Rienzi! lang lebe Cecco del Vecchio! Er hat gut gesprochen! Niemand als der Gesetzgeber sey der Regent!“

Solche Zurufe begrüßten des Gelehrten ehrgeiziges Herz. Die Stimme des Volks bekleidete ihn mit der höchsten Gewalt. Er hatte eine Republik geschaffen, um, wenn er darnach gelüstete, ein Despot zu werden!

Siebentes Kapitel.

Nach dem Halfter gesehen, wenn das Pferd gestohlen ist.

Während dieser Vorgänge in Rom war schon ein Diener des Stephan Colonna auf dem Weg nach Corneto. Das Erstaunen, womit der alte Baron die Nachricht aufnahm, kann man sich leicht denken. Ohne Zeitverlust zog er seine Truppen zusammen, und während der Verwirrung des Aufbruchs, trat plötzlich der Johanner zu ihm. Seine Miene hatte die gewöhnliche unbefangene Ruhe verloren.

„Was ist dies?“ sagte er stolz: „Ein Aufstand? Rienzi Gebieter von Rom? Kann man diesen Nachrichten glauben?“

„Nur allzuwahr ist es!“ sagte Colonna mit bitterem Lächeln.
 „Wo hängen wir ihn auf nach unserer Zurückkehr?“

„Sprecht nicht so unbedacht, Herr Baron!“ versetzte Montreal unhöflich, „Nienzi ist stärker, als Ihr glaubt. Ich weiß, was Männer sind, und Ihr wißt nur was Edelleute sind. Wo ist Euer Neffe?“

„Da ist er, edler Montreal,“ sagte Stephano, mit einem halb verächtlichen Lächeln über den Vorwurf, welchen er für klüger hielt nicht zu rügen, die Achseln zuckend, „da ist er — seht, er tritt eben ein.“

„Ihr habt die Neuigkeiten gehört?“ rief Montreal.

„Das hab' ich.“

„Und verachtet die Revolution?“

„Ich fürchte sie.“

„Dann habt Ihr doch Verstand im Kopf. Aber die Sache geht mich nichts an: Ich will Eure Beratungen nicht stören. Adieu für jetzt!“ und eh Stephan ihn zurückzuhalten vermochte, hatte der Ritter schon das Zimmer verlassen.

„Was will dieser Demagoge?“ murmelte Montreal bei sich. „Sollte er mich hintergehen wollen? Hat er sich meiner Gegenwart entledigt, um allen Gewinn des Unternehmens allein einzustreichen? Ich besorg' es! — Der Schlaufkopf von Römer! Wir nordischen Krieger könnten nie mit ihrem Verstand fertig werden, ohne ihre Feigheit. Aber was soll geschehen? Ich habe schon Rudolf mit den Miethsoldaten unterhandeln lassen und sie stehen auf dem Punkt, ihren jetzigen Herrn zu verlassen. Gut, sey es so! Besser, ich breche zuerst die Macht der Barone und mache dann, das Schwert in der Hand, meine Bedingungen mit dem Plebejer. Und wenn dies fehlschlägt — holde Abeline! so sehe ich dich wieder — das ist einiger Trost — und Ludwig von Ungarn wird den Kopf und den Hals von Walter von Montreal theuer erkaufen! He da, Rudolf!“ rief er laut, als die stämmige Gestalt des Reiters, halb bewaffnet und halb betrunken über den Hofraum taumelte. „Kerl, bist Du betrunken zu dieser Stunde?“

„Trunken oder nüchtern,“ antwortete Rudolf sich tief verbeugend; „bin ich zu Deinen Befehlen.“

„Wohl gesprochen! Sind Deine Freunde reis für den Sattel?“

„Achtzig davon, des Müßiggangs und der schweren Luft von Rom überdrüssig, wollen fliegen, wohin Walter von Montreal es begehrt.“

„So eile denn, heiß sie aufsitzen; wir ziehen nicht mehr mit den Colonna. Wir verlassen sie, während sie noch schwagen. Laß meine Knappen mich erwarten.“

Und als Stephan Colonna sich auf seinen Zelter setzte, vernahm er zuerst, daß der Ritter von der Provenze, der Reiter Rudolf und achtzig von den Miethsoldaten schon abgezogen — wohin? wußte Niemand.

„Uns voran nach Rom! Tapfre Barbaren!“ sagte Colonna.
„Nur zu, Ihr Herren!“

Achtes Kapitel.

Der Angriff — der Rückzug — die Wahl — der Anhang.

Vor Rom angekommen, fand die Schaar Colonna's die Thore geschlossen und die Mauern besetzt. Stephano ließ seine Trompeter mit einem Hauptmann vorrücken, um gebieterisch Einlaß zu verlangen.

„Wir haben Befehle,“ versetzte der Anführer der Stadtwache, „Niemand einzulassen, der Waffen, Paniere oder Trompeten trägt; die Herrn Colonna sollen ihren Zug entlassen, so sind sie willkommen.“

„Wer gab diese unverschämten Befehle?“ fragte der Hauptmann.

„Der Herr Bischof von Orvieto und Cola di Rienzi, die beiden Beschützer des buono Stato.“

Mit dieser Zeitung kehrte der Hauptmann der Colonna zu seinem Gebieter zurück. Die Wuth Stephano's kann man sich leichter vorstellen, als sie beschreiben. „Geht wieder hin,“ schrie er, sobald er wieder die Stimme fand, „und sagt, daß, wenn die Thore nicht unverzüglich für mich und die Meinigen geöffnet werden, das Blut der Plebejer auf ihr Haupt kommen soll. Was Raimund, den päpstlichen Vikar betrifft, so hat er hohe geistliche, aber keine weltliche Gewalt. Laßt ihn ein Fasten ausschreiben, so wird man ihm gehorchen; aber wegen des frechen Rienzi — sage, Stephan Colonna werde ihn morgen auf dem Capitol suchen, um ihn aus dem höchsten Fenster zu stürzen.“

Der Hauptmann verfehlte nicht, sich dieser Botschaft zu entledigen.

Der römische Hauptmann gab eine eben so entschlossene Antwort.

„Erklärt Euerm Herrn,“ sagte er, „daß Rom ihn und die Seinigen als Rebellen und Verräther betrachtet, und daß im Augenblick, wo Ihr Eure Truppe wieder erreicht, unsere Bogenschützen

Befehl erhalten, ihre Bogen zu spannen — im Namen des Papsts, der Stadt und des Befreiers.“

Diese Drohung ward buchstäblich erfüllt; und ehe der alte Baron Zeit gehabt, seine Mannschaft in guter Ordnung aufzustellen, wurden die Thore aufgestoßen und eine wohlbewaffnete, wenn auch undisciplinirte Menge strömte heraus, mit trotzigem Geschrei, mit klirrenden Waffen und unter den himmelblauen Pannieren des römischen Staats. Ihr Angriff war so wüthend, ihre Zahl so groß, daß die Barone nach kurzem und tumultuarischem Kampf zurückgeschlagen und über eine Meile von den Mauern Roms von ihren Verfolgern zurückgetrieben wurden.

Sobald die Barone sich von der Unordnung und dem Schrecken erholt, ward in Eile Rath gepflogen, wo verschiedene und widersprechende Meinungen laut geltend gemacht wurden. Einige waren dafür, sofort nach Palestrina sich zu wenden, das den Colonna gehörte und eine beinah unzugängliche Feste besaß. Andere waren dafür, sich zu zerstreuen und friedlich, in kleinen Abtheilungen, durch die andern Thore einzurücken. Stephano Colonna — schwer gereizt und seiner gewöhnlichen Herrschaft über sich verlustig — war außer Stand sein Ansehen aufrecht zu erhalten; und einige der Barone, unter andern Lucca di Savelli, ein furchtsamer aber intriganter und feiner Mann — wandte schon sein Ross um und gebot seiner Mannschaft, ihm in sein Castell in der Romagna zu folgen — als der alte Colonna sich auf ein Mittel besann, seine Schaar von einer Auflösung zurückzuhalten, die, wie er klüglich ahnte, der allgemeinen Sache verderblich werden würde. Er schlug vor, sie wollten zugleich nach Palestrina ziehen und sich dort befestigen, während Einer von den Vornehmsten sollte auserlesen werden, um nach Rom, allein und scheinbar unterwürfig — zu gehen und die Stärke Rienzi's zu untersuchen; mit der seinem Gutdünken anheimgegebenen Vollmacht, wenn es möglich, Widerstand zu leisten, oder die besten Bedingungen für den Einlaß der Uebrigen zu vermitteln.

„Und Wer,“ fragte Savelli höhnisch, „will diese gefährliche Sendung übernehmen? Wer wird sich unbewaffnet und allein dem wildesten Pöbel Italiens und der Laune eines Demagogen in der ersten Blüthe seiner Gewalt aussetzen wollen?“

Die Barone und Hauptleute sahen einander schweigend an. Savelli lachte.

Bisher hatte Adrian an der Verhandlung keinen, an dem vorhergegangenen Gefecht wenig Theil genommen. Jetzt kam er seinem Better zu Hülfe.

„Signori!“ sagte er. „Ich will die Sendung übernehmen; aber auf meine eigene Rechnung, von Euch unabhängig; mit freier Hand zu thun, was ich der Würde eines römischen Edeln und eines römischen Bürgers am angemessensten halte; mit freier Hand, mein Panier auf meinem eigenen Thurm aufzupflanzen, oder der neuen Staatsgewalt Treue zu leisten.“

„Wohl gesprochen!“ rief der alte Colonna hastig. „Der Himmel verhüte, daß wir Rom als Feinde betreten, wenn uns gestattet wird, als Freunde einzuziehen. Was sagt Ihr, edle Herren?“

„Eine würdigere Wahl konnte nicht getroffen werden,“ sagte Savelli, „aber ich sollte es kaum für möglich halten, daß ein Colonna an eine Wahl zwischen Widerstand und Ergebung gegen diese übernächtiqe Revolution dächte!“

„Darüber, Signor, will ich für mich selbst urtheilen; wenn Ihr für Euch einen Vermittler wünscht, wählt einen Andern. Ich sage Euch frei heraus, ich habe genug andere Staaten gesehen, um mich zu überzeugen, der bisherige Zustand Roms erheische eine Verbesserung. Ob Rienzi und Raimund der Aufgabe gewachsen sind, die sie übernommen, weiß ich nicht.“

Savelli schwieg. Der alte Colonna nahm das Wort.

„Nach Palestrina denn! Seyd Ihr alle damit einverstanden? Für den besten oder für den schlimmsten Fall dürfen wir uns nicht trennen! Auf diese Bedingung allein wage ich das Leben meines Betters!“

Die Barone murmelten eine Weile unter einander; der Vortheil von Stephans Vorschlag war einleuchtend und so traten sie ihm zuletzt bei.

Adrian sah sie abziehen und ritt dann, begleitet von seinem Knappen, langsam einem entfernteren Eingang in die Stadt zu. Als er am Thor ankam, wurde er um seinen Namen befragt. Er gab ihn geradezu an.

„Kommt herein, Herr!“ sagte der Wächter, „unsere Befehle lauten, alle einzulassen, die unbewaffnet und ohne Gefolge kommen. Aber insbesondere haben wir Auftrag, dem Herrn Adrian di Castello allein die einem Bürger und Freund gebührende Ehre zu erweisen.“

Adrian, ein wenig gerührt über die hierin liegende Erinnerung

der Freundschaft, zog jetzt durch eine lange Reihe bewaffneter Bürger, die ihn, als er vorbeieilte, achtungsvoll grüßten; und als er den Gruß höflich erwiderte, scholl ein lautes Beifallgeschrei hinter seinem Pferd her.

So ritt, allein, nur mit einem Diener, friedlich und langsam der junge Patricier durch die langen, leeren und öden Straßen — denn beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft war bei den Mauern versammelt, und beinahe die andere Hälfte war mit Erfüllung von friedlicheren Pflichten beschäftigt — bis er tiefer hineinkam und der weite, erhöhte Platz des Capitols sich seinem Auge darbot. Die Sonne sank langsam hinab über einer ungeheuern Menschenmenge, welche diesen Raum bedeckte; und hoch über einem, im Mittelpunkt errichteten Gerüste glänzte im abendlichen Strahle das große Panier von Rom, mit silbernen Sternen durchwirkt.

Adrian hielt sein Pferd an, „dies,“ dachte er, „ist schwerlich die geeignete Stunde, so öffentlich mit Nienzi mich zu besprechen; und doch möchte ich gerne, unter die Menge mich mischend, beurtheilen, wie weit seine Macht begründet ist und in welcher Weise er seine Würde trägt.“

Nach einem kurzen Bedenken ritt er in eine der dunkleren Straßen, die damals ganz öde war, übergab sein Pferd seinem Knappen, und von diesem Sturmhaube und den langen Mantel borgend, begab er sich an einen der minder häufig betretenen Zugänge zum Capitol, und blieb, in seinen Mantel gehüllt unter der Menge stehen, aufmerksam auf Alles, was sich begeben würde.

„Und was,“ fragte er einen einfach gekleideten Bürger, „ist die Ursache dieser Versammlung?“

„Habt Ihr die Verkündigung nicht gehört?“ versetzte der Gefragte mit einigem Erstaunen. „Wißt Ihr nicht, daß der Rath der Stadt und die Handwerker Gilben einen Beschluß gefaßt haben, dem Nienzi den Titel eines Königs von Rom anzubieten?“

Der Ritter des Kaisers, dem diese erhabene Würde zustand, zog sich mißmuthig zurück.

„Und,“ fuhr der Bürger fort, „diese Versammlung aller geringeren Barone, Rätthe und Handwerker, ist hergekommen, um die Antwort zu hören.“

„Natürlich wird sie bejahend ausfallen.“

„Ich weiß nicht — es laufen sonderbare Gerüchte; bisher hat der Befreier seine Gesinnung verhehlt.“

In diesem Augenblick verkündete ein lauter Tusch kriegerischer Musik Rienzi's Herannahen. Die Menge theilte sich mit großem Lärmen und sofort trat Rienzi von dem Palast auf dem Capitol auf die Bühne, noch in voller Rüstung, außer dem Helm, und mit ihm, in allem Glanz seiner bischöflichen Tracht, Raimund von Orvieto.

Sobald Rienzi die Plattform bestiegen und so der ganzen Masse sichtbar geworden war — keine Worte reichen hin, die jetzt ausbrechende Begeisterung der Anwesenden zu schildern, das Geschrei, die Geberden, die Thränen, das Schluchzen, das wilde Gelächter, worin die Theilnahme dieser lebhaften und reizbaren Kinder des Südens sich Luft machten. Die Fenster und Balkone des Palasts waren besetzt von den Weibern und Töchtern der kleineren Barone und der reicheren Bürger, und Adrian mit einem leichten Schrecken, erschaute unter ihnen — bleich, bewegt, weinend, das liebliche Antlitz seiner Irene, ein Antlitz, das auch so noch alle anwesende verdunkelte, außer Eines neben ihr, dessen Schönheit durch die Aufregung dieser Stunde nur noch erhöht werden konnte. Die schwarzen, großen, flammenden Augen Mina's von Raselli, leicht bethaut, waren stolz auf den Helden ihrer Wahl geheftet; und Stolz mehr, als Freude, gab ihrer Wange ein höheres Roth, und ihrer edeln, abgerundeten Gestalt das Wesen einer Königin. Die untergehende Sonne schüttete ihren vollen Glanz auf die Stelle, die entblößten Häupter, die belebten Züge der Volksmenge, die graue, ungeheure Masse des Capitols; und nicht weit von Rienzi übergoß sie mit einem seltsamen, blendenden Licht den colossalen Löwen aus Basalt, * der einer aufs Capitol führenden Treppe den Namen gab. Es war ein altes egyptisches Ueberbleibsel, sehr groß, verstümmelt und grimmig, das Symbol eines verschwundenen Glaubens; am Kopf hatte der Bildner eine Andeutung von menschlicher Bildung angebracht. Und dies gab — ohne Zweifel die damit beabsichtigte Wirkung — zu allen Zeiten einen mystischen, übernatürlichen und furchtbaren Ausdruck den finstern Zügen und der feierlichen, in sich gefehrten Ruhe, welche das eigenthümliche Geheimniß

* Das heutige Capitol ist sehr verschieden von dem Gebäude dieses Namens zu Rienzi's Zeit, und der Leser darf nicht glauben, daß die jetzige Treppe, nach dem Plan Michel Angelo's, an deren Fuß zwei Marmorlöwen sind, welche Pius IV. aus der Kirche St. Stephan del Cacco hieherbringen ließ, die Treppe des basaltnen Löwen war, die in so ernsthafter Beziehung zu der Geschichte Rienzi's steht. Dieser stumme Zeuge schwarzer Thaten ist nicht mehr vorhanden.

der ägyptischen Skulptur ausmacht. Der unheimliche Eindruck, welchen dies colossale, düstere Bild hervorzubringen geeignet war, wurde von dem gemeinen Mann noch tiefer empfunden beschwungen, weil die „Löwentreppe“ der gewöhnliche Ort für öffentliche Executionen, wie für öffentliche Ceremonien war. Und selten vergaß der herzlichste Bürger sich mit dem Kreuz zu bezeichnen oder vermochte sich eines gewissen, ihn durchrieselnden Schreckens zu erwehren, wenn er, über den Platz gehend, plötzlich den steinernen Blick und das unglückweissagende Grinsen des alten Ungeheuers aus den Städten des Nils auf sich geheftet sah.

Es dauerte einige Minuten, bis die Gefühle der Versammlung Rienzi's Worte vernehmbar werden ließen. Aber als endlich der letzte Ausbruch mit einem gleichzeitigen Geschrei Aller: Es lebe Rienzi! der Befreier und König Roms! schloß, erhob er ungeduldig seine Hand und die Neugier der Volksmenge führte eine plötzliche Stille herbei.

„Befreier von Rom, meine Landsleute!“ sagte er. „Ja, ändert diesen Namen nicht — ich habe zu viel Ehrgeiz, um König seyn zu wollen. Bewahrt den Gehorsam gegen Euern Pabst — Eure Verbindlichkeit gegen den Kaiser — aber bleibt getreu Eurer eigenen Freiheit. Ihr habt ein Recht auf Eure alte Verfassung; aber diese alte Verfassung bedurfte keines Königs. Wetteifernd mit dem Namen eines Brutus, bin ich erhaben über die Titel eines Tarquin! Römer, erwacht! erwacht! Begeistert Euch mit einer edlern Freiheitsliebe als die ist, welche, wenn sie den Tyrannen von heute entthront, wahnsinnig der Gefahr sich aussetzt, morgen wieder einen Tyrannen zu haben! Rom bedarf stets eines Befreiers, nie eines Usurpators! Nehmt jenen Land weg!“

Es entstand eine Pause; die Menge war tief ergriffen, aber sie stieß kein Geschrei aus; sie erwartete ängstlich eine Antwort von ihren Rätthen oder den Führern des Volks.

„Signor,“ nahm Pandulfo di Guido, einer der Caporioni, das Wort, „Eure Antwort ist Eures Rufes würdig. Aber um dem Gesetz Nachdruck zu geben, muß Euch Rom mit einem gesetzlichen Titel bekleiden — ist es nicht der eines Königs, so bequemt Euch den eines Diktators oder Consuls anzunehmen.“

„Lang lebe der Consul Rienzi!“ riefen einige Stimmen.

Rienzi verlangte, die Hand schüttelnd, Stillschweigen.

„Pandulfo di Guido und Ihr geehrte Rätthe von Rom! ein

solcher Titel ist zugleich zu erhaben für meine Verdienste und unanwendbar auf meine Obliegenheiten. Ich gehöre zum Volk — das Volk ist meinem Schutz befohlen; die Edeln können sich selbst schützen. Diktator und Consul sind Benennungen für Patrizier. „Nein,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wenn Ihr zur Erhaltung der Ordnung für nothwendig erachtet, daß Eurem Mitbürger ein förmlicher Titel und eine anerkannte Macht übertragen werde, so sey es; aber laßt sie von der Art seyn, daß sie die Beschaffenheit unserer neuen Einrichtungen, die Weisheit des Volks und die Mäßigung seiner Führer bezeugen. Einst, meine Landsleute, ernannte das Volk zu Beschützern seiner Rechte und Wächtern seiner Freiheit gewisse dem Volk verantwortliche Beamte — gewählt aus dem Volk und Sorge tragend für das Volk. Ihre Macht war groß, aber eine stellvertretende; es war eine Würde, aber des Vertrauens, der Name dieser Beamten war: Tribunen. Das ist der Titel, den ich, wenn er mir übertragen wird, nicht durch bloßes Zusprechen, sondern in vollem Parlament des Volks, unterstützt von dieser Gesamtheit und herrschend mit einer solchen Gesamtheit — dankbar annehmen werde.“ *

Die Rede, die Gesinnung Rienzi's wurden noch weit eindringlicher gemacht durch sein Wesen voll ernster und tiefer Aufrichtigkeit; und die Römer fühlten trotz ihrer Entartung ein augenblickliches Entzücken über die Enthaltensamkeit ihres Oberhauptes. „Lang lebe der Tribun von Rom!“ jauchzte man, aber weniger laut als das: „Es lebe der König!“ Und Rom hielt beinahe die Revolution für unvollständig, weil der stolzere Titel nicht angenommen ward. Einem verdorbenen und gesunkenen Volke erscheint die Freiheit als etwas zu Einfaches, wenn sie nicht mit dem Gepränge eben des Despotismus, den sie entthronen wollten, geschmückt ist. Rache ist ihr Verlangen, mehr als Erleichterung, und je größer die neue Gewalt, die sie schaffen, desto gründlicher dünkt sie ihre Rache gegen die alte. Doch war Alles, was angesehen, einsichtsvoll und mächtig war unter den Versammelten, hocherfreut über eine

* Weber Gibbon noch Sismondi, von welchen keiner die von Hoffemius aufbewahrten Originalurkunden befragt zu haben scheint, erwähnen des repräsentativen Parlaments, welches einzusetzen oder zu entwerfen beinahe der erste öffentliche Akt Rienzi's war. Sechs Tage nach dem denkwürdigen neunzehnten Mai schrieb er an das Volk von Viterbo einen noch vorhandenen Brief. Er fordert es auf, zwei Syndikus oder Botschafter zu dem allgemeinen Parlament zu erwählen und zu schicken.

Mäßigung, die, wie sie vorhersehen, Rom tausend Gefahren von Seiten des Kaisers und des Papstes enthob. Und ihre Freude ward noch verstärkt, als Nienzi, sobald die wieder eintretende Stille es ihm gestattete, hinzusetzte: „Und da wir gleiche Arbeiter in derselben Sache gewesen, sollte jede mir zugedachte Ehre auch auf den Vikar des Papstes, Raimund, Bischof von Orvieto, ausgedehnt werden. Bedenkt, daß Kirche und Staat mit Recht die Beherrscher der Völker nur, weil zugleich ihre Wohlthäter sind. Lang lebe der erste Vikar eines Papstes, der immer auch ein Befreier des Staates war!“

Mochte nun Nienzi zu seiner Mäßigung allein durch Patriotismus bestimmt werden oder nicht: gewiß ist, daß seine Scharfsichtigkeit seiner Tugend wenigstens gleich kam; und nichts vielleicht hätte die Revolution stärker kitten und binden können, als daß der Vikar und Vertreter der päpstlichen Gewalt auf solche Art sein Amtsgenosse wurde; sie borgte für den Augenblick die Sanction des Papstes selbst — der auf diese Art die Verantwortlichkeit der Revolution zu theilen hatte, ohne die Gewalt im Staat allein in die Hände zu bekommen.

Während die Menge dem Vorschlag Nienzi's zujuchzte, während ihr Jubel die Luft erfüllte, während Raimund, einigermaßen überrascht, durch Zeichen und Geberden seine Dankbarkeit zugleich und seine Bescheidenheit auszudrücken suchte, nahm der erwählte Tribun, als er die Blicke umherschweifen ließ, Viele wahr, welche durch Neugierde hieher waren gezogen worden und welche wegen ihres Standes und Gewichts wünschenswerth erschien, in der ersten Hitze der öffentlichen Begeisterung zu gewinnen. Sobald daher Raimund eine kurze pomphaste Rede gehalten, worin seine bereitwillige Annahme der ihm angetragenen Ehre lächerlich abstach gegen seinen ängstlichen Wunsch, weder sich noch den Papst in etwa mögliche mißbeliebige Folgen zu verwickeln, berief Nienzi zwei Herolde, welche hinten auf der Plattform standen, und einer von diesen trat vor und verkündigte: „da es wünschenswerth sey, daß Alle, welche neutral hieher gekommen, sich jetzt als Freund oder Feind bekennen, so würden sie hiemit eingeladen, den Eid des Gehorsams gegen die Gesetze zu leisten und durch Unterschrift sich dem Buono Stato anzuschließen.“

So groß war der Eifer des Volks und so sehr war er in seinem Ton durch Nienzi's Reden veredelt und gehoben worden, daß

selbst die Gleichgültigsten die Ansteckung ergriffen hatte; Niemand wollte dafür angesehen werden, von den Andern zu weichen, so daß die Neutralsten, die wußten, daß sie die Angesehensten waren, sich am tiefsten gegen den Stato Buono verpflichteten. Der Erste, der sich der Plattform näherte und den Eid leistete, war der Signor di Raselli, Nina's Vater. Andere von dem niedern Adel folgten seinem Beispiel.

Die Gegenwart des päpstlichen Vikars bestimmte die Aristokratischen, die Furcht vor dem Volk drängte die Selbstüchtigen; die Ermuthigung des Zujuchzens und der Glückwunsch erregte den Eitelu. Der Raum zwischen Adrian und Rienzi hatte sich gelichtet. Der junge Edelmann sah plötzlich das Auge Rienzi's sich auf ihn heften — er fühlte, daß dies Auge ihn erkannte und aufforderte — er wechselte die Farbe — sein Athem stockte. Die edle Mäßigung Rienzi's hatte ihn bis ins Herz gerührt — das Gejauchze — das Gepränge — der Enthusiasmus dieser Scene berauschte — verwirrte ihn. Er hob die Augen auf und sah vor sich die Schwester des Tribuns — die Dame seiner Liebe! Seine Unschlüssigkeit — sein Schweigen dauerte an, als Raimund ihn beobachtete, und einem geflüsterten Wort Rienzi's gehorchend, schlau ganz laut ausrief: „Platz für den Herrn Adrian di Castello! ein Colonna! ein Colonna!“ Der Rückzug war abgeschnitten. Mechanisch und wie im Traum bestieg Adrian die Plattform, und, was den Triumph des Tribunen voll machte, der letzte Strahl der Sonne sah die Blume der Colonna — den besten und tapfersten der Barone Roms — seine Würde und Gewalt anerkennen und seine Gesetze unterschreiben!

Drittes Buch.

Die Freiheit ohne Gesetz.

Wohl waren sie Beglückten beizuzählen
Die Ritter jener Zeiten, die im Wald,
In dunkeln Thälern, grauensvollen Höhlen,
Der Schlangen, Bären, Löwen Aufenthalt,
Das sahn, was jetzt in stolzen Marmorfälen
Von Kennern selbst gesehn wird nicht sobald:
Jungfrau'n, die in der Jugend frühesten Tagen
Mit vollem Recht der Schönheit Titel tragen.
Aristo, der rasende Roland XIII. 1.

Erstes Kapitel.

Die Rückkehr Walters von Montreal in seine Burg.

Als Walter von Montreal und seine Söldner Corneto verlassen, eilten sie so schnell als möglich nach Rom; dort, lange vor den Baronen eintreffend, fanden sie einen ähnlichen Empfang an den Thoren; aber Montreal verbot klug jeden Angriff und jede Drohung und begnügte sich damit, seinen treuen Rudolf in die Stadt an Rienzi zu senden und um Erlaubniß zum Einzug mit seiner Truppe zu bitten. Rudolf kehrte in kürzerer Zeit, als man erwartet, zurück. „Nun,“ sagte Montreal ungeduldig, „Ihr habt den Befehl, hoff' ich. Können wir sie auffordern, uns die Thore zu öffnen?“

„Sie auffordern, uns unser Grab zu öffnen,“ versetzte der Sachse verb. „Ich hoffe, meine nächste Sendung als Herold wird an einen freundlichen Hof seyn.“

„Wie, was meint Ihr?“

„Kürzlich dies: — ich fand den neuen Regenten oder was sein Titel ist, in dem Palast des Capitols, umgeben von Wachen und

Räthen und in der schönsten Waffenrüstung, die ich je außer Mailand sah.“

„Zum Henker seine Waffenrüstung; gib uns seine Antwort.“

„Sagt Walter von Montreal“ (so sprach er, wenn Ihr es wissen wollt), „daß Rom nicht mehr eine Diebshöhle ist; sagt ihm, daß er, wenn er hereinkommt, eine Untersuchung bestehen muß —“

„Eine Untersuchung!“ rief Montreal zähneknirschend.

„Wegen Theilnahme an den Unthaten Werners und seiner Freibeuter!“

„Ha!“

„Sagt ihm überdies, daß Rom den Krieg erklärt allen Räubern, in Zelten oder Thürmen, und daß wir ihm befehlen, binnen achtundvierzig Stunden das Gebiet der Kirche zu räumen.“

„Er meint also, nicht nur mich zu betrügen, sondern auch mir zu drohen? Gut, fährt fort!“

„Das war seine ganze Antwort an Euch; mir jedoch ließ er eine noch weit verbindlichere Warnung zukommen. „Hört Freund,“ sagte er, „für jeden deutschen Banditen, der nach morgen noch sich in Rom betreffen läßt, halten wir Strick und Galgen zum Willkomm bereit. Macht Euch fort!“

„Genug, genug!“ schrie Montreal, vor Wuth und Scham eröthend; „Rudolf, Ihr habt ein gewandtes Auge in diesen Sachen, wie viele nordische Krieger würde es erfordern, den Glückspilz selbst an den Galgen zu liefern?“

Rudolf fragte sich seinen großen Kopf und schien eine Weile in Berechnungen vertieft; endlich sagte er: „Ihr, Hauptmann, müßt darüber am besten urtheilen, wenn ich Euch sage, daß sich seine Macht auf wenigstens zwanzig Tausend Römer beläuft; so hörte ich zufällig sagen; und diesen Abend soll er die Krone erhalten und den Kaiser absetzen.“

„Ha, ha!“ lachte Montreal, „dann braucht er unsere Hülfe nicht, um an den Galgen zu kommen. Meine Freunde, warten wir die Folgen ab. Vor der Hand scheint es nicht, daß Barone oder Volk unsere Cassen füllen werden. Laßt uns das Land durchziehen nach Terracina. Dank den Heiligen,“ und hier bekreuzte sich Montreal (der nicht ohne eine sonderbare Art von Frömmigkeit war, da er diese Tugend für einen wesentlichen Bestandtheil der Chevalerie hielt) gar andächtig, „die Freikompagnieen sind nie lang ohne Quartiere.“

„Hurrah für den Johanniter!“ riefen die Söldner. „Und Hurrah für das schöne Frankreich und das trotzige Deutschland!“ setzte der Ritter hinzu, hoch die Hand schwingend, setzte seinem schon ermüdeten Kopf die Sporen ein und stimmte sein Lieblingslied an:

„Sein Kopf und sein Schwert
Seine Dame, die Rose“ u. s. w

Mit seiner Truppe durchheulte Montreal stattlich die öde Campagna. Bald jedoch sank der Johanniter in eine trübe, zerstreute Träumerei zurück; seine Begleiter ahnten dem Schweigen ihres Führers nach, und in wenigen Minuten unterbrach nur das Klappern ihrer Waffen und das Klirren ihrer Sporen die Stille der weitgedehnten, düstern Ebenen, über welche sie Terracina zu zogen. Mit bitterem Verdruss erinnerte sich Montreal seiner Besprechung mit Rienzi; und stolz auf seine List und sein Talent für Ränke, fühlte er sich gedemüthigt und geärgert durch die Entdeckung, daß er von einem noch listigeren Schlaupkopf war zum Narren gehalten worden. Auch waren seine ehrgeizigen Anschläge auf Rom durchkreuzt und sogar für den Augenblick vernichtet durch eben die Mittel, auf welche er gerechnet hatte, um sie durchzusetzen. Er hatte die Barone hinlänglich kennen gelernt, um die Ueberzeugung zu schöpfen, daß, so lange Stephan Colonna, das Oberhaupt des Standes, lebte, er schwerlich jene Herrschaft im römischen Staat erlangen würde, die, wenn er sich mit einem ehrgeizigeren oder weniger furchtsamen und weniger mächtigen Herrn verbündete, seinen zur Vertreibung Rienzi's geliebten Beistand belohnen konnte. Unter allen Umständen hielt er es für räthlich, sich fern zu halten. Sollte Rienzi's Macht wachsen, so konnte Montreal den Baronen so vortheilhafte Bedingungen machen, als er nur wollte; im Fall, daß Rienzi's Macht sank, konnte ihn sein dann nothwendig gedemüthigter Stolz antreiben, Montreals Beistand zu suchen und sich seinen Vorschlägen zu bequemen. Der Ehrgeiz des Provenzalen, zwar umfassend und kühn, war nicht eben sehr fester und beharrlicher Art. Thätigkeit und Unternehmungen waren ihm bis jetzt noch lieber als der Lohn, den sie darboten; und wenn es auf der einen Seite fehlschlug, wandte er sich, im ächten Geist eines irrenden Ritters, auf ein anderes Feld für seine Thaten. Ludwig, König von Ungarn, trotzig, kriegerisch, unverföhnlich, nach Rache lechzend für den Mord seines Bruders, des unglücklichen Gemahls von Johanna (der schönen und verbrecherischen Königin von Neapel, der Maria Stuart Italiens),

hatte sich schon darauf gerüstet, den Garten der Campagna dem ungarischen Joch zu unterwerfen. Schon hatte sein Bastardbruder Italien betreten — schon hatten sich einige der neapolitanischen Staaten zu seinen Gunsten ausgesprochen — schon waren von dem nordischen Monarchen an die zerstreuten Compagnieen Versprechungen ergangen — und schon sammelten sich diese trotzigen Söldner drohend an den Grenzen dieses Paradieses von Italien, angezogen, wie Geier vom Nas, von den Kriegsrüstungen und der Aussicht auf Plünderung. Auf dies Feld hatte der kecke Geist Montreals jetzt seine Gedanken gerichtet, und seine Söldner hatten fröhlich seine Absicht errathen, als sie ihn Terracina als das Ziel ihres Marsches nennen hörten. Aufmerksam auf jede Hülfquelle und seine kühne, grundsatzlose Tapferkeit durch einen Scharfsinn verfeinernd, der, wenn die Jahre seine ritterliche Raftlosigkeit gezeitigt und ernüchtert hatten, ihn den gefährlichsten Feinden beizugesellen drohte, welche Italien je kennen gelernt: hatte Montreal auf das erste Zeichen von Ludwigs kriegerischen Absichten ein starkes Castell eingenommen und befestigt auf der köstlichen Küste jenseits von Terracina, an welcher der berühmte Paß ist, den einst Fabius gegen Hannibal behauptete und den die Natur so begünstigt hat für Krieg oder Frieden, daß eine Handvoll Bewaffneter den Marsch eines Heeres aufhalten konnten. Der Besitz einer solchen Feste hart an der Grenze von Neapel gab Montreal eine Wichtigkeit, von der er, gegenüber von dem ungarischen König, Vortheil zu ziehen hoffte; und jetzt in seinen größern und kühnern Entwürfen auf Rom gescheitert, wünschte sich sein sanguinischer, thätiger und elastischer Geist Glück zu dem Auskunftsmitel, das er sich bewahrt hatte.

Die Schaar machte bei Einbruch der Nacht dießseits der pontinischen Sümpfe Halt, bemächtigte sich ohne Bedenken einiger Hütten und Schuppen, aus welchen sie die armen Bewohner hinauswarfen, und schlachtete ebenso ohne Umstände die Schweine, Vieh und Geflügel eines nahen Pächterhofs. Bald nach Sonnenaufgang durchzogen sie die fatalen Sümpfe, die schon zum Theil von Bonifacius VIII. ausgetrocknet worden waren; und Montreal, vom Schlaf erfrischt, vergaß seinen letzten Verdruß über den Vortheilen, die ihm der herannahende Krieg mit Neapel eröffnete, und in der Freude, daß er sich einem Haus näherte, welches ein Wesen enthielt, das allein sich mit dem Ehrgeiz in sein Herz theilte, hatte er all die Munterkeit wieder gewonnen, die seine gallische Geburt

und sein sorgenloses Leben mit sich brachten. Und jene tödtliche, aber geheiligte Straße, wo man noch die Arbeiten Augusts sehen kann in dem Kanal, welcher von der, von Horaz so launig geschilderten Reise Zeuge war, wiederhallte von dem lauten Gelächter und häufigen Bruchstücken wilden Gesangs, womit die barbarischen Räuber ihren schnellen Marsch belebten.

Es war Mittag, als die Compagnie den romantischen Paß betrat, von dem oben die Rede war (das alte Lautulae). Hoch stiegen zur Linken steile und erhabene Felsen empor, damals von dem verschwenderischen Grün und den zahllosen Blumen des zu Ende gehenden Mai's bedeckt, während zur Rechten das Meer, sanft wie ein See und blau wie der Himmel, musikalisch zu ihren Füßen sich flüsterte. Montreal, durchdrungen von der Poesie seines Landes, die in so ausgezeichnetem Grad mit der Liebe zur Natur vermählt ist, hätte zu einer andern Zeit sich an der Schönheit der Gegend erfreut; aber in diesem Augenblick beschäftigten weniger äußerliche, heimischere Bilder sein Inneres.

Plötzlich einen engen, gewundenen Pfad ins Gebirg einschlagend, der für die Pferde nur mühsam und rauh zu ersteigen war, langte die Schaar endlich vor einer starken Burg von grauem Stein an, dessen Thürme von dem hohen Laubwerk versteckt waren, bis sie aus dem lachenden Grün plötzlich mit finsternem Ernst hervortraten. Der Hall des Hüfthorns, die Flagge des Ritters, die rasch gegebene Losung veranlaßte einen lauten Jubelruf des Willkommens von ein paar Duzenden grimmiger Krieger auf den Mauern; das Fallgatter ward aufgezo-gen und Montreal, sich hastig von seinem keuchenden Pferd werfend, sprang über die Schwelle eines hervortretenden Portals und eilte durch einen großen Saal, als eine Dame — jung, schön und reichgekleidet — ihm mit eben so flügelschnellem Schritt entgegenflog und athemlos, außer sich vor Freude, ihm in die Arme fiel.

„Mein Walter! mein lieber, lieber Walter! Willkommen, zehntausendmal willkommen!“

„Abeline! meine Schöne! meine Angebetete! Ich sehe Dich wieder!“

„Solche Grüße wechselten sie, indem Montreal seine Dame an sein Herz drückte, ihre Thränen wegwuschte, ihr Angesicht zum seinigen emporhob und dessen zarte Blüthe mit all der besorgten Zärtlichkeit der Liebe nach einer Trennung betrachtete.

„Meine Holdeste!“ sagte er zärtlich, „Du hast Dich gegrämt, Du hast, seit wir uns trennten, an Fülle und Farbe verloren. Komm, komm, Du bist zu zart oder zu thöricht für eines Soldaten Liebe.“

„Ach, Walter!“ versetzte Abeline, ihn umschlingend, „jetzt bist Du zurück und mir wird wohl seyn. Du wirst mich lange, lange nicht wieder verlassen.“

„M'amie, nein!“ und seinen Arm um ihren Leib geflochten, zogen sich die Liebenden — denn ach! vermählt waren sie nicht! — in die innern Zimmer des Castells zurück.

Zweites Kapitel.

Liebes- und Kriegsleben. Der Friedensbote. Das Turnier.

Von seinen Söldnern umgeben, sicher in seiner feudalen Behausung, bezaubert durch die Schönheit von Erde, Himmel und Meer um ihn und Abelinen leidenschaftlich anbetend, vergaß Montreal für eine Zeit lang all seine kühneren Anschläge und seine rauheren Beschäftigungen. Sein Wesen war großer Zärtlichkeit, wie großer Wildheit fähig, und das Herz blutete ihm, wenn er die schöne Wange seiner Geliebten anschaute und sah, daß selbst seine Gegenwart nicht hinreichte, das Lächeln und die Frische früherer Zeit darauf zurückzurufen. Oft verfluchte er den unseligen Eid seines Ritterordens, der ihm verwehrte, sich zu vermählen, selbst mit einer mehr als Ebenbürtigen; und die Reue über Unrecht verbitterte seine glücklichsten Stunden. Die zarte Dame in dem Räuberbau, getrennt von Allem, was sie am höchsten zu schätzen gelernt — von Mutter, Freunden und gutem Ruf — liebte ihren Verführer nur um so heißer; nur um so mehr drängten sich auf Einen Gegenstand all die weiblichen zarten Gefühle zusammen, welchen jede andere, minder sündhafte Aeußerung versagt war. Aber sie fühlte ihre Schmach, obgleich sie es zu verhehlen suchte, und ein noch nagenaderer Kummer, als selbst die Scham war, trug dazu bei, ihren Geist zu verzehren, ihre Gesundheit zu untergraben. Bei alle dem war sie in Montreals Gegenwart, selbst in ihrer Trauer, glücklich, und ihre abnehmende Gesundheit ließ sie wenigstens einen Trost in der Hoffnung finden, zu sterben, während seine Liebe noch unvermindert wäre. Bisweilen machten sie kleine Ausflüge, denn der

unruhige Zustand des Landes verwehrte ihnen, weite Wanderungen von dem Castell aus anzustellen, durch die sonnigen Wälder und der spiegelhellen See entlang, welche den Reiz dieser köstlichen Gegend ausmachen, und die Mischung des Wilden mit dem Unmuthigen, die kriegerische Begleitung, das Zelt um Mittag auf einer grünen Stelle des Waldes aufgeschlagen, Abelinens Laute und Stimme, und die trotzigen Soldaten in der Ferne gruppiert und zuhörend — das Alles hätte wohl für die Dichtung eines Ariost gepaßt und stimmte besonders zusammen mit jener seltsamen, unordentlichen und doch ritterlichen Zeit, in welcher der klassische Süden der Sitz der nordischen Romantik ward. Noch immer jedoch setzte Montreal seine geheimen Unterhandlungen mit dem ungarischen König fort, und entsagte, in neue Entwürfe vertieft, gern für den Augenblick allen seinen Rom betreffenden Planen. Doch sah er es so an, daß sein erhabener Ehrgeiz nur einen Aufschub erlitten habe, und glänzend, in den entfernteren Ausichten seiner abenteuerlichen Laufbahn, stieg das Capitol von Rom und das Zepter der Cäsare auf.

Eines Tags, als Montreal mit einer kleinen begleitenden Truppe zu Pferd nahe an den Mauern von Terracina hinritt, wurden plötzlich die Thore aufgestoßen und ein zahlreicher Haufe kam heraus, voran eine sonderbare Gestalt, deren Schritten die Uebrigen baarhaupt und mit lauten Segnungen folgten; eine Procession von Mönchen schloß den Zug, eine Hymne singend, deren Schlußworte also lauteten:

Willkomm den Bergen ist der Schritt
 Des frohen Boten, der frohe Botschaft bringt;
 Die Blumen wachsen unter seinem Tritt,
 Zu Engelharfen der Chor der Engel singt.
 Es weicht der Mord, der rothe,
 Vor deinem holden Mohn, du junger Friedensbote.
 Ueber Berg und Moor und Fluß
 Sicher schwebt dein heil'ger Fuß;
 Keine Gefahr du, arglos, fliehst;
 Einsam — doch mit Gott du ziehst.
 Ist der Heiden Wuth auch groß:
 Du durchschneidest den ehernen Troß,
 Statt des schirmenden Kleids von Eisen
 Umhüllt vom Gewand, dem fleckenlos weißen;
 Statt des Schwerts — ein Friedenspfand
 Trägt den Silberstab die Hand.
 Vorbei an Lager, an Hofes Fest,
 An des Banditen unheimlichem Nest,
 Gilet dahin der Diener der Liebe.

Wie die Taube, besüßelt mit Muttertriebe;
 Durch ein Wort den Wildesten zähmend
 Und durch Christum die Welt beschämend.
 Wie dein Gott auf feuchtem Pfad
 Einst die Meeresfluth betrat:
 So schmiegen Raub und Grimm und Mord, der rothe,
 Zu deinen Füßen sich gestillt, o Friedensbote!

Der Fremde, dem diese Ehren gezollt wurden, war ein junger, unbärtiger Mann, in Weiß mit Silber durchwirkt, gekleidet; er war unbewaffnet und baarfuß; in der Hand hielt er einen kleinen, silbernen Stab. Montreal und seine Begleitung machten erstaunt und neugierig Halt, und der Ritter, sein Pferd gegen den Zug hin spornend, maß den Fremden mit seinen Blicken.

„Wie, Freund,“ sprach der Provencale, „ist das ein neuer Pilgerorden, wozu Du gehörst, oder welche besondere Heiligkeit hat Dir diese Huldigungen erworben?“

„Zurück, zurück,“ schrie einer von den Recksten in der Menge, „der Räuber darf nicht den Friedensboten aufhalten.“

Montreal schüttelte verächtlich die Hand.

„Ich rede nicht mit Euch, gute Herren, und die würdigen Brüder in Eurem Nachzug wissen ganz gut, daß ich nie einem Herold oder Pilger ein Leid gethan habe.“

Die Mönche, ihren Gesang abbrechend, eilten rasch herbei; und wirklich hatte Montreals Frömmigkeit ihn immer vermocht, das Wohlwollen aller Klöster in der Nähe seiner wandernden Heimath sich zu erwerben.

„Mein Sohn,“ sagte der älteste der Brüder, „das ist ein sonderbares aber heiliges Schauspiel, und wenn Du Alles erfahren, wirst Du eher dem Boten einen Freibrief gegen den unbedachten Muthwillen Deiner Freunde mitgeben, als seine Friedensbahn hemmen.“

„Ihr verblüfft mein einfältiges Gehirn noch mehr,“ sagte Montreal ungeduldig, „laßt den Jüngling für sich selbst sprechen; ich sehe auf seinem Mantel die Wappen Roms vermischt mit andern Zeichen, die mir ein Räthsel sind — obwohl ich wohl bewandert bin in der Heraldik, wie einem Edeln und Ritter ziemt.“

„Signor,“ sagte der Jüngling ernst, „erkennt in mir den Boten Cola di Rienzi's, des Tribuns von Rom, beauftragt mit Briefen an viele Barone und Fürsten auf den Wegen zwischen Rom und

Neapel. Die Wappen auf meinem Mantel sind die des Papsts, der Stadt und des Tribuns."

"Hm, Du mußt derbe Nerven haben, daß Du die Campagna durchziehst ohne andere Waffen als diesen Silberstab."

"Du bist im Irrthum, Herr Ritter," versetzte der Jüngling feck; „und beurtheilst die Gegenwart nach der Vergangenheit; wisse, daß jetzt kein einziger Räuber in der Campagna mehr lauert; die Waffen des Tribuns haben alle Landstraßen um die Stadt so sicher gemacht, wie die breiteste Straße der Stadt selbst."

"Du berichtest mir Wunder!"

"Durch Wald und in Castelle — durch die wildesten Einöden — durch die volkreichsten Städte haben meine Kameraden diesen silbernen Stab getragen, unbelästigt und ungekränkt; wo wir hin kommen, begrüßen uns Tausende mit Segenswünschen und Thränen der Freude, segnen die Boten dessen, der den Räuber aus seinem Schlupfwinkel, den Tyrannen aus seiner Burg vertrieben, der den Gewinn des Kaufmanns und die Hütte des Bauers gesichert hat."

"Pardieu," sagte Montreal mit einem finstern Lächeln, „ich muß dankbar seyn für den mir gegönnten Vorzug; ich habe noch nicht die Befehle des Tribuns bekommen, auch nicht seine Rache empfunden; und doch dünkt mich, mein bescheidenes Castell liegt gerade noch in St. Peters Gebiet!"

"Verzeiht mir, Herr Ritter!" sagte der Jüngling, „aber rede ich mit dem berühmten Johanniter, Krieger des Kreuzes und demalenen Banditenhäuptling?"

"Knabe, Du bist feck; ich bin Walter von Montreal."

"Dann, Herr Ritter, lautet mein Auftrag auf Euer Castell."

"Nehm' Dich in Acht, daß Du nicht vor mir hinkommst, oder Du läufft gar sehr Gefahr, allzusehnell wieder den Ausgang zu finden. Wie, meine Freunde?" er sah, wie die Menge bei diesen Worten sich um den Boten herdrängte — „meint Ihr, ich, der ich meines Gleichen an Königen habe, werde einen waffenlosen Knaben zu meinem Opfer wählen? Psui! gebt Raum, gebt Raum! Junger Mann, folge mir nach Haus, Du bist in meinem Castell sicher wie in Deiner Mutter Armen."

Mit diesen Worten ritt Montreal mit großer Würde und abgemessenem Ernste langsam seinem Castell zu, seine verwunderten Soldaten in kleiner Entfernung hinter ihm, und der weißgekleidete Bote folgte mit der Menge, die sich nicht von ihm trennen wollte.

So groß war der Enthusiasmus, daß sie sogar an die Thore des gefürchteten Castells sich vordrängten, und darauf bestanden, außen zu warten, bis die Rückkehr des Jünglings sie von seiner Sicherheit überzeugte.

Montreal, der, wie gefeßlos auch sonst, die Rechte des geringsten Bauers in seiner unmittelbaren Nachbarschaft aufs Strengste achtete, und sogar um Popularität bei den Armen sich bemühte, bat den Haufen in den Hofraum zu treten, befahl seinen Dienern, sie mit Wein und Erfrischungen zu versehen, bewirthete die guten Mönche in seiner großen Halle, und begab sich dann in ein kleines Zimmer, wo er den Boten empfing.

„Dies,“ sagte der Jüngling, „wird meine Sendung am besten erklären,“ und legte Montreal einen Brief vor.

Der Ritter zerschnitt den Seidefaden mit dem Dolch, und las den Brief mit großer Ruhe.

„Euer Tribun,“ sagte er, als er gelesen, „hat den lakonischen Styl der Gewalt sehr bald gelernt. Er befiehlt mir, diese Burg zu übergeben und binnen zehn Tagen das päpstliche Gebiet zu räumen. Er ist sehr verbindlich; ich muß eine Frist haben, um mir seinen Vorschlag zu bedenken; setzt Euch, ich bitte, junger Herr. Verzeiht, aber ich sollte glauben, Euer Herr hätte alle Hände voll zu thun mit seinen römischen Baronen, daß er gegen uns fremde Besuche etwas nachsichtiger seyn könnte. Stephan Colonna —“

„Ist nach Rom zurück und hat den Eid der Treue geleistet; die Savelli, die Orsini, die Frangipani haben sämmtlich ihre Unterwerfung unter den buono Stato eingezeichnet.“

„Was!“ rief Montreal in großer Ueberraschung.

„Nicht allein zurückgekehrt sind sie, sondern sie haben sich auch der Entlassung aller ihrer Miethsoldaten und der Abtragung ihrer Festungswerke gefügt. Das Eisen von dem Palast der Orsini verbollwert jetzt das Capitol und das Steinwerk der Colonna und der Savelli hat die Thore von Lateran und St. Laurentius mit neuen Befestigungen verstärkt.“

„Wunderbarer Mann!“ sagte Montreal mit abgedrungener Bewunderung; „durch welche Mittel hat er das bewirkt?“

„Durch strengen Befehl und eine kräftige Macht, die jenen unterstützte. Beim ersten Ton der großen Glocke erheben sich zwanzigtausend Römer in Waffen. Was sind gegen eine solche Macht die Räuber eines Orsini oder Colonna? Herr Ritter, Eure Tapferkeit

und Euer Ruf machen, daß selbst Rom Euch bewundert, und ich, ein Römer, ersuche Euch, auf Eurer Hut zu seyn."

"Gut, ich danke Dir — Deine Neugierden, Freund, rauben mir den Athem. So unterwerfen sich also die Barone?"

"Ja; am ersten Tag leistete Einer von den Colonna, der Herr Adrian, den Eid; binnen einer Woche verließ Stephano, gegen Zusicherung freien Geleits, Palestrina, die Savelli schlossen sich ihm an; die Orsini folgten — sogar Martino di Porto unterwarf sich schweigend."

"Der Tribun — aber ist das seine Würde? mich dünkt, er sollte König werden?"

"Man trug ihm den Titel an, den er ausschlug. Sein jetziger Name, der auf keine patricische Ehren Anspruch macht, trug viel dazu bei, den Adel ihm geneigt zu machen."

"Ein kluger Bursch! — ich bitte um Verzeihung — ein scharfsinniger Fürst! Nun denn, der Tribun herrscht, denk' ich, gewaltig über die großen römischen Namen?"

"Verzeiht! er übt unparteiische Gerechtigkeit gegen Bauer, wie Patricier; aber er schützt die Edeln bei all ihren rechtmäßigen Privilegien und ihrem gesetzlichen Rang."

"Ha! und die eiteln Puppen vermiffen kaum das Wesen, wenn sie nur den Schein behalten — ich verstehe. Aber das zeigt Genie! Der Tribun ist unvermählt, glaub' ich? Sieht er sich unter den Colonna nach einem Weib um?"

"Herr Ritter, der Tribun ist schon vermählt; drei Tage nachdem er zur Gewalt gelangt, warb er um die Tochter des Barons von Raselli, die er heimführte."

"Raselli — kein großer Name, er hätte etwas Besseres thun können."

"Aber man sagt," fuhr der Jüngling lächelnd fort, "der Tribun werde nächstens mit den Colonna verschwägert werden durch seine schöne Schwester, Signora Irene. Der Baron von Castello wirbt um sie."

"Was! Adrian Colonna! genug. Ihr habt mich überzeugt, daß ein Mann, der das Volk befriedigt und die Edeln schreckt oder gewinnt, zur Herrschaft geboren ist. Meine Antwort auf diesen Brief will ich selbst bestellen. Für Eure Nachrichten, Herr Bote, nehmt dies Juwel," damit zog der Ritter einen Edelstein von ziemlichem

Werth vom Finger. „Nein! bedenkt Euch nicht, es ward mir so freiwillig gegeben, als ich es jetzt Euch schenke.“

Der Jüngling, auf welchen das Benehmen des berühmten Freibeuters einen angenehm überraschenden Eindruck gemacht, und der sich nicht wenig verwundert hatte über die bequeme Vertraulichkeit, womit er an Fra Moreale in dessen eigener Burg die Neuigkeiten aus Rom berichtet, verbeugte sich tief, indem er das Geschenk hinnahm.

Der schlaue Provencale, der den sichtlichen Eindruck, den er hervorgebracht, bemerkte, sah auch wohl ein, wie vortheilhaft es für ihn seyn würde, mit den Maßregeln, welche zu ergreifen ihm passend schienen, zu zögern. „Versichere den Tribunen,“ sagte er, als er den Boten entließ, „wenn Du vor Ankunft meines Briefs zurück seyn solltest, daß ich seinen Geist bewundere, seine Macht begrüße, und nicht ermangeln werde, seinem Verlangen möglichst zu entsprechen.“

„Lieber,“ sagte der Bote mit Wärme (er war von gutem Blut und edlem Wesen), „liebër zehn Tyrannen zu Feinden, als Einen Montreal.“

„Zum Feind! glaubt mir, Herr, ich suche keine Feindschaft mit Fürsten, welche zu regieren verstehen, oder mit einem Volk, das die Weisheit besitzt, zugleich zu herrschen und zu gehorchen.“

Diesen ganzen Tag über jedoch blieb Montreal nachdenklich und mißmuthig, er schickte zuverlässige Boten an den Befehlshaber von Aquileja (der damals im Briefwechsel mit Ludwig von Ungarn stand), nach Neapel und nach Rom; dem letztern gab er einen Brief an den Tribun mit, der, ohne jenen gänzlich anzuerkennen, doch den Ton der Unterwürfigkeit annahm und nur längere Frist zu den Vorbereitungen des Abzugs verlangte. Aber zugleich wurde das Castell mit frischen Befestigungen verstärkt, große Vorräthe wurden eingeführt, und Tag und Nacht waren Spione und Kundschafter an dem Paß und in der Stadt Terracina aufgestellt. Montreal war gerade der Feldherr, der am meisten sich zum Krieg rüstete, wenn er am Dringendsten den Frieden zu betreiben schien.

Eines Morgens, fünf Tage nach der Ankunft des Boten von Rom, trat Montreal, nachdem er genau seine Außenwerke und seine Vorräthe gemustert und sich zu seiner Genugthuung versichert hatte, daß er wenigstens eine Belagerung von einem Monat aushalten

könne, mit einem fröhlicheren Angesicht als man seit jüngster Zeit an ihm gesehen, in Adelinens Zimmer.

Die Dame saß an dem Fenster des Thurms, von wo aus man am besten die herrliche Landschaft von Wäldern, Thälern und Orangehainen übersehen konnte — ein sonderbarer Garten für solch ein Schloß! Wie sie das Antlitz auf die Hand lehnte, ihr Profil leicht gegen Montreal gekehrt — da lag etwas unbeschreiblich Anmuthiges in der Biegung ihres Halses — der kleine Kopf, in dem sich die edle Geburt so deutlich aussprach — die Locken auf der Stirne gescheitelt in der einfachen Weise, welche in neuester Zeit so glücklich wieder aufgenommen worden. Aber der Ausdruck des halb abgewandten Antlitzes, die schwärmerische Innigkeit des Blicks, die tiefe Ruhe ihrer Stellung waren so unfählich traurig und schwermüthig, daß Montreal der galante und frohe Gruß, den er im Sinne hatte, auf der Lippe erstarb. Er nahte ihr schweigend, und legte seine Hand auf ihre Schulter.

Adeline wandte sich um, nahm seine Hand in die ihrige, drückte sie an ihr Herz und lächelte all ihre Traurigkeit weg. „Theuerste,“ sagte Montreal, „wüßtest Du, wie sehr ein Schatten des Kummers auf Deinem glänzenden Antlitz mein Herz verdunkelt: Du würdest Dich nie grämen. Aber kein Wunder, daß Du in diesen finstern Mauern — wo kein Weib von gleichem Stand um Dich ist und die Fröhlichkeit, welche Montreal in seine Hallen laden kann, nur Deinem Ohr weh thut — kein Wunder, daß Du hier Deine Wahl bereuest.“

„Ach nein, nein, Walter, ich bereue sie nie; Schande mir, wenn ich das sagte. Ich dachte nur an unser Kind, als Du eintratest. Ach, es war unser einziges Kind! Wie schön war es, Walter! wie glückselig es Dir!“

„Nein, es hatte Deine Augen und Stirn,“ versetzte der Ritter mit bebender Stimme und sein Antlitz abwendend.

„Walter,“ begann die Dame wieder seufzend, „erinnerst Du Dich — heute ist sein Geburtstag. Heute ist er zehn Jahre alt. Wir lieben uns jetzt eilf Jahre und Du bist Deiner armen Adeline noch nicht überdrüssig geworden.“

„Eben so gut könnten die Heiligen des Paradieses überdrüssig werden,“ versetzte Montreal mit liebevoller Zärtlichkeit, die den ganzen Charakter seines heldenmäßigen Angesichts in Sanftmuth umwandelte.

„Könnte ich das glauben, ich würde wirklich selig seyn!“ antwortete Abeline; „aber noch eine kleine Weile, so schwinden die wenigen Reize, die ich noch besitze; und welche andere Ausprüche habe ich auf Dich?“

„Alle Ansprüche! das Andenken an Dein erstes Erröthen — Deine ersten Küsse — Deine hingebende Aufopferung — Deine geduldige Wanderung — Deine nie sich beklagende Liebe. Ach, Abeline, wir sind aus der Provence, nicht aus Italien; und wann wird ein provencalischer Ritter seinem Feind aus, oder verließ seine Liebe? Doch komm, meine Theuerste! genug für heute von Heimath und Schwermuth. Ich komme, Dich zu einem Ausflug einzuladen. Ich habe Diener ausgesandt, um unser Zelt am Meer aufzuschlagen — wir wollen der Drangenblüten uns erfreuen, so lang wir noch dürfen. Ehe die nächste Woche verstreicht, dürften wir ernstere Kurzweil und enger gezogene Grenzen bekommen.“

„Ach, theurer Walter, Du ahnest doch keine Gefahr?“

„Du sprichst, mein kleiner Marienkäfer,“ sagte Montreal lachend, „als ob Gefahr etwas ganz Neues wäre, mich dünkt, Du hättest inzwischen lernen sollen, daß Gefahr die Atmosphäre ist, in der wir athmen.“

„Ach, Walter, soll dies immer so fortbauern? Du bist jetzt reich und berühmt; kannst Du dies Leben voll Streit und Kampf nicht aufgeben?“

„Jetzt, ei nicht doch, schäme Dich, Abeline! was sind Reichthum und Ruhm, als Mittel zur Macht? Und der Kampf — der Schild des Kriegers war meine Wiege — bitte zu den Heiligen, daß er auch meine Bahre sey! Diese sonderbaren, zauberhaften Extreme des Lebens — vom Thurm ins Zelt — von der Höhle in den Palast — heute ein schweifender Verbannter, morgen der Bruder von Königen — machen das wahre Element der Chevalerie meiner normännischen Ahnen aus. Die Normandie lehrte mich den Krieg, die Provence die Liebe. Küsse mich, liebe Abeline; und jetzt laß Dich von Deinen Dienerinnen ankleiden. Vergiß nicht Deine Laute, meine Holbe! Wir wollen die Echo's mit provencalischen Gesängen erwecken.“

Abelinens lenksames Gemüth fügte sich leicht der Heiterkeit ihres Herrn, und bald eilte die Gesellschaft von dem Castell hinab an die Stelle, welche Montreal zum Aufenthalt während der Tageshize ausersehen. Aber schon jetzt auf jede Ueberraschung gefaßt,

hatte man das Castell streng bewacht zurückgelassen, und außer der häuslichen Dienerschaft der Burg begleiteten zehn vollständig bewaffnete Krieger das Paar. Montreal selbst trug seinen Harnisch und seine Knappen folgten mit Helm und Lanze. Jenseits von dem schmalen Pfad am Fuß der Burg, öffnete sich damals die Straße in einen großen mit Grün bewachsenen Fleck, auf allen Seiten, außer gegen die offene Seeseite hin, eingefast von Waldung, gemischt mit Myrten und Drangen und einem Ueberfluß von wohlriechenden Stauden. Auf dieser Stelle, unter dem Schirm des weit hinschattenden klassischen Fagus (was durch Buche nur unvollkommen wiedergegeben wird), ward ein heiteres Zelt errichtet, das die Aussicht auf das helle, funkelnde Meer beherrschte, geschützt vor der Sonne, aber zugänglich den sanften Lüftchen. Das war die Lieblings-erholung der armen Abeline, wenn man es Erholung nennen durfte. Sie freute sich, den düstern Mauern ihres Burgkerkers zu entinnen und den Sonnenschein und die Süßigkeit dieses wollustvollen Klimas zu genießen, ohne die Ermüdung, welche seit neuerer Zeit alle Anstrengung ihr zuzog. Es war eine Aufmerksamkeit von Montreal, der vorausah, wie kurz es mehr anstehen dürfte, bis die Soldaten Rienzi's seine Mauern belagern würden, und der für seine Person sich im Thurm so gut heimisch fand als im Feld.

Als in dem Pavillon die Liebenden sich zur Ruhe begaben — dehnten sich von den Begleitern die einen müßig auf dem Strand hin, andere bereiteten die Schutzdecke über ein Lustschiff gegen die untergehende Sonne, andere machten in einem roheren Zelt, vom Walde verborgen, Anstalten zum Mittagsmahl, während die Lautentöne, von Montreal selbst mit nachlässiger Fertigkeit hervorgelockt, ihre Musik der träumerischen Stille des Mittags liehen.

Während er damit beschäftigt war, kam einer von Montreals Rundschaftern erhitzt und athemlos im Zelt an.

„Hauptmann,“ meldete er, „eine Compagnie von dreißig Lanzen, vollständig bewaffnet, mit einem langen Gefolge von Knappen und Pagen, hat so eben Terracina verlassen. Ihre Paniere tragen die vereinten Abzeichen der Colonna und der Stadt Rom.“

„Ha!“ sagte Montreal fröhlich, „eine solche Truppe ist ein willkommenener Zuwachs für unsere Compagnie; schickt unsern Knappen her.“

Der Knappe erschien.

„Wirf Dich auf Dein Pferd und eile dem Zug entgegen, dem

Du in dem Paß begegnen wirst — (nein, meine holde Dame; keine Einrede!) suche den Anführer auf und sag' ihm: der gute Ritter Walter von Montreal sende ihm seinen Gruß, und bitte ihn, auf seinem Zug durch unser Gebiet eine Weile als willkommener Gast bei uns zu bleiben; und — halt — sag' auch, wenn eine Stunde oder ein paar in edler Kurzweil hinzubringen ihm angenehm sey, würde Walter von Montreal sich freuen mit ihm, oder jedem Ritter in seinem Gefolge, eine Lanze zu Ehren unserer Damen zu brechen. Eile Dich!"

„Walter, Walter!“ begann Abeline, welche das zarte und lebhafteste Gefühl ihrer Lage hatte, welches ihr unbesorgter Gebieter oft im Uebermuth vergaß, „Walter, lieber Walter, kannst Du es für eine Ehre halten.“ —

„Schweige, holde Lillie! Du hast seit manchem Tag keine Kurzweil gesehen; mich verlangt Dich zu überzeugen, daß Du noch immer die schönste Frau Italiens, ja der Christenheit bist. Aber diese Italiener sind feigherzige Ritter und Du darfst nicht fürchten, mein Anerbieten angenommen zu sehen. Aber wahrhaftig, meine Dame, mich freut um ernsterer Zwecke willen, daß der Zufall mir einen römischen Edeln, vielleicht einen Colonna, in den Weg wirft — Weiber verstehen diese Sachen nicht; und Alles, was Rom betrifft, ist in diesem Augenblick für uns von Bedeutung.“

Damit runzelte der Ritter die Stirne, wie er pflegte, wenn er in Gedanken war, und Abeline wagte nichts mehr zu sagen, sondern zog sich in die innere Abtheilung des Zeltes zurück.

Inzwischen näherte sich der Knappe dem Zug, der jetzt bis in die Mitte des Passes vorgerückt war. Es war eine stattliche, prächtige Compagnie. Wenn die vollständige Rüstung der Soldaten eine kriegerische Absicht anzudeuten schien, so widersprach diesem auf der andern Seite das zahlreiche Gefolge unbewaffneter Knappen und Pagen in prächtiger Tracht, während das glänzende Wappen von zwei Herolden vor den Fahnenträgern ankündigte, daß ihr Vorhaben friedlich, ihre Reise heilig war. Nur eines Blicks auf die Schaar bedurfte es, den Anführer herauszufinden; bedeckt von einem stählernen Brustharnisch, verschwenderisch mit goldenen Arabesken geziert, darüber einen Mantel von dunkelgrünem Sammt mit Perlen besetzt, während über seinen langen dunkeln Locken eine schwarze Straußfeder von einem macedonischen Hut herabschwankte, wie sie, glaub' ich, jetzt der Großmeister des Ordens des heiligen Constantin trägt,

ritt an der Spitze des Zugs ein junger Cavalier, vor seinen nächsten Begleitern theils durch sein anmuthiges Wesen, theils durch seine prächtige Kleidung ausgezeichnet.

Der Knappe näherte sich ehrerbietig, stieg ab, und entledigte sich seines Auftrags.

Der junge Ritter lächelte als er die Antwort gab: „Bringt an Herrn Walter von Montreal den Gruß Adrian Colonna's, Barons von Castello, zurück und sagt ihm, der feierliche Zweck meiner jetzigen Reise werde mir kaum gestatten, der gefürchteten Lanze eines so berühmten Ritters mich zu stellen, und ich bedaure dies um so mehr, als ich keiner andern Dame die Palme über die Schönheit der Gebieterin meines Herzens gönnen darf. Ich muß mich mit der Hoffnung auf eine günstigere Gelegenheit trösten. Was die Rast betrifft, so will ich mit Freuden einige Stunden der Gast eines so höflichen Wirthes seyn.“

Der Knappe verbeugte sich tief. „Mein Gebieter,“ versetzte er bedenklich, „wird sehr bedauern, eines so edeln Gegners verlustig zu gehen. Aber meine Botschaft geht an diesen ganzen ritterlichen, tapfern Zug, und wenn der Herr Adrian di Castello sich selbst durch den Zweck seiner jetzigen Reise vom Turnier abgehalten glaubt, wird gewiß Einer seiner Genossen sein Stellvertreter gegenüber von meinem Gebieter seyn.“

Laut und rasch versetzte ein junger Edelmann zur Seite Adrian's, Riccardo Annibaldi, der nachmals dem Tribunen und Rom gute Dienste leistete, und dessen Tapferkeit ihm in späterer Zeit ein zu frühes Ende bereitete:

„Mit Herrn Adrian's Genehmigung will ich eine Lanze brechen mit — —“

„Bist, Annibaldi!“ unterbrach ihn Adrian, „und Ihr Herr Knappe wißt, daß Adrian di Castello keinen Stellvertreter in den Waffen für sich duldet. Melbet dem Johanniter, daß wir seine Gastfreundschaft annehmen, und wenn er nach einer Besprechung über ernstere Gegenstände noch Lust haben sollte zu einer so leichten Unterhaltung, so will ich vergessen, daß ich der Gesandte nach Neapel, und mich nur dessen erinnern, daß ich Ritter des Reichs bin. Ihr habt unsere Antwort.“

Mit vielen Ceremonien bezeugte der Knappe seine Bereitwilligkeit den Auftrag auszurichten, bestieg sein Pferd, und lehrte in kurzem Galopp zu seinem Gebieter zurück.

„Verzeiht, lieber Annibaldi,“ sagte Adrian, „daß ich Eurer Tapferkeit in den Weg trat, und glaubt mir, daß ich mich nie mehr sehnte mit einem Mann eine Lanze zu brechen, als ich es wünsche mit diesem prahlerischen Franzosen. Aber bedenkt, daß obgleich für uns, auferzogen in den zierlichen Gesetzen der Chevalerie, Walter von Montreal der berühmte Ritter von der Provence ist, er gegenüber von dem Tribunen von Rom, dessen ernste Sendung wir jetzt erfüllen, doch nur der feile Hauptmann einer Freicompagnie ist. Schwer würden wir in seinen Augen unsere Würde beslecken durch einen so leichtsinnigen und aus der Luft gegriffenen Kampf zur Kurzweil gegen einen erklärten Räuber vom Fach.“

„Bei alle dem,“ sagte Annibaldi, „sollte man ihn nicht prahlen lassen, daß ein römischer Ritter eine provenzalische Lanze scheue.“

„Halt ein, ich bitte Dich!“ sagte Adrian ungeduldig. In der That ärgerte sich der junge Colonna schon aufs Bitterste über seine bescheidene und würdige Ablehnung von Montreals Vorschlag, und mit großem Verdruß der beschimpfenden Weise sich erinnernd, worin der Provenzale von der römischen Ritterschaft gesprochen, so wie des Tons der Ueberlegenheit, welchen Montreal in allen den Krieg betreffenden Dingen gegenüber von ihm sich angemacht hatte, fühlte er jetzt seine Wange brennen und seine Lippe zucken. Trefflich bewandert in den kriegerischen Uebungen seiner Zeit, hegte er einen natürlichen und verzeihlichen Wunsch zu zeigen, daß er wenigstens kein unwürdiger Gegner selbst der besten Lanze in Italien sey; und überdies ließ ihn die Galanterie jenes Zeitalters als eine Art von Verrath gegen seine Geliebte empfinden, wenn er eine Gelegenheit versäumte, ihre Vollkommenheit zu verfechten.

In ziemlich gereizter Stimmung befand sich demgemäß Adrian, als er, wie Montreals Pavillon sichtbar wurde, den Knappen wieder auf sich zukommen sah, und der Leser beurtheile, wie sehr jene noch erhöht wurde, als der Bote, wieder absteigend ihn folgendermaßen anredete:

„Mein Gebieter, der Johanniterritter trägt mir, nachdem er die höfliche Antwort des Herrn Adrian di Castello vernommen, auf zu sagen: damit nicht die ernstere Unterredung, deren Herr Adrian erwähnt, das edle und freundschaftliche Spiel störe, erlaube er sich achtungsvoll den Vorschlag: das Rennen solle der Besprechung vorangehen. Der Rasen auf dem Feld ist so weich und sanft, daß

selbst ein Fall von keiner Gefahr für Ritter oder Roß begleitet seyn kann.“

„Bei unserer Dame!“ riefen Adrian und Annibaldi in Einem Athem, „Deine letzten Worte sind unhöflich; und“ fuhr Adrian, sich sammelnd, fort, „wenn Dein Gebieter es so haben will, so sehe er zu seines Rosses Gurt! Ich will seinen Gelüsten nicht im Wege seyn.“

Montreal, der so sehr auf die Waffenübung gedrungen hatte, theils, ohne Zweifel, in Folge der ungestümen und kecken Grosssprecherei, die noch bei seinen tapfern Landsleuten gewöhnlich ist, theils weil ihn verlangte, vor denen, die vielleicht bald seine offenen Feinde seyn würden, seine ausgezeichnete und unerreichte Geschicklichkeit in den Waffen zu zeigen, war jetzt, als er den Namen des Führers der römischen Schaar vernommen, noch begieriger darnach, denn sein eitler und stolzer Geist hatte, obgleich er vorläufig seine Empfindlichkeit verhehlte, keineswegs gewisse wärmere Ausdrücke Adrians im Palast Stephan Colonna's und auf der unglücklichen Fahrt nach Cornetto vergessen. Während Adrian am Eingang des Thales Halt machte und mit Hülfe seiner Knappen aufgebracht aber sorgfältig seine übrige Waffenrüstung anlegte, und selbst nach Gurten, Steigbügeln und den verschiedenen Schnallen an der Rüstung seines edeln Streitrosses sah, küßte Montreal in bester Laune seine Dame, die, obwohl zu sanft um zu zürnen, doch tief gekränkt war, und dennoch ihre Kränkung wieder halb vergaß aus Furcht um seine Sicherheit, raffte ihre blaue Schärpe auf, die er über seinen Brustharnisch warf, und vollendete seine Rüstung mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der gewiß ist zu siegen. Es war ihm jedoch ein Mißgeschick vom Schicksal bestimmt, und zwar kein kleines: seine Rüstung und Lanze hatte man vom Castell mitgenommen, aber nicht sein Streitross. Sein Zelter war zu leicht die große Wucht zu tragen, und unter seiner Truppe war kein Pferd, das an Stärke und Knochen sich mit dem Adrian's messen konnte. Er wählte jedoch das stärkste, das zur Hand war, und ein lauter Jubel seiner wilden Genossen beurfundete ihr Erstaunen, als er ohne Hülfe vom Boden in den Sattel sprang — ein seltenes und schweres Stück von Gewandtheit an einem Mann, vollständig bewaffnet mit der gewichtigen Rüstung, die damals aus den Schmiedeeisen Mailands hervorging, und die man in Italien noch schwerer als sonst irgendwo in Europa trug. Während beide Compagnien sich gemächlich gruppirtten und

in einer Art von Kreis um den grünen Rasen her sich aufstellten, und die römischen Herolde mit geschäftiger Wichtigkeit die Zuschauer in Ordnung zu bringen sich bemühten, ritt Montreal sein Streitpferd um den Rasen, zwang es zu verschiedenen Capriolen, und zeigte mit der ihm eigenen Eitelkeit seine ausgezeichnete, vielerprobte Reitkunst.

Endlich ritt Adrian mit niedergelassenem Visier, unter dem Zusauchen seiner Partei, langsam auf den grünen Platz. Die zwei Ritter, an beiden Enden, maßen sich mit ernstern Blicken. Sie machten die Höflichkeitsbezeugungen mit den Lanzen, die bei freundschaftlichen Rennen zur Kurzweil üblich waren; und während sie so des Zeichens zum Rennen harrten, zitterten die Italiener für die Ehre ihres Führers, da Montreaals stattliche Höhe und breite Brust einen auffallenden Gegensatz, auch in der Rüstung, bildete zu der Gestalt seines Gegners, der beinahe unter mittlerer Größe, und obgleich fest und gedrungen, doch leicht und schlank gebaut war. Aber zu solcher Vollkommenheit war die Waffenfertigkeit in jenen ritterlichen Zeiten gesteigert, daß große Stärke und Körpergröße, weit entfernt die unumgänglichen Erfordernisse zu seyn, auch nicht einmal die gewöhnlichen Eigenschaften der ausgezeichneteren Ritter waren; wirklich, so viel vermochte die Kraft und die geschickte Führung des Rosses, daß ein leichtes Gewicht beim Reiter oft mehr zu seinem Vortheil als Nachtheil war; und selbst in einer spätern Periode waren die ausgezeichnetsten Sieger in den Turnieren, der Franzose Bayard und der Engländer Sydney, keineswegs durch Größe oder Masse des Körpers ausgezeichnet.

Wie groß auch Montreaals Ueberlegenheit an körperlicher Kraft war, so wurde sie doch völlig aufgewogen durch die geringere Beschaffenheit seines Rosses, das, obschon ein schwerer, starker Calabrier, noch nicht das Blut, die Knochen und die geübte Zucht des nordischen Streitrosses hatte, das der Römer ritt. Die glänzende Decke des letztern, kohlschwarz, war mit rothem, Gold durchwirktem Scharlach gehoben; Hals und Bug waren mit Panzerschuppen überzogen, an der Stirn ragte eine lange Spitze, wie das Horn des Einhornes, und auf dem Kopf schwanke ein flatternder Busch von scharlachnen und weißen Federn. Da Adrian's Sendung nach Neapel eine Sache des Prunks und der Ceremonie gegen einen sehr glänzenden Hof war, mußte auch sein Aufzug und Gefolge der Gelegenheit angepaßt seyn, und der jener Zeit eignen Neigung zum

Prächtigen entsprechen; so war selbst der Zaum seines Pferdes drei Zoll breit mit Gold, ja Edelsteinen geziert. Der Ritter selbst war mit einem Harnisch angethan, der die gebiegenste Kunst des gefeierten Ludoviko von Mailand verrieth, und im Ganzen war sein Aufzug ungewöhnlich prächtig und reich, und erschien noch mehr so neben der einfachen, aber blank gepuzten und künstlich behnbaren Rüstung Montreals (der als Schmuck nur die Schärpe seiner Dame hatte) und der gemeinen, groben Panzerbedeckung seines Pferdes. Dieser Contrast gefiel jedoch dem Provenzalen nicht, dessen Eitelkeit vorzugsweise auf kriegerischen Schmuck sich richtete, und der, hätte er die Kurzweil vorhersehen können, sogar den Colonna verdunkelt haben würde.

Die Trompeter auf beiden Seiten gaben ein kurzes Signal — die Ritter blieben aufrecht, wie eherne Statuen; ein zweites — und beide beugten sich leicht vor über den Sattelbogen — ein drittes — und mit gesenkten Speeren, verhängten Zügeln und in vollem Lauf rannten sie auf einander und trafen sich in der Mitte der Bahn. Mit dem ihm eigenen sorglosen Hochmuth hatte Montreal sich eingebildet, bei der ersten Berührung seiner Lanze werde Adrian vom Rosse fliegen; aber zu seiner großen Ueberraschung blieb der junge Römer fest sitzen, und ritt unter dem Jubel seiner Partie an das entgegengesetzte Ende der Schranken. Montreal selbst ward stark erschüttert, verlor aber weder Sattel noch Steigbügel.

„Das ist in der That kein Weichling,“ murmelte Montreal zwischen den Zähnen, indem er diesmal all seine Geschicklichkeit beim zweiten Rennen aufbot. Adrian seinerseits, die große Ueberlegenheit seines Schlachtrosses wohl erkennend, beschloß, damit dem Gegner ganz auf den Leib zu gehen. Wie nun die Ritter wieder gegen einander anrannten, richtete Adrian, sich nur recht mit dem Schild deckend, sein Augenmerk weniger auf seinen Gegner, den, wie er empfand, nicht wohl eine von Menschenhand geschwungene Lanze aus dem Sattel heben konnte, als auf das weniger edle Thier, das er ritt. Die Gewalt von Montreals Stoß war wie eine Lawine — seine Lanze splitterte in tausend Stücke, Adrian verlor beide Steigbügel, und ohne die starken eisernen Bogen, welche vorn und hinten den Sattel einfaßten, wäre er förmlich aus dem Sattel gehoben worden; so war er beinahe überstürzt, die Ohren klangen ihm, seine Augen kreisten und für ein paar Augenblicke verlor er beinahe ganz die Besinnung. Aber sein Pferd hatte seine Pflege

und Zucht trefflich vergolten. Gerade wie die Gegner an einander kamen, erhob sich das Thier hoch, und drängte mit seiner mächtigen Brust mit so unwiderstehlicher Kraft gegen seinen Feind, daß es Montreals Pferd einige Schritte zurückwarf, während Adrian's mit ausnehmender Geschicklichkeit geführte Lanze den Helm des Provenzalen traf, und so die Aufmerksamkeit des Ritters für den Augenblick etwas derb von der Zügelführung ablenkte. Montreal zog in der Eile, als er wieder sich sammelte, den Zaum zu straff an und machte das Pferd sich bäumen; und da dieses in dem Augenblick ganz voll auf seinen Brustharnisch den Stoß des scharfen Horns und der gepanzerten Brust von Adrian's Streitross empfing — stürzte es mit seinem Reiter rücklings auf den Nasen. Montreal machte sich voll Wuth und Scham los, als ein feiner Schrei von seinem Pavillon her sein Ohr traf und seinen Verdruß verdoppelte. Er raffte sich mit einer Leichtigkeit auf, welche die Zuschauer in Erstaunen setzte; denn so schwer war eine damalige Rüstung, daß wenige Ritter, einmal niedergestreckt, ohne Beistand wieder aufzustehen vermochten, er zog sein Schwert und rief trotzig: „Zu Fuß, zu Fuß! der Fall war nicht meine Schuld, sondern dieser verfluchten Bestie, die ich zur Strafe meiner Sünden zum Rang eines Streitrosses erheben mußte. Kommt her — —“

„Mein, Herr Ritter,“ versetzte Adrian, „seine Panzerhandschuhe ausziehend und seinen Helm loschnallend, den er zu Boden warf. „Ich komme zu Dir als Gast und als Freund; aber zu Fuß fechten ist die Begegnung von Todfeinden. Nähme ich Deine Aufforderung an — meine Niederlage würde nur Deine Ritterschaft beflecken.“

Montreal, den einen Augenblick seine Leidenschaft verblendet hatte, gab sich, aber mit finstrem Unmuth, zufrieden bei diesen Vorstellungen. Adrian eilte seinen Gegner zu trösten. „Uebrigens,“ sagte er, „kann ich keinen Anspruch auf den Preis machen; Eure Lanze machte mich die Bügel verlieren, die meinige ließ Euch unerschütterter. Ihr habt Recht; die Niederlage, wenn es eine war, war die Schuld Eures Rosses.“

„Wir können uns wieder versuchen, wenn ich Euch gleich beritten bin,“ versetzte Montreal, noch grollend.

„Verhüte das die Mutter Gottes!“ rief Adrian aus, mit so frommem Ernst, daß die Umstehenden sich des Lachens nicht enthalten konnten, und selbst Montreal, noch grimmig und halb wider

Willen in die Heiterkeit einstimmte. Die Artigkeit seines Gegners jedoch verführte und rührte die treuherzigeren und soldatenmäßigeren Eigenschaften seines Wesens, und sich fassend versetzte er:

„Signor di Castello — ich bleibe Euer Schuldner für eine Artigkeit, die ich nur schlecht nachgeahmt habe. Wie dem sey, wenn Du mich Dir auf ewig verbinden willst, so gestatte, daß ich nach meinem eigenem Streitroß schieße, und gib mir Gelegenheit, meine Ehre wieder herzustellen. Mit diesem Roß, oder mit einem dem Deinigen gleichen, das mir von englischer Zucht scheint, setze ich alles, was ich besitze, Land, Castell, Gold, Schwert und Sporen zum Pfand, diesen Paß, Mann für Mann, gegen Dein ganzes Gefolge zu behaupten.“

Zum Glück vielleicht für Adrian, rief, eh' er antworten konnte, Riccardo Annibaldi mit großer Wärme: „Herr Ritter, ich habe bei mir zwei im Turnier wohlgeübte Pferde; wähle Du eines und nimm mich als Kämpfer der römischen gegen die französische Ritterschaft; hier ist mein Pfand!“

„Signor,“ versetzte Montreal mit kaum verhehlter Freude, „Dein Anerbieten zeugt von einem so tapfern und freien Geist, daß es eine schlimme Sünde von mir wäre, es zurückzuweisen. Ich nehme Dein Pfand auf, und welches von Deinen Pferden Du verwirfst, das bringe mir in Gottes Namen her, und laß uns nicht Worte verschwenden vor der That!“

Adrian, wohl fühlend, daß bisher die Römer mehr durch Glück, als durch Verdienst im Vortheil gewesen, bemühte sich umsonst, dieses zweite Kampfspiel zu hintertreiben. Aber Annibaldi war heftig gereizt, und bei seinem hohen Rang wäre es von Adrian unpolitisch gewesen, ihn durch förmliche Untersagung zu beleidigen; mit Widerstreben gab denn der Colonna seine Einwilligung zu dem Kampf. Annibaldi's Roßse wurden herbeigebracht, das eine ein edler Rothschimmel, das andere ein Rothbrauner, etwas geringer in Blut und Knochen, aber doch von großer Stärke und hohem Werth. Als Montreal sich genöthigt sah zu wählen, nahm er galant das minder vorzügliche für sich.

Bald war Annibaldi zu dem Rennen gerüstet und Adrian gab den Competern das Zeichen. Der Römer war an Wuchs beinahe Montreal gleich, und obgleich um einige Jahre jünger schien er in seiner Rüstung beinahe von gleicher Masse und Umfang, so daß die neuen Kämpfer auf den ersten Blick ein entsprechenderes Paar zu

seyn schienen, als das vorige. Aber diesmal fühlte sich Montreal, gut beritten, und durch Scham und Stolz aufs Höchste entflammt, einem ganzen Heer gewachsen; und er traf den jungen Baron mit solchem Nachdruck, daß während die Feder auf seinem Helm kaum sich zu rühren schien, der Italiener einige Schritte weit von seinem Roß wegflog, und erst einige Augenblicke, nachdem seine Knappen ihm das Bissier weggenommen, wieder zur Besinnung kam. Dieser Erfolg gab Montreal wieder all seine natürliche gute Laune, und richtete sehr wirksam den Muth seiner Begleiter wieder auf, die sich durch den vorhergehenden Kampf sehr gedemüthigt gefunden hatten.

Er selbst half Annibaldi aufstehen mit großer Artigkeit und einem Schwall von Complimenten, die der stolze Römer mit finstrem Schweigen hinnahm; dann ging er voran in das Zelt, und befahl laut, das Bankett anzurichten. Annibaldi jedoch zögerte außen, und Adrian, der seine Gedanken errieth und sah, daß bei den Bechern sehr wahrscheinlich zwischen dem Provenzalen und seinem Freund ein Haber ausbrechen dürfte, zog diesen bei Seite und sagte: „Mich dünkt, lieber Annibaldi, es wäre besser, wenn Du mit der Hauptmasse unseres Gefolges nach Fondi weiter rittest, wo ich Euch bei Sonnenuntergang treffen will. Meine Knappen und etwa acht Lanzen werden zu meiner Sicherung hier hinreichend seyn, und die Wahrheit zu sagen, ich wünschte einige Worte geheim mit unserem seltsamen Wirth zu wechseln, und hoffe, daß er sich gütlich bestimmen lasse von hier wegzuziehen, ohne Hülfe unserer römischen Truppen, die sonst schon genug Nahrung für ihre Tapferkeit finden.“

Annibaldi drückte seinem Gefährten die Hand; „Ich verstehe Dich,“ versetzte er mit einem leichten Erröthen, „und wahrlich, ich könnte übel den selbstgefälligen Triumph des Barbaren ertragen. Ich nehme Deinen Vorschlag an.“

Drittes Kapitel.

Die Unterhaltung zwischen dem Römer und dem Provenzalen. — Abelinens Geschichte.
— Die See im Mondlicht. — Die Laute und der Gesang.

Nachdem Adrian den Annibaldi mit dem größern Theil seines Gefolges hatte wegreiten sehen, und sich selbst seiner schweren Rüstung entledigt hatte, trat er allein in den Pavillon des Johanniters. Montreal hatte bereits all seine Rüstung außer dem Brustblatt

abgelegt, und trat jetzt hervor um seinen Gast zu bewillkommen mit der gewinnenden leichten Anmuth, die mehr zu seiner Geburt, als zu seinem Gewerbe paßte. Er nahm Adrian's Entschuldigungen wegen der Entfernung Annibaldis, und der andern Ritter seines Gefolges mit einem Lächeln auf, das zu zeigen schien, wie leicht er die Ursache errieth, und führte ihn in die andere innere Abtheilung des Zeltes, worin das Mahl, wozu Wirth und Gast durch die gehabte Leibesübung sich den Appetit geschärft, bereitet war; und hier erst sah Adrian Adelinen. Lange Gewöhnung an das bunte unstete Leben ihres Geliebten, verbunden mit einem gewissen Stolz, den ihr das Bewußtseyn ihres, zwar verwirkten, hohen Standes einflößte, gab dem äußern Wesen dieser schönen Frau eine Leichtigkeit und Freiheit, welche oft, selbst Montreals Augen, das Gefühl ihrer unglücklichen Lage verbargen. Zwar zu Zeiten, wenn sie allein war mit Montreal, den sie mit schwärmerischer Innigkeit liebte, empfand sie nur den Zauber einer Gegenwart, die sie über Alles tröstete; aber in seiner häufigen Abwesenheit oder beim Besuch von Fremden schwand die Täuschung — die Wirklichkeit behauptete ihr Recht. Arme Dame! die Natur hatte sie nicht bestimmt — die Erziehung sie nicht gebildet — Gewohnheit sie nicht abgehärtet für den Hanch der Scham!

Der junge Colonna war sehr betroffen über ihre Schönheit, und noch mehr über ihre edle und vornehme Anmuth. Wie ihr Herr, erschien sie jünger als sie war; die Zeit schien eine Blüthe zu schonen, die einem erfahrenen Auge vielleicht als bestimmt für ein frühes Grab erschien; es war etwas beinah Mädchenhaftes in der Leichtigkeit ihrer Gestalt — in der Ueppigkeit ihrer reichen nußbraunen Flechten, in der Röthe, welche nicht nur jeden Augenblick, sondern beinah mit jedem Wort kam und schwand. Der Contrast zwischen ihr und Montreal stand ihnen beiden gut; es war der Gegensatz hingebenden Vertrauens und schützender Kraft; Jedes war schöner in des Andern Gegenwart; — und als Adrian sich an der wohlbesetzten Tafel niederließ, meinte er nie ein Paar gesehen zu haben, das besser zu den poetischen Sagen der Troubadours ihrer Heimath gepaßt hätte.

Montreal sprach munter von tausend Sachen — er setzte den Weinflaschen zu — er wählte für seine Gäste die zartesten Stücke der köstlichen Spicola von dem nahen Meer und das fetteste Fleisch von den wilden Ebern der pontinischen Sümpfe aus.

„Sagt mir,“ begann Montreal als jetzt ihr Hunger gestillt war — „sagt mir, edler Adrian, wie gehts Eurem Better, Stephan Colonna? Ein tapferer, alter Mann für seine Jahre!“

„Er hält sich wie der Jüngste von uns,“ antwortete Adrian.

„Die neuesten Ereignisse müssen ihn ein wenig angegriffen haben,“ sagte Montreal mit einem schlaunen Lächeln. „Ach, Ihr blickt ernst — aber anerkennt meine Voraussicht! — ich war der Erste, der Eurem Better die Erhebung Cola di Rienzi's prophezeigte; er scheint ein großer Mann — und in nichts größer als darin, daß er die Colonna und Orsini ausgeföhnt hat.“

„Der Tribun,“ erwiederte Adrian ausweichend, „ist gewiß ein Mann von außerordentlichem Geist. Und jetzt, seit ich ihn herrschen sehe, muß ich mich nur darüber wundern, wie er sich je in das Gehorchen fand — die Majestät scheint mit ihm geboren.“

„Leute, welche Macht gewinnen, ziehen leicht ihre Rüstung, die Würde an,“ versetzte Montreal, „und wenn ich recht höre — (thut mir Bescheid auf Eurer Dame Gesundheit!) — wird der Tribun, wenn auch nicht edel geboren, doch bald in eine edle Verwandtschaft kommen.“

„Er ist schon vermählt, mit einer Raselli — ein altes römisches Haus,“ versetzte Adrian.

„Ihr weicht meiner Nachforschung aus — le doulx soupir! le doulx soupir! wie der alte Cabestan es nennt,“ sagte Montreal lachend. „Nun, Ihr habt mir mit einem Becher auf Eure Dame Bescheid gethan, thut mit einem zweiten Bescheid auf die schöne Irene, die Schwester des Tribuns — immer vorausgesetzt, daß die beiden nicht Eine seyen. Ihr lächelt und schüttelt den Kopf.“

„Ich verhehle Euch nicht, Herr Ritter,“ antwortete Adrian: „daß, wenn diese meine Gesandtschaft vorüber ist, ich hoffe, der Bund zwischen dem Tribunen und einem Colonna werde sich zum Besten beider noch enger knüpfen.“

„So hab' ich also recht gehört,“ sagte Montreal im ernstlichen und nachdenklichen Ton. „Rienzi's Macht muß in der That groß seyn.“

„Davon ist meine Sendung ein Beweis. Wißt Ihr, Herr von Montreal, daß Ludwig, König von Ungarn —“

„Wie, was von dem?“

„Die Entscheidung des Streits zwischen ihm und Johanna von Neapel, den Tod ihres königlichen Gemahls betreffend, dem Ausspruch des Tribunen anheim gestellt hat? Das ist das erstemal,

glaub' ich, seit Konstantins Tod, daß solches Vertrauen und ein so hoher Auftrag je einem Römer zu Theil wurden."

"Bei allen Heiligen im Kalender," rief Montreal, sich bekreuzend, "diese Neuigkeit ist in der That zum Erstaunen. Der trotzige Ludwig von Ungarn entsagt dem Recht des Schwertes und wählt eine andere Entscheidung als das Schlachtfeld!"

"Und das," fuhr Adrian fort mit bedeutungsvollem Ton, "das war es, was mich bewog, Eurer höflichen Aufforderung Folge zu leisten. Ich weiß, tapferer Montreal, daß Ihr in Unterhandlung steht mit Ludwig, dieser hat dem Tribunen das beste Zeichen seiner Freundschaft und Zuneigung gegeben; werdet Ihr weise handeln, wenn Ihr — —"

"Den Krieg wagt mit dem Verbündeten Ungarns," unterbrach Montreal, "das wolltet Ihr noch sagen; derselbe Gedanke kam mir selbst in den Sinn. Mein Herr, verzeiht mir — Italiener erfinden oft, was sie wünschen. Bei der Ehre eines Reichsritters, sind diese Zeitungen die nackte Wahrheit?"

"Bei meiner Ehre und beim Kreuz!" antwortete Adrian sich aufrichtend; und zum Beweis hievon, ich bin jetzt nach Neapel geschickt, um mit der Königin die Vorfragen wegen des beabsichtigten Erkenntnisses ins Reine zu bringen."

"Zwei gekrönte Häupter vor dem Richterstuhl eines Plebejers, und das Eine sich vertheidigend gegen die Anschuldigung des Mords!" murmelte Montreal; "die Neuigkeit kann Einen schon staunen machen!"

Er blieb eine Weile nachdenklich und stumm; dann sah er auf und sein Auge begegnete Adelinens zärtlichem Blick, der sich auf ihn mit der tiefen Besorgniß heftete, mit der sie die äußerlichen Wirkungen von Planen und Entwürfen an ihm beobachtete, welche zu erfahren sie in ihrer Sanftmuth nie das Verlangen äußerte, welche zu theilen sie zu unschuldig war.

"Meine Dame!" sagte der Provenzale zärtlich, "was sagst Du? Müssen wir unser Bergschloß und diese wilde Waldlandschaften mit den dumpfen Mauern einer Stadt vertauschen? Ich besorge es; die Dame Adeline," fuhr er gegen Adrian gewendet, fort: "hat ihre eigenthümlichen Neigungen; sie haßt das laute Gedränge der Straßen und Gassen und liebt keinen Palast so sehr wie die einsame Räuberhöhle. Und doch könnte sie, dünkt mich, jedes Antlitz Italiens verdunkeln — deine Gebieterin, Herr Adrian, natürlich ausgenommen."

„Es ist dies eine Ausnahme, die nur ein Liebender und dazu noch ein Verlobter, zugeben darf,“ erwiderte der galante Adrian.

„Nein,“ erwiderte Abeline mit einer ausgezeichnet lieblichen und klaren Stimme, „nein, ich weiß wohl, wie hoch ich die Schmeichelei meines Gebieters anzuschlagen habe, so wie die Artigkeit des Signor di Castello. Aber Ihr habt Aufträge, Herr Ritter, an einen Hof, der, wenn der Ruf Recht hat, in seiner Königin das wahre Wunder und Musterbild aller Schönheit sich zu besitzen rühmt.“

„Vor einigen Jahren sah ich die Königin von Neapel,“ antwortete Adrian, „und nicht im Traum ließ ich mir, als ich dies Engelsantlig sah, einfallen, daß ich es erleben würde, sie des schändlichsten Mordes beschuldigen zu hören, der selbst ein italienisches Königshaus befleckte.“

„Und, gleichsam um ihre Schuld zu beweisen,“ sagte Montreal, „wird sie, seyð versichert, binnen Kurzem eben den Mann heirathen, der die That verübte. Davon hab ich sichern Beweis.“

Unter solchem Gespräch verfloß den Rittern der Tag und sie sahen von dem offenen Zelt aus die Sonne ihre Untergangsglut auf das purpurne Meer ausgießen. Abeline hatte sich schon lang von der Tafel zurückgezogen und sie sahen sie jetzt mit ihren Dienerinnen auf einem Hügel an der Küste sitzen, von wo aus die Töne ihrer Laute leise ihr Ohr trafen. Als Montreal das Lied vernahm, kehrte er sich ab von der Unterhaltung und seufzte, halb das Angesicht in der Hand verhüllend. Wie es nun kommen mochte — die beiden Ritter hatten ganz die kleine Eifersüchtelei oder die Gereiztheit überwunden, welche sie in Rom gegen einander gefaßt hatten. Beide waren durchdrungen von dem soldatischen Geist des Zeitalters und so hatte ihr Kampf am Morgen ihnen die besondere Art von Achtung und sogar Herzlichkeit eingeflößt, welche ein tapferer Mann noch heut zu Tage (und wie viel mehr damals!) für einen Andern empfindet, dessen Muth er erprobt hat, indem er seinen eigenen bewährte. Es ist wie die Entdeckung eines bisher verborgenen, brüderlichen Gefühls und stiftet in einem Feldlagerleben oft plötzliche, dauernde Freundschaft mitten im Schoos der Feindschaft. Dies Gefühl war durch ihre nachherige vertraute Besprechung zur Reise gekommen, und von Adrians Seite durch die Ueberzeugung verstärkt worden, daß, wenn er Montreal die Rathsamkeit des Abzugs vom römischen Gebiet einleuchtend machte, er dadurch einen Vortheil

erlangte, welcher alle Gefahr und Zögerung, wozu er sich bequemt hatte, reichlich vergalt.

Der Seufzer und das verstörte Wesen Montreals entging Abrian nicht und er setzte es natürlich in Beziehung mit etwas die Dame Betreffendem, deren Musik offenbar die Ursache von jener Veränderung war.

„Jene liebenswürdige Dame,“ sagte er verbindlich, „rührt die Laute mit einer ausgesucht schönen Hand, und jene klagende Melodie gemahnt mein Ohr wie ein Gesang aus der Provence.“

„Es ist die Weise, die ich sie lehrte,“ erwiderte Montreal trüb, „vermählt jedoch mit unbedeutenden Worten, womit ich zuerst um ein Herz warb, das sich mir nie hätte ergeben sollen. Ja, junger Colonna, manche Nacht hat mein Boot geankert am Ufer der sternhellen Sorgia, die ihres stolzen Vaters Hallen bespührt und meine Stimme weckte die Stille des wogenden Schilfs mit einer kriegerischen Serenade. Süße Erinnerungen! bittere Früchte!“

„Warum bitter? Ihr liebt ja einander noch.“

„Aber ich habe das Gelübde der Ehelosigkeit auf mir, und Abeline von Courval ist da Liebchen, wo sie angetraute Gattin seyn sollte. Mich dünkt, ich leide bei diesem Gedanken sogar noch mehr als sie — theure Abeline!“

„Eure Dame ist also, wie Alles errathen läßt, edel geboren?“

„Das ist sie,“ antwortete Montreal mit tiefer und sichtbarer Empfindung, die ausgenommen aus Veranlassung der Liebe, selten oder nie in seiner harten Brust aufkam. „Das ist sie; unsere Geschichte ist kurz folgende: wir liebten einander als Kinder, ihre Familie war reicher als die meinige; wir wurden getrennt. Man gab mir zu verstehen, daß sie mich aufgegeben. Ich verzweifelte und in der Verzweiflung nahm ich das Johanniterkreuz. Der Zufall brachte uns wieder zusammen. Ich erfuhr, daß ihre Liebe unerschüttert geblieben. Das arme Kind! denn auch damals noch, Herr, war sie erst ein Kind! ich wild — rücksichtslos — und vielleicht nicht ungeschickt in den Künsten, welche mit Glück um Liebe werben. Sie konnte meinen Bewerbungen um ihre Neigung nicht widerstehen; wir flohen. In diesen Worten habt Ihr den Faden zu meiner ganzen Geschichte. Mein Schwert und meine Abeline waren all mein Vermögen. Die Gesellschaft grölzte auf uns. Die Kirche bedrohte meine Seele, — der Großmeister mein Leben. Ich wurde ein Glückritter. Schicksal und meine Faust begünstigten mich. Ich

habe die, welche mich verachteten, bei meinem Namen zittern gelehrt. Dieser Name soll noch, als Stern oder als Meteor, vor aufgeregten Nationen aufglänzen und ich kann vielleicht noch mit Gewalt vom Pabst die Dispensation ertrogen, die er meinen Bitten versagte. Am nämlichen Tage kann ich vielleicht Adelinens das Diadem und den Ring darbieten. Genug davon — Ihr saht Adelinens Wange! — scheint sie nicht sehr zart? Mir gefällt dies wechselnde Roth nicht! — und ihre Bewegung ist matt — ihr Schritt war sonst so rasch und munter!“

„Wechsel des Aufenthalts und der milde Süden werden ihre Gesundheit bald wieder herstellen,“ sagte Adrian, „und bei Eurem eigenthümlichen Leben kommt sie ja so wenig in Berührung mit Andern, besonders von ihrem Geschlecht, daß ich denke, sie empfindet nur selten das Schmerzliche ihrer Lage. Und Frauenliebe, Montreal, ist, wie wir beide erfahren haben, ein Kleid, das gegen manchen Sturm sie schützt.“

„Ihr redet freundlich,“ versetzte der Ritter, „aber Ihr kennt nicht unser ganzes Leidwesen. Adelinens Vater, ein stolzer Edelmann, starb, wie sie sagen, am gebrochenen Herzen — aber alte Männer sterben an mancher andern Krankheit als an dieser! Die Mutter, eine Dame, die sich ihrer Abkunft von Fürsten rühmte, benahm sich bei der Sache trotziger als ihr Gemahl; sie rief um Rache — was lächerlich war, denn sie ist so religiös wie ein Dominikaner und die Rache ist nicht christlich an einem Weib, obschon ritterlich an einem Mann. — Nun, mein Herr, wir hatten einen Knaben, ein einziges Kind; er war Adelinens Trost in meiner Abwesenheit — sein liebliches Wesen galt ihr mehr als die ganze Welt. Sie liebte ihn so, daß ich, hätte er nicht ihre Augen gehabt und im Schlaf ihr gleich gesehen, eifersüchtig geworden wäre. Er wuchs in unserem wilden Leben auf, kräftig und freundlich; der junge Schelm — er wäre gewiß ein tapferer Ritter geworden! Meine schlimmen Sterne führten mich nach Mailand, wo ich Geschäfte mit den Visconti hatte. An einem schönen Junimorgen ward unser Knabe gestohlen; wahrhaftig dieser Juni war für uns wie ein December!“

„Gestohlen! — wie? — von wem?“

„Die erste Frage ist leicht beantwortet — der Knabe war mit seiner Wärterin im Hofraum; die leichtsinnige Hexe ließ ihn, so berichtet sie, ein paar Minuten allein, um ihm ein kindisches Spielzeug

zu holen; als sie zurückkam, war er weg, keine Spur mehr von ihm da, als seine hübsche Mütze mit der Feder darauf. Arme Abeline! manchesmal fand ich sie, wie sie diese Reliquie küßte, bis sie von Thränen feucht war.“

„Ein sonderbares Schicksal, wahrlich! Aber welches Interesse konnte? — —“

„Ich will Euch,“ unterbrach Montreal, „die einzige Vermuthung angeben, welche ich mir machen konnte; Abelinens Mutter schrieb, auf die Kunde hin, daß wir einen Sohn hätten, an Abeline einen Brief, der ihr beinahe das Herz brach, worin sie ihr ihre Liebe zu mir und so weiter dermaßen vorwarf, als hätte dies sie zur Elendesten ihres Geschlechts herabgewürdigt. Sie forderte sie auf, sich über ihr Kind zu erbarmen und es nicht zu einem Räuberleben zu erziehen — denn so beliebte sie die kühne Lebensweise Walters von Montreal zu benennen. Sie erbot sich, das Kind in ihrem langweiligen Schloß zu erziehen, um es ohne Zweifel zu einer geschornen Platte und einer Mönchskutte zu befähigen. Sie entrüstete sich heftig, daß eine Mutter sich nicht von ihrem Schatz trennen wollte! Sie allein konnte, so scheint es mir, theils aus Rachsucht, theils aus einfältigem Mitleid mit Abelinens Kind, theils vielleicht auch aus frommem Fanatismus, uns unsern Knaben rauben. Auf meine Nachforschung erfuhr ich von der Wärterin — die, wäre sie nicht von Abelinens Geschlecht gewesen, meinen Dolch sollte gekostet haben — daß auf ihren Spaziergängen ein Weib von vorgerückten Jahren, doch dem Anscheine nach niederen Standes (das konnte eine Maske seyn!) das Kind oft angehalten, geliebkost und bewundert hatte. Ich begab mich plötzlich nach Frankreich und suchte das alte Schloß von Courval auf; — es war an den nächsten Erben gekommen und die alte Wittwe war fort, niemand wußte wohin? aber man vermuthete, daß sie in einem entfernten Kloster den Schleier genommen.“

„Und Ihr saht sie seitdem nicht mehr?“

„Ja, in Rom,“ antwortete Montreal erblaffend, „wo ich neulich durch Zufall plötzlich ihr begegnete; und da erfuhr ich endlich das Schicksal meines Kindes und die Richtigkeit meiner Vermuthung; sie gestand den Diebstahl ein und mein Kind war todt! — Ich wagte nicht, etwas davon Abelinen zu sagen; es scheint mir, das hieße den Schaft aus der verwundeten Brust reißen — und sie würde plötzlich sterben, beraubt der jetzt noch in ihr fortglimmenden

Ungewißheit. Sie hat jetzt noch eine Hoffnung — die tröstet sie; obgleich mir das Herz blutet, wenn ich bedenke, wie wichtig sie ist. Lassen wir das jetzt, mein Colonna!"

Und Montreal sprang plötzlich auf die Füße, als ob er durch eine gewaltige Anstrengung die Weichheit abschütteln wollte, welche ihn während seiner Erzählung beschlichen.

„Denkt nicht mehr daran. Das Leben ist kurz — seiner Dornen sind viele — laßt uns keine seiner Blumen versäumen. Das ist fromm und weise zugleich; die Natur, welche mir Kampf und Mühsale zgedacht, gab mir zum Glück das sanguinische Herz und die elastische Seele des Franzosen; und ich habe lange genug gelebt, um zu gestehen, daß jung sterben kein Unglück ist. Kommt, Herr Adrian, suchen wir meine Dame auf, ehe Ihr scheidet, wenn Ihr scheiden müßt; der Mond wird bald aufgehen und Fondi ist nur eine kleine Strecke von hier. Ihr wißt, daß, obgleich ich Cuern Petrarca nicht bewundere, Ihr mit größerer Artigkeit unsere provenzalischen Balladen rühmt, und Ihr müßt Adeline eine singen hören, damit Ihr sie um so mehr schätzen lernt. Das Geschlecht der Troubadours ist ausgestorben, aber der Gesang überlebt den Sänger!"

Adrian, der kaum wußte, welchen Trost er der Betrübniß seines Gesellschafters bieten sollte, fühlte sich durch dessen veränderte Stimmung einigermaßen erleichtert, obgleich sein ernsteres und tiefer fühlendes Gemüth über den so plötzlichen Wechsel betroffen war. Aber wie wir schon oben gesehen, Montreals Geist war (und dies machte vielleicht seinen fesselnden Zauber aus) wie eine wechselnde, sich bunt färbende Wolke; der heiterste Sonnenschein und der wildeste Sturm schwebten in reißend schneller Ablösung darüber hin; die Anlagen außerordentlicher Größe und Stärke, die auf geeignete Weise gebildet und zusammengehalten, ihn zum Segen und Ruhm seiner Zeit gemacht hätten, waren gepaart mit einem knabenhaften Leichtsinn, und erhoben sich zu Krieg und Verwüstung, oder sanken in Ruhe und Weichheit zurück — mit aller Unberechenbarkeit des Zufalls, mit aller Unbeständigkeit der Laune.

Als sie gegen die Küste hinab wandelten, drang die Musik von Adelinens Laute vernehmlicher an ihr Ohr, und unwillkürlich hemmten sie ihre Schritte auf dem üppigen, duftigen Rasenplatz, als sie mit einer zwar nicht sehr starken, aber wunderbar süßen und klaren

Stimme, die zu der einfachen Art der Worte und der Melodie trefflich paßte, folgende Strophen sang:

Gesang der Dame aus der Provence.

1.

Warum Herz, bist betrübt du so?
 So nächtlich und allein?
 Der Himmel, sonst allen froh,
 Sollt' er finster dir seyn?
 Weh mir, weh mir!
 Freut euch nur! Kummer scheut,
 Bencidet nicht, wer sich freut!
 Von Einem stillen Ort
 Nur bleibe die Freude fort —
 Daß ich da seufzen kann.
 Wehe mir, wehe mir!

2.

Wie ein Vogel bei klarer Luft
 Das Gewitter schon ahnt:
 So in mir eine Stimme ruft,
 Die an Sturm mich gemahnt,
 Weh mir, weh mir!
 O freu dich Herz, weil Frist
 Dir noch gegönnet ist!
 Aber mit Seufzen du
 Flüsterst mir Antwort zu:
 (Oh allzuweiches Herz!)
 Wehe, weh mir!

3.

Wie am Himmel dies Zwiellicht droht,
 Bringt der Zweifel die Sorgen.
 Wer weiß, bei der Sonne Tod,
 Wie aufgeht der Morgen?
 Weh mir, weh mir!
 Sey froh noch mein Saitenspiel!
 Du tönest wohl nicht mehr viel!
 Sey froh! horch! noch im Tod
 Der Ton mir warnend droht,
 Und seufzt zum letztenmal:
 Wehe, weh mir!

„Meine, meine Adeline — mein holdester Nachtvogel,“ flüsterte Montreal halb laut, näherte sich leise und warf sich seiner Geliebten zu Füßen — „Dein Gesang ist zu traurig für diesen goldenen Abend.“

„Rein Ton drang je zum Herzen,“ sagte Adrian, „dessen Pfeil nicht mit Wehmuth besiedert war. Recht es Gefühl, Montreal, ist verschwistert mit Schwermuth, jedoch nicht mit Trübsinn.“

Die Dame sah Adrian sanft und beistimmend ins Gesicht; sein Ausdruck gefiel ihr; noch mehr gefielen ihr seine Worte, deren Wahrheit Weiber noch mehr als Männer empfinden müssen. Adrian erwiderte ihren Blick mit einem voll tiefen und beredten Mitgeföhls und voll Achtung; wirklich hatte die kurze Geschichte, die er von Montreal gehört, ihn innig für sie interessirt; und nie verrieth sein Benehmen gegen die glänzende Königin, an deren Hof sein Auftrag ging, eine so ritterliche und ernste Huldigung, wie gegen diese verlassene, unglückliche Dame an den dämmerigen Küsten von Terracina.

Abeline erröthete leicht und seufzte; und dann, um die Peinlichkeit eines Stillschweigens zu brechen, das plötzlich zwischen ihnen eingetreten, während Montreal, die letzte Bemerkung Adrians überhörend, in die Saiten der Laute griff, begann sie wieder: „Natürlich theilt der Signor di Castello die allgemeine Begeisterung für Petrarca?“

„Ja,“ rief Montreal, „meine Dame ist Petrarca-toll, wie alle andere; aber Alles was ich weiß, ist, daß nie ein mannhafter Ritter oder ehrlicher Liebhaber in solchen phantastischen und gequälten Reimen um Liebe warb.“

„In Italien,“ versetzte Adrian, „ist die gewöhnliche Sprache Uebertreibung — aber selbst Eure eigene Troubadourpoesie könnte Euch belehren, daß die Liebe, die immer eine neue, ihr eigene Sprache sucht, nothwendig oft in eine Weise verfallen muß, die Jedermann außer den Liebenden als verkünstelt und unsinnig erscheint.“

„Kommt, theurer Signor,“ sagte Montreal und gab Adrian die Laute in die Hand, „laßt Abelinens Kampfrichterinnen zwischen uns seyn, welche Musik, Eure oder meine, süßer schmeicheln kann!“

„Ha!“ versetzte lachend Adrian, „ich fürchte, Herr Ritter, Ihr habt die Richterinnen schon bestochen!“

Montreals und Abelinens Augen begegneten sich, und in diesem Blick vergaß Abeline all ihren Kummer.

Mit geübter und geschickter Hand griff Adrian in die Saiten; er wählte ein Lied, das weniger künstlich war, als die in seinem Lande am meisten bewunderten und beliebten, das aber doch in italienischem Geist gedichtet war, und mit dem Gedanken, welchen er zuvor gegen Abeline ausgesprochen, übereinstimmte. So sang er:

Wenn ich bei dir nicht immer froh:
 O schilt mich nicht, du Lieber!
 Das Herz von Liebe ganz erfüllt,
 Schwillt oft in Wehmuth über.
 Auf Ströme sinkt der Schatten kühl
 Von Sommerwolken nieder,
 So spiegelt, trauernd, meine Brust
 Nur Himmelswolken wieder.
 Dein Bild, das mir ins Herz geprägt,
 Bewahrt so tief der Spiegel,
 Daß auf den Schatten, wie aufs Licht,
 Der Schlummer drückt sein Siegel.

„Und jetzt,“ sagte Adrian als er gependigt, „kommt die Laute an Euch; ich gab nur das Vorspiel zu Eurem Preis.“

Der Provenzale lachte und schüttelte den Kopf. — „Bei jeder andern Schiedsrichterin hätte ich mir die Laute an meinem eigenen Haupt zerschmettert, für meine Anmaßung, einen solchen Mann zum Wettkampf herauszufordern; aber ich darf mich einem Kampf nicht entziehen, den ich selbst hervorgerufen, selbst wenn ich an Einem Tag zwei Niederlagen erleiden sollte,“ und mit einer tiefen, ausnehmend klangreichen Stimme, der es nur an größerer künstlicher Ausbildung fehlte, um jeder andern den Preis streitig zu machen, trug der Johanniter jetzt vor:

Das Lied des Troubadour.

1.

Solber Fluß, wie das Mondlicht so sanft auf dir ruht!
 Zur Geliebten wiegt mich deine schimmernde Fluth.
 An hind' ich mein Boot, wo mir winket die Spur;
 Alles schläft — nur die Maid nicht und ihr Troubadour.
 Du bist mir, wie die Sterne dem Wasser,
 Das die Barke trug fromabwärts;
 Es hebt sie noch, wenn auch vor Anker —
 So fesselt deine Schönheit mein Herz.
 Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

2.

Willst du sieh'n aus der Welt? Gütte lockt sie mit Pracht —
 Doch bricht goldene Ketten der Liebe Macht;
 Willst du sieh'n aus der Welt? Stolze lockt ihr Gepränge,
 Doch die Liebe, der Höhlen Kind, stirbt im Gedränge.
 Sey mein Herz deine Welt, o Geliebte,
 So verdunkelt sich deine Welt nicht!
 Denn du selbst ja bist ihm Sonne —
 Was blieb' dunkel in deinem Licht?
 Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

3.

Dich umwerben die Großen, die Reichen — arm nur —
 Ist, fürstlicher Ahnen Kind, dein Troubadour!
 Doch sein Herz schlägt für dich nur, die er verehrt;
 Nicht täuscht seine Laute und rein ist sein Schwert.
 Mich kümmern nicht mehr meine Sorgen,
 Wenn nur du mir gewährst deinen Trost,
 Und ob feind mir die ganze Welt sey,
 Wenn nur du nicht, o Holde, entfloh'st!
 Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

4.

Das Mädchen seufzte und flammte in Blut;
 Keine Wolke am Himmel, keine Well' auf der Fluth;
 Doch hätten gewüthet auch Wogen und Sturm:
 Doch wär' sie entflohen des Schlosses Thurm!
 Süße Lilie, vom Sturme gebeugt,
 Seit damals, verpflanzt an mein Herz!
 Würd'st du jetzt, wenn es möglich, noch tauschen?
 Gedenkst deiner Flucht du mit Schmerz?
 Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

So vertrieben sie sich die Zeit abwechselnd mit Gespräch und Gesang, als die waldigen Hügel ihren scharfbegrenzten, langen Schatten über die See hin warfen; während von manchem Hügel voll frischerwachender Blumen, von mancher Citronen- und Drangengruppe, gehoben durch die dunkle, feierliche Aloe, die sommerliche Luft mit mannigfachem Dufte beladen, säufelte, und über den Wassern, gefärbt von den langsam erbleichenden Purpur- und Rosatinten, welche die Sonne längst der Dämmerung vermachet, die lustigen Feuerfliegen hinschwärmten, welche man dieser zauberhaften Küste entlang schimmern sieht. Endlich über die schwarzen Waldhöhen emporschwebend, stieg der Mond langsam auf und schimmerte auf das heitere Zelt und glitzende Panier Montreals — auf den grünen Rasen — die blanken Rüstungen der Soldaten, die in verschiedenen Gruppen, halb beschattet von Eichen und Cypressen, im Gras ausgestreckt lagen, während die Kriegsgrosse friedlich zusammen grasten — eine bunte Mischung der eisernen und der Schäferzeit.

Adrian, ungeru an die Reise denkend, stand auf Abschied zu nehmen.

„Ich fürchte,“ sagte er zu Adelinen, „ich habe Euch schon zu lang in der Nachtlust hingehalten; aber die Selbstsucht überlegt nicht viel.“

„Nein, Ihr seht, wir sind vorsichtig,“ versetzte Adeline auf

Montreal's Mantel deutend, welchen seine sorgliche Hand schon lang um ihren Körper geschlungen hatte, „aber wenn Ihr scheiden müßt, lebt wohl, und ein guter Erfolg begleite Euch!“

„Wir werden uns wieder sehen, hoff' ich,“ sagte Adrian.

Adeline seufzte leise; und der Colonna, im Mondlicht ihr Antlitz betrachtend, dem sie es leicht entgegenhob, ward schmerzlich betroffen über die beinah durchsichtige Zartheit desselben. Von Mitleid bewegt, zog er, eh' er sein Pferd bestieg, Montreal bei Seite und sagte: „Verzeiht mir, wenn ich vorlaut erscheine, aber für einen so edeln Mann ist dies wüste Leben wohl kaum passend. Ich weiß, daß in unserer Zeit der Krieg alle seine Söhne heiligt; aber sicherlich wäre eine feste Bedienung am Hofe des Kaisers, oder eine ehrenvolle Ausöhnung mit Euren ritterlichen Brüdern besser —“

„Als ein Tartarenlager und ein Räubercastell“ — unterbrach ihn Montreal mit einiger Ungebuld, „das wolltet Ihr sagen: Ihr seyd im Irrthum. Die Gesellschaft verstoßt mich aus ihrem Schoos; so ernte denn die Gesellschaft die Frucht, die sie gesäet hat. Eine feste Bedienung sagt Ihr? eine untergeordnete Stelle, um nach Andre's Befehl zu fechten! Ihr kennt mich nicht: Walter von Montreal ward nicht zum Gehorchen geboren. Krieg wenn ich will und Raub wenn ich mag, ist das Motto meines Wappenschild's. Der Ehrgeiz zeigt mir einen Lohn, wovon Ihr nichts ahnt; und ich gehöre durch mein Wesen wie durch meine Abstammung zu den Männern, deren Schwerter Throne erobert haben. Uebrigens legt Eure Nachricht von dem Bund Ludwigs von Ungarn mit dem Tribunen allen Freunden Ludwigs die Nothwendigkeit auf, allen Fehden mit Rom zu entsagen. Eh' eine Woche verfließt, mögen Eulen und Fledermäuse in jenen grauen Thürmen eine Zuflucht suchen.“

„Aber Eure Dame?“

„Ist an Wechsel gewohnt. Gott helfe ihr und mildere den rauhen Sturm für das Lamm!“

„Genug, Herr Ritter, aber solltet Ihr eine sichere Freistätte in Rom für ein so zartes und hochgebornes Wesen wünschen: bei der Rechten eines Ritters, ich verspreche sicheres Dach und ehrenvolle Behausung für die Dame Adeline.“

Montreal drückte die dargebotene Hand an seine Brust; dann riß er hastig die seinige los, fuhr sich damit über die Augen und ging zu Adelinen in einem Schweigen, das deutlich verrieth, daß er sich nicht zu sprechen getraute. In wenigen Augenblicken war

Adrian mit seinem Zug unterwegs; aber der junge Colonna sah sich noch immer um, noch einmal seinen kühnen Wirth und die anmuthige Dame zu sehen, welche noch auf dem Mond beglänzten Rasen verweilten, und die gekräuselten Meereswellen klagten in traurigen Tönen vor seinem Ohr.

Wenige Monate nach diesem Zeitpunkt verbreitete der Name Fra Moreale's Schrecken und Bestürzung durch das schöne Campanien. Die rechte Hand des ungarischen Königs bei seinem Einfall in Neapel ward er nachmals zum Stellvertreter Ludwigs in Aversa ernannt; und Ruhm und Glück schienen ihn triumphirend zu begleiten auf der von ihm erwählten Bahn des Ehrgeizes — deren Ziel das Schaffot oder der Thron seyn mochte.

Viertes Buch.

Der Triumph und das Gepränge.

Allora fama e paura di si buono reggimento passa
in ogni terra. *

Vita di Cola Lib. 1. Cap. 21.

Erstes Kapitel.

Der Knabe Angelo. Nina's Traum geht in Erfüllung.

Der Faden der Erzählung führt uns nach Rom zurück. In einer kleinen Stube in einer halb verfallenen Behausung, am Fuß des Aventin, saß ein kleiner Knabe eines Abends bei einem Weib, von großem und stattlichem Wuchs, aber durch Kränklichkeit und Jahre etwas gebeugt. Der Knabe hatte ein anmuthiges, freundliches Wesen, und in seinem festen, offenen und zuversichtlichen Benehmen lag etwas, das ihn älter erscheinen ließ, als er war.

Das alte Weib, in dem Winkel des tiefen Fensters sitzend, war dem Anschein nach mit einer offen auf ihren Knien liegenden Bibel beschäftigt; aber hin und wieder erhob sie das Auge und betrachtete ihren jungen Gesellschafter mit einem traurigen und ängstlichen Ausdruck.

„Frau,“ sagte der Knabe, der emsig damit beschäftigt war, sich ein hölzernes Schwert zu schnitzen, „hättest Du nur auch das Schauspiel heute gesehen. Ei, jeden Tag gibt es jetzt in Rom ein Schauspiel! Es ist schon eines, wenn man nur den Tribunen sieht auf seinem weißen Pferd (oh, das ist so schön!) mit seinen weißen

* Da verbreitete sich das Gerücht und die Furcht eines so trefflichen Regiments in alle Lande.

Kleidern, ganz mit Edelsteinen besetzt. Aber heute, wie ich Dir eben erzählt habe, hat die Signora Nina mich in Acht genommen, wie ich auf den Treppen des Capitols stand; Du weißt Frau, ich hatte mein bestes Wamms von blauem Sammt angezogen."

"Und sie hat Dich einen hübschen Buben genannt, und Dich gefragt, ob Du ihr kleiner Page werden wollest; und dies hat Dir den Kopf verdreht, einfältiger Zottelbär, der Du bist —"

"O, die Worte sind das Wenigste; wenn Ihr die Signora Nina gesehen hättet, würdet Ihr selbst sagen, daß ein Lächeln von ihr den weisesten Kopf in Italien verdrehen könnte. Oh! wie gerne würde ich dem Tribunen dienen. Alle Buben meines Alters sind von ihm begeistert. Wie werden sie ausschauen und mich morgen in der Schule beneiden! Ihr wißt auch Frau, daß, ob ich gleich nicht ganz in Rom aufgewachsen bin, ich doch ein Römer bin. Alle Römer lieben Nienzi."

"Ja, in der jetzigen Stunde. Das Geschrei wird bald anders lauten; diese Deine Eitelkeit, Angelo, quält mein altes Herz. Ich wollte, Du wärest demüthiger."

"Bastarde müssen sich selbst ihren Namen gewinnen," versetzte der Knabe heftig erröthend; "Sie reiben mir es immer unter die Nase, daß ich nicht sagen kann, wer mein Vater und meine Mutter sey?"

"Sie haben es nicht nöthig," versetzte die Frau hastig, "Du stammst von edlem Blut und alter Abkunft, obgleich ich, wie ich Dir oft gesagt, die Namen Deiner Eltern nicht genau kenne; aber wozu formst Du denn das zähe Stück Eichenholz?"

"Zu einem Schwert, Frau, dem Tribunen gegen die Räuber zu helfen."

"Ach, ich besorge, gleich Allen, die in Italien nach Macht streben, wird er eher Räuber anwerben, als sie angreifen."

"Ei, da seht Ihr's nun, Ihr lebt so abgeschlossen, daß Ihr nichts wißt und hört, sonst hättet Ihr erfahren, daß sogar der Trozigste unter allen Räubern, Fra Moreale, endlich dem Tribunen nachgegeben hat, und aus seinem Castell geflohen ist, wie die Ratte aus einem einstürzenden Haus."

"Wie, was!" rief die Frau, "was sagst Du? Hat dieser Plebejer, den Ihr Tribun nennt — sich erfrecht, dem furchtbaren Krieger den Handschuh hinzuwerfen, und hat Montreal das römische Gebiet verlassen?"

„Ja, es ist das Stadtgespräch. Aber Moreale scheint für Euch so gut, wie für jede Mutter in Rom ein Popanz. Hat er Euch je ein Leid gethan, Frau?“

„Ja!“ rief die Alte mit einer so trotzigen Hast, daß sogar der muthige Knabe stuzte.

„Dann wünscht' ich ihm zu begegnen,“ sagte er nach einer Weile, seine Theaterwaffe schwingend.

„Berhüt' es der Himmel! Es ist ein Mann, dem Du ewig fern bleiben mußt, im Krieg und Frieden. Sag mir noch einmal, dieser gute Tribun unterhält keinen Verkehr mit den Freilanzten?“

„Ich sag' es noch einmal, weiß es doch ganz Rom.“

„Er ist auch fromm, hab ich gehört, und man streut aus, daß er Gesichte sehe und von oben gestärkt werde,“ sagte die Alte vor sich hin, dann zu Angelo gewendet fuhr sie fort: „Du würdest mit großer Freude der Signora Nina Anerbieten annehmen?“

„Ja, das würde ich, Frau, wenn Ihr mich entbehren könntet.“

„Kind,“ erwiderte die Matrone feierlich, „mein Sand ist bald abgelaufen und mein Wunsch ist, Dich bei Leuten zu wissen, welche Deine Jugend beschirmen und Dich vor einem zügellosen Leben bewahren. Dies gethan, könnte ich mein Gelübde erfüllen, und den trüben Rest meiner Jahre Gott weihen. Ich will weiter darüber nachdenken, mein Kind. Nicht unter dem Dach eines solchen Plebejers hättest Du wohnen, nicht vom Tische eines Fremden Dich nähren sollen; aber in Rom — mein letzter des Vertrauens werther Verwandter ist todt; — und im schlimmsten Fall, Ehrlichkeit in der Dunkelheit ist besser, als Verbrechen in Glanz und Pracht. Dein Geist macht mir schon Unruhe. Zurück mein Kind! Ich muß in mein Gemach, und wachen und beten!“

Mit diesen Worten schlüpfte die Alte, die Annäherung des Knaben zurückweisend und die von ihm gemurmelten, verworrenen Worte — die halb zärtlich, halb auch mürrisch und eigensinnig waren — schweigend aus der Stube hinaus.

Der Knabe sah verdutzt auf die sich schließende Thüre und sagte dann bei sich selbst: „die Frau spricht lauter Räthsel; ich bin neugierig, ob sie mehr von mir weiß als sie sagt, oder ob sie irgend wie mit mir verwandt ist. Ich hoffe nicht, denn ich liebe sie nicht sehr, und wünsche mir auch sonst nichts Bestimmtes hierin. Ich möchte nur, sie brächte mich zu des Tribuns Gemahlin, dann wollen wir sehen, wer den Buben Angelo Billani noch einen Bastard nennt.“

Damit machte sich der Knabe wieder mit verdoppeltem Eifer an die Verfertigung seines Schwerts. Wirklich hatte das kalte Wesen dieses Weibs, die ihm Wärterin, Gesellschafterin, Stellvertreterin der Eltern war, seine Zärtlichkeit zurückgestoßen, ohne sein Temperament zu bändigen, und obgleich ursprünglich nicht eigentlich bössartig, war Angelo Villani doch schon übermüthig, arglistig und rachsüchtig, jedoch auf der andern Seite nicht ohne eine rasche Empfänglichkeit für Güte, wie für Beleidigung; er besaß natürliche Schärfe des Verstandes und große Furchtlosigkeit. Auserzogen mehr in ruhigem Genügen als im Ueberfluß, und viel unter den Augen seiner Beschützerin lebend, die er nur unter dem Namen Ursula kannte, hatte er ein anmuthiges Benehmen und das Wesen eines Knaben von gutem Stande. Und mehr vielleicht sein Betragen als sein Gesicht, das, obgleich hübsch, sich doch mehr durch Verstand als durch Schönheit auszeichnete, hatte die Aufmerksamkeit der Gattin des Tribuns auf sich gezogen. Seine Erziehung war wie auf eine gelehrte Bestimmung berechnet. Er hatte nicht blos lesen und schreiben gelernt, sondern man hatte ihm auch die Anfangsgründe des Lateinischen beigebracht. Nicht halb so viel Neigung jedoch verrieth er zu diesen Studien, als zu den Spielen seiner Genossen, oder für die Schauspiele und Ausläufe in den Straßen, wo er sich immer hinzudrängen wußte, und wo er immer durch seine glückliche Gewandtheit unversehrt und mit heiler Haut davon kam.

Am folgenden Morgen trat Ursula in des jungen Angelo's Zimmer. „Zieh diesen Morgen wieder Deine blaue Jacke an,“ sagte sie; „ich wünsche, daß Du Dich aufs Beste ausnimmst — Du sollst mit mir in den Palast gehen.“

„Wie, heute?“ rief der Knabe voll Freuden, halb aus dem Bett springend. „Liebe Frau Ursula, so soll ich denn wirklich zu der Dienerschaft der Gemahlin des großen Tribunen kommen?“

„Ja; und das alte Weib verlassen, daß sie allein stirbt. Deine Freude steht Dir gut; aber die Undankbarkeit liegt in Deinem Blut. Undankbarkeit! O sie hat mein Herz zu Asche gebrannt! Und die Deinige, Knabe, findet jetzt keine Nahrung mehr in dem trocknen, zerfallnen Schutt.“

„Liebe Frau, Ihr seyd immer so bitter, Ihr habt, besinnt Euch nur, ja selbst gesagt, Ihr wünscht Euch in ein Kloster zurückzuziehen und ich sey eine zu lästige Bürde für Euch. Aber Ihr habt Eure Freude daran, mich zu schelten, mit Recht oder mit Unrecht.“

„Mein Geschäft ist zu Ende,“ sagte Ursula mit einem tiefen Seufzer.

Der Knabe antwortete nicht; und die Alte entfernte sich mit schweren Schritten und vielleicht mit noch schwererem Herzen. Als er sie in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer aufsuchte, bemerkte er, was ihm in seiner Freude vorher entgangen war, daß Ursula nicht ihre gewöhnliche einfache und schmucklose Kleidung trug. Die goldne Kette — damals selten getragen von Frauen, die nicht edler Geburt waren, obwohl, beim andern Geschlecht, sehr beliebt bei öffentlichen Beamten und reichen Kaufleuten, schimmerte auf einem Gewand vom reichsten geblühten venetianischen Stoff, und die Spangen, welche an Hals und Brust das Gewand einfaßten, waren mit Edelsteinen von nicht geringem Werth geschmückt.

Angelos Auge war betroffen über diesen Wechsel, aber einen männlicheren Stolz empfand er bei der Beobachtung, daß sich die alte Frau gut darin ausnahm. Ihr Wesen und ihre Haltung waren wirklich die einer Frau, welche an eine solche Tracht gewohnt ist, und am heutigen Tage zeigte sich darin noch mehr Strenge und Würde als gewöhnlich.

Sie schmeidigte des Knaben Locken, zog ihm den kurzen Mantel anständiger über die Schulter und steckte ihm dann in den Gürtel einen Dolch mit reich verziertem Griff, so wie eine mit Goldgulden wohl gefüllte Börse.

„Verne beide klug gebrauchen,“ sagte sie, „und ob ich nun lebe oder sterbe, so wirst Du nie nöthig haben den Dolch zu schwingen um Gold zu schaffen.“

„Das also,“ rief Angelo ganz entzückt, „ist ein wirklicher Dolch, die Räuber damit zu bekämpfen. Ah mit dem würd' ich den Fra Moreale nicht fürchten, der Dir so viel Leid that. Ich hoffe, ich kann Dich noch rächen, obgleich Du mich so eben wegen Undankbarkeit schaltest.“

„Ich bin gerächt. Hege keine solche Gedanken, mein Sohn, sie sind sündhaft; wenigstens fürchte ich es. Komm her an den Tisch und is; wir wollen bei Zeiten hingehen, wie Bittende sollen.“

Angelo hatte seine Morgenmahlzeit bald beendigt, und als er in der Gesellschaft Ursula's vor das Thor hinaussprang, bemerkte er zu seinem Erstaunen vier solche Diener, wie sie damals gewöhnlich Personen von ausgezeichnetem Rang begleiteten und die in jeder

Stadt zur Bequemlichkeit von Fremden oder zum sonntäglichen Staat der reicheren Bürger zu miethen waren.

„Wie wir heute so groß thun!“ sagte er, in die Hände klatschend, mit einer Lebhaftigkeit, welche Ursula nicht ermangelte ihm zu verweisen. „Es ist nicht um des eiteln Pomps willen,“ setzte sie hinzu, „dessen wahre Bornehmheit ich gar wohl entbehren kann, sondern damit wir leichter Zutritt im Palast erhalten. Diese Prinzen von gestern her sind nicht allzubereitwillig, dem gar zu Demüthigen ihr Ohr zu leihen.“

„O, diesmal habt Ihr Unrecht!“ sagte der Knabe. „Der Tribun gibt allen Leuten, den Aermsten wie den Reichsten, Audienz. Ja, da ist kein zerlumpter Bauer oder baarsfüßiger Mönch, der nicht eher als der stolzeste Baron bei ihm Zutritt bekäme. Deswegen liebt ihn auch das Volk so. Und er hat einen Tag der Woche dazu bestimmt, die Wittwen und Waisen anzunehmen; und Ihr wißt, Frau, ich bin eine Waise.“

Ursula, schon ganz mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, antwortete nicht und hörte kaum auf das, was der Knabe sagte; sie stützte sich auf seinen jungen Arm und schritt, unter Vortritt der Diener, um den Weg zu bahnen, langsam dem Palast des Capitols zu.

Ein wunderbares Interesse hätte es für ein schärfer blickendes Auge haben müssen, die Veränderung zu beobachten, welche zwei oder drei kurze Monate der strengen, aber heilsamen und weisen Herrschaft des Tribuns in den Straßen Roms bewirkt hatten. Da sah man nicht mehr die knochigen, in Eisen gekleideten Gestalten der fremden Söldlinge auf den Plätzen einherstolzirend, oder in behaglicher Faulheit vor den verbollwerkten Portalen eines düstern Palasts gruppirt. Die Kaufläden, in manchen Quartieren seit Jahren beständig geschlossen, waren wieder geöffnet, glänzend von Waaren und wimmelnd vom Verkehr. Die Straßen, früher entweder schweigend wie der Tod, oder von einem furchtsamen, einzelnen Wanderer mit schnellen Schritten und ängstlich überall umherspähenden Augen durchheilt — oder wiederhallend von dem Tumult eines armseligen Pöbels, oder der offenen Feindseligkeit wilder Edelleute — zeigten jetzt die geregelten, gesunden, bunten Strömungen des gesitteten Lebens, welche theils auf Lebensgenuß, theils auf den Handel Bezug hatten. Karren und Wagen, mit Gütern beladen, welche sicher die zerstörten Raubnester der Räuber in der Campagna passirt, rasselten lustig über die Straßen. „Nie vielleicht,“

um den von einem neueren, keineswegs parteiischen Historiker, auf das Zeugniß italienischer Gewährsmänner aufgenommenen Bericht anzuführen, „nie vielleicht ward die Thatkraft und Wirksamkeit eines einzelnen Geistes auffallender empfunden, als bei der plötzlichen Umgestaltung Roms durch den Tribunen Rienzi. Eine Räuberhöhle wurde zur Disciplin eines Lagers oder eines Klosters zurückgeführt. In dieser Zeit, sagt der Geschichtschreiber, begannen sich die Wälder zu freuen, daß sie nicht mehr von Räubern beunruhigt würden; die Stiere fingen wieder an zu pflügen; die Pilger besuchten wieder die Heiligthümer; die Straßen und Herbergen waren angefüllt von Reisenden. Handel, Ueberfluß, Treu und Glauben kehrten wieder auf den Märkten, und ein Beutel mit Gold konnte ohne Gefahr mitten auf der Landstraße hingelegt werden.“

Trog all diesen Anzeigen des Wohlbehagens und der Sicherheit des Volks, konnte man doch manche finstere und unzufriedene Gesichter unter der Menge sehen, und so oft Einer, der die Livree der Colonna oder der Drfini trug, sich von dem Volkschwarm angerannt oder gestoßen sah, fuhr eine trotzige Hand unwillkürlich an den Schwertgriff und ein halb unterdrückter Fluch endete in einen zornigen Seufzer. Da und dort auch beurkundeten — im Gegensatz zu den neu geschmückten, neu ausgestatteten und lachenden Kaufläden — Haufen von Schutt vor dem Thor eines stolzen Edelhauses die Zerstörung von Befestigungen, welche der Figner, in ohnmächtiger Wuth, wie eine Tempelschändung empfand. Durch solche Straßen und solche Gruppen verfolgte die Gesellschaft, welche wir im Auge haben, ihren Weg, bis sie sich unter dem am Eingang des Capitols versammelten Volksgewühl befanden; die hier aufgestellten Beamten hielten jedoch eine so gute und geschickte Ordnung, daß sie nicht lang aufgehalten waren, und auf dem weiten Platz oder Hof dieses merkwürdigen Gebäudes erblickten sie die offenen Thüren des großen Gerichtssaals, nur von einer Schildwache bewacht, worin der Tribun täglich sechs Stunden zu Gericht saß; denn „geduldig zu hören, rasch zu vergelten, unerbittlich im Strafen, gab er immer den Armen und Fremden Zutritt zu seinem Tribunal.“ *

Doch nicht den Weg zu diesem Saal schlug jene Gesellschaft ein, sondern sie betrat den Gang, der zu den Privatgemächern des Palastes führte. Und hier bildete der Pomp, das Gepränge, die

* Gibbon.

mehr als königliche Pracht der Residenz des Tribuns einen starken Contrast gegen die patriarchalische Einfachheit, welche seinen Gerichtshof auszeichnete.

Selbst Ursula, von früher doch vertraut mit dem verschwenderischen Aufwand italischer und französischer Fürstenhöfe, schien überrascht und erstaunt über den Saal voll von köstlich gekleidetem Gesinde, die marmornen und vergoldeten, mit Blumen bekleideten Säulen und die prächtigen Paniere, die aller Orten wehten und schimmerten, und in welche die verbundenen Wappen der Stadtrepublik und des heiligen Stuhles gewirkt waren.

Raum wissend, an Wen sich wenden in einer solchen Versammlung, ward Ursula aus ihrer Verwirrung gerissen durch einen Beamten, in Carmoisin und Gold gekleidet, der mit ernstem und förmlichen Anstand — wie man ihn überhaupt durchaus an dieser Dienerschaft bemerkte — ehrerbietig fragte: Wen sie suche?

„Die Signora Nina,“ versetzte Ursula, ihre stattliche Gestalt aufrichtend, mit natürlicher, doch etwas veralteter Würde. In ihrer Aussprache lag etwas Fremdes, was den Diener zu der Antwort veranlaßte:

„Heute, Madame, glaube ich, empfängt die Signora nur die römischen Damen. Morgen ist der für alle fremden Damen von Stand festgesetzte Tag.“

Ursula erwiderte mit einer leisen Ungebuld im Ton:

„Mein Anliegen ist von der Art, welche in Palästen an jedem Tag willkommen ist. Ich komme, Signor, um gewisse Geschenke der Signora zu Füßen zu legen, welche sie gewiß würdigen wird anzunehmen.“

„Und sagt auch, Signor,“ setzte der Knabe hastig hinzu, „daß Angelo Billani, welchen die Signora Nina gestern ihrer Aufmerksamkeit würdigte, kein Fremder, sondern ein Römer ist, und wie sie ihn geheißt, kommt, um der Signora seine Huldigung und seine Ergebenheit darzubringen.“

Der ernste Bediente konnte sich bei der naseweisen, aber nicht unanmuthigen Reckheit des Knaben eines Lächelns nicht enthalten.

„Ich erinnere mich, Meister Angelo Billani,“ versetzte er, „daß die Signora Nina an der großen Treppe mit Euch redete. Madame, ich will Eure Botschaft ausrichten. Seyd so gütig, mir in ein Gemach zu folgen, das besser für Euer Geschlecht und Euern Stand paßt.“

Hiermit führte sie der Offiziant durch den Saal zu einer breiten Treppe von weißem Marmor, deren Mitte mit jenen reichen morgenländischen Teppichen belegt war, die damals schon, als die Zimmer eines englischen Monarchen mit Binsen bestreut wurden, in den üppigeren italienischen Palästen häufig vorkamen. Eine Thüre auf der ersten Flucht öffnend, führte er Ursula und ihren jungen Pflegsohn in ein hohes Vorzimmer, mit gewirkten Sammttapeten behangen, während über der Thüre gegenüber, durch welche der Diener verschwand, die Wappenbilder angebracht waren, die der Tribun so beharrlich bei all seinem Gepränge zur Schau stellte, nicht sowohl nur aus Prachtliebe, als von dem politischen Wunsche geleitet, mit den päpstlichen Schlüsseln die heraldischen Zeichen der Republik zu vermählen.

„Philipp von Valois wohnte nicht schöner als dieser Mann,“ murmelte Ursula. „Ich werde, wenn dies Bestand hat, besser für meinen Pflegling sorgen, als ich glaubte.“

Der Bediente kehrte bald zurück und führte sie durch ein Gemach von großem Umfang, das wirklich das große Empfangszimmer des Palastes war. Vierundzwanzig Säulen von orientalischem Marmor, Zeugen von den Plünderungen der spätern Kaiser, jetzt aus vergessenen Trümmern wieder ausgegraben, um den Palast des Wiederbelebbers der alten Republik zu zieren, trugen die leichte Decke, die in ihrer Architektur halb gothisch, halb klassisch, mit goldenen und purpurnen Mosaiken eingelegt war. Der gewürfelte Estrich war in der Mitte mit Goldbrokat bedeckt. Die Wände abwechselnd mit eben so glänzenden Tapeten behangen und gehoben durch frische, mit den prachtvollsten Farben gemalte Felder, voll mystischer und symbolischer Figuren. Am obern Ende dieses königlichen Saales führten zwei Stufen zu dem Platz hinan, wo des Tribuns Thron stand, worüber der Baldachin mit den ewigen Wappenbildern des Papstes und der Stadt.

Diesen Saal durchschritt der Beamte und öffnete am Ende desselben eine Thüre, die in ein kleines Zimmer führte, angefüllt von Pagen in reicher Kleidung von blauem Sammt mit Silber. Wenige unter ihnen waren älter als Angelo, und insgesammt schön, konnten sie als die Blüthe und der Ausbund der Stadt erscheinen.

Nur kurze Zeit konnte Angelo seine künftigen Kameraden betrachten — denn binnen einer Minute standen er und seine Pflegerin vor der Gemahlin des Tribuns.

Das Zimmer war nicht groß — aber doch groß genug, um zu beweisen, wie die schöne Tochter Kaselli's ihre hochfliegenden Träume von Pracht und Glanz verwirklicht hatte.

Es war ein Gemach, das jeder Beschreibung spottete — es schien ein Cabinet für die Edelsteine der Welt zu seyn. Das Tageslicht, durch hohe und tiefgehende Fenster von farbigem Glas gedämpft, überströmte in weichen Purpurfarben Alles, was nur die Kunst jener Zeit Köstliches, oder königliche Leppigkeit Theures aufzuweisen hatte. Die silbernen Randelabern von florentinischer Arbeit, die Teppiche und Stoffe aus dem Morgenlande, die Tücher aus Venedig und Genua; Malereien, wie bemalte Messbücher, auf einem Grund von Gold und einer Mischung von Blau und Carmoisin; antike Marmorbilder, welche an die glänzenden Tage von Athen erinnerten; wieder aufgedgrabene Mosaiktafeln, die wie durch Zauberei ihren Glanz behalten hatten; goldene Rauchpfannen, welche Arabiens Wohlgerüche ausströmten, aber so gemäßiget, daß dadurch nicht der gesündere Duft der Blumen ertödtet wurde, die in allen Ecken aus marmornen und alabasternen Vasen emporblühten; ein kleiner, geisterartiger Springbrunnen, der unter Rosenkränzen hervorzuquellen schien und durch seinen diamanthellen, leichten Strahl der Luft eine fast unmerkliche Kühlung mittheilte; — alles Dies und Anderes dergleichen beschreiben zu wollen, wäre vergebliche Mühe; versammelt war Alles mit der reichsten Verschwendung, in Uebereinstimmung gebracht durch den auserlesensten Geschmack, und alte Kunst mit der neuen verbindend, überraschte und berauschte es die Sinne Dessen, der es sah. Nicht sowohl die Kostbarkeit oder die Verschwendung machte den Charakter dieses Zimmers aus — es war eine gewisse blendende, aus Erhabene grenzende Großartigkeit der Erfindung; es war mehr wie der fabelhafte Sitz einer Zauberin, einer Armida, auf deren Wort Genien die Erde plünderten und Feen das Wachsthum befördern, als wie die gröbere Pracht einer irdischen Königin. Hinter den aufgehäuften Polstern, worauf Nina in halb zurückgelehnter Stellung saß, standen vier Mädchen, schön wie die Honri's, mit Fächern von den seltensten Federn, und zu ihren Füßen lag eine Aeltere als die übrigen, deren, jetzt schweigende, Laute ihre eigenthümliche Obliegenheit andeutete.

Aber wäre das Zimmer an sich vielleicht etwas zu fantastisch und überladen erschienen mit seinen verschwenderischen Verzierungen — die Gestalt und das Antlitz Nina's hätten auf Einmal Alles im

richtigen Verhältniß gezeigt, so ganz und gar erschien sie als der natürliche Genius des Ortes; so wunderbar verkörperte ihre Schönheit, gehoben jetzt von befriedigter Liebe, geschmeichelter Eitelkeit, triumphirender Hoffnung, den glänzendsten Traum, der je Tasso's Auge vorschwebte, wenn er in einer unsterblichen Gestalt die Herrlichkeit der Zauberin mit allen Reizen des Weibes vermählte.

Nina erhob sich halb, als sie Ursula's ansichtig wurde, deren ruhige und düstere Züge unwillkürlich ihr Erstaunen und ihre Bewunderung über eine so seltene und ergreifende Anmuth aussprachen, die aber, ungeblendet durch den Glanz um sie her, bald ihre gewohnte Selbstbeherrschung wieder gewann und sich auf das ihr von Nina angewiesene Polster setzte, während der junge Gast, von kindischer Bewunderung wie durch Zauber gefesselt, mitten in dem Zimmer stehen blieb. Nina erkannte ihn wieder mit einem Lächeln:

„Ah, mein hübscher Junge, dessen lebhaftige Augen und festes Wesen gestern mein Wohlgefallen auf sich zogen! Bist Du gekommen, meinen Vorschlag anzunehmen? Gehört Euch, Signora, dies schöne Kind?“

„Signora,“ versetzte Ursula, „mein Anliegen ist kurz dieses: durch eine Verkettung von Ereignissen, mit deren Erzählung ich Euch nicht zu ermüden brauche, fiel dieser Knabe von seiner Kindheit an meiner Ob Sorge anheim — eine schwere und ängstliche Aufgabe für ein Gemüth, dessen Gedanken über die Schranken dieses Lebens hinausgehen. Ich habe ihn erzogen, wie es sich für einen Knaben von edlem Blut schickt; denn von beiden Seiten, Signora, ist er edel, obgleich eine Waise, vater- und mutterlos.“

„Armes Kind!“ sagte Nina mitleidig.

„Er liegend jetzt unter der Last der Jahre,“ fuhr Ursula fort, „und nur von dem Wunsche beseelt, mich mit dem Himmel zu versöhnen, reiste ich vor einigen Monaten hieher in der Absicht, den Knaben zu einem Verwandten von mir zu bringen, und diese Pflicht erfüllt, in der Stadt der Apostel die Gelübde abzulegen. Ach! ich fand meinen Vetter todt, und ein Baron von wildem und zügellosem Charakter war sein Erbe. Verwirrt und angstvoll blieb ich hier — und da erschien es mir wie eine Stimme der Vorsehung, als mir gestern Abend das Kind sagte, daß Ihr ihm die Ehre erwiesen, es in Acht zu nehmen. Wie das übrige Rom hat auch er schon gelernt, seine Begeisterung dem Tribun, seine Ergebenheit der Gemahlin des Tribuns zu widmen. Wollt Ihr ihn im Ernst in Eure

Dienerschaft aufnehmen? Er wird Eurem Schutz keine Schande machen, weder durch sein Blut, noch, hoffe ich, durch seine Auf-
führung.“

„Ich würde sein Gesicht als Bürgschaft annehmen, Signora, auch ohne eine so ausgezeichnete Empfehlung wie die Euerige. Ist er ein Römer? Sein Name muß mir doch bekannt seyn.“

„Verzeiht mir, Signora,“ versetzte Ursula, „er führt den Namen Angelo Villani — nicht den von Vater oder Mutter. Die Ehre eines edlen Hauses gebietet, daß seine Abstammung für immer ein Geheimniß bleibe. Er ist die Frucht einer von der Kirche nicht geweihten Liebe.“

„Um so mehr verdient er also Liebe und Mitleid — als das Opfer fremder Sünde!“ antwortete Nina mit feuchten Augen, als sie die tiefe, brennende Schamröthe sah, die des Knaben Wange bedeckte. „Mit der Herrschaft des Tribuns beginnt eine neue Zeitrechnung des Adels, wo Rang und Ritterschaft durch das eigene Verdienst des Mannes, nicht das seiner Ahnen, sollen gewonnen werden. Fürchtet nichts, Signora! in meinem Haus soll er keine Kränkung erfahren!“

Ursula's Stolz ward durch die Güte Nina's erschüttert; sie näherte sich ihr mit unwillkürlicher Ehrerbietung und küßte ihr die Hand.

„Möge die gebenedeite Jungfrau Eurem edeln Herzen vergelten!“ sagte sie, „und jetzt ist meine Pflicht erfüllt und mein irdisches Ziel erreicht. Aber füget, Signora, zu den Beweisen Eurer unschätzbaren Gunst jetzt noch Einen. Diese Juwelen,“ hier zog Ursula aus ihrem Kleid ein Kästchen, drückte auf die Feder, und der zurückfliegende Deckel zeigte Edelsteine von ansehnlicher Größe und vom glänzendsten Wasser — „diese Juwelen,“ fuhr sie fort, das Kästchen Nina zu Füßen legend, „gehörten einst dem fürstlichen Hause von Toulouse, aber sie sind jetzt ohne Werth für mich und die Meinigen. Erlaubt mir, mich an dem Gedanken zu erfreuen, daß sie an Jemand übergegangen, deren königliche Stirne ihnen einen Glanz verleihen wird, den sie nicht erst anderswoher zu empfangen braucht.“

„Wie!“ sagte Nina hoch erröthend, „meint Ihr, Signora, meine Güte lasse sich erkaufen? War dies je bei einem Weibe möglich? Nein, nein! nehmt die Geschenke zurück, oder ich muß Euch bitten, den Knaben wieder mitzunehmen.“

Ursula war betroffen und verwirrt; ihrer Erfahrung war solche Enthaltfamkeit etwas Neues, und sie wußte kaum, wie sich dabei benehmen? Nina nahm ihre Verlegenheit wahr mit einem stolzen und triumphirenden Lächeln und sagte dann, ihr vorheriges höfliches Betragen wieder annehmend, mit ernster Anmuth:

„Die Hände des Tribuns sind rein — die der Gattin des Tribuns müssen von jedem Verdacht frei bleiben. Eher, Signora, sollte ich Euch ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit aufdrängen für das schöne mir anvertraute Pfand Eures Knaben. Eure Juwelen können später einmal den Knaben auf seiner Laufbahn fördern; bewahrt sie für Einen, der ihrer bedarf.“

„Nein, Signora,“ sagte Ursula aufstehend und die Augen zum Himmel aufschlagend, „sie sollen zu Messen verwendet werden für seiner Mutter Seele; für ihn will ich schon seinen Antheil aufbewahren, wenn seine Jahre dessen benöthigt sind. Signora, nehmt den Dank eines elenden, trostlosen Herzens. Lebt wohl!“

Sie wandte sich um, das Zimmer zu verlassen, aber mit so unsichern, bebenden Schritten, daß Nina, ergriffen und gerührt, aufsprang und mit eigener Hand die Alte durch das Gemach geleitete, ihr freundlichen Trost zuflüsternd; als sie an die Thüre kamen, sprang der Knabe herzu, faßte Ursula's Rock und schluchzte: „Liebe Frau! nicht ein Lebwohl für Euern kleinen Angelo? Verzeiht ihm Alles, was er Euch gekränkt hat. Jetzt zum erstenmal fühle ich, wie unartig und undankbar ich gewesen bin.“

Die Alte schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn leidenschaftlich — als der Knabe, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, die Börse, die sie ihm gegeben, herauszog und mit erstickter, kaum vernehmlicher Stimme sagte: „Und dies, liebste Frau, verwendet zu Messen für meines armen Vaters Seele, denn er ist, wie Ihr wißt, ja auch todt!“

Diese Worte schienen auf Einmal alle zärtlicheren Gefühle Ursula's wieder zu erkälten. Sie stieß den Knaben mit derselben starren und finstern Strenge in Miene und Benehmen zurück, womit sie sonst schon so oft ihn von sich gescheucht; und auf Einmal, ihre Selbstbeherrschung wieder gewinnend, verließ sie das Zimmer, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Nina, überrascht, aber voll Mitleid mit ihrem Kummer und voll Achtung gegen ihr Alter, folgte ihr auf dem Fuße durch das Pagenvorzimmer und den Empfangsaal bis an den Fuß der Treppen — eine Herablassung, welcher sich

die stolzeste römische Fürstin nicht von ihr hätte zu erfreuen gehabt; und als sie trüb und nachdenklich zurückgekehrt war, ergriff sie die Hand des Knaben und küßte ihn zärtlich auf die Stirne.

„Armer Knabe,“ sagte sie, „es scheint, als ob die Vorsehung es so gelenkt hätte, daß ich Dich gestern unter dem Volkshaufen herauslas, und als ob sie Dich zu der geeigneten Freistätte führen wollte. Denn wohin sollten die Freundlosen und Waisen Roms sich wenden, als in den Palast von Roms höchstem Magistrat?“ Dann wandte sie sich zu ihrer Dienerschaft und gab ihnen Anweisungen, die persönlichen Bedürfnisse ihres neuen Schüglings betreffend, welche bewiesen, daß, wenn der Besitz der Macht ihrer Eitelkeit dienen mußte, er doch ihr Herz nicht verhärtet hatte. Angelo Vilani sollte es ihr reichlich vergelten.

Sie behielt den Knaben in ihrer Nähe, besprach sich vertraulich mit ihm, und sein fecker Geist, sein offenes Wesen gefielen ihr immer mehr. Ihr Gespräch ward jedoch, als der Tag vorrückte, durch die Ankunft einiger Damen vom römischen Adel unterbrochen. Und dann traten Nina's Tugenden in Schatten und ihre Fehler hervor. Sie konnte der Süßigkeit des Triumphs über diese hochmüthigen Signora's nicht widerstehen, welche jetzt unterwürfig sich schmiegen, wo sie früher mit Geringschätzung gekränkt hatten. Sie nahm das Wesen einer Königin an, sie verlangte die Ehrfurcht, die man einer Königin schuldig ist. Und durch manche jener gewandten Künste, worin ihr Geschlecht so bewandert ist, wußte sie selbst ihre Höflichkeit zu einer Demüthigung für ihre Gäste zu machen. Zwar bewahrten sie ihre gebieterische Schönheit und ihr feiner Verstand vor dem gemeinen Uebermuth des Emporkömmlings; aber nur um so empfindlicher verwundete sie den Stolz, indem sie den von ihr Gekränkten die Genugthuung der Verachtung abschchnitt. Sie verstand sich auf den verdeckten Hohn — die lächelnde Beleidigung — den Sarkasmus in der Maske des Compliments — die gleichgültige Einforderung der Achtungsbezeugungen in Kleinigkeiten — welches Alles unmöglich war, äußerlich zu ahnden, was aber im Innern unvergessen fortnagte.

„Schönen Tag Euch, Signora Colonna,“ sagte sie zu der stolzen Gemahlin des stolzen Stephano, „wir kamen gestern an Eurem Palast vorbei. Wie schön er sich jetzt darstellt, befreit von den düstern Bollwerken, deren Anblick Euch oft muß im Auge weh gethan haben. Signora (zu einer von den Orsini sich wendend),

Euer Gemahl steht in hoher Gunst beim Tribun, der ihn zu einem großen Kommando bestimmt. Sein Glück ist gesichert, und wir freuen uns darüber; denn Niemand dient mit mehr Ergebenheit dem Staat. Habt Ihr, schöne Signora Frangipani, das letzte Gedicht Petrarca's auf meinen Gemahl schon gesehen? Es liegt dort. Dürfen wir uns wohl erlauben, Euch zu bitten, der Signora di Savelli seine Schönheiten auseinander zu setzen? Wir freuen uns, edle Signora Malatesta zu bemerken, daß Eure Augen wieder so gut hergestellt sind. Das Letztemal, da wir uns begegneten, schient Ihr, obgleich wir bei dem Feste der Signora Giulia Euch zunächst standen, uns kaum von der Säule neben uns zu unterscheiden."

„Muß man sich diesen Uebermuth gefallen lassen?“ flüsterte die Signora Frangipani der Signora Malatesta zu.

„Bsch, Bsch! — es kommt wohl auch wieder unser Tag!“

Zweites Kapitel.

Das Glück, einen Rathgeber zu besitzen, dessen Interesse und Herz eins ist mit dem eigenen. — Wenn das Stroh aufliegt, so bedeutet es Sturm.

Später, als gewöhnlich, kehrte Rienzi heute von seinem Gerichtssaal in die Gemächer seines Palastes heim. Als er den Empfangssaal durchschritt, glühte sein Angesicht; die Zähne hatte er fest übereinandergebissen, wie ein Mann, der einen kräftigen Entschluß gefaßt, von dem er nicht mehr weichen will; und seine Stirne war verfinstert von jenen langdauernden, furchtbaren grimmigen Falten, welche die Berichterstatter über seine persönliche Erscheinung nicht ermangelt haben, als das Kennzeichen eines Zorns anzumerken, der um so tödlicher war, als er immer gerecht war. Ihm folgten auf der Ferse der Bischof von Orvieto und der bejahrte Stephan Colonna. „Ich sage Euch, meine Herren,“ sagte Rienzi, „Eure Vorstellungen sind umsonst. Rom kennt keinen Unterschied wegen des Standes. Das Gesetz ist blind gegen den Thäter — luchsäugig gegen die That!“

„Aber,“ sagte Raimund zögernd, „bedenke doch, Tribun; der Neffe von zwei Cardinälen, und er selbst einmal Senator!“

Rienzi blieb plötzlich stehen und faßte seine Begleiter ins Gesicht. „Mein Herr Bischof,“ sagte er, „macht dies nicht das Verbrechen noch unentschuldbarer? Seht Ihr, so lautet es: Ein Schiff

von Avignon nach Neapel, beladen mit den Einkünften von Provence für die Königin Johanna, über deren Sache, bemerkt das! wir eben jetzt feierlich berathen, ist an der Mündung der Tiber gescheitert; da überfällt Martino di Porto — ein Edler, wie Ihr sagt — der Inhaber der Feste, von der er den Titel führt — doppelt verpflichtet durch edles Blut und die nächste Nachbarschaft den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen — er überfällt das Schiff mit seinen Truppen (was macht der Rebelle mit bewaffneten Truppen?) und plündert das Schiff wie ein gemeiner Räuber. Er wird ergriffen — vor meinen Richterstuhl gebracht — wird ordentlich verhört — und zum Tode verurtheilt. So ist das Gesetz — was wollt Ihr mehr?"

„Gnade!“ sagte Colonna.

Rienzi verschränkte die Arme und lachte verächtlich. „Ich habe den Signor Colonna nie auf Gnade dringen hören, wenn ein Bauer Brod gestohlen hatte, seine verhungerten Kinder damit zu füttern!“

„Zwischen einem Bauer und einem Fürsten, Tribun, mache ich, für meine Person, einen Unterschied; das erlauchte Blut eines Orsini darf nicht vergossen werden, wie das eines gemeinen Plebejers.“

„Das Ihr, wie ich mich erinnere,“ sagte Rienzi mit gesenkter Stimme, „auch ziemlich gering anschluget, als mein junger Bruder unter der übermüthigen Lanze Eures stolzen Sohnes fiel! Wecht diese Erinnerung nicht! Ich warne Euch, laßt sie schlafen! Schande Euch, alter Colonna, Schande Euch! so nahe dem Grab, wo die Würmer alles Fleisch gleich machen, und mit diesen grauen Haaren, die lieblose Unterscheidung predigen zwischen Mensch und Mensch? Ist nicht der Unterschied ohnehin schon groß genug? Trägt nicht der Eine Purpur und der Andere Lumpen? Hat nicht der Eine Bequemlichkeit und der Andere Mühsal? Zecht und schwärmt nicht Dieser, während Jener darbt? Hege ich etwa den tollen Plan, die Stände auszugleichen, welche die Gesellschaft zu einem nothwendigen Uebel macht? Nein! Ich kriege so wenig mit dem reichen Mann, als mit Lazarus. Aber vor dem Richterstuhl eines Menschen, wie vor dem Gottes, gelten Lazarus und der reiche Mann gleich. Nichts weiter davon!“

Colonna zog mit großem Hochmuth seinen Mantel zurecht und biß sich stumm in die Lippe. Raimund legte sich ins Mittel.

„Alles das ist wahr, Tribun, aber,“ und hier zog er Rienzi

bei Seite, „Ihr wißt, wir müssen nicht nur gerecht, sondern auch politisch seyn. Der Neffe von zwei Cardinälen — welche Freundschaft wird das in Avignon erwecken!“

„Bekümmert Euch darüber nicht, heiliger Raimund; ich will es gegen den Pabst verantworten.“ Während sie sich besprachen, ertönte die Glocke schwer und laut.

Colonna fuhr auf.

„Großer Tribun,“ sagte er mit leisem Hohn, „gefalle es Euch einzuhalten, eh es zu spät ist. Ich wüßte nicht, daß ich je früher mich vor Euch als Flehender beugte; und jetzt bitte ich Euch, meinen eigenen Feind zu verschonen. Stephan Colonna bittet Cola di Rienzi, des Lebens eines Orsini zu schonen.“

„Ich verstehe Deinen Hohn, alter Herr,“ versetzte Rienzi kalt, „aber ich ahnde ihn nicht. Ihr seyd der Feind der Orsini — und doch verwendet Ihr Euch für ihn, das lautet großmüthig; aber horcht! — Ihr seyd noch mehr Freund Eures Standes als Feind Eures Nebenbuhlers. Ihr könnt es nicht ertragen, daß Einer, der so mächtig war, daß er Euch bekämpfte, wie ein Dieb ums Leben kommen soll. Ich zolle solcher edlen Versöhnlichkeit volles Lob, aber aber ich bin kein Edler und kann sie nicht theilen. Noch ein Wort; — wäre dies die einzige räuberische und gewaltthätige Handlung, welche sich dieser Bandit von Baron zu Schulden kommen ließ, so möchten Eure Bitten ihm Verzeihung erwirken; aber ist nicht sein Leben offenkundig? Ist er nicht vom Knaben an der Schrecken und die Schande Roms gewesen? Wie viele entehrte Matronen, geplünderte Kaufleute, am hellen Tag erdolchte Räuber erheben sich mit schwarzem Zeugniß gegen den Gefangenen? Und für einen solchen Menschen muß ich einen alten Fürsten und einen päpstlichen Bilar um Gnade bitten sehen! Pfui! Pfui! Aber ich will mit Euch quitt werden. Der nächste arme Mann, den das Gesetz zum Tode verurtheilt, soll um Euretwillen begnadigt werden.“

Raimund zog wieder den Tribunen bei Seite, während Colonna kämpfte, seine Wuth zu unterdrücken.

„Mein Freund,“ sagte der Bischof, „die Edeln werden dies als eine ihrem ganzen Stand zugefügte Schmach empfinden; schon die Verwendung von Orsini's bitterstem Feind für ihn muß Dich davon überzeugen. Martino's Blut wird ihre Ausöhnung besiegeln und sie werden wie Ein Mann gegen Dich auftreten.“

„Sey es so: Gott und das Volk für mich, will ich, obgleich

ein Römer, wagen, gerecht zu seyn. Die Glocke verstummt — Ihr kommt schon zu spät.“ Mit diesen Worten stieß Rienzi das Fenster auf; und bei der Löwentreppe erhob sich ein Galgen, an welchem mit knarrendem Ton in seiner patricischen Prachtkleidung der noch zuckende Leichnam des Martino di Porto schwebte.

„Seht!“ rief der Tribun finster, „so sterben alle Räuber. Für Verräther hat dasselbe Gesetz das Beil und das Schaffott.“

Raimund kehrte sich ab und erblaßte; nicht so der alte Edelmann. Thränen des verwundeten Stolzes entströmten seinen Augen; auf seinen Stab gelehnt, näherte er sich Rienzi, faßte ihn bei der Schulter und sagte:

„Tribun, auch ohne Verrath kam schon oft ein Richter in den Fall, sein Opfer zu beneiden.“

Rienzi kehrte sich mit eben so großem Stolz zu dem Baron —

„Wir verzeihen bloße Worte dem Alter — mein Herr, wenn Ihr nichts mehr bei uns zu suchen habt, so wünschten wir allein zu seyn.“

„Gib mir Deinen Arm, Raimund,“ sagte Stephan, „Tribun, lebt wohl. Vergesst, daß der Colonna Euch anflehte — etwas Leichtes, dünkt mich, für einen weisen Mann, wie Ihr seyd; Ihr vergeßt ja, an was sonst Jedermann denkt.“

„Ei was, mein Herr?“

„Die Geburt, Tribun, die Geburt — sonst nichts.“

„Der Signor Colonna hat mein altes Gewerbe aufgenommen und einen Wiß gemacht,“ versetzte Rienzi gleichgültig und leichtthin.

Raimund und Stephan mit dem Auge verfolgend, bis sich die Thüre hinter ihnen schloß, murmelte er: „Der Uebermüthige! wäre nicht Adrian, dein grauer Bart sollte dich nicht schützen. Geburt! Welcher Colonna würde sich nicht, wenn er dürfte, rühmen, der Enkel eines Kaisers zu seyn? Alter Mann, in dir lauert eine Gefahr, die wohl beobachtet werden will,“ damit wandte er sich nachdenklich gegen das Fenster, und wieder begegnete das grausige Schauspiel des Todes seinem Blicke. Das Volk unten, in großen Schaaren versammelt, freute sich über die Hinrichtung eines Mannes, dessen ganzes Leben Schändlichkeit und Raub gewesen war — aber der unerreichbar schien für den Arm der Gerechtigkeit — mit all dem wilden Jubelgeschrei, das den Triumph des Pöbels über einen gestürzten Feind bezeichnet. Und Rienzi hörte von seinem Platz aus ihr Rufen: „Lang lebe der Tribun, der gerechte Richter, der

Befreier Roms!“ Aber andere Gedanken machten ihn jetzt taub und unempfindlich für diesen begeisterten Beifall des Volks.

„Mein armer Bruder,“ sagte er mit Thränen in den Augen, „in Folge der Verbrechen dieses Mannes — und durch eine That, ganz ähnlich derjenigen, für welche er jetzt büßt — wardst du in das Gemetzel hineingerissen; und diejenigen, welche keine Barmherzigkeit für das Lamm hatten, schreien um Mitleid für den Wolf! Ach, lebstest du jetzt, wie würden sich diese stolzen Häupter vor dir biegen; aber getödtet, warst du damals nicht eines Gedankens werth. Gott tröste deine edle Seele und halte meinen Ehrgeiz so rein wie er war, als wir neben einander in der Dämmerung wandelten!“

Der Tribun schloß das Fenster, entfernte sich und suchte Nina's Zimmer. Als sie seinen Tritt außen vernahm, war sie schon mit glänzenden Augen, mit gehobener Brust von ihrem Pfühl aufgesprungen, und als er eintrat, warf sie sich an seinen Hals und flüsterte, sich an seine Brust schmiegend:

„Ach, die langen Stunden, die wir getrennt waren!“

Es war etwas ganz Eigenes, diese stolze Frau zu sehen — stolz auf ihre Schönheit, ihren Stand, ihre neuen Ehren; — deren glanzfüchtige Eitelkeit schon das Gespräch von Rom ausmachte und Vorwürfe gegen Rienzi begründete — wie plötzlich und wunderbar schien sie in seiner Anwesenheit verwandelt! Erröthend und schüchtern schien sie allen ihren Stolz auf ihre Person in ihrer stolzen Liebe zu ihm versenkt zu haben. Kein Weib liebte je bis zum höchsten Grad der Leidenschaft, das nicht verehrte wo sie liebte, und die sich nicht gedemüthigt (und in dieser Demüthigung beglückt) fühlte, durch überschwängliche und grenzenlose Anerkennung der Ueberlegenheit des Gegenstands ihrer Verehrung.

Und das Bewußtseyn dieses Unterschieds, den sie zwischen ihm und allen andern erschaffenen Wesen machte, mochte es seyn, was die Liebe des Tribuns zu seiner Gemahlin noch immer vermehrte, ihn gegen ihre Fehler gegenüber von Andern verblendete und ihn ihr eine Pracht und Verschwendung nachsehen ließ, die, obgleich bis auf einen gewissen Grad selbst von der Klugheit empfohlen, doch auf eine Höhe getrieben wurde, die, wenn sie auch nicht seinen Fall befördern half, den Römern wenigstens als Entschuldigung ihrer Feigheit und ihres Abfalls, und den Geschichtschreibern als annehmbare Erklärung der Gründe desselben diente, welchen sorgfältig

nachzuspüren sie sich nicht die Mühe gaben. Rienzi erwiederte die Liebkosungen seiner Gattin mit gleicher Zärtlichkeit, und wie er sich zu ihrem schönen Antlitz herabbeugte, war dieser Anblick genügend, von seiner Stirn die Spuren der Bewegungen zu verschmücken, welche vor Kurzem diesen strengen und hohen Thron der Gedanken verfinstert hatten.

„Du bist diesen Morgen nicht ausgewesen, Nina?“

„Nein, die Hitze war zu drückend. Aber doch, Cola, hat es mir nicht an Gesellschaft gemangelt — die halbe Matronenschaft Roms hat den Palast angefüllt.“

„Ach, ich glaube das. Aber jener Knabe — ist das nicht ein neues Gesicht?“

„Still, Cola, sprich freundlich mit ihm, ich bitte Dich. Von seiner Geschichte nachher. Angelo, komm her. Du siehst hier Deinen neuen Gebieter, den Tribunen von Rom.“

Angelo näherte sich mit einer ihm nicht gewöhnlichen Schüchternheit, denn ein majestätisches Wesen war Rienzi zu allen Zeiten von Natur eigen, und seit seiner Erhebung zur Macht war es begreiflicherweise ernster und strenger geworden, so daß Alle, die sich ihm näherten, sogar die fürstlichen Gesandten, eine gewisse unwillkürliche Scheue empfanden. Der Tribun lächelte über den Eindruck, den er auf den Knaben machte, und seiner Gemüthsart nach ein Freund der Kinder und leutselig gegen Jedermann, außer gegen die Großen, eilte er, ihn aufzulösen. Er nahm den Knaben zärtlich in seine Arme, küßte ihn und hieß ihn willkommen.

„Mögen wir auch einen so schönen Knaben bekommen!“ flüsterte er Nina zu, welche sich erröthend abwandte.

„Dein Name, mein kleiner Freund?“

„Angelo Willani.“

„Ein toskanischer Name. Es ist ein Gelehrter in Florenz, der so heißt, und der ohne Zweifel im jetzigen Augenblick unsere Annalen nach dem Hörensagen schreibt. Ist Giovanni Willani ein Verwandter von Dir?“

„Ich habe keine Verwandte,“ sagte der Knabe freimüthig, „und beschwören werde ich die Signora um so mehr lieben und Euch um so mehr ehren, wenn Ihr es mir gestattet. Ich bin ein Römer; alle römischen Knaben ehren Rienzi.“

„Wirklich, mein braver Junge?“ sagte der Tribun vor Freude erröthend, „das ist eine gute Vorbedeutung für mein fortdauerndes

Glück.“ Er setzte den Knaben nieder und warf sich auf die Polster, während sich Nina auf eine Art von niederem Stuhl neben ihn setzte.

„Laß uns allein seyn,“ sagte er, und Nina winkte dem dienenden Mädchen, sich zu entfernen.

„Nehmt meinen neuen Pagen mit Euch,“ sagte sie, „er ist vielleicht noch zu frisch von der Heimath weg, um an der Gesellschaft seiner losen Genossen Vergnügen zu finden.“

Als sie allein waren, begann Nina ihrem Gemahl das Abenteuer des Morgens zu erzählen, aber obwohl er äußerlich zuzuhören schien, starrte er doch vor sich hin und war offenbar zerstreut und abwesend. Endlich, als sie zu Ende war, sagte er: „Gut, meine Schöne, Du hast gehandelt wie immer, gütig und edel. Jetzt auf etwas Anderes zu kommen: Ich bin in Gefahr.“

„Gefahr!“ wiederholte Nina erblaffend.

„Nun, das Wort darf Dich nicht erblaffen machen; Du hast einen Geist, wie der meinige, der der Furcht trotzt; und aus diesem Grund, Nina, bist Du allein in ganz Rom meine Vertraute. Nicht nur um mich durch Deine Schönheit zu erfreuen, sondern um mich durch Deinen Rath aufzurichten, mich durch Deine Kraft zu unterstützen, gab mir Dich der Himmel zur Genossin.“

„Nun, die heilige Jungfrau segne Dich für dieses Wort!“ sagte Nina, die Hand küssend, welche auf ihrer Schulter lag, „und wenn ich über das Wort Gefahr erschrock, so war es nur der Gedanke des Weibes an Dich — ein unwürdiger Gedanke, mein Cola, denn Ruhm und Gefahr gehen Hand in Hand. Und ich bin eben so bereitwillig die letztere, wie den erstern zu theilen. Wenn je die Stunde der Prüfung kommt, so wird keiner Deiner Freunde so treu an Deiner Seite aushalten, als dies schwache Geschöpf mit unerschrockenem Herzen.“

„Ich weiß das, meine Nina, ich weiß das,“ sagte Rienzi aufstehend und mit heftigen und großen Schritten im Zimmer auf und ab wandelnd. „Jetzt höre mir zu. Du weißt, daß, um in Sicherheit zu regieren, meine Politik und mein Stolz darin besteht: gerecht zu regieren. Gerecht zu regieren ist eine bedenkliche Aufgabe, wenn mächtige Barone die Schulbigen sind. Nina, wegen offener und frecher Räuberei hat unser Gerichtshof den Martino Orsini, Herrn von Porto, zum Tod verurtheilt. Sein Leichnam schwebt bereits an der Löwentreppe.“

„Ein fürchterlicher Urtheilspruch!“ sagte Nina schauernd.

„Wahr! aber durch diesen Tod können jetzt Tausende armer und ehrlicher Leute im Frieden leben. Das ist es nicht, was mich beunruhigt; die Barone empfinden diesen Vorgang als eine Schmach für sie, daß das Gesetz einen Edelmann treffen soll. Sie wollen aufstehen — sie wollen sich empören. Ich sehe den Sturm voraus — aber weiß keinen Zauber, ihn zu beschwören.“

Nina schwieg einen Augenblick. „Sie haben,“ sagte sie dann, „den Eid auf die Hostie geleistet, die Waffen nicht gegen Dich zu tragen.“

„Meineid ist eine leichte Zugabe zu Raub und Mord,“ versetzte Rienzi mit sarkastischem Lächeln.

„Aber das Volk ist treu.“

„Ja, aber in einem Bürgerkrieg (den die Heiligen verhüten mögen) sind die Streiter die bestesten, die keine Heimath haben als ihre Rüstung, und keinen Beruf, als das Schwert. Der Kaufmann wird nicht jeden Tag beim Anschlagen der Glocke seinen Kram verlassen wollen; aber die Soldaten der Barone sind jede Stunde schlagfertig.“

„Um stark zu seyn,“ sagte Nina, die von ihrem Gemahl zu Rathe gezogen, einen Verstand zeigte, welcher sie dieser Ehre würdig machte — „um stark zu seyn in gefährlichen Zeiten, muß der Machthaber stark scheinen. Wenn Du keine Furcht zeigst, kannst Du vielleicht dem zu Fürchtenden vorbeugen.“

„Ganz mein Gedanke!“ versetzte Rienzi lebhaft. „Man weiß, daß die Hälfte meiner Macht über diese Barone von der Ehre herrührt, die mir von fremden Staaten erwiesen wird. Wenn aus allen italienischen Städten die Gesandten gekrönter Fürsten den Bund des Tribunen suchen, müssen sie ihre Empfindlichkeit über die Erhebung eines Plebejers verschleiern. Auf der andern Seite, um gegen Außen stark zu seyn, muß ich nach Innen stark seyn; der große Plan, den ich entworfen, und wie durch ein Wunder auszuführen begonnen habe, wird auf Einmal fehlschlagen, wenn man draußen auf die Ansicht kommt, daß er sich auf eine unsichere, schwankende Macht stütze. Dieser Plan,“ fuhr Rienzi nach einer Pause, indem er die Hand auf eine Marmorbüste des jungen Augustus legte, — „ist größer als der Plan dessen, der mit tiefem aber eiskaltem Geist Italien vereinigte durch Unterjochung — denn der meinige würde es vereinigen in Freiheit; ja! könnten wir nur einen großen Bund aller italienischen Staaten bilden, jeder regiert

nach eigenen Befehlen, aber vereinigt zu gegenseitigem, gemeinsamem Schuß und Hülfe gegen die Attila des Nordens, Rom als Hauptstadt und Mutter — diese Zeit und dies Haupt hätten dann ein Unternehmen zu Stande gebracht, das die Menschheit rühmen sollte bis zum Schall der letzten Posaune!“

„Ich kenne Deinen göttlichen Entwurf,“ sagte Nina, von seiner Begeisterung mit entzündet, „und wenn dessen Erreichung mit Gefahren verbunden ist: haben wir nicht die allergrößte Gefahr schon beim ersten Schritt überwältigt?“

„Recht, Nina, recht! der Himmel (und der Tribun, welcher immer in seinem Schicksal das Walten einer höhern Hand erkannte, bekreuzte sich fromm) wird denjenigen erhalten, dem er so erhabene Gesichte von der künftigen Erlösung des Landes der wahren Kirche, von der Freiheit und dem Glück seiner Kinder gegönnt hat. Das hoffe ich; schon sind viele toskanische Städte in Unterhandlungen wegen Schließung dieses Bundes getreten; auch von keinem Tyrannen, Giovanni di Vico ausgenommen, habe ich etwas Anderes als freundliche Worte und schmeichelhafte Zusicherungen erhalten, die Zeit scheint reif für den Hauptstreich.“

„Und der ist?“ fragte Nina verwunderungsvoll.

„Verwerfung aller fremden Einmischung. Mit welchem Recht gibt ein Verein ausländischer Fürsten in der Person eines deutschen Kaisers Rom einen König? Roms Volk allein sollte Roms Regenten wählen; — und sollen wir über die Alpen gehen, um den Titel unsers Gebieters den Abkömmlingen der Gothen zu übertragen?“

Nina schwieg; die Sitte, den Oberherren durch eine Reichsversammlung am Rhein wählen zu lassen, nur mit Vorbehalt der Ceremonie seiner nachherigen Krönung — wodurch die Römer zum Schein ihre Zustimmung aussprachen — so entwürdigend sie auch für dies Volk, so zuwider sie allen Begriffen von wirklicher Unabhängigkeit war, ward doch in jener Zeit so wenig angefochten, daß Rienzi's keder Plan sie überraschte und des Athems beraubte, so sehr sie auf jeden, noch so ausschweifend verwegenen Entwurf gefaßt war.

„Wie!“ sagte sie nach einer langen Pause, „versteh' ich recht? Meinst Du Widerseßlichkeit gegen den Kaiser?“

„Nun, höre mich an; in diesem Augenblick machen zwei Fürsten Ansprüche auf den römischen Thron — auf die kaiserliche Krone von Italien — ein böhmischer und ein bayrischer Fürst. Zu ihrer Wahl

ist unsere — Roms Einwilligung nicht erforderlich, wird nicht nachgesucht. Können wir frei heißen, können wir uns rühmen eine Republik zu seyn — wenn uns ein fremder Barbare so auf den Nacken gesetzt wird? Nein, wir wollen frei seyn in der Wirklichkeit, wie dem Namen nach. Zudem (fuhr der Tribun in ruhigerem Ton fort) scheint mir dies eben sowohl politisch, als es kühn ist. Das Volk verlangt unaufhörlich Wunder von mir; wie kann ich sie auf eblere Weise blenden, auf eine tugendhaftere Weise sie gewinnen, als wenn ich ihr unveräußerliches Recht, ihre eigenen Beherrscher zu wählen, behauptete? Das Wagstück wird die Barone verblüffen und selbst die Fremden; es wird ganz Italien ein aufregendes Beispiel geben; es wird der erste Brand einer allgemeinen Flamme seyn. Es soll geschehen, und mit einem Gepränge, wie es zu einer solchen That paßt."

„Cola," sagte Nina zögernd, „Dein Ablergeist erhebt sich oft dahin, wo der meinige zu folgen erlahmt; aber sey nicht überkühn!"

„Nein, predigtest Du nicht vor einem Augenblick eine ganz andere Lehre? Um stark zu seyn, sollte ich nicht stark zu scheinen suchen?"

„Möge Dich das Schicksal bewahren!" sagte Nina mit einem ahnenden Seufzer.

„Das Schicksal!" rief Rienzi. „Es gibt kein Schicksal! Zwischen dem Gedanken und seinem Gelingen ist Gott der einzige Vermittler; und (mit einer Stimme voll tiefer Feierlichkeit fuhr er fort) Er wird mich nicht verlassen. Nächtliche Gesichte, selbst während Deine Arme mich umschlingen; ermunternde, göttliche Vorbe-deutungen und Aufforderungen bei Tag mitten in dem lebhaftesten Volksgewühl — ermuthigen meinen Schritt und deuten mir auf das Ziel. Jetzt, eben jetzt, scheint mir eine Stimme ins Ohr zu flüstern: Zög're nicht! zittre nicht! wanke nicht — denn das Auge des Allsehenden ist über Dir und die Hand des Allmächtigen wird Dich beschützen."

Wie Rienzi so sprach, ward sein Angesicht blaß, sein Haar schien sich zu sträuben, seine hohe, stolze Gestalt zitterte sichtbar; er sank schnell nieder auf einen Sitz und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Ein Schauer überkam Nina, obwohl schon gewohnt an solche sonderbare, übernatürliche Bewegungen, die um so seltsamer erschienen an einem Mann, der im gewöhnlichen Leben so viel Ruhe, Haltung und Selbstbeherrschung besaß. Aber mit jedem Zuwachs

von Glück und Macht schienen sie auch an Hestigkeit zuzunehmen, gleich als ob der fromme, überschwängliche Aberglaube des Tribuns in solchem Zuwachs einen weiteren Beweis einer geheimnißvollen Obhut erkannte, mächtiger als Menschenkraft und Kunst.

Sie näherte sich ihm scheu und umschlang ihn mit ihren Armen, doch ohne zu sprechen. Ehe jedoch der Tribun sich wieder ganz gesammelt hatte, hörte man ein leises Pochen an der Thüre, und dieser Laut schien auf einmal ihm wieder die völlige Herrschaft über sich selbst zu geben.

„Herein!“ sagte er, das Angesicht erhebend, dem allmählig wieder die gewöhnliche Farbe zurückkam.

Die Thüre halb öffnend meldete ein Offiziant, daß die beschiedne Person seiner Befehle gewärtig sey.

„Ich komme! Herz meines Herzens (flüsterte er Nina zu), wir wollen heut allein zu Nacht essen und uns weiter über diese Angelegenheiten besprechen;“ mit diesen Worten verließ er, doch nicht ganz mit der ihm sonst gewöhnlichen Hoheit der Haltung, das Zimmer und begab sich in sein Cabinet, das auf der andern Seite des Empfangsaales lag. Hier fand er Cecco del Becchio.

„Nun, mein tapferer Gefell,“ sagte der Tribun, mit bewundernswerther Leichtigkeit die Miene freundschaftlicher Gleichheit annehmend, wie er immer in seinen Gesprächen mit Leuten der niedern Classen pflegte, und die einen auffallenden Contrast bildete zu der ihm nicht weniger natürlichen Majestät, die sein Benehmen gegenüber von den Großen bezeichnete. „Nun, wie gehts, mein Cecco? Du schlägst Dich mannhast durch, wie ich sehe, durch diese ungesunde Hitze; wir Arbeiter, denn wir beide, Cecco, arbeiten, sind zu beschäftigt um krank zu werden, wie die Müßiggänger, vom italienischen Sommer oder Herbst. Ich habe Dich berufen lassen, Cecco, weil ich erfahren möchte, wie Deine Mithandwerker wohl die Hinrichtung des Drisini aufnehmen?“

„Oh! Tribun,“ versetzte der Handwerker, der, jetzt vertrauter mit Rienzi, viel von seiner frühern Scheue vor ihm abgelegt hatte, und die Macht des Tribunen zum Theil als seine Schöpfung betrachtete, „sie sind schon ganz außer sich vor Entzücken, über Euern Muth, daß Ihr die Großen eben so gut bestraft, wie die Kleinen.“

„So! ich bin belohnt! Aber hört Ihr, Cecco, es kann uns vielleicht noch heiße Arbeit auf den Hals bringen. Jeder Baron wird fürchten, die Reihe komme nächstens an ihn; und die Furcht

wird sie fest machen, wie verzweifelte Ragen. Wir können noch zu sechten bekommen für den guten Staat."

„Von ganzem Herzen gern, Tribun,“ antwortete Cecco trotzig. „Ich für meine Person bin keine Memme.“

„Dann verbreitet denselben Geist bei allen Euern Versammlungen unter den Handwerkern — Ich sechte für das Volk. Das Volk muß, im Fall der Noth, mit mir sechten.“

„Das wird es,“ erwiderte Cecco, „das wird es!“

„Cecco — diese Stadt steht unter der geistlichen Herrschaft des Pabsts — so soll es bleiben — es ist dies eine Ehre, keine Last. Aber die weltliche Herrschaft, Freund, sollte ganz allein bei Römern bleiben. Ist es nicht eine Schande für das republikanische Rom, daß, während wir hier sprechen, einige Barbaren, von welchen wir nie hörten, jenseits der Alpen über die Verdienste zweier Oberherren entscheiden sollen, die wir nie sahen? Ist das nicht etwas, das man nicht dulden darf? eine italische Stadt — was hat die mit einem böhmischen Kaiser zu schaffen?“

„Wenig genug, das weiß St. Paulus!“ sagte Cecco.

„Sollte es nicht in Untersuchung gezogen werden?“

„Ich denke wohl,“ erwiderte der Schmied.

„Und wenn sich ein Eingriff in unsere alten Gesetze herausstellt, sollte man sich nicht jenen Ansprüchen widersetzen?“

„Ohne Zweifel.“

„Nun also, weiter! die alten Urkunden geben mir die Ueberzeugung, daß nie ein Kaiser gesetzlich gekrönt wurde, außer durch die freie Stimme des Volks. Wir, wir wählen nie einen Böhmen oder Bayern.“

„Nein, im Gegentheil, wenn diese Nordländer hieher kommen, um sich krönen zu lassen, suchen wir sie mit Steinen und Flüchen fortzutreiben — denn wir sind ein Volk, Tribun, das seine Freiheit liebt.“

„Geht zurück zu Euern Freunden — besucht sie — spricht mit ihnen, sagt, daß Euer Tribun diese Prätendenten um Rom über ihr Recht auf den Thron zur Rechenschaft ziehen will. Macht, daß sie nicht erstaunt und verblüfft sind, sondern mich unterstützen, wenn die Gelegenheit kommt.“

„Ich bin froh darüber,“ sagte der riesige Schmied, „denn unsere Freunde sind neuerlich ein Bißchen unbotmäßig geworden und sagen —“

„Was sagen sie?“

„Es sey wahr, Ihr habet die Banditen vertrieben und haltet die Barone nieder und schafft vortreffliche Gerechtigkeit!“

„Ist das nicht Wunders genug für zwei oder drei kurze Monate?“

„Nun, sie meinen, es wäre mehr als genug von einem Edelmann, aber Ihr, aus dem Volk hervorgegangen, und ausgestattet mit so hohen Gaben und so weiter, könntet doch noch mehr thun; es sind jetzt drei Wochen, daß Ihr ihnen nichts mehr habt zu reden gegeben; aber die Hinrichtung des Orsini heute wird sie wieder ein Bißchen anfrischen.“

„Gut, Cecco, gut,“ sagte der Tribun aufstehend, „sie sollen bald mehr bekommen, ihre Zunge in Bewegung zu setzen. So meint Ihr also, sie lieben mich nicht mehr ganz so wie vor etwa drei Wochen?“

„Das sage ich nicht,“ antwortete Cecco. „Aber wir Römer sind ein ungeduldiges Volk.“

„Ach, ja wohl!“

„Bei alle dem werden sie sich doch ohne Zweifel eng an Euch anschließen, Tribun, vorausgesetzt, daß Ihr ihnen keine neue Steuer auflegt.“

„Ha! aber um frei zu seyn, muß man fechten — zum fechten muß man Soldaten haben, und die Soldaten müssen bezahlt seyn — würde das Volk nichts beitragen wollen für seine eigene Freiheit — für gerechte Gesetze und Sicherung des Lebens?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Schmied, und kratzte sich den Kopf in einer Verlegenheit; „aber das weiß ich, daß arme Leute sich nicht gern zu viele Steuern aufladen lassen. Sie sagen, sie seyen besser dran mit Euch, als früher mit den Baronen, und deswegen lieben sie Euch. Aber Arbeitsleute, Tribun, arme Leute mit Familien müssen auf die Stimme ihres Magens hören. Nur Einer unter zehn kommt vor Gericht, nur Einer unter zwanzig wird durch den Soldknecht eines Barons ermordet — aber Alle essen, trinken, und empfinden eine Auflage.“

„Das wird aber nicht Eure Meinung seyn, Cecco!“ sagte Rienzi mit Ernst.

„Nun, Tribun, ich bin ein ehrlicher Mann, aber ich habe eine große Familie zu ernähren.“

„Genug, genug,“ sagte der Tribun rasch; und dann setzte er zerstreut, wie mit sich selbst sprechend, aber laut, hinzu — „Mich

dünkt, wir sind zu verschwenderisch gewesen; diese Schauspiele und das Gepränge müssen aufhören."

„Was!“ rief Cecco; „was, Tribun! wollt Ihr den armen Burschen ihren Feiertag versagen? Sie arbeiten hart genug und ihre einzige Lust ist, Eure schönen Feierlichkeiten und Prozeffionen zu sehen — und dann gehen sie heim und sagen — Seht, unser Mann sticht alle Barone aus! Was er für einen Staat macht!“

„Ah, also tadeln sie meinen Glanz nicht?“

„Tadeln? Nein! ohne das würden sie sich an Euch schämen und den buono Stato für ein schäbiges Ding halten.“

„Ihr sprecht derb, Cecco, aber vielleicht klug. Die Heiligen bewahren Euch! Vergesst mir ja nicht, was ich Euch gesagt!“

„Nein, nein — es ist eine Schande, wenn wir uns einen Kaiser aufdrängen lassen — so ist es. Guten Abend, Tribun.“

Allein gelassen, blieb der Tribun einige Zeit in düstern, unglückweiffagenden Gedanken versunken.

„Ich bin mitten im Zauber eines Beschwörers befangen,“ sagte er, „wenn ich einen Schritt heraus thue, so reißen mich die bösen Geister in Stücke. Was ich angefangen habe, das muß ich beschließen. Aber dieser ungeschlachte Mann zeigt mir nur zu gut, mit welchen Werkzeugen ich arbeite. Für mich bedeutet ein Fehlschlagen nichts. Ich habe schon eine Höhe erklimmen, welche das Hirn manches geborenen Fürsten schwindlig machen könnte. Aber mit mir fallen — Rom, Italien, Friede, Gerechtigkeit, Civilisation — alles fällt wieder auf Menschenalter in den Abgrund zurück!“

Er stand auf, und nachdem er einigemale sein Gemach durchmessen, wo von vielen großen Säulen die Marmorbilder der großen Männer des Alterthums auf ihn herab glänzten, öffnete er das Fenster, um die Luft des sich jetzt neigenden Abends einzuathmen.

Der Platz des Capitols war verlassen, und nur eine einzelne Schildwache schritt darauf hin und her. Aber noch hing, dunkel und gräßlich, an dem hohen Galgen der Leichnam des vornehmen Räubers; und die colossale Gestalt des egyptischen Löwen erhob sich dicht neben ihm, schroff und finster in der schweigenden Atmosphäre.

„Fürchtbares Gebilde!“ dachte Nienzi, „wie viele spurlos vergangene, feierliche Gebräuche hast du mit angesehen an deinem heimatlichen Nil, ehe die Hand der Römer dich hieher verpflanzte — du alter Zeuge römischer Unthaten! Sonderbar! aber wenn ich

dich ansehe, so ist mir, als übest du einen geheimen Einfluß auf mein eigenes Schicksal aus. Neben dir ward ich als republikanischer Gebieter Roms begrüßt; neben dir steht mein Palast, mein Tribunal, der Platz meiner Gerechtigkeitspflege, meiner Triumphe, meines Gepräuges, auf dich sind meine Augen gerichtet von meinem Prachtbett, und wenn es mein Schicksal ist, daß ich in Frieden und im Besiz der Macht sterbe, so bist du vielleicht der letzte Gegenstand auf den mein Blick fällt. Oder wenn ich selbst ein Opfer — —“ er hielt inne, beugte zurück vor dem Gedanken, der sich ihm aufdrang — kehrte sich gegen eine Ecke des Zimmers, zog einen Vorhang zurück, der ein Crucifix und einen kleinen Tisch verhüllte, worauf eine Bibel und die Mönchszeichen eines Schädels und der Todtenbeine lagen — ernste und unwiderlegliche Sinnbilder, allerdings von der Wichtigkeit der Macht und der Ungewißheit des Lebens. Vor diesen heiligern Mahnern — zur Demuth oder zur Erhebung — kniete der stolze und hochstrebende Mann; und als er aufstand, da war sein Schritt leichter und seine Haltung freudiger, als sie den Tag über gewesen.

Drittes Kapitel.

Der Held des Dramas ohne Maske.

„Im Rausch,“ sagt das Sprüchwort, „verrätth der Mensch seinen wahren Charakter.“ Einen nicht minder ehrlichen und die Wahrheit offenbarenden Rausch als der Wein, gibt das Glück. Der Firniß der Macht bringt zugleich die Mängel und die Schönheiten des Menschenbildes zur Anschauung.

Die in ihrer Art einzige, und beinaß wunderhafte Erhebung Rienzi's von dem Rang eines päpstlichen Beamten zum Herrn von Rom, würde noch mehr den Schein des Wunders an sich tragen, wenn sie nicht den so Erhöhten selbst einigermaßen verblendet und verführt hätte. Wenn, wie in wohlgeordneten Staaten und ruhigen Zeiten geschieht, ein Mann langsam, Schritt für Schritt steigt, so gewöhnt er sich an sein wachsendes Glück. Aber binnen einer Stunde der Sprung vom Bürger zum Regenten — vom Opfer der Unterdrückung zum Verwalter der Gerechtigkeit — ist ein so plötzlicher Uebergang, daß auch das nüchternste Gehirn davon schwindlig werden könnte. Und vielleicht wird die Schnelligkeit des Wechsels gefährlich werden — zu ausschweifende Hoffnungen erwecken — und

einen zu 'himärischen Ehrgeiz nähren, genau nach Maßgabe der Einbildungskraft, der Begeisterung, des Genie's eines Menschen. Die Eigenschaften, die ihn steigen machten, beschleunigen seinen Fall; und der Sieg bei dem Marengo seines Glücks drängt ihn zu dem Untergang seines Moskau's.

In seiner Macht erwarb Rienzi nicht sowohl neue Eigenschaften, als er vielmehr die schon früher bewiesenen in hellerem Licht und tieferem Schatten entwickelte. Einerseits war er gerecht, entschlossen — der Freund der Unterdrückten, der Schrecken der Unterdrückter. Sein wunderbarer Verstand erleuchtete Alles, was er berührte. Durch Ausrottung von Mißbräuchen, durch forschende Prüfung und weise Ordnung hatte er, ohne eine neue Steuer aufzulegen, die Einkünfte der Stadt verdreifacht. Getreu seinem Idol von Freiheit, hatte er sich nicht durch den Wunsch des Volks verführen lassen, eine despotische Gewalt anzunehmen; sondern hatte, wie wir gesehen, den parlamentarischen Rath der Stadt förmlich wieder ins Leben gerufen und mit neuer Gewalt ausgestattet. Wie ausgedehnt jedoch seine eigene Macht war — er bezog ihre Ausübung auf das Volk; in seinem Namen nur erklärte er zu regieren und nie führte er eine Hauptmaßregel aus, ohne dem Volk die Gründe oder Rechtfertigung derselben vorzulegen. Ebenso treu bleibend seinem Wunsch, neben der Freiheit auch Glück und Wohlstand in Rom wieder herzustellen, hatte er die erste blendende Epoche seiner Macht dazu benützt, den großen Bund mit den Italienischen Staaten in Vorschlag zu bringen, der, wie er mit Recht sagte, Rom zum unbestreitbaren Oberhaupt der europäischen Nationen würde erhoben haben. Unter seiner Herrschaft war das Gewerbe sicher, die Literatur begünstigt, die Kunst begann sich zu heben.

Andererseits ließ der glückliche Zustand Roms, der seine Gerechtigkeit, seine Redlichkeit, seinen Patriotismus, seine Tugenden und sein Genie in helleres Licht setzte, eben so unverkennbar sein anmaßliches Bewußtseyn der Ueberlegenheit, seine Prachtliebe, und den zu kühnen und frechen Uebermuth seines Ehrgeizes hervortreten. Obgleich zu gerecht, um sich an den Patriciern zu rächen, durch Wiedervergeltung ihrer Gewaltthätigkeit, obgleich während seines unruhigen und stürmischen Tribunats, ihm nicht Eine unverdiente oder gesegwidrige Hinrichtung eines Barons oder Bürgers, auch von seinen Feinden nicht aufgebürdet werden konnte: so theilte er doch, in einer nicht leicht zu entschuldigenden Weise die Schwäche Nina's,

er konnte seinem stolzen Herzen nicht das Vergnügen versagen, diejenigen zu demüthigen, die mit ihm als einem Lustigmacher ihren Spott getrieben, die ihn als Plebejer verachtet hatten und die noch jetzt, vor seinem Angesicht Sklaven, hinter seinem Rücken über ihn murrten. „Sie standen vor ihm, während er saß,“ sagt sein Biograph, „all diese Barone, mit bloßem Haupt, die Hände auf der Brust gekreuzt, mit niedergesenkten Blicken; — oh, wie war er da gefürchtet!“ — eine Schilderung, schmähhcher für die niederträchtige Feigheit der Edeln, als für den trotzigen Hochmuth des Tribuns. Vielleicht hielt er es für klug, den Geist seiner Feinde zu brechen und diejenigen zu schrecken, welche zu gewinnen er nicht hoffen durfte.

Für seine Pracht läßt sich eher eine Entschuldigung finden: so war die Sitte des Zeitalters; sie galt als Abzeichen und Zeugniß der Macht, und wenn der moderne Geschichtschreiber ihm zum Vorwurf macht, daß er nicht die Einfachheit eines alten Tribuns nachahmte, so verräth dieser höhnißche Vorwurf Unkenntniß des Geistes, der Zeit und des eiteln Volks, das der oberste Magistrat zu regieren hatte. Es ist außer Zweifel, daß seine prächtigen Feste, seine feierlichen Processionen, gehoben und veredelt — wenn die Schaustellung so veredelt werden kann — durch einen großartigen Reichtum geläuterten Geschmacks, immer verbunden mit populären Sinnbildern, darauf berechnet, die Idee der Freude über die Wiederherstellung der Freiheit zu erwecken, und die Majestät und die Hoheit der wiederbelebten Roma einzuschärfen — es ist außer Zweifel, daß diese Schauspiele, obwohl in einem aufgeklärteren Zeitalter und von Stubenweisen anders beurtheilt, dennoch viel dazu beitrugen, das Ansehen des Tribuns im Ausland zu vermehren und den Stolz einer unbeständigen und prunksüchtigen Bevölkerung zu kügeln. Und der Geschmack verfeinerte sich, die Ueppigkeit nahm die Arbeit in Anspruch, und Fremde von allen Staaten wurden herbeigezogen durch den Glanz eines Hofes, an dessen Spitze, unter republikanischen Namen ein fürstliches Paar stand, jung* und

* Rienza, in einem seiner Briefe von seinem großen Unternehmen sprechend, schreibt es der Hitze der Jugend zu. Das genaue Datum seiner Geburt ist unbekannt; aber gewiß war er zu der Zeit, wovon hier die Rede ist, ein junger Mann. Sein Bild im Museo Barbarino, nach welchem schon zu Anfang dieses Werks seine Schilderung entworfen wurde, stellt ihn ohne Bart dar, und so viel man urtheilen kann, etwa im dreißigsten Jahre — alt genug, gewiß, um einen Bart zu haben; einen langen trug er sieben Jahre später, zum großen Verdruß seines naiven Biographen, der es als eine Art Verbrechen anzusehen scheint. Der Kopf ist sehr merkwürdig wegen seiner trotzigen Schönheit, und wenn überhaupt, steht er nur wenig dem

glänzend, das Eine berühmt wegen seines Geistes, das Andere wegen seiner Schönheit. Es war wirklich ein schimmernder und königlicher Traum in der langen Nacht Roms, das seines Pabsts und dessen üppiger Hofhaltung entbehrte — diese Feiertagsregierung des Cola di Rienzi! Und oft nachher erinnerte man sich daran, mit einem Seufzer, der, bei den Armen seiner Gerechtigkeit, bei dem Kaufmann der unter ihm herrschenden Sicherheit, bei dem Galanten dem damaligen Glanz und beim Dichter der idealen und geistigen Heiterkeit jener Zeit galt.

Gleichsam um zu zeigen, daß er nicht eine gemeine sinnliche Lüsterheit befriedige bei all seinem prachtvollen Aufwand, wenn die Tafel seufzte unter den Leckereien aller Zonen, wenn der Wein lustig kreiste, beobachtete der Tribun selbst eine gemäßigte, sogar strenge Enthalttsamkeit.* Während die Staatsäle und das Zimmer seiner Gemahlin mit verschwenderischer Ueppigkeit und Kostbarkeit ausgeschmückt waren, nahm er in seine eignen Zimmer genau die nämliche Ausstattung mit hinüber, woran er sich in seinem frühern Leben in der Dunkelheit gewöhnt hatte. Die Bücher, die Büsten, die Skulpturen, die Waffen, welche ihn früher mit den Gesichten der Vorzeit begeistert hatten, waren ihm durch Erinnerungen theuer geworden, die er nicht aufgeben mochte.

Was aber den eigenthümlichsten Zug seines Charakters ausmachte, und was noch jetzt Alles um ihn in ein gewisses Geheimniß einhüllt, war sein religiöser Enthusiasmus. Die kühnen, aber verworrenen Lehren Arnolds von Brescia, der vor einigen Jahren die Reformation gepredigt, aber auf Mysticismus hingearbeitet hatte, gingen in Rom noch im Schwang, und hatten in seiner frühen Jugend einen großen Einfluß auf Rienzi's Geist geübt, und wie oben bemerkt, seine jugendliche Neigung zu träumerischen Gedanken, der traurige Tod seines Bruders, sein eigenes wechselvolles, doch günstiges Geschick — Alles hatte sich vereinigt, die fromme und feierliche Gemüthsrichtung dieses merkwürdigen Mannes zu bestärken. Wie bei Arnold von Brescia, hatte sein Glaube eine auffallende Aehnlichkeit mit dem heftigen Fanatismus unserer Puritaner im Bürgerkrieg — wie wenn ähnliche politische Verhältnisse auf verwandte religiöse Ansichten führten. Er glaubte sich inspirirt durch

↳ Napoleons nach, mit welchem er, wie oben bemerkt, einige Aehnlichkeit im Ausdruck, wo nicht in den Zügen hat.

* *Vita di Cola di Rienzi* — der Biograph rühmt die Mäßigkeit des Tribun.

geheimnißvolle, mächtige Gemeinschaft mit Wesen aus einer bessern Welt. Heilige und Engel waren bei seinen Träumen thätig; und ohne diesen tieferen und heiligeren Enthusiasmus hätte er wohl nie aus einem menschlichen Patriotismus hinreichenden Muth und Kühnheit geschöpft zu seinem beispiellosen Unternehmen; er bietet einen wichtigen Schlüssel zum Begreifen seiner Größe wie seiner Irrthümer dar. Wie bei allen Menschen, welche so durch einen nichtigen aber nicht unrühmlichen Aberglauben sich selbst täuschen, und damit einen, jenem seine Färbung mittheilenden irdischen Ehrgeiz verbinden, ist es auch bei ihm unmöglich anzugeben, in wie weit er wirklich Geisterseher war, und in wie weit er zu Zeiten sich erlaubte, zum Betrug zu greifen. Bei den Ceremonien seiner Aufzüge, in dem Schmuck seiner Person wurden ohne Ausnahme mystische und bildliche Zeichen aufgeführt. In Zeiten der Gefahr rühmte er sich öffentlich, durch göttliche Träume gestärkt und gelenkt worden zu seyn; und da in manchen Fällen die prophetischen Verkündigungen, die er angab, durch den Erfolg auf sonderbare Weise bestätigt wurden, ward sein Einfluß aufs Volk durch den Glauben an die Gunst und den Beistand des Himmels bekräftigt. So mochte ihn Selbsttäuschung versuchen und verleiten, auch andere zu betrügen, und er mochte sich ohne Bedenklichkeit des Vortheils bedienen, das zu scheinen, was er wirklich zu seyn glaubte. Dennoch verleitete ihn ohne Zweifel diese berauschte Leichtgläubigkeit zu ausschweifenden Schritten, die, unwürdig seines nüchternen Verstandes, in starkem Contrast mit diesem standen, und veranlaßte ihn, das Mißverhältniß seiner unsichern Mittel zu seinen riesenhaften Absichten außer Acht zu lassen, in der stolzen Täuschung: wo der Mensch zu schwach sey, werde Gott ins Mittel treten. Cola di Rienzi war kein tadelloser Romanheld. In ihm lagen, in kämpfendem Ueberfluß, die reichsten und sich entgegengesetztesten Charakterelemente; Ueppigkeit und Enthaltfamkeit — Troß und Empfindlichkeit, Stolz gegen die Großen, Freundlichkeit gegen die Niedrigen — der hingebendste Patriotismus und die gierigste Sucht nach persönlicher Macht. Wie selten ein Mensch große und verzweifelte Entwürfe unternimmt, ohne eine außerordentliche Lebenskraft, so kann man auch die Beobachtung machen, daß bei den Meisten, die sich über den Haufen zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen, zu Zeiten eine Neigung zu wilder Lustigkeit und eine Elasticität der Laune sich äußert, wodurch oft die nüchternen und regelmäßigeren Geister

— die Mittelclassen in der Lebensansicht — in Erstaunen gesetzt werden; und zu der theatralischen Größe Napoleons, der strengen Würde Cromwells bildet einen seltsamen Gegensatz eine häufige, nicht immer zeitgemäße Possenreißerei, die so schwer mit dem Idealen an ihrem Charakter, mit dem ernstesten und schicksalsvollen Interesse ihrer Laufbahn zu vereinigen ist. Und dies, eben so auch ein Zug von Nienzi's Gemüthsart, bezeichnete die Stunden seiner Erholung, und trug zu der wunderbaren Beweglichkeit bei, womit seine härtere Natur sich in alle Launen, in alle Menschen fand. Oft kam er von seinem strengen Richterstuhl als ein ganz verwandelter Mensch an die gesellige Tafel; und selbst die mürrischen Barone, die mit Widerwillen zu seinen Festen gingen, vergaßen seine politische Macht über seiner häuslichen Laune; aber sein rücksichtsloser Humor konnte sich auch nicht immer enthalten, zu seinem Ziel sich die Kränkung seiner gedemüthigten Feinde zu erküren — ein Vergnügen, auf das zu verzichten klüger und großmüthiger gewesen wäre. Und vielleicht war es zum Theil die Schnelligkeit seiner sarkastischen und ungezügelter Laune, die ihn oft seine Freude daran finden ließ, eben so sehr in Erstaunen zu setzen als zu schrecken. Aber selbst diese Lustigkeit, wenn man es so nennen darf, die den Anschein vertraulicher Offenheit annahm, trug viel dazu bei, ihn bei den untern Volksclassen in Gunst zu setzen, und war, wenn ein Fehler an dem Fürsten, ein Vorzug an dem Demagogen.

Zu diesen verschiedenen Charakterzügen, die jetzt vollständig entwickelt waren, denke nun sich der Leser einen Genius von so kühnen Plänen, von so gigantischen und erhabenen Entwürfen — neben jener beschränkteren und gewöhnlichen Gewandtheit, die das Einzelne beherrscht, daß, mit einem tapfern, edlen, einsichtsvollen, ergebenen Volk, das seine Pläne unterstützte, die Erhebung des Tribunen sicher der Schluß der Periode der Knechtschaft für Italien und die scharfe Grenzlinie für das dunkle Zeitalter Europas gewesen wäre. Bei einem solchen Volk wären seine Fehler unvermerkt entkräftet worden, seine minder zuträgliche Macht hätte ein hinreichendes Gegengewicht gefunden. Erfahrung, ihn vertrauter machend mit dem Besitz der Gewalt, hätte ihn allmählig von der Maßlosigkeit in Anwendung derselben entwöhnt; und die thätige, männliche Kraft seines Verstandes hätte ein Feld der That geschaffen für die rastloseren Geister, wie seine Gerechtigkeit den Ruhigeren

ein Obdach gewährte. Fehler hatte er; aber ob diese Fehler oder die Fehler des Volks seinen Fall vorbereitet, ist jetzt zu betrachten.

Indessen, unter einem mißvergnügten Adel, einem unbeständigen Pöbel, durch die Gefahr von Unternehmungen gedrängt; zum Theil verblindet durch seine Macht nach Außen, zum Theil angespornt durch die Besorgniß von Schwächung im Innern; zu sanguinischen Hoffnungen gestimmt durch seine Gemüthsart und seinen Fanatismus, und herausgefordert durch die Erwartungen der Menge von ihm — stürzte er sich kopfüber in den Strudel der brausenden Zeit, und überließ seinen kühnen Geist keiner andern Führung als der Ueberzeugung von seiner natürlichen Strömung, und dem göttlichen Beistand zur Erreichung des Hafens.

Viertes Kapitel.

Das feindliche Lager.

Während Nienzi, vielleicht in Uebereinstimmung mit den Gesandten der tapfern toskanischen Staaten, deren vaterländischer Stolz und Freiheitsliebe sie wohl befähigte, dergleichen zu fassen oder auch thätigen Antheil zu nehmen — seine Entwürfe vorbereitete, die alte Königin und den ewigen Garten der Welt von allem fremden Joch zu befreien — brüteten die Barone in geheimer Rastlosigkeit über Plänen zur Wiederherstellung ihrer Macht.

Eines Morgens versammelten sich die Häupter der Savelli, Orsini und Frangipani, in dem seiner Festungswerke beraubten Palast Stephan Colonna's. Ihre Besprechung war warm und ernst — bald zuversichtlich, bald schwankend in ihrem Gegenstand, je nachdem Entrüstung oder Furcht überwog.

„Ihr habt gehört,“ sagte Lucca di Savelli mit seiner gewöhnlichen sanften und weibischen Stimme, „wie der Tribun hat verkündigen lassen, daß er übermorgen die Ritterwürde annehmen, und die Nacht vorher in der Laterankirche die Wache halten will; er hat mich mit der Aufforderung beehrt, ihm bei seiner Wache Gesellschaft zu leisten.“

„Ja, ja, der Schurke. Was will er doch mit diesem neuen Einfall?“ fragte der brutale Fürst Orsini.

„Wenn es nicht ist, um das Recht des Ritters zu bekommen,

einen Edeln herauszufordern," sagte der alte Colonna, „so kann ich nichts vermuthen. Wird Rom dieses Narren nie satt werden?“

„Rom ist noch närrischer als er," sagte Pucca di Savelli, „aber mich dünkt, in seinem Taumel hat sich der Tribun ein Versehen zu Schulden kommen lassen, das wir in Avignon gut benützen können.“

„Ha!" rief der alte Colonna, „das muß unser Spiel seyn; hier unthätig, müssen wir in Avignon fechten!“

„Mit einem Wort denn, er hat befohlen, ihm sein Bad in dem heiligen Porphyrgesäß zu bereiten, worin einst der Kaiser Constantin badete.“

„Entweihung, Entweihung!" rief Stephano, „das ist genug, um eine Bannbulle zu rechtfertigen. Der Pabst soll davon hören. Ich will gleich einen Boten abfertigen.“

„Besser wir warten und sehen der Ceremonie zu," versetzte der Savelli, „eine noch größere Thorheit wird die Feierlichkeit schließen, dessen seyð gewiß!“

„Hört Ihr, meine Herren," sagte das grimmige Haupt der Orsini, „Ihr seyð für Verzug und Vorsicht, ich für Eile und Wagniß; meines Vatters Blut schreit laut und duldet keine Unterhandlungen.“

„Und was denn thun?" fragte Savelli mit seiner sanften Stimme, „ohne Soldaten fechten gegen zwanzigtausend wüthende Römer? Ich nicht!“

Orsini dämpfte seine Stimme zu einem fragenden Flüstern. „In Venedig," sagte er, „würde man mit diesem Emporkömmling ohne ein Heer fertig. Meint Ihr, in Rom trage kein Mensch ein Messer?“

„Bsch!" sagte Stephan, der von weit edlerer und besserer Natur war als seine Standesgenossen, und der, jeden andern Widerstand gegen den Tribun vor sich selbst rechtfertigend, sein Gewissen sich gegen Meuchelmord empören fühlte, „das darf nicht geschehen; Euer Eifer treibt Euch zu weit!“

„Zudem, Wen könnten wir dazu brauchen, da kaum noch ein Deutscher in der Stadt ist, und gegen einen Römer davon lispeln, hießē so viel, als mit dem armen Martino den Platz tauschen — der Himmel nehme sich seiner an, denn er ist jetzt dem Himmel näher, als je zuvor," sagte der Savelli.

„Macht mir jetzt keine Späße," rief der Orsini trotzig, „Späße über einen solchen Gegenstand! Bei St. Francesco, ich wollte,

wenn Du solchen Wiß liebst, Du bekämeſt Alles ſelbſt an den Hals; — und mich dünkt, bei der Tafel des Tribuns ſah ich Dich bei ſeinem plumpen Wiß lachen, als ob Du keines Stricks bedürfteſt zum Erſticken.“

„Besser lachen als zittern,“ verſetzte der Savelli.

„Wie, Du wagſt zu behaupten, ich zittre?“ ſchrie der Baron.

„Still, ſtill!“ ermahnte der alte Colonna mit ungeduldiger Würde. „Wir leben nicht in ſolcher Feiertagszeit, daß wir unter einander hadern dürften. Vertragt Euch, meine Herren.“

„Eure größere Klugheit, Signor,“ erwiederte der ſarkastiſche Savelli, „entſpringt aus Eurer größern Sicherheit. Euer Haus ſteht im Begriff, ſich unter den Schutz des Tribuns zu ſtellen; und wenn der Herr Adrian von Neapel zurück iſt, wird der Schenk- wirthsſohn der Bruder Eures Betters werden.“

„Ihr könntet mich mit dieſem Vorwurf verſchonen,“ ſagte der alte Edelmann mit einiger Bewegung, „der Himmel weiß, wie bitter ich bei dieſem Gedanken gelitten habe; und doch wünſchte ich, Adrian wäre bei uns. Sein Wort iſt ſehr wirksam, den Tribun zu mäßigen, und mein eigenes Verfahren zu leiten, denn meine Leidenschaftlichkeit trübt meine Vernunft, und ſeit ſeiner Abweſenheit, dünkt mich, ſind wir viel verdrüßlicher, ohne deßwegen ſtärker zu ſeyn. Laßt das beruhen. Wenn mein eigener Sohn des Tribuns Schweſter geheirathet hätte, dennoch würde ich noch einen Schlag für die alte Verfaſſung führen, wie einem Edelmann geziemt, wenn ich nur ſähe, daß der Schlag nicht mein eigenes Haupt träfe.“

Savelli, der mit Rinaldo Frangipani bei Seite geklüſtert hatte, ſagte jezt:

„Edler Fürſt, hört mich an. Ihr ſeyd durch die bevorſtehende Vermählung Eures Betters, durch Euer vertrautes Verhältniß zum Pabſt, zu größerer Vorſicht genöthigt als wir. Ueberlaßt uns die Ausführung des Unternehmens und ſeyd verſichert von unſerer Beſonnenheit und Vorſicht.“

Ein junger Knabe, Stephanello, der ſpäter in die Stelle der erloſchenen nächſten Linie der Colonna eintrat und dem der Leſer vor dem Schluß dieſer Geſchichte noch einmal begegnen wird, ſpielte auf ſeines Großvaters Knien. Er blickte ſcharf auf Savelli und ſagte: „Mein Großvater iſt zu ängſtlich, Frangipani iſt zu nachgiebig und Orſini gleicht zu ſehr einem gehetzten Stier. Ich wollte, ich wäre um ein paar Jahre älter.“

„Und was würdest Du dann thun, mein anmuthiger Tabler?“ fragte der glatte Savelli, sich in die lächelnde Lippe beißend.“

„Den Tribun mit einem eigenen Messer durchbohren und dann rasch nach Palestrina.“

„Aus dem Ei wird eine tüchtige Schlange kriechen,“ bemerkte der Savelli, „aber warum so erbittert gegen den Tribun, mein Basillistchen?“

„Weil er einem unverschämten Gläubiger gestattete, meinen Oheim Agapeto wegen Schulden zu verhaften. Die Schuld war vor zehn Jahren gemacht worden, und obgleich man sagt, kein Haus in Rom sey mehr Geld schuldig, als das der Colonna, so hörte ich doch hier zum erstenmal, daß einem schuftigen Gläubiger erlaubt war seine Schuld einzufordern anders, als mit gezogener Müze und gebeugtem Knie. Und ich sage, ich möchte kein Baron mehr seyn, wenn solche bauernhafte Unverschämtheit Einem geboten werden darf.“

„Mein Kind,“ sagte der alte Colonna mit herzlichem Lachen, „ich sehe, unser edler Stand wird in Deinen Händen sicher genug seyn.“

„Und,“ fuhr der Knabe, kühn gemacht durch den erhaltenen Beifall, fort, „wenn ich noch Zeit gewänne, nach dem Abthun des Tribuns, würde ich gern noch einen zweiten Stoß führen auf ——“

„Wen?“ fragte der Savelli, als er den Knaben zögern sah.

„Meinen Better Adrian. Schande über ihn, daß er daran denkt, Eine zu heirathen, deren Geburt sie kaum zum Liebchen eines Colonna befähigt.“

„Geh spielen, Kind, geh spielen,“ sagte der alte Colonna, indem er den Knaben von sich entfernte.

„Genug dieses Gepappels,“ rief der Orsini heftig. „Sagt mir, alter Herr, eben als ich ins Haus trat, sah ich einen alten Freund (einen Curer frühern Söldner) den Palast verlassen; darf ich nach seiner Bestellung fragen?“

„O ja! ein Bote von Fra Moreale. Ich schrieb dem Ritter und machte ihm Vorwürfe wegen seines Abfalls bei unsrer unglücklichen Rückkehr von Corneto, und bedeutete ihm, daß fünfhundert Lanzen gleich jetzt sehr hoch würden bezahlt werden.“

„Ha, und was ist seine Antwort?“ fragte Savelli.

„O, schlau und ausweichend; er ist verschwenderisch mit Complimenten und guten Wünschen, aber er sagt, er stehe in Diensten des ungarischen Königs, dessen Sache vor Rienz's Richterstuhl

liege; er könne seine jetzige Fahne nicht verlassen, er fürchte, Rom sey so gleich getheilt zwischen den Patriciern und dem Volk, daß, welche Partei für die Dauer die Oberhand behalten wollte, einen Podesta berufen müßte, und diese Würde allein, läßt der Provenzale errathen, würde ihm anstehen.“

„Montreal unser Podesta!“ rief Orsini.

„Und warum nicht?“ erwiederte Savelli. „So gut ein edelgeborner Podesta, als ein niedriggeborener Tribun. Aber ich hoffe, wir können beider entrathen. Colonna, hat dieser Botschafter von Fra Moreale die Stadt schon verlassen?“

„Ich denke so.“

„Nein,“ sagte Orsini, „ich traf ihn am Thor und kannte ihn von früher her; es ist Rudolf der Sachse (einst ein Söldner der Colonna), der in den guten alten Tagen mehrere Weiber meiner Anhänger zu Wittwen gemacht hat. Er ist jetzt ein wenig maskirt; dem ungeachtet erkannte ich ihn und redete ihn an, denn ich dachte, er könnte wohl noch einmal ein Freund werden und hat ihn, mich in meinem Palast zu erwarten.“

„Ihr thatet wohl,“ sagte der Savelli nachdenklich, und seine Blicke begegneten denen Orsini's. Bald hierauf ward eine Besprechung aufgehoben, in der viel geredet, aber nichts ausgemacht wurde; Lucca di Savelli aber, am Portal verweilend, bat den Frangipani und die andern Barone, sich nach Orsini's Palast zu begeben.

„Der alte Colonna,“ sagte er, „ist nahe am Kindischwerden. Wir werden bald zu einem Entschluß kommen ohne ihn, und können uns seiner durch seinen Sohn als Stellvertreter versichern.“

Und dies war eine richtige Prophezeihung, denn eine halbstündige Berathung mit Rudolf dem Sachsen reichte hin, den Gedanken zum Beschluß zu reifen.

Fünftes Kapitel.

Die Nacht und ihre Ereignisse.

Am folgenden Tage, mit Anbruch der Dämmerung, ward Rom eingeladen zum Beginn des prachtvollsten Schauspiels, das die kaiserliche Stadt seit dem Fall der Cäsare erlebt hatte. Es war ein besonders von dem römischen Volk erworbenes Vorrecht, ihren

Bürgern die Ritterwürde zu ertheilen. Vor zwanzig Jahren hatte ein Colonna und ein Orsini diese Ehre vom Volk empfangen. Rienzi, der dadurch das Vorspiel zu einer bedeutungsvolleren Ceremonie geben wollte, nahm von den Römern dieselbe Auszeichnung in Anspruch. Vom Kapitol zog in langer Procession Alles, was Rom Edles, Schönes und Tapferes hatte. Zuerst kamen zahllose Reiter von allen benachbarten Staaten Italiens, in einem für diese Gelegenheit passenden Aufzug. Trompeter und Spielleute aller Art folgten und die Trompeten waren von Silber; Jünglinge trugen die Rüstung des ritterlichen Streitrosses, mit Gold eingelegt, und hinter ihnen der Zug der vornehmsten Frauen Roms, deren Schaulust und vielleicht auch Bewunderung des triumphirenden Ruhms Rienzi's (der beim Weibe manche Fehler gut macht) sie die Demüthigung ihrer stolzen Gatten vergessen ließ; unter ihnen, alle übrige verdunkelnd, Nina und Irene; dann kam der Tribun und der päpstliche Vikar, umgeben von allen Großen der Stadt, die, während sie Erbitterung, Haß und Rache kochten, sich doch stritten, wer zunächst dem Helden des Tages gehen dürfe. Der hochmüthige, alte Colonna allein hielt sich entfernt, folgte in einem kleinen Abstand und trug eine absichtlich einfache Kleidung. Aber sein Alter, sein Stand, sein früherer Ruhm in Krieg und Staatsgeschäften, vermochten nicht seinen grauen Locken und vornehmer Miene auch nur Einen der Freudenrufe zuzuwenden, welche dem ärmlichsten Herrn zu Theil wurde, den der große Tribun anlächelte. Savelli war der Nächste hinter Rienzi, der fügsamste unter der höfischen Schaar; unmittelbar vor dem Tribun gingen zwei Männer, deren einer ein gezogenes Schwert, der andere den Pendone oder die königliche Fahne trug. Der Tribun selbst war bekleidet mit einem langen Gewand von weißer Seide, deren schneeweißen Glanz (*miri candoris*) der Geschichtschreiber ausdrücklich erwähnt, reich mit Gold geziert, während seine Brust viele jener oben besprochenen mystischen Symbole bedeckten, deren eigentliche Bedeutung vielleicht ihrem Träger allein bekannt war. In seinem dunkeln Auge, auf der breiten, ruhigen Stirne, in welcher Gedanken wie ein Sturm zu schlummern schienen, konnte man vielleicht eine Zerstretheit und Abwesenheit von dem ihn umgebenden Pomp lesen; aber dann und wann raffte er sich auf und besprach sich abwechselnd mit Raimund und Savelli.

„Das ist ein hübsches Spiel,“ sagte der Orsini, bei dem alten Colonna zurückbleibend, „aber es könnte leicht tragisch enden.“

„Mich dünkt, das könnte der Fall seyn,“ versetzte der Alte, „wenn der Tribun Dich hört.“ Drisini erblaste. „Wie — nein — nein — auch wenn dies wäre, er ahndet nie Worte, sondern rühmt sich, unsere ausgesprochene Wuth zu verlachen. Erst dieser Tage hinterbrachte ihm ein Schurke, was Einer der Annibalbi über ihn gesagt hatte, Worte, wofür ein ächter Cavalier dem Sprecher das Lebensblut abgezapft hätte; und er ließ den Annibalbi holen und sagte zu ihm: „Mein Freund, nimm diesen Beutel mit Gold — treffende Wiße müssen belohnt werden.“

„Nahm Annibalbi das Gold?“

„Warum nicht? der Tribun hatte Gefallen an seinem Geist und ließ ihn mit sich essen und Annibalbi sagt, er habe nie einen lustigeren Abend zugebracht und er wundere sich nicht mehr, daß sein Vetter Ricardo den Spasmmacher so liebt.“

Als man am Lateran angekommen, blieb auch Savelli zurück und flüsterte mit Drisini; die Frangipani und einige andere Edle wechselten bedeutende Blicke; Rienzi trat in das heilige Gebäude, worin er dem Gebrauche gemäß seine Waffenwache halten sollte. Er bot der Menge ein Lebewohl und lud sie auf den nächsten Morgen ein, „um Dinge zu hören, die, wie er hoffe, wohlgefällig seyn würden im Himmel und auf Erden.“

Die unermessliche Menschenmenge hörte diese Zusicherung mit Neugier und Freude, während die durch Cecco del Vecchio schon einigermaßen Vorbereiteten sie als ein Vorzeichen von des Tribuns unwandelbarer Entschlossenheit willkommen hießen. Das Gewühl verlief sich mit ausnehmender Ordnung und Ruhe; als auffallende Thatsache wurde bemerkt, daß Niemand unter einem so großen Zusammenlauf von Menschen aller Art sich Zügellosigkeiten erlaubte oder Händel anfang. Einige der Barone und Ritter, worunter Luca di Savelli, dessen geschmeidige Höflichkeit und sarkastische Laune bei dem Tribunen Günst fand, nebst einigen untergeordneten Dienern und Pagen blieben allein da; und außer einer einzigen Schildwache am Thor, bot der große Platz vor dem Palast der Basilika und der Quelle Konstantins, dem melancholischen Mondlicht bald eine schweigende, verlassene Debe dar. In der Kirche empfing, gemäß dem Gebrauch der Sitte und der Zeit, der Abkömmling der deutschen Könige die Ritterwürde des heiligen Geistes. Sein Stolz oder ein eben so unmännlicher, aber entschuldbarer Aberglaube verleitete ihn, in dem porphyernen Gefäß zu baden, das eine abgeschmackte

Legende dem Konstantin zuschrieb; und dies kam ihn, wie Savelli vorhergesagt, theuer zu stehen. Nachdem diese angeordneten Ceremonien beendigt waren, wurden seine Waffen an den Ort der Kirche zwischen den Säulen von St. Giovanni gebracht. Und hier wurde sein Prachtbett aufgeschlagen *

Die begleitenden Barone, Pagen und Kämmerlinge zogen sich in eine kleine Seitenkapelle der Kirche außerhalb des Bereichs von Rienzi's Blicken, der allein blieb, zurück. Eine einzige Lampe neben seiner Lagerstatt aufgestellt, kämpfte mit den düstern Strahlen des Mondes, der durch die hohen Fenster, über Flügel und Pfeiler sein „dämmernd frommes Licht“ ausgoß. Die Heiligkeit der Stätte, die Feierlichkeit der Stunde und das einsame Schweigen umher war ganz geeignet, einen tiefen Eindruck auf die gehobene und ernste Stimmung dieses Sohns des Glücks zu machen. Manche kühne Traumbilder schwebten seinem Geist vorüber — bald von weltlichen Bestrebungen, bald solche, die sich auf erhabenerere, aber unwesenhafte Vorstellungen bezogen, bis er sich endlich, ermüdet von seinen eigenen Gedanken, auf das Bett warf. Es war eine Vorbedeutung, welche anzumerken die ernstere Geschichte nicht versäumte, daß im Augenblick, wo er das für diese Gelegenheit neu bereitete Lager berührte, ein Theil davon unter ihm zusammenbrach; er selbst wurde von dem Unfall ergriffen und sprang, erblassend und murmelnd, auf; aber, als ob er sich seiner Schwäche schämte, legte er sich nach einer kleinen Weile wieder zur Ruhe und zog die Vorhänge um sich zusammen.

Die Mondstrahlen wurden schwächer und immer schwächer, wie die Zeit vorrückte, und die scharfe Unterscheidung von Licht und Schatten verschwand fast von dem Marmorboden, als hinter einer Säule in der fernsten Ecke des Gebäudes hervor ein seltsamer Schatten plötzlich das krankhafte Licht durchkreuzte — er schlich herbei — er bewegte sich, doch ohne einen Wiederhall; von Säule zu Säule huschte er — er blieb endlich hinter der Säule, welche dem Lager des Tribuns zunächst war — hier verweilte er.

Die Schatten dunkelten immer dichter herein; die Stille schien immer tiefer zu werden; der Mond war verschwunden, und ausgenommen den kämpfenden Strahl der Lampe neben Rienzi, bedeckte schwarze Nacht ganz und gar den feierlichen, geisterhaften Raum.

* In einem nördlichen Land würde der Vorabend der Ritterweihe ohne Schlaf zugebracht worden seyn; in Italien scheint man die Ceremonie der Waffenwache nicht so streng genommen zu haben.

In einer der Seitenkapellen, die in den vielen Veränderungen, welche die Kirche erlitten, seither ohne Zweifel zerstört worden ist, waren, wie oben angegeben, Savelli und die wenigen bei dem Tribunen gebliebenen Diener. Savelli allein schlief nicht; er blieb aufrecht sitzen, athemlos und horchend, indeß die hohen Kerzen der Kapelle die schnellen Veränderungen seiner Züge noch auffallender machten.

„Jetzt sey der Himmel gebeten,“ sagte er, „daß es dem Knecht nicht fehlschlägt! Solch eine Gelegenheit dürfte nie wiederkehren. Er hat einen starken Arm und eine geübte Hand ohne Zweifel; aber der Andere ist ein gewaltiger Mann. Die That einmal gethan, ist mir gleichgültig, ob der Thäter entwischt oder nicht; wenn nicht, nun dann müssen wir ihn erdolchen; todtte Männer erzählen nichts mehr. Im schlimmsten Fall — wer kann den Rienzi rächen? Es gibt keinen zweiten Rienzi! Wir selbst und die Frangipani besetzen den Aventin, die Orsini und Colonna die übrigen Quartiere der Stadt, und ohne den beherrschenden Geist können wir des tollen Pöbels lachen. Aber wenn entdeckt — —“ und hier verhüllte Savelli, dessen Nerven, zum Glück für seine Feinde, nicht seinem Willen gleich kamen, sein Angesicht und schauderte; — „ich meine, ich höre ein Geräusch! — nein — ist es der Wind? still! es muß der alte Bico di Scotto seyn, der in seinem eisernen Schuppenkleid rasselt; Schweigen! — dies Schweigen gefällt mir nicht! Kein Schrei! kein Laut! Hätte der Schurke vielleicht ein falsches Spiel mit uns gespielt? oder konnte er das Fenster nicht erklettern? Es ist ja kinderleicht — oder hat ihn die Schildwache ausgekundschaftet?“

Die Zeit verstrich: der erste Strahl des Tages brach allmählig an, als er glaubte die Thüre der Kirche schließen zu hören. Savelli's Ungewißheit ward unerträglich; er schlich aus der Kapelle und näherte sich dem Bett des Tribunus auf Augenweite — Alles war still.

„Vielleicht die Stille des Todes,“ sagte Savelli und schlich zurück.

Inzwischen war der Tribun, der umsonst sich mühte, die Augen zu schließen, immer wacher geworden durch die unbequeme Lage, welche er sich genöthigt sah, einzunehmen — denn da der Theil des Bettes gegen das Kopfkissen zu gewichen, das übrige aber fest geblieben war, hatte er die gewöhnliche Lage gewechselt und sich in dem untern Ende des Bettes so gut als möglich eingerichtet. Das

Licht der Lampe, obwohl verschattet durch die Vorhänge, war ihm gerade im Gesicht. Ungebuldig über seine Schlaflosigkeit dachte er endlich, es sey dies trübe und flackernde Licht, was seinen Schummer verschleuche und war im Begriff aufzustehen, und es weiter zu entfernen, als er den Vorrang am andern Ende des Bettes leicht aufheben sah — er blieb ruhig und gespannt; ehe er zum zweitemale athmete, trat eine dunkle Gestalt zwischen das Licht und das Bett, und er sah, wie ein Streich auf den Theil des Bettes geführt wurde, der ohne den Zufall, welcher ihm Unglück bedeutend erschienen, seine Brust dem Messer preisgegeben hätte. Nienzi wartete keinen zweiten, besser gezielten Stoß ab; während der Meuchelmörder sich herabbeugte und bei dem unsichern Licht herumtappte, warf er sich auf ihn mit aller Kraft und Wucht seines mächtigen, muskulösen Körpers, entrang den Dolch seiner erschrockenen Hand, stürzte ihn auf das Bett und setzte ihm das Knie auf die Brust. Der Dolch holte aus — bligte — senkte sich herab — der Mörder wich aus und er durchbohrte ihm nur den rechten Arm. Der Tribun schwang den rächenden Stahl zu einem tödtlicheren Stoß.

Der so überwältigte Meuchelmörder war ein an Gefahren jeder Art und Gestalt gewohnter Mann; er verlor auch jetzt nicht die Gegenwart des Geistes.

„Haltet ein!“ sagte er, „wenn Ihr mich tödtet, seyð Ihr selbst des Todes. Schont mich, so will ich Euch retten.“

„Elender!“

„Still! nicht so laut, oder Ihr weckt Eure Wächter auf und einige von ihnen könnten das thun, was mir auszurichten fehlschlug. Schont meiner, sage ich, und ich will Euch Offenbarungen machen, die mehr werth sind als mein Leben; aber ruft nicht — spricht nicht laut, ich warne Euch!“

Der Tribun fühlte sein Herz still stehen; an diesem einsamen Ort, fern von dem ihn vergötternden Volk — seinen ergebenen Wächtern — nur mit mißvergnügten Baronen oder vielleicht treulosen Dienern in der nächsten Nähe, — konnte da nicht die Warnung des entwaffneten Mörders wohl angebracht seyn? Und diese Worte und diese Bedenklichkeiten schienen plötzlich ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander umzukehren und den Sieger wieder in die Gewalt des Meuchlers zu geben.

„Du meinst mich zu täuschen,“ sagte er, aber mit lispelnder, unsicherer Stimme, welche dem Schurken sogleich zeigte, welchen

Vorthail er gewonnen hatte, „Du hättest gern, daß ich Dich losließe, ohne meine Dienerschaft herbeizurufen, damit Du meinem Leben zum zweitenmal nachstellen könntest.“

„Du hast mir den rechten Arm unfähig gemacht und mich meiner einzigen Waffe beraubt.“

„Wie kamst Du hieher?“

„Durch Nachlässigkeit der Wachen.“

„Woher dieser Angriff?“

„Der Auftrag von Andern.“

„Wenn ich Dir verzeihe — —“

„Sollst Du Alles erfahren.“

„Steh auf,“ sagte der Tribun, seinen Gefangenen, jedoch mit großer Vorsicht, loslassend und immer noch mit einer Hand ihn an den Schultern haltend, während die andere ihm den Dolch an die Kehle setzte. „Ließ Dich meine Schildwache ein? die Kirche hat doch nur Einen Eingang, glaube ich?“

„Nein, sie nicht. Folge mir, so will ich Dir mehr sagen.“

„Hund, hast Du Mitschuldige?“

„Wenn ich habe, so hältst Du mir ja das Messer an die Kehle!“

„Möchtest Du entweichen?“

„Ich kann nicht, wenn ich möchte.“

Rienzi betrachtete bei dem trüben Lampenlicht den Mörder scharf. Sein rohes, plummes Gesicht, seine grobe Kleidung und barbarische Aussprache schienen ihm hinlänglich zu beweisen, daß er nur das gemiethete Werkzeug Anderer war; und es war vielleicht klug, einer gewissen, gegenwärtigen Gefahr zu trotzen, um vielen künftigen und unvorhergesehenen Gefahren vorzubeugen. Auch war Rienzi bewaffnet, stark und in voller Jugendkraft; und im schlimmsten Fall war keine Stelle in der Kirche, von wo aus nicht seine Stimme die in der Kapelle erreichen konnte — wenn anders er sich auf diese verlassen durfte.

„So zeige mir denn Ort und Mittel Deines Hereinkommens,“ sagte er, „und wenn ich nur einen Verdacht fasse, während wir von der Stelle gehen, so stirbst Du. Nimm die Lampe auf.“

Der Spitzbube winkte mit dem Kopf; mit der linken Hand faßte er die Lampe, wie ihm geboten war; Rienzi's Faust hielt ihn bei der Schulter gepackt; aus der Wunde seines rechten Armes tropfte im Gehen Blut herab; geräuschlos schritt er die Kirche entlang —

an den Altar hin — links von welchem ein kleines Kabinet zum Dienst oder zum Abgehen des Priesters war. Dahin richtete er seine Schritte. Rienzi's Herz erfüllte sich einen Augenblick mit Besorgnissen.

„Nimm Dich in Acht!“ flüsterte er, „das geringste Zeichen von Verrath — und Du bist das erste Opfer.“

Der Meuchelmörder nickte wieder und schritt voran. Sie traten in das Gemach und hier deutete der seltsame Weltweiser des Tribuns auf ein offenes Fenster.

„Seht da meinen Eingang,“ sagte er, „und wenn Ihr erlaubt, meinen Ausgang — —“

„Der Frosch kommt nicht so leicht aus dem Brunnen, als er hineinkam, Freund!“ versetzte Rienzi lächelnd. „Und jetzt, wenn ich nicht meine Wächter rufen soll, was soll ich mit Dir thun?“

„Laß mich gehen, so will ich Dich morgen auffuchen; und wenn Du mich schön bezahlst und mir versprichst, mir nichts an Leib und Leben zu thun, so will ich Deine Feinde und meine Auftraggeber in Deine Gewalt liefern.“

Rienzi konnte sich bei diesem Vorschlag eines leichten Lächelns nicht enthalten; aber eine ernste Miene annehmend versetzte er: „Und wie, wenn ich meine Diener rufe und Dich ihrer Obhut übergebe?“

„So übergibst Du mich eben diesen Feinden und Auftraggebern, und in Verzweiflung, damit ich sie nicht verrathen kann, werden sie vor Tagesanbruch mir die Gurgel abschneiden — oder Dir!“

„Mich dünkt, Schurke, ich sah Dich schon früher.“

„So ist es. Ich schäme mich weder meines Namens, noch meines Vaterlandes. Ich bin Rudolf von Sachsen.“

„Ich erinnere mich, Diener Walters von Montreal. Er also ist der Anstifter zu Deiner That?“

„Nein, Römer! Dieser edle Ritter verachtet andere Waffen als das offene Schwert und seine eigene Hand erschlägt seine Feinde. Eure jämmerlichen, erbärmlichen, feigen Italiener nur benutzen den Muth und dingen den Arm von Andern.“

Rienzi blieb stumm. Er hatte seinen Gefangenen fahren lassen und stand ihm jetzt gegenüber, jeden Augenblick sein Gesicht messend und dann wieder in Gedanken versinkend. Endlich wie er das Auge in dem kleinen Gemach umherlaufen ließ, in das sie auf so sonderbare Weise gekommen, bemerkte er eine Art von Verschlag, worin

die Priesterröcke und allerlei Gegenstände von heiligem Gebrauch enthalten waren. Dies bot ihm auf einmal einen Ausweg aus seiner Verlegenheit dar. Er deutete darauf hin —

„Hier, Rudolf von Sachsen, sollst Du einen Theil dieser Nacht zubringen; eine kleine Buße für Dein beabsichtigtes Verbrechen; und morgen, so lieb Dir Dein Leben ist, wirst Du Alles offenbaren!“

„Hört, Tribun,“ versetzte der Sachse mürrisch, „meine Freiheit ist in Eurer Hand, aber weder meine Junge noch mein Leben. Wenn ich einwillige, mich in diesen Käfig einsperren zu lassen, mußt Du mir schwören auf den Kreuzgriff des Dolchs in Deiner Hand, daß Du gegen das Geständniß alles dessen, was ich weiß, mich begnadigen und frei lassen willst. Meine Auftraggeber können hinlänglich Deine Wuth befriedigen, und wenn Du ein Tiger wärest. Wenn Du mir Dies nicht schwörst — —“

„Ha, mein bescheidener Freund! was dann?“

„Zerschmettere ich mir das Hirn an der steinernen Mauer. Besser ein solcher Tod als die Folter!“

„Narr, ich verlange keine Rache zu nehmen an Deinesgleichen. Sey redlich, und ich schwöre Dir: zwölf Stunden nach Deinem Geständniß sollst Du unverlezt, ohne ein gekrümmtes Haar, außerhalb der Mauern Roms stehen. So helfe mir unser Herr und seine Heiligen!“

„Ich bin zufrieden. Donner und Hagel, ich habe lange genug gelebt, um nur für mein eigenes Leben zu sorgen, und dann gleich für das des großen Kapitäns. Im Uebrigen frage ich nicht darnach, ob Ihr Südländer einander die Kehlen abschneidet und ganz Italien zu einem Grab macht.“

Mit diesen wohlwollenden Worten trat Rudolf in den Verschlag; aber ehe Rianzi die Thüre schließen konnte, trat er wieder vor — —

„Halt,“ sagte er, „das Blut fließt stark. Helft mir die Wunde verbinden, oder ich blute mich vor der Beichte zu todt.“

„Per fede,“ sagte der Tribun, dessen seltsamer Humor an der kalten Reckheit des Menschen Gefallen fand, „aber abgesehen von dem Dienst, den Du mir gerne geleistet hättest, bist Du der angenehmste, geduldigste, unerschrockenste, gute Geselle, den ich seit vielen Jahren gesehen. Gib Deinen Gürtel her. Ich dachte nicht

von ferne daran, daß ich am ersten Abend meiner Ritterschaft solche Werke der Menschenliebe verrichten würde!“

„Ich meine, diese Röcke würden einen bessern Verband geben,“ sagte Rudolf, auf die an den Wänden aufgehängten priesterlichen Gewänder deutend.

„Schweig, Schurke,“ sagte der Tribun stirnrunzelnd; „keine Tempelschändung! doch da Du so gar zärtlich um Dich besorgt bist, sollst Du auch meine Schärpe haben, Dich zu verbinden.“

Hiermit verband ihm der Tribun, den Dolch auf den Boden legend und sorgsam den Fuß darauf stellend, den Arm — eine Herablassung, für welche Rudolf ihm flüchtig dankte; dann nahm er seine Waffe und Lampe wieder auf, schloß die Thüre, schob außen den langen, schweren Riegel vor und kehrte zu seinem Lager zurück, voll tiefsinniger und entrüsteter Gedanken über die Verrätherei, der er so glücklich entgangen war.

Beim ersten grauen Morgendämmern ging er zu der großen Kirchthüre hinaus, rief der Schildwache, die von seinen eigenen Leibwächtern war und befahl ihr, geheim, gleich jetzt, ehe die Leute auf den Beinen wären, den Gefangenen in einen der geheimen Kerker des Kapitols zu führen. „Sey verschwiegen,“ sagte er, „äußere gegen Niemand ein Wort davon; sey gehorsam und Du sollst befördert werden. Dann suche den Rath Pandulfo di Guido auf und heiße ihn hieher zu mir kommen, ehe die Menge zusammenläuft.“

Hierauf ließ er den Soldaten die schweren Eisenschuhe ablegen, führte ihn durch die Kirche, übergab Rudolf seiner Obhut, sah sie abgehen, und nach wenigen Minuten vernahmen die Insassen der Kapelle seine Stimme, bald war er von seinem Gefolge umringt.

Schon stand er auf dem Estrich, in ein weites, mit Pelz verbrämtes Gewand gehüllt: sein durchdringendes Auge forschte genau im Angesicht eines Jeden, der sich ihm näherte. Zwei Barone von der Familie Frangipani verriethen einige Zeichen von Bestürzung und Verlegenheit, sammelten sich aber gleich wieder auf die unbefangene Begrüßung des Tribuns hin.

Aber alle Kunst Savelli's konnte es nicht verhindern, daß nicht seine Züge dem stumpffsten Auge den Schrecken seiner Seele verrathen hätten; und als er den durchdringenden Blick Rienzi's auf sich hasten fühlte, zitterte er in jeder Faser. Rienzi allein schien jedoch diese Unruhe nicht zu bemerken; und als Vico di Scotto, ein

alter Ritter, aus dessen Händen er das Schwert empfing, ihn fragte: wie er die Nacht zugebracht habe, versetzte er munter:

„Gut, gut! mein tapfrer Freund. Ueber einem neuen Ritter wacht immer ein guter Engel. Signor Luca di Savelli, ich fürchte, Ihr habt schlecht geschlafen; Ihr seht blaß aus. Nun, es hat nichts zu bedeuten — unser Bankett heute wird schon Euer Blut wieder munter kreisen machen.“

„Blut, Tribun!“ sagte di Scotto, der unschuldig an dem Anschlag war, „Du sprachest von Blut, und sieh! auf dem Estrich sind große, noch nicht trockene Tropfen Bluts!“

„Nun, fort mit Dir, alter Held, daß Du meine Ungeschicklichkeit verräthst! Ich rigte mich selbst beim Entkleiden mit meinem Dolch. Dank dem Himmel, seine Klinge war nicht vergiftet!“

Die Frangipani wechselten Blicke — Luca di Savelli mußte sich an eine Säule lehnen, sich aufrecht zu halten — und die übrige Dienerschaft schien ernst und überrascht.

„Denkt nicht daran, mein Herr,“ sagte Rienzi, „es ist eine gute Vorbedeutung und eine wahre Prophezeiung. Es zeigt an, daß, wer sein Schwert zum Wohl des Staats umgürtet, bereit seyn muß, sein Blut für ihn zu vergießen; das bin ich. Nichts mehr davon — ein bloßer Rig; es blutete stärker, als ich von einem so leichten Nadelstich mir vermuthet hätte und erspart dem Väter die Mühe der Lanzette. Wie glänzend bricht der Tag an! Wir müssen uns vorbereiten, unsere Mitbürger zu begrüßen — sie werden bald hier seyn. Ha, mein Pandulfo — willkommen! du mein alter Freund, sollst mir diesen Mantel falten.“

Und während Pandulfo damit beschäftigt war, flüsterte ihm der Tribun einige Worte ins Ohr, die, nach seiner lächelnden Miene zu schließen, den Umstehenden ein vertraulicher Scherz zu seyn schienen, wie solche Rienzi in sein Gespräch gegen seine nähere Bekannte zu mischen pflegte.

Sechstes Kapitel.

Die feierliche Vorladung.

Die Glocke der großen Laterankirche ertönte gellend und laut, als der gewaltige Menschenstrom, größer noch als am vorigen Abend, heranwogte. Die aufgestellten Beamten machten mit Mühe Platz für die Barone und Gesandte und kaum waren diese vornehmeren

Gäste eingelassen, als die Menge ihnen nachdrang, sich durch die Kirche ergoß und auf die Kapelle Bonifazius VIII. zueilte. Hier jeden Winkel anfüllend und den Eingang sperrend, sahen die Glücklicheren von dem Gebränge den Tribun umringt von dem glänzenden Hof, den sein Geist versammelt, sein Glück ihm unterworfen hatte. Endlich als die feierliche, heilige Musik durch das Gebäude in schwellenden Tönen sich ergoß, als Vorspiel zu der Feier der Messe, trat der Tribun vor und dem Verstummen der Musik folgte die allgemeine, todtengleiche Stille der Anwesenden. Seine Größe, seine Haltung, seine Miene waren von der Art, wie sie jederzeit die Aufmerksamkeit der Menge beherrschen; und jetzt wurde dies Alles noch mächtig verstärkt durch das Interesse der Veranlassung und den eigenthümlichen Ausdruck tiefen, aber zurückgedrängten Eifers, der vielleicht die einzige Gabe des Redners ist, welche nur die Natur verleihen kann.

„Sey es hiemit verkündigt,“ begann er langsam und bedächtig, „in Kraft der Autorität, Macht und Jurisdiction, welche das römische Volk in allgemeinem Parlament uns übertragen und der Pabst als Oberherr bestätigt hat, daß wir, nicht undankbar gegen das Geschenk und die Gnade des heiligen Geistes — dessen Ritter wir jetzt sind — noch gegen die Gunst des römischen Volks, erklären: Rom, die Hauptstadt der Welt und Fundament der christlichen Kirche, und alle Städte, Staaten und Völker Italiens sind von nun an frei! In Kraft dieser Freiheit und jener geheiligten Autorität, verkündigen wir, daß die Wahl, Jurisdiction und Monarchie des römischen Reichs — Rom und dem römischen Volk und dem gesammten Italien zusteht. Daher laden und fordern wir persönlich auf: die erlauchten Fürsten, Ludwig Herzog von Bayern und Karl, König von Böhmen, welche sich selbst Kaiser von Italien nennen, vor uns, oder den andern Magistraten Roms zu erscheinen, und ihre Ansprüche zu vertheidigen und zu beweisen binnen heute und dem Pfingstfeste. Wir laden auch vor, binnen derselben Frist, den Herzog von Sachsen, den Fürsten von Brandenburg und Wer sonst, König, Fürst oder Prälat sich das Wahlrecht zum Kaiserthron anmaßt — ein Recht, das, wie wir seit alten, unvordenklichen Zeiten her aufgezeichnet finden, allein dem römischen Volk zusteht — und das zur Wahrung unserer bürgerlichen Freiheiten — ohne Abbruch der geistlichen Gewalt der Kirche, des Pabsts und des heiligen Collegiums.* Herold verkündige die Ladung in ihrer vollen

* „*Al tutto senza derogare all' autorità della Chiesa, del Papa e del sacro*

Ausdehnung und regelmäßigen Form, geschrieben und beglaubigt durch unsere Hand, außerhalb dem Lateran!“

Als Rienzi diese feste Verkündigung der Freiheit Italiens schloß, da murmelten die toskanischen Gesandten und die von einigen andern freien Staaten leise Beifall. Die Gesandten der Staaten, welche zur Partei des Kaisers hielten, sahen einander schweigend, voll Erstaunen und Bestürzung an. Die römischen Barone standen mit stummem Mund und gesenkten Blicken da; nur über das greise Antlitz Stephan Colonna's verbreitete sich ein Lächeln — halb der Verachtung, halb des Triumphs. Aber die große Masse der Bürger war hingerissen von Worten die eine solche Aussicht wie die Befreiung Italiens eröffneten; und ihre Ehrfurcht vor des Tribuns Macht und Glück war beinahe die, die man einem höhern Wesen

Collegio,“ so schließt diese seltsame Vorladung, diese feste und wunderbare Behauptung der klassischen Unabhängigkeit Italiens in der feudalistischen Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Der anonyme Biograph Rienzi's behauptet, der Tribun habe auch den Pabst und die Karbinäle aufgefordert, ihren Sitz in Rom zu nehmen. De Sade widerlegt gründlich und unbestreitbar diesen Zusatz zu der Kühnheit oder Abenteuerlichkeit von Rienzi's Handlung. Gibbon aber, der das Uebrige der Citation in berberen und unhöflicheren Ausdrücken gibt, als er durch irgend eine Urkunde berechtigt war, wiederholt das Geschwätz des Biographen, mit einem höhnischen Seitenblick auf Sade, welcher Beweise beibringe, mehr von der Schicklichkeit hergenommen, als daß sie wirkliches Gewicht hätten. Ohne den Leser mit allen Beweisen des gelehrten Abbé zu ermüden, sey es genügend die zwei ersten anzuführen.

1. Alle andere gleichzeitige Geschichtschreiber, welche von diesem Ereigniß handeln, G. Willani, Hofsemius, die vatikanischen Handschriften und andere Chronisten, welche die Vorladung des Kaisers und der Churfürsten erzählen, sagen nichts vom Pabst und den Karbinälen; und der Pabst (Clemens VI.) ist in seinen pätern Beschuldigungen Rienzi's, so sehr erbittert über die Vorladung des Kaisers, doch ganz und gar stumm über das, was dem Pabst weit kränkender hätte seyn müssen: über seine und der Karbinäle Vorladung.

2. Die genaue Akte dieser Citation, wie sie förmlich im Lateran verkündigt wurde, ist bei Hofsemius noch vorhanden (und daher ist die Rede im Text unserer vorliegenden Erzählung, obgleich nicht nach der ganzen Länge derselben, entlehnt;) und in dieser Urkunde sind der Pabst und die Karbinäle in den Aufforderungen nicht genannt.

Gibbons ganzer Bericht über Rienzi ist ausnehmend oberflächlich, ungenau und zerrissen. Seinem kalten und höhnischen Scepticismus, der jenem aufrichtigen und drängenden Enthusiasmus nichts zugestehet, welcher in Sachen der Freiheit oder der Religion die gewöhnliche Quelle kühner Thaten ist, erscheint der große Römer nur als ein ehrgeiziger und phantastischer Narr. Was würde in Gibbons Händen ein Cromwell geworden seyn? was ein Vane? eine Hampden? der Bedant Julian mit seiner schmutzigen Person und prahlerischen Affektation war Gibbons Ideal von einem großen Mann.

schuldig ist; so daß sie sich nicht bei der Berechnung der Mittel aufhielten, welche mit dieser Prahlerei im Verhältniß ständen.

Während sein Auge über die Menschenmenge, die schimmernde Versammlung in seiner Nähe, die ihm ergebene, ferner stehende Masse hinslog; — als die Stimme von Tausenden und Zehntausenden auf dem äußern Platz vom Palast des Constantin (Jetzt der seinige!) her, an sein Ohr drang, welche Gut und Leben seiner Sache zu weihen schwuren; in der Fluth des Glückes, das bisher noch keine Hemmung erfahren hatte; im Zenith der Macht, die noch nichts von Unfällen wußte — schwoh das Herz des Tribuns stolz auf! Träume von gewaltigem Ruhm und grenzenloser Herrschaft, wie sie einst sein geliebtes Rom besaßen, und die er wiederherstellen wollte, schwebten vor seinem berauschten Auge; und in der wahnsinnigen, leidenschaftlichen Aufregung des Augenblicks, deutete er mit seinem Schwert der Reihe nach gegen die drei Gegenden der damals bekannten Welt und sagte mit träumerischer Stimme, wie ein halb bewußtloser Mann: „Im Namen des römischen Volks — dies Alles ist mein!“ *

So leis seine Stimme hiebei war, so ward doch die vermessene Prahlerei von allen Umstehenden so deutlich vernommen, als ob sie mit Donnerbölen gesprochen wäre. Und vergeblich würde man sich bemühen, die verschiedenen dadurch geweckten Empfindungen und Eindrücke zu schildern; das Ausschweifende dieser Aeußerung hätte den Spott seiner Feinde, die Betrübniß seiner Freunde erregt, ohne die eigenthümliche Weise des Redners, die, feierlich und Ehrfurcht gebietend, für den Augenblick Vernunft und Haß in einem unwillkürlichen Staunen befangen hielt; nachher erinnert und wiederholt, entblößt von dem Zauber, den ihnen die Person des Redenden mittheilte, entgingen diese Worte nicht der kalten Verdammung der Einsichtsvolleren; aber in diesem Augenblick schien für den Helden des Volks Alles möglich. Er sprach wie ein von Oben Begeisterter; sie zitterten und glaubten; und wie hingerissen von dem Schauspiel stand er einen Augenblick stumm da, den Arm noch immer ausgestreckt — sein dunkles, weitgeöffnetes Auge stier in die Weite schauend — der Mund offen — sein stolzes Haupt hoch und frei über die Menge hervorragend — seine Begeisterung entzündete die der niedriger stehenden, ferneren Zuschauer; und ein mächtiges

* Questo è mio.

Beifallrufen, von Einem angefangen, wiederhallte von allen Seiten: „der Herr ist mit Italien und Nienzi!“

Der Tribun wandte sich um, er sah den päpstlichen Vikar, erstaunt und verwirrt, aufstehen um zu sprechen. Besinnung und Vorsicht kehrten ihm plötzlich zurück, und entschlossen, die gefährliche Mißbilligung seiner Reckheit durch die Autorität des Papstes niederzuschlagen, da diese schon auf Raimund's Lippen schwebte, gab er schnell den Spielleuten einen Wink, und der feierlich ertönde Gesang der heiligen Ceremonie schnitt dem Bischof von Orvieto alle Gelegenheit zu Ablehnung der Verantwortlichkeit und zur Widerrede ab.

Im Augenblick wo die Ceremonie vorüber war, berührte Nienzi den Bischof und flüsterte ihm zu: „Wir wollen dies zu Eurer Zufriedenheit erklären. Ihr feiert mit uns das Fest im Lateran — Euern Arm.“ Auch ließ er nicht eher den Arm des guten Bischofs los oder gestattete ihm eine Annäherung zu anderer Gesellschaft, als bis unter dem stürmischen Schmettern von Hörnern und Trompeten, Trommeln und Cymbeln und unter einem Volkszudrang, wie er vielleicht an derselben Stelle die legendenhafte Taufe Constantins begrüßt hatte, der Bischof und seine Edeln durch die großen Thore des Lateran, damals des Palastes der Welt, eingetreten waren.

So endete diese merkwürdige Ceremonie und die stolze Herausforderung der nordischen Mächte in Hinsicht der Freiheit Italiens, die, von einem glücklichen Erfolge gekrönt, als eine hochherzige Kühnheit wäre gepriesen, und die, erfolglos, von dem großen Haufen zum wahnsinnigen Uebermuth ist gestempelt worden; die aber, wenn man alle den Tribunen drängende Verhältnisse und alle die ihm zu Gebot stehende Macht erwägt, vielleicht nicht ganz so unklug war, als sie erschien. Und selbst diese Unklugheit im strengsten Sinn genommen — dem gründlicheren Beurtheiler großartiger Charaktere wird sie wahrscheinlich als die glänzende Thorheit einer kühnen Natur gelten, die durch Lage und Glück, durch religiöse Leichtgläubigkeit, patriotische Bestrebungen, gelehrte Lieblingsvorstellungen, welche zu plötzlich aus dem Reich der Träume in das Gebiet der Wirklichkeit übergriffen, hinausgetrieben ward über die Grenzen der klugen irdischen Politik, welche erst die Waffe schärft, ehe sie den Handschuh hinwirft.

Siebentes Kapitel.

Das Fest.

Das heutige Fest war weit das prächtvollste von allen bisher gekannt. Der Wink des Cecco del Vecchio, der den Charakter seiner Mitbürger, wie er noch jetzt, nur nicht in solchem Uebermaß, sich findet, mit ihrer Liebe zu festlichem Gepränge und prächtigem Spektakel so gut schilderte, war von Rienzi nicht unbeachtet geblieben. Ein Zug des großen Banketts, das in der That mehr für das Volk als für die höhern Classen berechnet war, möge die mehr als königliche Verschwendung charakterisiren, welche dabei herrschte. Vom Morgen bis zum Abend flossen Ströme von Wein wie ein Brunnen aus den Nüstern des Pferdes an Constantins Reiterstatue. Die mächtigen Säle des Lateranpalastes, allen Ständen geöffnet, waren aufs reichlichste mit Speisen besetzt, und die Spiele, Kurzweil und Gauklereien jener Zeit im Ueberfluß vorhanden. Davon abge sondert bewirthete die Tribunesa, wie man Nina ziemlich unclassisch betitelte, die römischen Damen; und der Tribun hatte mit so gutem Erfolg Raimund beschwichtigt oder versöhnt, daß der gute Bischof — der Einzige, der so hoher Ehre gewürdigt ward — an seinen eigenen Tisch sich mit ihm nieder setzte. Wenn das Auge alle Säle und Hallen musterte, so sah es die Räume erfüllt von Allem, was edel und ritterlich — reich und mächtig — schön und gelehrt war in der Hauptstadt Italiens, untermischt mit Gesandten und vornehmen Fremden, sogar von jenseits der Alpen,* Abgeordneten, nicht nur von den Freistaaten, welche die Erhebung des Tribuns willkommen geheissen, sondern auch von den hochgeborenen und hochmüthigen Tyrannen, welche anfänglich seine Anmaßung verlacht hatten und jetzt vor seiner Macht krochen. Da waren nicht nur die Gesandten von Florenz, von Siena, von Arezzo, das zuletzt sich dem Regiment des Tribuns unterwarf, von Lodi, von Spoleto und zahllosen andern kleinern Städten und Staaten, sondern auch von dem finstern und schrecklichen Biskonti, Fürsten von Mailand, Obizzo von Ferrara und den Tyrannen von Verona und Bologna, sogar der stolze und verschlagene Malatesta, Herr von Rimini, dessen Arm später eine Weile die Macht Montreaux, an der Spitze

* Der einfältige und leichtgläubige Biograph Rienzi's gibt an, sein Ruf sey sogar bis zum Ohr des Sultans von Babylon gebrungen.

seiner großen Compagnie, brach, hatte seinen Stellvertreter in der Person seines geehrtesten Edelmanns geschickt. Johann von Bico, der schlimmste und boshafteste Despot seiner Zeit, der den Waffen des Tribuns trotzig sich widersetzt, fand sich jetzt, gebeugt und gedemüthigt, in Person ein; und die Gesandten von Ungarn und Neapel trafen zusammen mit denen von Bayern und Böhmen, deren Fürsten heute vor den römischen Gerichtshof geladen worden waren. Das Schwanken der Federn, das Blitzen der Juwelen und Goldstoffe, das Rauschen von Seidestoffen, das Klirren von goldenen Sporen, das Flattern der Paniere von der Decke, die Töne der Musik von den Gallerieen oben — Alles bot ein Gemälde dar von solcher Macht und Herrlichkeit — einen Hof und eine Ritterschaft von solchem Glanz — daß die mächtigsten feudalen Könige vielleicht mit funkelndem Auge und schwellendem Herzen es mit angesehen hätten. Aber in diesem Augenblick saß der Urheber und Gebieter all dieses Glanzes, zu sich selbst gekommen von seiner vorherigen freudigen Aufwallung, trübsinnig und zerstreut da, mit gedankenvoller Stirn sich an das Abenteuer der vergangenen Nacht erinnernd und ahnend, daß unter seinen schwärmendsten Gästen die Auftraggeber seiner Ermordung lauerten. Unter dem Zauchzen der Musik und dem festlichen Gedränge fühlte er sich von Verrath angegrinst, und das Bild einer Leiche, das, wie in alten Zeiten, den schaurigen Gedanken des Todes in das Fest hineinwarf, machte den rothen Wein dunkeln, und den Glanz des Schauspiels erstarren.

Während des lautesten Festgetöses sah man Rienzi's Pagen durch den Bankettsaal schlüpfen, und einigen der Edeln etwas zuflüstern; alle verbeugten sich tief, aber wechselten die Farbe, als ihnen die Botschaft zukam.

„Mein Herr Savelli,“ sagte Orsini, selbst zitternd, — „zeigt doch ein mannhafteres Aussehen. Dies muß eine Ehre, nicht Rache gelten. Ich denke, Eure Einladung ist der meinigen gleichlautend.“

„Er — er — bit — tet mich, auf dem Capitol mit ihm zu Nacht zu speisen: ein freund — schaftliches Mahl — (die Pest über seine Freundschaft!) nach dem Lärmen des Tags.“

„Dasselbe, was auch mir entboten worden ist!“ sagte Orsini, zu einem der Frangipani sich wendend. Die Eingeladenen brachen bald von dem Fest auf und sammelten sich zu einer Gruppe, wo sie sich lebhaft besprachen. Einige waren für Flucht; aber Flucht war so viel als Geständniß; ihre Zahl, ihr Stand und ihre lang

unangetastete Straflosigkeit gaben ihnen wieder Zuversicht, und sie beschloßen zu gehorchen. Der alte Colonna, der einzige unschuldige Baron unter den geladenen Gästen, lehnte auch allein die Einladung ab. „Pah!“ sagte er hämisch; „es ist des Festirens genug für einen Tag! Sagt dem Tribunen, ehe er zu Nacht ist, hoffe ich schon zu schlafen. Graue Haare können nicht sein Lustbarkeitsfieber ganz mitmachen.“

Als Nienzi aufstand um wegzugehen, was bald geschah, denn das Bankett hatte noch am Morgen angefangen, begann Raimund, begierig sich loszumachen und mit seinen geistlichen Freunden sich über den an den Pabst zu erstattenden Bericht zu besprechen, seine Abschiedsbegrüßungen aufzusagen, aber der unbarmherzige Tribun sagte zu ihm mit Ernst:

„Mein Herr, wir sind Eurer bei einem dringenden Geschäft auf dem Capitol benöthigt. Ein Gefangener — eine Untersuchung — vielleicht (setzte er mit unheilbedeutendem, prophetischem Stirnrünzeln hinzu) eine Exekution wartet auf uns! Kommt.“

„Wahrhaftig, Tribun,“ stammelte der gute Bischof, „das ist eine seltsame Zeit zu einer Exekution!“

„Die letzte Nacht war eine noch seltsamere Zeit. — Kommt!“

In der Art, wie das letzte Wort ausgesprochen wurde, lag etwas, dem Raimund nicht widerstehen konnte. Er seufzte, murmelte, zupfte an seinen Gewändern und folgte dem Tribunen. Als sie durch die Hallen schritten, stand allerorten die Gesellschaft auf. Nienzi erwiderte ihre Grüße mit Lächeln und Flüstern voll offener Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit. Jung wie er war, und von schönem und edlem Aeußern, das durch glänzenden Anzug auf jede Weise gehoben ward, und noch mehr durch den Ausdruck geistiger Ueberlegenheit in Auge und Stirn, der natürlich den minder gebildeten Herren jenes dunkeln Zeitalters abging — schritt er so stattlich durch den Hof hin wie Einer, der würdig war, ihn um sich zu versammeln, und geeignet, über ihn zu herrschen; und seine angebliche Abstammung vom deutschen Kaiser, die seit seiner Erhebung im Ausland allgemein durch das Gerücht verbreitet und geglaubt wurde, schien den fremden Herrn unverkennbar in der Hoheit seiner Miene und der leichten Anmuth seines Benehmens ausgeprägt.

„Mein Herr Präfekt,“ sagte er zu einem finstern und verbrießlichen Mann, in schwarzen Sammt gekleidet, dem mächtigen und hochmüthigen Johann di Biko, Präfekt von Rom, „wir sind erfreut,

einen so edlen Gast in Rom zu treffen; wir müssen Euch die Artigkeit erwidern, indem wir Euch binnen kurzem in Euerm Palast überraschen; auch Ihr, Signor (zum Gesandten von Tivoli sich wendend), werdet uns ein Obdach unter Euern Höhlen und Wasserfällen vor der Weinlese nicht abschlagen. Mich dünkt, Rom, mit dem anmuthigen Tivoli vereint, söhnt sich wieder mit den Musen aus. Eure Klage ist angebracht, Meister Benoni; der Rath anerkennt ihre Gerechtigkeit; aber ich versparte die Neuigkeit für diesen Festtag; Ihr tadelst mich deshalb nicht, hoff ich.“ Diese Worte flüsterte er mit halb herzlicher Offenheit einem ehrbaren Bürger zu, der unter so vielen Großen leicht der Beachtung des Tribuns hätte entgehen können; aber es war Politik bei Rienzi, diejenigen, welche Handelsgeschäfte betrieben, durch eine ganz besondere Aufmerksamkeit auszuzeichnen. Als er, nach einer kurzen Besprechung mit dem Kaufmann, weiter ging, fiel sein Auge auf die hohe Gestalt des alten Colonna.

„Signor,“ sagte er mit einer tiefen Verbeugung des Hauptes, aber zugleich mit einem gewissen Nachdruck im Ton, „Ihr werdet uns diesen Abend nicht fehlen.“

„Tribun“ — begann der Colonna.

„Wir nehmen keine Entschuldigung an,“ unterbrach ihn hastig der Tribun, und setzte seinen Weg fort.

Einige Augenblicke stand er still bei einer kleinen Gruppe einfach gekleideter Männer, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten; es waren nämlich auch Gelehrte und in Rienzi's Erhebung sahen sie einen neuen Beweis von der wunderbaren und plötzlichen Macht, welche der Geist über die rohe Kraft zu gewinnen anfangt. Bei diesen ließ der Tribun, als ob er plötzlich ihm verwandte Geister gefunden, allen Ernst von seiner Stirne verschwinden. Glücklicher vielleicht wäre seine Laufbahn — unangefochtener sein Ruhm nach dem Tod gewesen, hätte er, bei gleichen Neigungen, auch das gleiche Ziel mit ihnen verfolgt!

„Ah, carissime!“ sagte er zu Einem, dessen Arm er in den seinigen faßte, „wie geht es mit deiner Erklärung der alten Marmorbilder von Statten? Schon halb im Reinen? Das freunt mich zu hören! Komm doch zu mir wie früher, ich bitte Dich! Morgen — nein, auch übermorgen nicht, aber nächste Woche werden wir einen ruhigen Abend haben. Theurer Dichter, Eure Dede versetzte mich in die Zeiten des Horaz; aber mich dünkt, wir thun übel,

unsere eigene Sprache gegen die lateinische zurückzusetzen. Ihr schüttelt den Kopf? Nun, Petrarca denkt wie Ihr; sein großes Epos schreitet mit Riesenschritten voran — so hör' ich von seinem Freund und Boten; — und da ist er ja; mein Valius, ist das nicht Euer Name bei Petrarca? Wie soll ich mein Entzücken über seinen trostreichen, begeisternden Brief ausdrücken? Ach, er überschätzt nicht meine Absichten, aber mein Vermögen! Von diesem nachher!"

Ein leichter Schatten flog bei diesen Worten über die Stirne des Tribuns; und als er zwischen einer langen Reihe von Fürsten und Edeln zu beiden Seiten weiter schritt, gewann er wieder die Selbstbeherrschung und die Würde, die er bei seinen frühern Genossen abgelegt hatte. So durchschritt er die Menge und verschwand allmählig.

„Er weiß sich stattlich zu benehmen,“ sagte Einer, als die Gäste wieder ihre Sitze einnahmen, „habt Ihr das Wir in Acht genommen — der königliche Styl!“

„Aber das muß man sagen, daß er trefflich den Herren spielt,“ sagte der Botschafter des Visconti; „weniger Stolz würde bei seinem hochmüthigen Hof wie Kriecherei erscheinen.“

„Ei,“ sagte ein Professor von Bologna, „warum spricht man denn von dem Stolz des Tribuns? Ich sehe keinen Stolz an ihm.“

„Auch ich nicht!“ sagte ein reicher Goldschmied.

Während solche und noch widersprechendere Bemerkungen dem Abgang des Tribuns folgten, begab er sich in den Saal, wo Nina das Scepter führte; und hier gewann ihm seine schöne Person und seine silberne Zunge (*suavis colorataeque sententiae* nach Petrarca's Beschreibung) eine weit allgemeinere Gunst bei den Frauen, als ihm bei den Männern zu Theil geworden, und contrastirte nicht wenig mit den förmlichen, mattberzigen Complimenten des guten Bischofs, der ihm bei solchen Gelegenheiten zur trefflichen Folie diente.

Aber sobald diese Ceremonien abgethan waren und Rienzi sein Pferd bestieg, nahm sein Wesen plötzlich den Ausdruck finsterner, unheilbedeutender Strenge an.

„Bislar,“ sagte er mit großer Kürze zu dem Bischof, „wir möchten Eurer Anwesenheit sehr benöthigt seyn. Wißt, daß auf dem Capitol jetzt ein Gericht über einem Mörder sitzt. Letzte Nacht wäre ich, ohne die Gnade des Himmels, unter dem Dolch eines gedungenen Mörders als Opfer gefallen. Wißt Ihr etwas davon?“

Und er heftete so scharfe Blicke auf den Bischof, daß der arme Canonist beinah vor Ueberraschung und Angst vom Pferde gesunken wäre.

„Ich — ich!“ stammelte er.

Rienzi lächelte — „Nein, mein guter Herr Bischof! Ich sehe, Ihr seyd nicht zum Mörder gemacht; — aber um fortzufahren; damit es nicht scheine, ich betreibe in Person meine eigene Sache, befahl ich, den Gefangenen in meiner Abwesenheit zu verhören. In seinem Verhör (Ihr sahet den Brief, den man mir während des Banketts brachte) —“

„Ja, und Ihr wechseltet die Farbe.“

„Wohl hatte ich Ursache; in seinem Verhör, sag' ich, hat er gestanden, daß neun der vornehmsten Barone Roms ihn angestiftet hatten. Sie essen heute mit mir zu Nacht! — Vifar, vorwärts!“

Fünftes Buch.

Die Entscheidung.

„Das entzündete Feuer und Flammen, welche er nicht mehr zu löschen vermochte.“

Vita di Cola di Rienzi. I. 19.

Erstes Kapitel.

Das Gericht des Tribunus.

Die wenigen von dem Tribunen an Stephan Colonna gerichteten Worte, so sehr sie die Wuth des stolzen alten Edelmannes schärften, waren von der Art, daß er bei näherer Ueberlegung nicht gerathen fand, ungehorsam zu seyn. Demgemäß fand er sich zur bestimmten Stunde mit einer stattlichen Schaar seiner Standesgenossen in einem der Säle des Capitols ein. Rienzi empfing sie mit außergewöhnlicher Artigkeit.

Sie setzten sich mit geheimem Unbehagen und Unruhe an die glänzende Tafel, als sie sahen, daß mit Ausnahme Stephan Colonna's nur die Verschwornen zu dem Mahl eingeladen waren. Rienzi, ihre Schweigsamkeit und Zerstretheit nicht beachtend, war ungewöhnlich munter — der alte Colonna verdrüßlicher als gewöhnlich.

„Wir haben Euch, mein Herr Colonna, durch unsere Einladung mißvergünstigt gemacht. Ehemals, dünkt mich, konnten wir Euch leichter ein Lächeln entlocken.“

„Die Gestalt der Sachen hat sich geändert, Tribun, seit der Zeit, wo Ihr mein Gast waret.“

„Ei doch kaum. Ich bin gestiegen, aber Ihr seyd nicht gefallen. Ihr wandelt durch die Straßen in Sicherheit und Frieden

bei Tag und Nacht; Euer Leben ist gesichert vor den Räubern, und Eure Paläste bedürfen nicht mehr der Zinnen und Bollwerke, um Euch vor Euern Mitbürgern zu schützen. Ich bin gestiegen — aber wir Alle sind gestiegen! aus barbarischer Verwirrung zu einem gestitteten Leben. Mein Herr Gianni Colonna, den wir zum Hauptmann der Campagna ernannt, Ihr werdet einen Becher auf den buono Stato nicht ausschlagen; auch glaubt nicht, daß wir Eurer Tapferkeit mißtrauen, wenn wir sagen, wir freuen uns darüber, daß Rom keine Feinde hat, an denen sich Euer Feldherrntalent erproben könnte.“

„Mich dünkt,“ bemerkte der alte Colonna trozig, „wir werden Feinde genug aus Ungarn und Böhmen bekommen, ehe die nächste Ernte grün ist.“

„Und wenn auch,“ versetzte der Tribun kalt, „fremde Feinde sind besser als Bürgerkrieg.“

„Ja, wenn wir Geld im Schatz haben, was sehr unwahrscheinlich ist, wenn wir viele solche Festtage haben.“

„Ihr seyd unhöflich, mein Herr,“ sagte der Tribun, „und zudem macht Ihr Rom noch schlechtere Complimente als uns. Welcher Bürger würde nicht gern sein Gold hergeben, um Ruhm und Freiheit zu kaufen?“

„Ich kenne sehr wenige in Rom, die das thäten,“ antwortete der Baron. „Aber sagt mir, Tribun, der Ihr doch ein ausgezeichnete Casuist seyd, was ist besser für einen Staat — daß sein Regent zu silzig oder zu verschwenderisch ist?“

„Ich stelle die Frage meinem Freund Luca di Savelli anheim,“ versetzte Rienzi. „Er ist ein großer Philosoph und ich denke wohl, er könnte ein viel verwickelteres Räthsel uns auflösen, das wir sofort seinem Scharffsinn unterstellen werden.“

Die Barone, sehr verlegen über die feste Rede des alten Colonna, richteten sämmtlich ihre Blicke auf Savelli, der mit größerer Fassung, als sie vermuthet hatten, antwortete:

„Die Frage läßt eine gedoppelte Antwort zu. Wer als Regent geboren ist, eine fremde Armee hält und durch Furcht regiert, muß karg seyn. Wer Regent geworden ist, dem Volke freundlich begegnet und durch Liebe regieren will, muß dessen Gunst durch Großmuth gewinnen und seine Einbildungskraft durch Gepränge blenden. So, glaube ich, ist der gewöhnliche Grundsatz in Italien, gereift durch alle Erfahrungen der Staatsweisheit.“

Die Barone beklatschten einmüthig die kluge Antwort Savelli's, ausgenommen den alten Colonna.

„Dennoch verzeiht mir, Tribun,“ sagte Stephan, „wenn ich von der höfischen Entscheidung unseres Freundes abweiche und, mit aller schuldigen Ehrfurcht, der Meinung bin, sogar die grobe Sarsche eines Mönchs, die Schaustellung der Bescheidenheit, würde Dir besser anstehen als dieser flimmernde Pomp, die Schaustellung des Stolzes!“ Bei diesen Worten faßte er die weiten, faltigen Ärmel mit goldenen Treffen an dem Purpurkleid des Tribuns.

„Still, Vater!“ sagte Gianni, Colonna's Sohn, erblaffend über die herausfordernde Derbheit und gefährliche Aufrichtigkeit des Alten.

„Nein, es hat nichts zu bedeuten,“ sagte der Tribun mit erkünstelter Gleichgültigkeit, obgleich seine Lippe zitterte und sein Auge Feuer sprühte; und dann nach einer Pause fuhr er mit einem unheimlichen Lächeln fort: „Wenn der Colonna die Sarsche der Mönche so sehr liebt, so kann er noch genug sehen, ehe wir uns trennen. Und jetzt, mein Herr Savelli, zu meiner Frage, auf welche ich Euch wohl zu achten bitte. Sie nimmt all Euern Wiß in Anspruch. Ist es für den Regenten eines Staats besser, allzu nachsichtig oder allzu gerecht zu seyn? Schöpft Athem zur Antwort; Ihr seht übel aus — Ihr erblaßt — Ihr zittert — Ihr verhüllt Euer Angesicht! Verräther und Meuchelmörder, Euer Gewissen verräth Euch! Meine Herren, nehmt Euch Eures Genossen an und gebt für ihn Antwort!“

„Nein, wenn wir entdeckt sind,“ sagte der Orsini, verzweiflungsvoll aufstehend, „so wollen wir nicht ungerächt fallen — stirb, Tyran!“

Damit stürzte er auf den Ort zu, wo der Tribun stand, denn Rienzi hatte sich ebenfalls erhoben, und stieß mit seinem Dolch nach dessen Brust; der Stahl durchdrang den Purpurmantel, aber glitt unschädlich ab — und der Tribun betrachtete den getäuschten Mörder mit einem verächtlichen Lächeln.

„Bis gestern Nacht ließ ich mir nicht träumen, daß ich unter dem Staatskleid den verborgenen Harnisch nöthig haben würde,“ sagte er. „Meine Herren, Ihr habt mir eine schwarze Lehre gegeben und ich danke Euch!“

Damit klatschte er in die Hände und plötzlich flogen die Flügeltüren am Ende des Saals auf und zeigten den Gerichtssaal, mit blutrother Seide, untermischt mit weißen Streifen, behangen;

— dem Anzeichen von Verbrechen und Tod. An einer langen Tafel saßen die Rätthe in ihren Amtskleidern, an der Schranke stand eine wilde Gestalt, den Gästen nur zu gut bekannt.

„Laßt Rudolf von Sachsen sich nähern!“ gebot der Tribun.

Und von zwei Wachen geführt, trat der Räuber in den Saal.

„Elender, Ihr also habt uns verrathen!“ sagte ein Frangipani.

„Rudolf von Sachsen hält es immer mit dem, der am meisten bietet,“ versetzte der Elende mit greulichem Grinsen. „Ihr gabt mir Gold und ich wollte dafür Euern Feind erschlagen — Euer Feind überwältigte mich. Er schenkte mir das Leben, und das Leben ist ein höheres Gut als Gold.“

„Ihr gesteht Euer Verbrechen, meine Herren! Schweigend! Stumm! Wo bleibt Euer Wig, Savelli? Wo Euer Stolz, Rinaldo di Orsini? Gianni Colonna, dahin ist es mit Eurem Ritterthum gekommen?“

„Oh!“ fuhr Rienzi mit tiefer, leidenschaftlicher Bitterkeit fort, „o, Ihr Herren, kann nichts Euch versöhnen — nicht mit mir, aber mit Rom? Was ist meine Sünde gewesen gegen Euch und die Eurigen? Zerstreuung der Räuber (solcher Menschen wie Euer Ankläger!) — Schleifung der Festungswerke — unparteiische Gesetze — welcher Mann, aus der Mitte des Volks hervorgegangen, hat je, in allen Revolutionen Italiens, dessen Zügellosigkeit so wenig nachgegeben? Kein Pfennig aus Eurem Beutel ist von frecher Gewalt angerührt — kein Haar auf Eurem Haupt durch Privat- rache gekrümmt worden. Ihr, Gianni Colonna, wurdet mit Ehren überhäuft, mit dem Oberbefehl betraut — Ihr, Alphonso di Frangipani, mit neuen Herrscherrechten begabt — erinnerte sich je der Tribun der Beleidigungen, die er von Euch als Plebejer erlitten? Ihr klagt meinen Stolz an; war es mein Fehler, daß Ihr meiner Macht Euch kriechend schmiegtet — Schmeichelei im Munde und Gift im Herzen! Nein! ich habe Euch nicht beleidigt; mag die Welt erfahren, daß Ihr in mir angriffet Freiheit, Gerechtigkeit, Gesetz, Ordnung, die wiedererstandene Größe, die erneuerten Rechte Roms! Nach diesen — den unsterblichen Wesen — nicht nach diesem schwachen Körper zieltet Ihr — durch ihre Göttlichkeit seyð Ihr besiegt worden; für die Majestätsbeleidigung gegen diese müßt Ihr, Verbrecher und Opfer, sterben!“

Mit diesen Worten, ausgesprochen in einem Ton und mit einer Würde, welche dem erhabensten Geist der alten Stadt würden

angestanden haben, begab sich Rienzi mit majestätischen Schritten aus dem Gemach in den Rathssaal. *

Diese ganze Nacht blieben die Verschwörer in dem Zimmer, bei verriegelten und bewachten Thüren. Die Zurüstungen zum Bankett wurden nicht weggeschafft, und der Glanz von diesem bildete einen seltsamen Contrast zu der Stimmung der Gäste. Die gänzliche Niedergeschlagenheit und Verzweiflung dieser feigen Verbrecher — so unähnlich den ritterlichen Normannen Frankreichs und Englands — ist von dem Geschichtschreiber mit widerlichen und abschreckenden Farben gemalt worden. Der alte Colonna allein blieb seinem heftigen, gebieterischen Charakter treu. Er rannte in dem Saal auf und nieder, wie ein Löwe im Käfig, und brüllte laute Drohungen der Rache und des Trozes; er schlug mit geballten Fäusten an die Thüren, verlangte hinausgelassen zu werden und verkündigte die Rache des Papstes.

Langsam und grau dämmerte der Morgen der von Todesangst gepeinigten Versammlung; und sobald der letzte Stern am trübseligen Horizont erbleichte und sie bei dem matten, trostlosen Tageslicht einander ins Angesicht schauten — vor Angst und Furcht beinahe Gespenstern ähnlich — erscholl die große Glocke vom Capitol in Tönen, in welchen sie wohl das Todesgeläute erkannten. Dann öffnete sich die Thüre und ein furchtbarer, düsterer Zug Franziskaner, Einer für jeden der Barone, trat in das Gemach. Bei diesem Anblick war, so wird berichtet, die Angst der Verschwörer so groß, daß sie ihnen ganz und gar die Zunge lähmte und erstarren machte. ** Die meisten, alle Hoffnung aufgebend, bequerten sich endlich, den Geistlichen zu beichten. Als aber der für Stephan Colonna bestimmte Mönch sich diesem näherte, schüttelte der leidenschaftliche alte Mann die Hand und sagte: „Quäle mich nicht — quäle mich nicht!“

„Aber, Sohn, bereite Dich für die entseßliche Stunde!“

„Sohn! ei ja wohl,“ sagte der Baron, „ich bin alt genug, um Dein Großvater zu seyn, und im Uebrigen sage dem, der Dich geschickt hat, daß ich weder zum Tod vorbereitet bin, noch mich vorbereiten will. Ich habe mich gefast gemacht in meinem Gemüth,

* Die Schuld der Barone und ihr Mordanschlag gegen Rienzi, obwohl von Gibbon und andern neuern Schriftstellern nur obenhin behandelt, ist klarlich bezeugt durch Muratori, die Chronik von Bologna u. A. Auch gestanden sie ihr Verbrechen ein. (S. Chron. Estens, Muratori XVIII. p. 442.).

** *Diventero si gelati, che non poteano favellare.*

noch ein zwanzig Jahre und länger zu leben — wenn ich mir nicht durch die Erkältung dieser verfluchten Nacht den Tod hole.“

Gerade in diesem Augenblick hörte man ein Geschrei, das beinahe das Capitol umzustürzen schien, als die Menge unten einstimmig brüllte:

„Tod den Verschwornen! Tod! Tod!“

Während dies in dem Saal vorging, kam der Tribun aus seinem Gemach, worin er sich mit seiner Gemahlin und Schwester eingeschlossen hatte. Der edle Geist der Einen, die Thränen und der Schmerz der Andern (die auf Einen blutigen Streich das Haus ihres Verlobten untergehen sah) waren nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth geblieben, das zwar streng und gerecht, doch von Natur dem Blutvergießen abhold, auf ein Herz, das der erhabensten Art der Rache fähig war.

Er trat in das noch sitzende Gericht mit ruhiger Stirn und sogar mit heiterem Blick ein.

„Pandulfo di Guido,“ sagte er, sich zu diesem Bürger wendend, „Ihr habt Recht; Ihr spracht als weiser Mann und als Patriot, wenn Ihr sagtet: mit Einem Schlag, wie wohlverdient immer, die edelsten Häupter Roms abschlagen, würde den Staat in Gefahr bringen, unsern Purpur mit einem unauslöschlichen Flecken besudeln und den Adel Italiens gegen uns vereinigen.“

„So, Tribun, war meine Behauptung, obgleich der Rath anders entschieden hat.“

„Hört das Geschrei des Volks! Ihr könnt seinem rechtmäßigen Grimm nicht wehren,“ sagte der Demagog Baroncelli.

Viele von den Versammelten murmelten beifällig.

„Freunde!“ sagte der Tribun mit feierlicher und ernster Miene, „laßt nicht die Nachwelt sagen, die Freiheit sey blutdürstig! laßt uns einmal das große Beispiel der Barmherzigkeit unseres großen Erlösers nachahmen! Wir haben gesiegt — laßt uns verzeihen; wir sind gerettet — laßt uns vergessen!“ Die Rede des Tribunus ward von Pandulfo unterstützt, so wie von andern Anhängern einer milderen und gemäßigeren Politik; und nach einer kurzen, aber lebhaften Erörterung siegte der Einfluß Rienzi's und das Todesurtheil ward, jedoch mit einer schwachen Mehrheit, zurückgenommen.

„Und jetzt,“ sagte der Tribun, „laßt uns mehr als gerecht, laßt uns edelmüthig seyn. Sprecht — und sprecht frei heraus. Glaubt Einer von Euch, daß ich allzu hart, allzu stolz gegen diese

verstockten Geister gewesen? — Ich lese Eure Antwort auf Eurer Stirne — ich war's! Glaubt Einer von Euch, dieser Fehler von meiner Seite habe sie zu dieser schwarzen That der Rache getrieben? Glaubt Einer von Euch, sie haben, wie wir, eine menschliche Natur — sie haben ein Gefühl für Güte — sie lassen sich durch Edelmuth besänftigen — sie lassen sich zähmen und entwaffnen durch eine solche Rache, wie sie durch die Gebote des Christenthums edlen Feinden vorgeschrieben ist?"

„Ich glaube,“ sagte Pandulfo nach einer Pause, „daß es nicht in der menschlichen Natur liegt, daß diese Männer, so schuldig und so überwiesen, falls Ihr sie begnadigt, zum zweitenmal Euch nach dem Leben trachten könnten.“

„Mich dünkt,“ sagte Rienzi, „wir müssen noch mehr thun, als sie begnadigen; der erste große Cäsar suchte, wenn er einen Feind nicht zermalmte, ihn zum Freund zu gewinnen —“

„Und kam über der Probe um!“ sagte rasch Baroncelli.

Rienzi fuhr auf und wechselte die Farbe.

„Wenn Ihr die elenden Gefangenen retten wollt, ist's besser, Ihr wartet nicht, bis die Wuth des Pöbels unbezähmbar wird,“ flüsterte Pandulfo.

Der Tribun erhob sich aus seiner Träumerei.

„Pandulfo,“ sagte er in demselben Ton, „mein Herz warnt mich — die Schlangenbrut ist in meiner Hand — ich erwürge sie nicht — sie können mich todt stechen zum Lohn für meine Barmherzigkeit — es ist ihr Instinkt! Es thut nichts; man soll nicht sagen, daß der römische Tribun mit dem Leben so Vieler seine eigene Sicherheit erkaufte; auch soll man nicht auf meinen Grabstein schreiben: „Hier liegt der Feige, der nicht zu verzeihen wagte!“ He da, Bediente, schließt die Thüre auf! Meine Herren, machen wir die Gefangenen mit ihrem Urtheil bekannt!“

Hiermit setzte sich Rienzi auf den Staatsstuhl oben an der Tafel, und die jetzt aufgegangene Sonne warf ihre Strahlen auf die blutrothen Wände, in welchen die Barone, der Reihe nach in den Saal eingeführt, ihr Schicksal zu lesen glaubten.

„Meine Herren,“ sagte der Tribun, „Ihr habt gesündigt gegen die Gesetze Gottes und der Menschen; aber Gott lehrt den Menschen die Tugend des Erbarmens. Sehet endlich ein, daß mein Leben wie durch einen Zauber geschützt ist. Der, den der Himmel zu hohen Zwecken aus der Hütte zum Thron des Volks erhob, ist

nicht ohne unsichtbaren Beistand und geistigen Schutz. Wenn erbliche Monarchen als geheiligt gelten, wie viel mehr derjenige, durch dessen Macht die Hand der Gottheit ein klares Zeugniß abgelegt hat! Ja, über dem, der für sein Vaterland lebt, dessen Größe das Geschenk seines Vaterlandes, dessen Leben die Freiheit seines Vaterlandes ist, wachsen die Seelen der Gerechten und die schlummerlosen Augen der schwerterbewaffneten Seraphim! Belehrt durch das Fehlschlagen Eures letzten Anschlags und Eure jetzige Gefahr, laßt doch Euern Groll gegen mich fahren; ehret die Geseze, achtet die Freiheit Eurer Stadt und bedenkt, daß kein Staat ein edleres Schauspiel gewähren kann, als wenn Männer von Eurer Geburt — von patrizischem und erlauchtem Rang — ihre Macht gebrauchen, ihre Stadt zu schützen, ihr Vermögen, um ihre Künste zu pflegen, ihr Ritterthum, um ihre Geseze zu vertheidigen. Nehmt Eure Schwerter zurück — und den Ersten, der die Freiheit Roms angreift, laßt Euer Opfer seyn — und wäre dies Opfer der Tribun selbst. Eure Sache ist untersucht — Euer Urtheil gefällt worden. Erneuert Euern Eid, aller Feindseligkeit, öffentlich oder geheim, gegen die Regierung und die Obrigkeiten Roms zu entsagen — so seyd Ihr begnadigt — seyd frei!“

Erstaunt, verwirrt beugten die Barone unwillkürlich die Kniee; die Mönche, die ihre Beichte gehört, sagten ihnen den vorgelegten Eid vor, und während sie mit blassen Lippen die feierlichen Worte murmelten, hörten sie unten das Toben der ihr Blut fordernden Menge.

Nachdem diese Ceremonie vorbei war, begab sich der Tribun in den Bankettsaal, der zu einem Balkon führte, von wo aus er zum Volk zu sprechen pflegte; und nie vielleicht war seine wunderbare Herrschaft über die Leidenschaften seiner Zuhörer * in höherem Grade erforderlich oder glänzender beurkundet, als an diesem Tag; denn die Wuth des Volkes war auf der höchsten Höhe, und es dauerte lang, ehe es ihm gelang, sie abzulenken. Aber noch ehe er schloß, waren alle Wogen der wilden See von dem Del seiner Beredsamkeit gesänftigt. — Der Redner sollte noch einmal an derselben Stelle stehen, um für ein Leben zu sprechen — edler als die, die er jetzt rettete — aber zu sprechen ungehört und ohne Erfolg!

* Ad persuadendum efficax dictator quoque dulcis ac lepidus.

Worte Petrarca's über Nienzi.

Sobald der Tribun den günstigen Augenblick gekommen sah, wurden die Barone auf den Balkon geführt; im Angesicht der todesstillen Tausende verpflichteten sie sich feierlich zum Schuß des *buono Stato*. Und so war der Morgen, welcher ihre Hinrichtung hätte bescheinen sollen, Zeuge von ihrer Ausöhnung mit dem Volk. Die Menge zerstreute sich — die Mehrzahl zufrieden und vergnügt; die Scharfsinnigeren mit Unmuth und Mißbehagen.

„Er hat nur den Dampf und die Flamme vermehrt, die er nicht zu löschen vermochte,“ grollte Cecco del Vecchio, und des Schmieds passender Ausdruck wurde zum Sprüchwort und zur Prophezeiung.

Mittlerweile hob der Tribun, sich wenigstens dessen bewußt, daß er die großmüthigere Handlungsweise gewählt, das Gericht auf und begab sich in das Gemach, wo Nina und seine Schwester seiner warteten. Diese schönen jungen Frauen hatten für einander die zärtlichste Freundschaft gefaßt. Und die Verschiedenheit ihres Charakters in Zügen und Gemüthsart schien durch den Contrast den Reiz beider zu erhöhen; wie an einem kunstreich gearbeiteten Schmuck die Perle und der Diamant wechselseitig ihre Schönheit steigern.

Und als Irene jetzt ihr blaßes Antlitz und ihre strömenden Augen von der Brust erhob, an welche sie sich, Unterstüzung suchend, geschmiegt hatte — die schüchterne Schwester, ängstlich, zweifelnd, gedankenvoll — das stolze Weib, sanguinisch und zuversichtlich, nie zweifelnd weder an den Absichten noch an dem Vermögen *Kienzi's* — der Contrast hätte einem Maler ein nicht unwürdiges Bild dargeboten von der Liebe, die Alles hofft, und der Liebe, die Alles fürchtet.

„Sey getroßt, meine holde Schwester!“ sagte der Tribun, dem zuerst Irene's ängstlich flehender Blick begegnete, „nicht ein Haar auf dem Haupt derer, welche sich des Namens Deines Heißgeliebten rühmen, ist verlegt. Danke dem Himmel,“ als seine Schwester mit einem leisen Schrei ihm in die Arme stürzte, „daß sie gegen mein Leben sich verschworen; wäre es ein anderer Römer gewesen, so war Begnadigung ein Verbrechen! Theuerste, möge Dich *Adrian* nur halb so lieben wie ich! meine Schwester und mein Kind! Niemand kennt Deine sanfte Seele so gut als ich, der über ihr wachte, seit sie ihre erste Blüthe der Sonne entfaltete. Mein armer Bruder! Hätte er gelebt, Euer Rath wäre auch der seinige gewesen, und mich dünkt, sein edler Geist flüstert oft die Herbigkeit weg,

welche sich sonst leicht meiner bemächtigen könnte. Nina, meine Königin, meine Ermahnerin, mein Orakel! laß immer so Dein Herz, männlich in meiner Noth, weiblich seyn im Einfluß auf meine Macht, und sey mir mit Irene auf Erden, was mir mein Bruder im Himmel ist.“

Erschöpft von der Untersuchung der Nacht zog sich der Tribun zurück, einige Stunden zu ruhen; und als Nina, ihn mit ihren Armen umschließend, sein edles Antlitz betrachtete, auf dem die Sorge gestillt, der Ehrgeiz beruhigt war — da hatte seine Heiterkeit beinah etwas Erhabenes, und Thränen jenes Stolzes, wie sie das Weib für den Helden ihrer Träume vergißt, standen schwer in den Augen der Gattin, indem sie sich, mehr in der tiefen Stille ihres Herzens des ihr allein zustehenden Vorrechts erfreute, seine einsamen Stunden zu theilen, als über all die Standeshoheit, zu welcher sein Schicksal sie erhoben hatte, und zu deren Zierde und Genuß sie ihr Wesen so sehr befähigte. In dieser einsamen Stunde der Ruhe täuschte sie ihr Herz durch wache Träume — eitler als die des Schläfers, und malte sich die lange Laufbahn voll Ruhm, das erhabene, friedliche Abtreten aus, welche ihres Gemahls warteten.

Und während sie so wachte und träumte, verdunkelte die Wolke, bis jetzt noch nicht größer als eine Mannshand, den Horizont eines Schicksals, dessen Sonnenschein bald vorüber war.

Zweites Kapitel.

Die Flucht.

Knirschend in seinem stolzen Herzen, wie ein Pferd am Gebiß knirscht, kam der alte Colonna in seinen Palast zurück. Ihm, unschuldig an dem beabsichtigten Verbrechen seiner Verwandten und Standesgenossen, stellte sich die ganze Scene der Nacht und des Morgens ganz nur unter dem Gesichtspunkt einer empörenden, entwürdigenden Mißhandlung dar. Kaum war er in seinem Palast, als er Boten, die er als ganz zuverlässig kannte, befahl, sich in Bereitschaft zu halten für seine Aufträge. „Dies nach Avignon,“ sprach er zu sich selbst, als er den Brief an den Pabst schloß. — „Wir wollen sehen, ob die Freundschaft des großen Hauses Colonna den wahnsinnigen Beistand der Pöbelpuppe überwiegt. Dies nach

Palestrina — der Felsen ist unangreifbar! dies an Giovanni di Bico, man kann sich auf ihn verlassen, so sehr er sonst ein Verräther ist. Dies nach Neapel; der Colonna wird den Botschafter des Tribuns verstoßen, wenn er nicht seiner Sendung sich begibt und hieher zurückeilt — als Soldat, nicht als Liebhaber! Und möge dies Walter von Montreal treffen! Ha, einen kostbaren Botschafter hat er uns geschickt, aber ich will Alles vergessen — Alles, um tausend Lanzen.“ Und indem er mit zitternden Händen den seidnen Faden um seine Briefe schlang, befahl er seinen Pagen, für den nächsten Tag alle die Herren an seinen Tisch zu laden, welche in der vorigen Nacht seine Schicksalsgenossen gewesen waren.

Die Barone kamen, viel mehr über die Schmach ihrer Begnadigung wüthend, als dankbar für das Geschenk der Barmherzigkeit. Ihre Besorgnisse vereinigten sich mit ihrem Stolz, und das Geschrei des Übels, das Winseln der Franziskaner klang ihnen immer noch im Ohr; es schien ihnen, gemeinsamer Widerstand sey der einzige noch übrige Weg, ihr Leben zu schützen und ihre Schmach zu rächen.

Die öffentliche Begnadigung erschien ihnen nur als eine Maske der Privatrachsucht des Tribuns. Sie glaubten nicht anders, als der Tribun habe nicht gewagt sie am hellen Tage zu verderben. Verzeihen und Vergessen sollten die Mittel seyn, ihre Leidenschaftlichkeit einzulullen, und zugleich ihren Stolz zu demüthigen, und das Bewußtseyn ihres entdeckten Verbrechens benahm ihnen alle Hoffnung auf Sicherheit. Die Hand ihres eigenen Banditen mochte gegen sie bewaffnet, oder sie einzeln, der Reihe nach, umgebracht werden, wie es die gewöhnliche Tyrannenlist jener Zeit war. Sonderbar genug war Luca di Savelli derjenige, der am meisten auf unverzügliche Empörung drang. Todesfurcht machte den Feigen tapfer.

Unfähig, auch nur die schwärmerische Großmuth des Tribuns zu fassen, waren die Barone noch unruhiger, als sie Rienzi am folgenden Tag Einen um den Andern zu einer Privataudienz lud, sie mit Gnadenverleihungen beschenke, und sie bat, das Vergangene zu vergessen; mehr sich als sie entschuldigte, und ihre Aemter und Würden vermehrte.

In der Uberschwänglichkeit eines Herzens, dem ein königlicher Sinn natürlich war, glaubte er, es gebe hier keinen Mittelweg — und er könne die Feindschaft, die er nicht durch den Tod zum

Schweigen bringen wollte, durch Vertrauen und Gunstbezeugungen ersticken. Ein solches Benehmen wäre bei einem gebornen Fürsten gegenüber von erblichen Unterthanen vielleicht von Erfolg gewesen. Aber der Edelmutb eines plötzlich über seine vorherigen Herren emporgestiegenen Mannes ist nur eine kränkende Prahlerei. Rienzi beging hierin und vielleicht schon in seiner Verzeihung, einen politischen Fehler, welchen die finstere Arglist eines Visconti, oder in späteren Zeiten eines Borgia sich nie hätte zu Schulden kommen lassen. Aber es war der Irrthum einer edeln und großen Seele.

Mina saß in dem großen Saal des Palasts; es war der Tag des Empfangs der römischen Damen.

Der Besuch war so wenig zahlreich gegen sonst, daß es ihr auffiel, und es schien ihr in dem Benehmen der Anwesenden eine Kälte und Zurückhaltung sich auszudrücken, welche einigermassen ihre Eitelkeit kränkte.

„Ich hoffe, wir haben die Signora Colonna nicht beleidigt,“ sagte sie zu der Gemahlin Gianni's, Stephans Sohn. „Sie pflegte sonst unsere Säle mit ihrer Anwesenheit zu ehren, und wir vermiffen sehr ihre erwünschte Gegenwart.“

„Madame, meines Gatten Mutter ist unwohl.“

„Ist sie? wir wollen uns erkundigen lassen bei ihr um willkommere Zeitung; mich dünkt, wir sind heute verlassen.“

Wie sie sprach, ließ sie nachlässig ihr Taschentuch fallen — die stolze Dame Colonna beugte sich nicht darnach — keine Hand rührte sich; und die Tribunessa sah einen Augenblick überrascht und verstimmt aus. Ihr über die Versammlung hinschweifendes Auge nahm wahr, wie Einige, welche sie als die Frauen von Feinden Rienzi's kannte, mit bedeutenden Blicken zusammenflüsterten und mehr als Ein boshaftes Hohnlächeln über ihre Kränkung ward sichtbar. Sie sammelte sich augenblicklich wieder und sagte lächelnd zur Signora Frangipani: „dürfen wir an Eurer Fröhlichkeit Theil nehmen? Ihr scheint auf einen erheiternden Gedanken gekommen zu seyn, welchen nicht offen mitzutheilen, Sünde wäre.“

„Die angeredete Dame erröthete leicht und versetzte: „Wir dachten, Madame, daß, wenn der Tribun anwesend gewesen, sein Rittergelübde wäre in Anspruch genommen worden.“

„Wie so, Signora?“

„Es würde seine angenehme Pflicht gewesen seyn, den Verlassnen

zu Hülfe zu kommen.“ Damit warf die Signora einen bedeutenden Blick auf das Tuch, welches noch auf dem Boden lag.

„So war dies also auf eine Beleidigung berechnet, Signora's,“ sagte Nina, mit großer Majestät sich erhebend. „Ich weiß nicht, ob Eure Gatten eben so feck sind gegen den Tribun, aber das weiß ich, daß des Tribuns Gemahlin in Zukunft Eurer Anwesenheit entbehren kann. Vor vierhundert Jahren mochte sich eine Frangipani wohl beugen vor einer Raselli; heute dürfte eine Gattin eines römischen Barons in der Frau des ersten Magistrats von Rom wohl die Bornehmere ehren. Ich thue Eurer Höflichkeit keine Gewalt an und suche sie nicht.“

„Wir sind zu weit gegangen,“ flüsterte eine der Damen ihrer Nachbarin zu. „Vielleicht mißlingt der Anschlag und dann —“

Die weitere Rede ward abgeschnitten durch das plötzliche Eintreten des Tribuns. Er kam mit großer Hast, und auf seiner Stirn war das finstere Zürnen, das Niemand ohne Bangigkeit sah.

„Wie, schöne Frauen,“ sagte er, mit raschem Blick das Zimmer musternd, „Ihr habt uns noch nicht verlassen! Beim heiligen Kreuz, Eure Herren machen unserer Ehrenhaftigkeit ein Kompliment, daß sie uns solche liebenswürdige Geißeln lassen, oder sind sie, bei Gott, unzärtliche Ehemänner. So, Madame“ (sich rasch gegen die Gemahlin Gianni Colonna's wendend), „ist Euer Mann nach Palestrina geflohen, der Eure, Signora Drsini, nach Marino, mit ihm der Curige, schöne Frau von Frangipani, — Ihr kommt hieher, zu — doch Ihr seyd unverleglich und sicher selbst vor jedem Wort!“

Der Tribun hielt einen Augenblick inne, offenbar kämpfend seine Bewegung zu bemeistern, wie er den Schrecken bemerkte, welchen er verursacht — sein Auge fiel auf Nina, die, ihres früheren Verdrusses vergessend, ihn mit ängstlichem Staunen betrachtete. „Ja, Madame,“ sagte er zu ihr, „Ihr allein vielleicht in dieser ganzen schönen Versammlung wißt es nicht, daß die Edeln, die ich neulich aus Henkershand befreite, zum zweiten Mal sich verschworen haben. Sie haben in der Stille der Nacht ihre Heimath verlassen und schon rufen die Herolde sie als Verräther und Rebellen aus. Rienzi verzeiht nicht mehr!“

„Tribun,“ rief die Signora Frangipani, die mehr kühles Blut in ihren Adern hatte, als ihr ganzes Haus, „wär' ich von Deinem Geschlecht, ich würde Dir die Beinamen Verräther und Rebell,

die Du meinem Gemahl gibst, in die Zähne schleudern. Stolzer Mann, der Pabst wird bald dieses Geschäft übernehmen!"

„Euer Gemahl ist mit einer Taube gesegnet, meine Schöne,“ sagte der Tribun verächtlich. „Damen, fürchtet nichts! so lange Rienzi lebt, ist das Weib selbst seines schlimmsten Feindes sicher und geehrt. Das Volk wird bald hier seyn, unsere Wachen sollen Euch sicher nach Haus geleiten, oder soll Euch dieser Palast Schirm und Schutz gewähren — denn, ich warne Euch, Eure Männer haben Euch in eine große Gefahr gestürzt. Und binnen wenigen Tagen möchten die Straßen Roms Blutbächen gleichen.“

„Wir nehmen Euer Anerbieten an, Tribun,“ sagte die Signora Frangipani, gerührt und unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen bei dem Benehmen Rienzi's. Und wie sie sprach, sank sie auf ein Knie, nahm das Tuch auf, reichte es ehrerbietig Nina hin und sagte: „Signora, verzeiht mir! ich allein von allen Anwesenden achte Euch mehr in Eurer Gefahr als in Eurem Stolz.“

„Und ich,“ versetzte Nina, in anmüthiger Vertraulichkeit auf Rienzi's Arm sich lehrend, „erwidere, wenn hier Gefahr ist, so ist um so mehr Stolz nöthig.“

Den ganzen Tag und die ganze Nacht erscholl die große Glocke des Capitols. Aber mit Anbruch des folgenden Tags war die Versammlung dünn und zerstreut, große Furcht hatte die Herzen des Volks über die Flucht der Barone befallen, und sie machten Rienzi laute und bittere Vorwürfe, daß er den Vornehmen durch seine Schonung Gelegenheit zu solchem Unheil gelassen. An diesem Tag dauerten die Gerüchte fort; die Murrenden blieben größtentheils in ihren Häusern oder versammelten sich in unlustigen, mißvergnügten Gruppen. Der nächste Tag graute, dieselbe Erschlaffung herrschte. Der Tribun berief seinen Rath (eine Repräsentanten-Versammlung).

„Sollen wir ausrücken, wie wir sind?“ fragte er, „mit so Wenigen, als gerade dem römischen Banner folgen mögen?“

„Nein,“ antwortete Pandulfo, der von Natur schüchtern, doch mit der Stimmung des Volks wohl bekannt und deswegen ein feiner Rathgeber war, „laßt uns zurückhalten, laßt uns abwarten, daß die Rebellen eine empörende Unthat auf sich laden, und dann wird der Haß die Schwankenden vereinigen und Erbitterung sie führen!“

Dieser Rath drang durch; der Erfolg bewährte seine Klugheit. Um der Zögerung einen Schein des Grundes und der Würde zu geben, wurden Botschafter nach Marino gesandt, wohin die meisten

der Barone entwichen waren, und das stark befestigt war, und sie zu unverzüglicher Rückkehr aufgefordert.

An dem Tag, wo man Rienzi die hochmüthige Weigerung der Empörer brachte, kamen Flüchtlinge von allen Seiten der Campagna. Verbrannte Häuser — geplünderte Klöster und Weinberge — geraubtes Vieh und Pferde — das waren die Proben der von den Baronen begonnenen Kriegführung, und sie belebten die erschlaffenden Römer, indem sie ihnen die Gnade zeigten, welche sie sich für sich selbst versprechen durften. An diesem Abend strömten aus freiem Antrieb die Römer auf den Platz vor dem Capitol: — Rinaldo Orsini hatte eine Feste in der nächsten Nähe Roms eingenommen und Feuer in einen Thurm gelegt, wovon die Flammen in der Stadt sichtbar waren. Die Inhaberin des Thurms, eine edle, alte, verwitwete Dame, war lebendig verbrannt worden. Da erhob sich wildes Geschrei — gewaltiger Ingrimm — blinde Wuth. Die Stunde zu Thaten war gekommen. *

Drittes Kapitel.

Die Schlacht.

„Ich habe einen Traum gehabt,“ rief Rienzi von dem Bett auffpringend. „Der löwenherzige Bonifacius, der Feind und das Opfer der Colonna, ist mir erschienen und hat mir den Sieg versprochen. Nina, bereite den Lorberkranz: heute wird der Sieg unser seyn!“

„O Rienzi, heute?“

„Ja! höre die Glocke, höre die Trompete! Ja, ich vernehme sogar den scharrenden Huf meines weißen Schlachtrosses! Einen Kuß, Nina, eh' ich mich zum Sieg waffne — halt — tröste die arme Irene; ich will sie nicht sehen — sie weint, daß meine Feinde verwandt sind mit ihrem Verlobten; ich kann ihre Thränen nicht ertragen; ich habe sie in der Wiege gehütet. Heute darf ich keine Weichheit in der Seele haben! Die Schurken, zweimal meineidig! unzählbare Wölfe! — muß ich Euch zuletzt Schwert gegen Schwert begegnen! Fort, holde Nina, zu Irene, schnell! Adrian ist in Neapel,

* Ardea terre, arse la Castelluzza, e case, e uomini. Non si schifo di ardere una nobile donna vedova veterana in una torre. Per tale crudeltade li Romani furo più irati.

und wäre er in Rom — ihr Gebieter ist unverletzlich, wenn auch fünfzigmal ein Colonna.“

Damit ging der Tribun in sein Ankleidezimmer, wo seine Pagen und Anführer mit seinen Waffen seiner warteten. „Ich höre durch unsere Spione,“ sagte er, „daß sie vor Mittag vor unsern Thoren seyn wollen — viertausend zu Fuß, siebenhundert Reiter. Wir wollen ihnen einen herzlichsten Willkomm bieten, meine Herren. Wie, Angelo Billani, mein hübscher Page, was verläßt Du den Dienst Deiner Gebieterin?“

„Ich möchte gern sehen, wie sich ein Krieger für Rom waffnet,“ sagte der Knabe mit der fecken Entschlossenheit eines Knaben.

„Gott segne Dich, mein Kind! das sprach ein ächter Sohn Roms!“

„Und die Signora hat mir versprochen, ich darf mit ihren Sachen an die Thore gehen, um die Neuigkeiten zu hören —“

„Und den Sieg zu verkündigen! — das sollst Du. Aber man darf Dich nicht in Schußnähe kommen lassen. Was, mein Pandulfo, Du in der Rüstung?“

„Rom nimmt jeden Mann in Anspruch,“ versetzte der Bürger, dessen schwache Nerven durch die Ansteckung des allgemeinen Enthusiasmus waren aufgeregt worden.

„So ist's — und ich bin wieder stolz darauf, daß ich ein Römer bin. Jetzt, meine Herren, die Dalmatika. * Ich möchte, daß jeder Feind Rienzi kenne, und beim Herrn der Heerschaaren, an der Spitze des kaiserlichen Volks fechtend, habe ich ein Recht auf die kaiserliche Tracht! Sind die Mönche bereit? Unser Marsch an das Thor soll von einer festlichen Hymne begleitet seyn. So fochten unsere Väter.“

„Tribun, Johann di Bico ist mit hundert Pferden angekommen, dem buono Stato zu Hülfe.“

„Ist er! — der Herr befreit uns von einem Feind und überliefert unsern Kerker einen Verräther! Bring jenes Kästchen her, Angelo — so — Merk auf! Pandulfo lies diesen Brief!“

Der Bürger las, mit Ueberraschung und Bestürzung, die Antwort des arglistigen Präfecten auf Colonna's Brief.

„Er verspricht dem Baron, in der Schlacht zu ihm überzugehen mit der Präfectenfahne,“ sagte Pandulfo, „was ist zu thun?“

* Ein weißer Rock oder Mantel, den Rienzi trug; aber eigentlich das Abzeichen der Kaiserwürde.

„Was? nimm mein Siegel — da — sieh zu, daß er sogleich in das Gefängniß des Capitols gesetzt wird. Seinem Gefolge gebiete, Rom zu verlassen, und wenn man sie darüber betrifft, daß sie mit den Baronen gemeine Sache machen, so stirbt ihr Herr. Geh — besorge dies ohne Verzug. Inzwischen in die Kapelle — wir wollen die Messe hören.“

Binnen einer Stunde war das römische Heer — groß aber bunt — alte Männer und Knaben, vermischt mit der kraftvollsten Blüthe der Stadt, auf dem Marsch nach dem Thor St. Lorenzo; von der ganzen Menge, die sich auf zwanzigtausend zu Fuß belief, konnte man nicht ein Sechstheil als waffenfähige Kriegerleute rechnen; aber die Reiterei war wohl gerüstet, und bestand aus den geringern Baronen und den reichern Bürgern. An ihrer Spitze ritt der Tribun in voller Rüstung, und trug auf seinem Helm einen Kranz von Eichen- und Olivenlaub, in Silber gearbeitet. Vor ihm flatterte das große Banner Roms, während der bunten Heerschaar voran ein Zug Mönche vom Orden des heiligen Franziskus schritt (denn die Geistlichkeit Roms zeigte eine ganz besondere Theilnahme an der Begeisterung des Volks und dem enthusiastischen Urheber derselben) und langsam die nachstehende Hymne sang, die beim Schluß jeder Strophe etwas unaussprechlich Aufregendes und Erweckendes bekam durch das Klirren der Waffen, das Schmettern der Trompeten und das tiefe Dröhnen der Trommeln; Alles dies bildete gleichsam einen kriegerischen Chor zu dem Gesang.

Römischer Kriegsgefang.

1.

Vorwärts! Vorwärts! für Herd und Altäre!
 Verflucht sey, wer, feig, vergißt heut die Ehre!
 Nie sollen verziehen ihm seyn seine Sünden!
 Todt — soll den Himmel verschlossen er finden!
 Fluch ihm, daß Herz und Hand ihm verschmachtet!
 Wer für Rom nicht ficht, sey als Roms Cain betrachtet!
 Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers! *
 Bläst Trompeten, bläst!
 Bläst Trompeten, bläst!
 Froh ziehn dem Ruhm wir entgegen,
 Wie ein König voll Pracht,
 Wenn's schmettert und kracht,

* Rienzi's Schlachtwort.

Und bei der Trommel wirbelnden Schlägen.
 Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!

2.

Vorwärts! Freiheit ruft und Befehl um Rache!
 Die Welt steht Euch zu — es ist ihre Sache!
 Heil'ge und Seraphim heut Euch begleiten!
 Der Engel, der Sanherib schlug, hilft Euch streiten!
 Niemand findet vor'm Heiland so reiches Erbarmen
 Als wer wehret dem Stolzen und schüzet den Armen!
 Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!

Blast Trompeten, blast;

Blast Trompeten, blast!

Troh ziehn dem Ruhm wir entgegen,

Wie ein König voll Pracht,

Wenn's schmettert und kracht,

Und bei der Trommel wirbelnden Schlägen.

Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!

Santo Spirito Cavaliers!

3.

Vorwärts! Von dem Römer ja sehd Ihr die Kinder,
 Dessen Fußtritt dem Feind war des Unheils Verkünder!
 Dessen Reich nichts begränzte als Himmel und Meer;
 Der stolz durch die Welt schritt, sein Erbtheil, daher!
 Ist Euer Ruhm gleich verdunkelt zu Grabe gegangen;
 Aus der Schlacht soll er sonnengleich aufgehn mit Prangen!

Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!¹

Santo Spirito Cavaliers!

Blast Trompeten, blast!

Blast Trompeten, blast!

Troh ziehn dem Ruhm wir entgegen,

Wie ein König voll Pracht,

Wenn's schmettert und kracht,

Und bei der Trommel wirbelnden Schlägen.

Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!

Santo Spirito Cavaliers!

In dieser Ordnung erreichten sie die weite Dede, welche Ruinen und Verwüstung noch innerhalb der Thore bildeten und in langen Reihen zu beiden Seiten aufgestellt, weit hinab die Straßen sich dehrend, und in der Mitte einen breiten Raum lassend, erwarteten sie den Befehl ihres Führers.

„Reißt die Thore auf und laßt den Feind ein!“ rief Rienzi mit lauter Stimme, während die Trompeten der Barone ihr Anrücken verkündigten.

Inzwischen zogen die widerspenstigen Patricier, welche diesen

Morgen von einem Ort herkamen, das Monument genannt, vier Meilen weit entfernt, lech und stattlich heran.

Neben dem alten Stephan, dessen hoher Wuchs, knochige Gestalt und vornehmes Wesen sich in seinem glänzenden Harnisch sehr gut ausnahmen, ritten seine Söhne, die Frangipani und die Sa-
voelli und Giordano, der Bruder des Rinaldo Orsini.

„Heute soll der Tyrann fallen,“ sagte der stolze Baron, „und das Banner der Colonna soll vom Capitol wehen.“

„Das Banner des Bären,“ sagte Giordano Orsini zornig, „der Sieg wird nicht nur Eure That seyn, mein Herr!“

„Unser Haus hatte immer den Vorrang in Rom,“ versetzte der Colonna hoch herab.

„Nie, so lang von den Palästen der Orsini ein Stein auf dem andern steht!“

„Still!“ warnte Luca di Savelli, „theilt Ihr das Fell, während der Löwe noch lebt! Wir werden ein heißes Tagewerk heute haben.“

„Nicht so!“ sagte der alte Colonna, „Johann di Bico wird mit seinen Römern beim ersten Angriff abfallen, und einige der Mißvergünstigten drinnen haben versprochen, die Thore zu öffnen. — Wie, Knappe?“ als ein athemloser Rundschafter zu dem Baron heran ritt. „Was für Zeitung?“

„Die Thore sind geöffnet — kein Speer bligt von den Mauern!“

„Sagte ich's Euch nicht, Ihr Herren?“ fragte der Colonna, triumphirend umherschauend. „Mich dünkt, wir gewinnen Rom ohne Schwertstreich. Enkel, wo sind jetzt Deine einfältigen Ahnungen?“ Dies war an Pietro gerichtet, einen seiner Enkel, den Erstgeborenen Gianni's — ein angenehmer Jüngling, noch nicht zwei Wochen vermählt; er gab keine Antwort. „Mein kleiner Pietro da,“ fuhr der Baron, an seine Genossen sich wendend, fort, „ist ein so junger Gemahl, daß er letzte Nacht von seiner Gattin träumte; und der arme Junge hält es für eine schlimme Vorbedeutung.“

„Sie war in tiefer Trauer und entglitt meinen Armen mit dem Rufe: „Weh, weh den Colonna!“ sagte der junge Mann feierlich.

„Ich habe beinahe neunzig Jahre gelebt,“ entgegnete der alte Mann, „und habe also etwa meine vierzigtausend Träume geträumt, von denen zwei in Erfüllung gingen und die übrigen waren falsch.“

Beurtheilt hiernach, wie viel Wahrscheinlichkeit diese Wissenschaft für sich hat."

Unter solchen Gesprächen näherten sie sich bis auf einen Bogenschuß dem noch immer offenen Thor. Alles war todesstill. Das Heer, hauptsächlich aus fremden Söldnern bestehend, machte unschlüssig Halt — als, siehe da! eine Fackel plötzlich über die Mauern geworfen wurde; sie sprühte einen Augenblick und erlosch dann in dem kothigen Sumpf unten.

„Das Zeichen unserer Freunde drinnen, das wir verabredet,“ rief der alte Colonna. „Pietro, vor mit Eurer Kompagnie!“ Der junge Edelmann schloß sein Visier, setzte sich an die Spitze der ihm untergebenen Abtheilung und ritt mit eingeleger Lanze in halbem Galopp gegen das Thor. Der Morgen war umwölkt und trüb gewesen, und die Sonne, nur abwechselnd erscheinend, brach jetzt mit einem glänzenden Lichtstrom hervor — sie bligte auf die wallenden Federn und den blanken Harnisch des jungen Ritters, der, um einige Schritte seinen Truppen voraus, unter der düstern Thormöbung verschwand. Seine Schaar eilte ihm nach — und nach rückte die von Gianni Colonna, Pietro's Vater, geführte Reiterei. — Eine Stille herrschte eine Minute lang — nur von dem Waffengeklirr und dem Stampfen der Pferdehufen unterbrochen — als plötzlich der Ruf sich erhob: „Kom, der Tribun und das Volk! Santo Spirito Cavaliers!“ Die Hauptmacht hielt bestürzt. Plötzlich sah man Gianni Colonna mit verhängten Zügeln zum Thore heraus fliehen.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief er, „sie haben ihn gemordet!“ Plötzlich machte er unschlüssig Halt und fuhr dann fort: „Aber ich will ihn rächen!“ lenkte sein Roß um und spornte es wieder dem Thore zu, als eine mächtige eiserne Maschine, wie ein Fallgitter, plötzlich auf den unglücklichen Vater herabstürzte und Mann und Roß zermalmt niederschmetterte — Eine zerquetschte, blutige Masse.

Der alte Colonna sah's und traute kaum seinen Augen; und ehe seine Schaar sich von ihrem dumpfen Staunen erholt, erhob sich die Maschine wieder und über den Leichnam stürzte das Volksheer heraus. Tausende auf Tausende rückten sie heran, ein wilder, lärmender, stürmischer Strom. Sie ergossen sich nach allen Seiten über ihre Feinde, die nach den Regeln des Krieges aufgestellt und in vollständiger Waffentrüstung, ihren Angriff aushielten und brachen.

„Rache und Colonna!“ — „der Bär und die Orsini!“ — „Menschenliebe und die Frangipani!“ * — „Schlagt nach der Schlange und den Savelli!“ hörte man da in den Lüften erschallen, untermischt mit dem rauhen Gebrüll der Deutschen: „Volle Bentel und die drei Könige von Köln!“ Die Römer, mehr ungestüm als disciplinirt, fielen haufenweis hingeschlachtet vor den Reihen der Söldner; aber wo Einer fiel, rückte ein Anderer nach, und noch ertönte mit unvermindertem Eifer das Gegengeschrei: „Rom, der Tribun und das Volk!“ — „Santo Spirito Cavaliers!“ Durch seinen bedeutungsvollen Kranz am Helm und seinen kaiserlichen Mantel jedem Speer und jedem Schwert vorzugsweise ausgesetzt, führte der muthige Rienzi jeden Angriff an, eine ungeheure Streitart schwingend, in deren Gebrauch die Italiener als Meister galten und die er als eine Nationalwaffe ansah. All die heftigen, dunkeln Triebe seiner Natur entzündet — sein Blut erhitzt — seine Leidenschaften geweckt — fechtend wie ein Bürger für die Freiheit, wie ein Monarch um seine Krone — erschien er in seiner Kühnheit dem erstaunten Feind wie ein Wahnsinniger; seine Erhaltung als die wunderbare Errettung eines Gottbegeisterten; jetzt war er hier, jetzt dort; wo nur seine Streitmacht wankte, wo die feindliche eine Blöße gab, da schimmerte sein weißer Mantel, da erhob sich seine blutige Streitart; aber sein Grimm schien mehr gegen die Häupter als gegen den großen Haufen gerichtet, und wohin sein Schlachtroß sich wandte, da hörte man seine Stimme: „Wo ist ein Colonna?“ — „Troß den Orsini!“ — „Santo Spirito Cavaliers!“ Dreimal ward ein Ausfall vom Thor gemacht; dreimal wurden die Römer zurückgeschlagen, und beim drittenmal wurde das dem Tribun vorgetragene Banner durch und durch gespalten. Da schien er zum erstenmal bestürzt und beunruhigt, und die Augen zum Himmel aufschlagend, rief er: „O Herr, hast Du mich denn verlassen?“ Damit faßte er neuen Muth, schwang wieder seine Waffe und führte seinen bunten Schlachthausen wieder vorwärts.

Am Abend hörte die Schlacht auf, der Stolz und Uebermuth der Barone, welche der Hauptgegenstand der Angriffe des Tribuns gewesen, war gebrochen. Von dem fürstlichen Haus der Colonna lagen drei todt. Giordano Orsini war tödtlich verwundet; der heftige Rinaldo hatte nicht Theil am Kampf genommen. Von den

* Dies Motto war von einem fabelhaften Vorfahren genommen, der zur Zeit einer Hungersnoth mit einem Bettler sein Brod gebrochen.

Frangipani waren die stolzesten Herren nicht mehr, und Luca, das feigherzige Haupt der Savelli, hatte sich längst durch die Flucht gerettet. Andererseits war das Gemegel unter den Bürgern fürchterlich gewesen — der Boden war mit Blut getränkt — und über Haufen von erschlagenen Pferden und Reitern sah der Stern der Dämmerung Nienzi und die Römer siegreich von der Verfolgung zurückkehren. Jubelruf der Freude folgte dem keuchenden Ross des Tribuns durch den Bogen, und als er den Platz innerhalb des Thores erreichte, waren ganze Schaaren von Soldaten, welche wegen Schwachheit, Geschlecht oder Jahren nicht hatten am Kampf Theil nehmen können — Weiber, Kinder und zitternde Alte, vermischt mit barfüßigen, schwarzkuttigen Mönchen und Ordensbrüdern, von dem Siege benachrichtigt, bereit, seinen Triumph zu begrüßen.

Nienzi hielt sein Ross an bei dem Leichnam des jugendlichen Colonna, der halb in einem Wasserpfuhl lag, und nahe dabei, weggebracht von dem Thorbogen, wo er den Tod gefunden, lag der Gianni Colonna's (des Gianni Colonna, dessen Lanze seines sanften Bruders Leben ein Ende gemacht hatte). Er warf einen Blick auf den Erschlagenen, als der melancholische Hesperus mit seinem Strahl den blutigen Pfuhl und den besleckten Panzer beschien, mit einem von mannigfachen Bewegungen schweren Herzen; sich umwendend, sah er den jungen Angelo, der mit einer von Nina's Wachen auf den Platz geeilt war und sich jetzt dem Tribun näherte.

„Kind,“ sagte Nienzi, auf den Todten weisend, „glücklich bist Du, daß Du keinen Verwandten und kein Blut zu rächen hast! Wer in dem Fall ist, für den kommt früher oder später die Stunde — und es ist eine entsetzliche Stunde!“

Diese Worte senkten sich tief in Angelo's Herz und wurden in spätern Zeiten Schicksalsworte für den, der sie gesprochen und der sie gehört hatte.

Ehe Nienzi recht zur Besinnung gekommen war, und während um ihn der Jammer der Wittwen und Mütter der Erschlagenen — das Stöhnen der Sterbenden — die Ermahnungen der Mönche, vermischt mit Tönen der Freude und des Triumphs sich vernehmen ließen — ward von den Weibern und Nachzüglern draußen auf dem Schlachtfeld das Geschrei erhoben: „der Feind, der Feind!“

„Zu den Schwertern gegriffen!“ rief der Tribun, „stellt Euch wieder in Ordnung; — aber sie können nicht so feck seyn!“

Das Stampfen von Pferden — das Schmettern einer Trompete

ward gehört, und sofort jagten in voller Eile etwa dreißig Reiter durch das Thor.

„Eure Bogen,“ rief der Tribun vorreitend; „doch halt — der Führer ist unbewaffnet. Bei der heiligen Jungfrau, es ist unser Gesandter nach Neapel, der Herr Adrian di Castello!“

Keuchend — athemlos — mit Staub bedeckt, hielt Adrian an dem Pfuhl, der roth war von dem Blut seiner Better — und ihre blassen Todtengesichter starrten ihn an.

„Zu spät — Wehe, wehe! fürchterliches Schicksal! unseliges Rom!“

„Sie stürzten in die Grube, die sie selbst gegraben hatten,“ sagte der Tribun mit fester, aber hohler Stimme. — „Edler Adrian, hätten doch Deine Råthe dies verhindert!“

„Weg — stolzer Mann — weg!“ sagte Adrian, ungeduldig die Hand schüttelnd, „Du solltest das Leben der Römer schützen und — o Gianni — Pietro — konnten nicht Geburt, Ruhm und Deine blonden Haare, armer Knabe, konnten diese Dich nicht retten?“

„Verzeiht ihm, meine Freunde,“ sagte der Tribun zu dem umstehenden Haufen — „sein Schmerz ist natürlich und er kennt nicht ihre ganze Schuld. Zurück — ich bitt Euch — überlaßt ihn unserer Sorge.“

Es hätte Adrian übel ergehen können ohne diese kurze Rede des Tribun. Als der junge Edelmann abstieg und sich über seine Better hinbeugte — übergab auch der Tribun sein Pferd seinen Knappen, näherte sich Adrian und zog ihn trotz seines Widerstrebens und Widerwillens bei Seite.

„Junger Freund,“ sagte er traurig, „mein Herz blutet mir um Euch — aber bedenkt, der Zorn der Menge gegen sie ist noch ganz frisch — seyd klug.“

„Klug!“

„Still! — bei meiner Ehre, diese Männer waren Eures Namens nicht werth. Zweimal meineidig — einmal Mordthäter — zweimal Rebellen — hört mich an!“

„Tribun, ich verlange keine weitere Erklärung von dem, was ich sehe — sie mögen mit Recht den Tod gefunden haben oder schändlich ermordet worden seyn. Aber kein Friede kann seyn zwischen dem Verderber meines Geschlechts und mir.“

„Wollt Ihr auch treubruchig werden? Euer Eid! Kommt,

kommt, ich höre diese Worte nicht. Seyd ruhig — zieht Euch zurück — und wenn Ihr nach drei Tagen mir noch einen andern Vorwurf zu machen habt, als den der unweisen Gelindigkeit, o spreche ich Euch los von Eurem Eid und Ihr habt freie Hand, mein Feind zu seyn. Die Menge starrt und gafft auf uns — noch eine Minute, und ich vermag vielleicht nicht mehr Euch zu retten!“

Die Gefühle des jungen Patriziers waren von der Art, daß sie jeder Schilderung spotteten. Er hatte nie viel mit seinem Hause verkehrt, noch auch mehr als nur die gewöhnliche Höflichkeit von ihnen genossen. Aber Verwandtschaft bleibt Verwandtschaft. Und hier lagen, durch das verhängnißvollere Kriegsspiel hingestreckt, der Baum und der Schöpsling, die Kraft und die Hoffnung seines Stammes. Er fühlte, daß er dem Tribun nichts erwidern konnte; der Ort ihres Todes schon zeigte, daß sie gefallen waren beim Angriff auf ihre Landsleute. Er nahm keinen Antheil an ihrer Sache, aber an ihrem Schicksal. Er sprach also nicht, aber er starrte immer noch die Todten an, während große, unverhehlte Thränen seine Wangen herabbrannen, und der Ausdruck von Niedergeschlagenheit und Kummer in seiner Haltung war so ergreifend, daß die Masse, anfangs unwillig, jetzt Mitleid mit seiner Betrübniß hatte. Endlich schien sich sein Geist aufzuraffen. Er kehrte sich gegen Rienzi und sagte mit bebender Stimme: „Tribun, ich table Euch nicht, klage Euch nicht an. Seyd Ihr hier zu rasch gewesen, so wird Gott Blut für Blut nehmen. Ich erhebe keinen Krieg gegen Euch — Ich hab Recht, mein Eid verbeut es mir; und wenn Ihr gut regiert, so kann ich mich erinnern, daß ich ein Römer bin. Aber — aber — seht diesen blutigen Leichnam — wir sehen uns nicht mehr! Eure Schwester — Gott sey mit ihr! — zwischen ihr und mir ist eine dunkle Kluft!“ Der junge Edelmann schwieg einige Augenblicke, von seinen Empfindungen überwältigt, und fuhr dann fort: „Diese Papiere entledigen mich meiner Sendung. Fahnen-träger, legt das Banner der Republik nieder! Tribun! sprecht nicht — ich möchte ruhig bleiben — ruhig. — Und so — lebe wohl, Rom!“ Mit einem hastigen Blick auf die Todten, sprang er auf sein Roß und verschwand, von seinem Zuge gefolgt, durch den Bogen.

Der Tribun hatte keinen Versuch gemacht, ihn zu halten — ihn nicht unterbrochen. Er fühlte, daß der junge Edelmann dachte und handelte, wie ihm geziemte. Er folgte ihm mit den Blicken.

„Und so,“ sagte er düster, „reißt mich das Schicksal von meinem edelsten Freund, meinem gerechtesten Rathgeber los — nie verlor Rom einen bessern Mann!“

Das ist das ewige Geschick in Verwirrung gekommener Staaten. Der Vermittler zwischen Stand und Stand, der wahrhaft Edle — der leidenschaftlose Patriot, der Erste im Handeln — der Tüchtigste in seinen Thaten — verschwindet von der Scene in Dunkelheit. Trotzigere und minder bedenkliche Geister nur behaupten das Feld; und kein neutrales versöhnendes Glied bleibt zwischen Haß und Haß — bis Erschöpfung, krank von Greueln, an die Stelle des Wahnsinns tritt — und der Despotismus als Ruhebringer willkommen ist!

Viertes Kapitel.

Das hohle Fundament.

Der schnelle und drängende Gang der Staatsereignisse hat uns lang von der Schwester des Tribuns, der Verlobten Adrians, entfernt gehalten. Und die süßen Gedanken und holden wachen Träume dieses schönen, liebeerfüllten Mädchens, wenn schon für sie voll von einem Interesse, unerreichbar allen Stürmen und Gefahren des Ehrgeizes, sind nicht eben so geeignet, in der Erzählung wiedergegeben zu werden; ihre sanfte Eintönigkeit kann mit wenigen Worten gemalt werden. Sie kannte nur Ein Bild, sie ergab sich nur Einer Hoffnung. Zurückbebend vor dem Glanz von ihres Bruders Hof, und wenn sie sich einmal zwang zu erscheinen, verdunkelt von der gereifteren und blendenderen Schönheit der allbeherrschenden Erscheinung Nina's — achtete sie alle Pracht und Gesellschaft für ein wesenloses Gepränge, wovor sie sich zum wahren Leben zurückzog — zu den Hoffnungen und Gedanken ihres Herzens. Das arme Mädchen! mit all dem sanften und zarten Wesen ihres todtten Bruders und ganz ohne den heftigen Genius, den ausschweifenden Ehrgeiz, die blendende Prachtliebe und Glut des lebenden — paßte sie übel in die unruhige, aber glänzende Sphäre, in welche sie so plötzlich sich versetzt sah.

Bei all ihrer Zärtlichkeit für Rienzi konnte sie eine gewisse Furcht nicht bemeistern, die, neben dem Unterschied des Alters und Geschlechts, es ihr unmöglich machte, sich ihm über den ihr am meisten auf dem Herzen liegenden Gegenstand mitzutheilen.

Als Adrians Abwesenheit am neapolitanischen Hof die voraus berechnete Frist überschritt (denn an diesem Hof vor allen, bei einem heftig bestrittenen Thron, bedurfte der Tribun des edelsten und einsichtsvollsten Vertreters — und Intriguen und Gegenintriguen verzögerten seine Abreise von Woche zu Woche), wurde sie unruhig und mißmuthig. Wie so manche unbeachtete und unthätige Zuschauer der Begebenheiten, sah sie unwillkürlich weiter hinaus, als der tiefe Verstand des Tribuns oder Nina's; und das Gefahr drohende Mißvergnügen des Adels war ihr sichtbar und vernehmbar in Blicken und geflüsterten Worten, welche schärfere oder argwöhnischere Augen und Ohren nicht erreichten. Nengstlich, ruhelos verlangte sie nach Adrians Rückkehr, nicht bloß aus selbstischen Beweggründen, sondern aus wohlbegründeten Besorgnissen für ihren Bruder. In Adrian von Castello, einem Edelmann und Patrioten, hatten beide Parteien einen Vermittler gefunden, und seine Anwesenheit wurde täglich fühlbareres Bedürfniß, bis endlich die Verschwörung der Barone ausgebrochen war. Von dieser Stunde an wagte sie kaum noch eine Hoffnung zu hegen; ihr ruhiger Verstand, unverblendet durch den hohen Flug des Genius, der, wie es nur zu oft geschieht, den Tribun die rauhen Wirklichkeiten in einem falschen, glänzenden Licht sehen ließ — fühlte, daß der Rubikon überschritten war; und unter allen folgenden Ereignissen schwebten ihr immer nur zwei Bilder vor — Gefahr für ihren Bruder, Trennung von ihrem Verlobten.

Gegen Nina allein konnte sie ihr volles Herz ausschütten; denn Nina, bei aller Verschiedenheit des Charakters, war ein Weib, das liebte. Und das vereinigte sie. In der frühern Zeit von Rienzi's Macht hatten sie viele ihrer glücklichsten Stunden zusammen verlebt, fern von der glänzenden Gesellschaft, allein und zwanglos, in den Sommernächten, auf den Balkonen im Mondschein, in jenem Austausch von Gedanken, Mitgefühl und Trost, der für zwei leidenschaftliche und arglose weibliche Seelen die anziehendste Beschäftigung und die wirksamste Stärkung ausmacht. Aber in jüngster Zeit war dieser Verkehr vielfältig gestört worden. Von dem Morgen an, wo die Barone ihre Begnadigung empfangen, bis zu dem, wo sie auf Rom marschirten, war Eine Reihe von unruhigen Bewegungen gewesen. Jedes Antlitz, das Irene sah, war trüb und umwölkt — alle Munterkeit war verbannt — geschäftige, ängstliche Rätthe oder bewaffnete Soldaten waren manchen Tag die einzigen Besuche in

dem Palast. Rienzi hatte sich nur auf kurze Augenblicke sehen lassen; seine Stirne war von Sorgen umzogen. Nina war zärtlicher, liebevoller gewesen als je, aber in ihren Liebkosungen schien sich ein trübes, unheilverkündendes Mitleiden zu verrathen. Den Versuchen, Trost und Hoffnung einzuflößen, war ein trübes Lächeln und gebrochene Worte gefolgt; und Irene war durch die Ahnungen ihres eigenen Herzens vorbereitet auf den Streich, welcher fiel — Sie ward ihrem Bruder — sein Feind war zermalmt — Rom frei — aber das erlauchte Haus der Colonna hatte seine stattlichsten Sprößlinge verloren und Adrian war dahin für immer! sie tadelte ihn nicht — sie konnte ihren Bruder nicht tadeln; jeder hatte gehandelt, wie ihm seine Stellung gebot. Sie war das arme Opfer der Ereignisse und des Geschicks — die Iphigenia für die Winde, welche das Schiff Roms in den Hafen führen oder vielleicht auch im Abgrund begraben sollten. Sie war durch den Schlag betäubt; sie weinte, sie klagte nicht einmal; sie beugte sich dem Sturm, der über sie hintobte, und er ging vorüber. Zwei Tage genoß sie weder Nahrung noch Schlaf; sie schloß sich ein, sie verlangte nur den Trost der Einsamkeit; aber am dritten Morgen ermannte sie sich wie durch ein Wunder, denn am dritten Morgen ward nachstehender Brief im Palast abgegeben:

„Irene — bereits hast Du erfahren, welcher reichlicher Grund zu tiefem Schmerz mir ward; Du fühlst es selbst, daß einem Colonna Rom nicht mehr Heimath, Roms Tribun nicht mehr Bruder seyn kann. Während ich diese Worte schreibe, finde ich in der Ehre nur einen schwachen Anhalt und Trost; alle Hoffnungen, die ich gehegt, alle Aussichten, die ich mir ausgemalt, all die Liebe, die ich für Dich im Herzen trug und noch trage, stürmen auf mich ein, und ich empfinde nur dies: daß ich elend bin. Irene, Irene, Dein holdes Antlitz steigt in mir auf, und in diesen geliebten Augen lese ich, daß Du mir verzeihst, daß Du mich verstehst, und ich weiß, so heiß Du mich liebst, Du wolltest lieber, ich wäre Dir verloren, lieber, ich läge im Grab bei meinen Vettern, als daß ich jetzt lebte, ein Vorwurf für meinen Stand; ein Abtrünniger meines Namens. Ach! warum war ich ein Colonna geboren? warum machte mich das Schicksal zum Edelmann und fesselten mich Natur und Umstände an das Volk? Ich bin abgeschnitten von der Liebe, wie von der Rache; alle meine Rache fällt auf Dich und mich. Meine Angebetete! Wir sind vielleicht auf immer getrennt; aber bei all dem

Glück, das ich an Deiner Seite kennen gelernt — bei all der Wonne, von der ich träumte — bei jener köstlichen Stunde, welche Dich zuerst meinem Anblick gönnte, wo ich der Rückkehr der sanften Seele in Auge und Lippen zusah — bei dem ersten erröthenden Geständniß Deiner Liebe — bei unserem ersten Kuß — bei unserem letzten Lebewohl — schwöre ich Dir treu zu seyn bis ans Ende. Kein anderes soll je Dein Bild aus meinem Herzen verdrängen. Und jetzt, da die Hoffnung erloschen scheint, wird die Treue doppelt heilig; und Du, meine Holbe, willst Du meiner nicht gedenken? willst Du nicht fühlen, daß wir gleichsam Verlobte des Himmels sind? In den Legenden des Nordens erzählt man uns von dem Ritter, der aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, seine Geliebte, welche ihn todt glaubte, als des Himmels Braut fand, und sich eine Hütte baute bei dem Kloster, wo sie weilte, und obgleich sie einander nie sahen, blieben sich doch ihre Seelen getreu bis in den Tod. Eben so, Irene, wollen wir einander seyn — todt für Alles sonst — verlobt in der Erinnerung — um droben vermählt zu werden! Und doch, doch ehe ich schließe, dämmert mir eine Hoffnung! Deines Bruders Laufbahn, glänzend und erhaben, könnte doch leicht nur seyn wie ein fallender Stern; sollte Finsterniß sie verschlingen, sollte seine Macht enden, sein Thron zerbrochen werden und Rom seinen Tribun nicht mehr anerkennen, solltest Du nicht mehr den Richter und Verderber meines Hauses zum Bruder haben; solltest Du von Pomp und hohem Stand herabgestürzt werden, solltest Du hilflos, freundlos, allein seyn — dann, ohne einen Flecken für meine Ehre, ohne die gehäßige Schmach, Macht und Glück aus Händen zu empfangen, die geröthet vom Blut meines Geschlechts, dürfte ich Dich als die Meinige betrachten, die Ehre hört auf, mir zu gebieten, wenn Du aufhörst, groß und angesehen zu seyn. Ich darf diesem Traum nicht weiter nachhängen; vielleicht ist es eine Sünde gegen uns beide. Aber zuflüstern mußte ich Dir dies, damit Du Deinen Adrian ganz kennest, all seine Schwäche und seine Stärke. Meine Geliebte, meine Ewiggeliebte, nur um so zärtlicher geliebt, als diese Liebe eine verzweiflungsvolle ist — Lebe wohl! Mögen Engel Deinen Kummer heilen und mich vor Sünden bewahren, damit wir wenigstens dereinst uns wieder finden.“

„Er liebt mich — er liebt mich noch!“ sagte das Mädchen, zuletzt in Thränen, „und ich bin wieder selig.“

Diesen Brief auf dem Herzen tragend, erholte sie sich äußerlich

von ihrer tiefen Betrübniß; sie trat ihrem Bruder mit Lächeln, Nina mit Umarmungen entgegen; und wenn sie noch sich bekümmerte und grämte, so war es jene „Verheimlichung,“ welche „der Wurm in der Rosenknospe“ ist.

Indessen trat, nach dem ersten Siegesjubel, in Rom an die Stelle der Freude das Wehklagen; so ungeheuer war das Blutbad gewesen, daß der Familienschmerz groß genug war, den öffentlichen Triumph ganz zu verschlingen; und viele der Leidtragenden machten sogar ihren Vertheidiger für die Schwerter der Angreifenden verantwortlich; „Roma fu terribilmente vedovata.“ * Die zahlreichen Leichenbegängnisse erschütterten tief den Tribun, und in gleichem Verhältniß mit seinem Mitleid gegen das Volk wuchs seine grimme Entrüstung gegen die Barone. Wie alle Menschen, welche redlich und eifrig die Religion umfassen, hatte der Tribun nicht viel Duldung gegen Verbrechen, welche jene antasteten. Meineid war ihm der niederträchtigste und unversöhnlichste Frevler und die erschlagenen Barone waren zweimal meineidig gewesen; in der Bitterkeit seines Zorns wehrte er einige Tage ihren Familien, ihre Leichname zu bestatten und zu beklagen; und nur insgeheim und unter der Hand gab er zu, daß sie in ihren Ahnengrüften beigesetzt wurden — ein Uebermaß von Rachsucht, das seine Vorbeern besleckte, das aber dem heftigen Patriotismus seines Charakters keineswegs widersprach. Voll Ungeduld das angefangene Werk zu beendigen, begierig auf einmal nach Marino zu marschiren, wo die Empörer ihre zerstreuten Kräfte wieder sammelten, berief er seinen Rath und stellte die Gewißheit des Siegs, so wie dessen Resultat: vollständige Wiederherstellung des Friedens, vor. Aber man war den Kriegern Gold schuldig; schon fingen sie an zu murren, der Schatz war erschöpft, es war nothwendig, ihn durch eine neue Auflage zu füllen.

Unter den Räthen waren Einige, deren Familien in der Schlacht schmerzliche Verluste erlitten — diese liehen den Vorschlägen zu fortgesetztem Kampf eine laue Aufmerksamkeit. Andere, wie Pandulfo, furchtsam aber gutgesinnt, wohl wissend, daß der Schmerz und Schrecken im Gefolge ihres eigenen Siegs das Volk einigermaßen schwierig und widerspenstig gestimmt hatten, erklärten: sie wagten es nicht, auf eine neue Steuer anzutragen. Eine dritte Partei, an ihrer Spitze Baroncelli, — ein Demagog von einem Ehrgeiz ohne

* Rom war furchtbar verwittwet.

Grundsätze — der aber, fröhnend den schlechtesten Leidenschaften des Pöbels, vermöge einer plumpen Derbheit seines Wesens, mit dem sie übereinstimmten und vermöge des Vorwärtstrebens (heut zu Tage Bewegung genannt), das oft dem heftigsten Narren den Vortheil gibt vor dem klügsten Staatsmann, im Stillen einen großen Einfluß bei den niedern Volksklassen errungen hatte, machte eine festere Opposition. Sie erlaubten sich sogar, den stolzen Tribunen wegen seines verschwenderischen Aufwands zu tabeln, wozu sie selbst zuerst gerathen hatten und deuteten halb und halb auf unwürdige, verrätherische Beweggründe hin, bei seiner Freilassung der Barone auf die Anklage Rudolfs. In dem Parlament selbst, das der Tribun zum Schutze der Freiheit wieder belebt und organisiert hatte, ward die Freiheit im Stich gelassen. Seine feurige Beredsamkeit wurde mit düfterem Schweigen aufgenommen, die Stimmen waren gegen seine Vorschläge zu einer neuen Auflage und einem Zug nach Marino. Rienzi hob hastig und unordentlich die Versammlung auf. Als er den Saal verließ, ward ihm ein Brief eingehändigt; er las ihn und war einige Augenblicke wie vom Donner gerührt — dann berief er den Hauptmann seiner Wachen und ordnete an, eine Schaar von fünfzig Reitern solle sich für seine Befehle bereit halten; er begab sich auf Nina's Zimmer, fand sie allein und stand einige Augenblicke vor ihr, sie so heftig anstarrend, daß ihr vor Schrecken und Bangen die Zunge zum Heden versagte. Endlich sagte er rasch:

„Wir müssen uns trennen.“

„Uns trennen!“

„Ja, Nina! Deine Begleitung rüstet sich; Du hast Verwandte und ich Freunde in Florenz. Florenz muß Dein Aufenthalt werden.“

„Cola — —“

„Sieh mich nicht so an; — im Besitz von Macht, Rang und Sicherheit warst Du meine Zierde, meine Beratherin. Jetzt bist Du mir nur im Wege. Und — —“

„O Cola, sprich nicht so! Was hat sich geändert? Sey nicht so kalt — runzle nicht die Stirne — wende Dich nicht weg. Bin ich Dir nicht mehr als die Genossin fröhlicher Stunden — Dein Liebespielzeug? Bin ich nicht Dein Weib, Cola — nicht Deine Geliebte?“

„Nur zu — zu theuer mir,“ stammelte der Tribun; „Dich an meiner Seite bin ich nur zur Hälfte ein Römer. Nina, die niederträchtigen Sklaven, die ich selbst frei gemacht, verlassen mich. Jetzt,

eben in der Stunde, wo ich für immer alle Hindernisse der Wiedergeburt Roms hätte wegräumen können, wo Ein Sieg die Bahn zu vollständigem Erfolg ebnet — verläßt mich mein Glück mitten im Sturm. Eine größere Gefahr ist jetzt vorhanden als die Wuth der Barone — die Barone sind geflohen; das Volk ist es, das zum Verräther wird an mir und an Rom.“

„Und wolltest Du auch mich unter den Verräthern haben? Nein, Cola! selbst im Tode soll Nina an Deiner Seite aushalten. Leben und Ehre sind nur ein Abglanz von Dir, und der Streich, der das Wesen tödtet, soll auch den armen Schatten vernichten. Ich will mich nicht von Dir trennen.“

„Nina,“ sagte der Tribun, mit heftiger, krampfhafter Bewegung kämpfend, „was Du vom Tod sprichst, kann buchstäblich wahr werden. — Geh, verlaß einen Mann, der weder Dich noch Rom mehr zu schützen vermag!“

„Nie, nie!“

„Du bist entschlossen?“

„Ich bins!“

„Sey es denn,“ sagte der Tribun mit tiefer Trauer im Ton. „Mache Dich auf das Schlimmste gefaßt.“

„Es gibt kein Schlimmstes bei Dir, Cola!“

„Komm in meine Arme, starkmüthiges Weib; Deine Worte beschämen meine Schwäche. Aber Irene — wenn ich falle, wirst Du mich nicht überleben — damit Deine Schönheit eine Beute wäre für das begehrlichste Herz und den stärksten Arm. Wir werden Ein Grab haben auf den Trümmern der römischen Freiheit. Aber meine Schwester ist von weicherem Stoff; das arme Kind; ich habe ihr den Geliebten geraubt und jetzt —“

„Du hast Recht, laß Irene weggehen. Und wahrlich wir dürften ihr wohl den eigentlichen Grund ihrer Entfernung verhehlen. Veränderung des Aufenthalts wäre gut für ihren Schmerz und würde jedenfalls gegenüber von den Neugierigen schicklich erscheinen. Ich will zu ihr und sie vorbereiten.“

„Thue das, süßes Herz. Ich wäre gern einen Augenblick mit meinen Gedanken allein. Aber bedenke wohl, sie muß heut abreisen — unser Sand läuft schwach.“

Als die Thüre hinter Nina sich schloß, nahm der Tribun den Brief wieder vor sich und las ihn mit Bedacht: „So verließ der Legate des Papstes Siena; — ersuchte diese Republik, ihre

Hülfsstruppen von Rom zurückzuziehen — erklärte mich für einen Rebellen und Keger — begab sich dann nach Marino; — ist jetzt in Berathung mit den Baronen. Nun, haben mich also meine Träume belogen — falsch wie die wachen Bilder, welche bei Tag schmeicheln und täuschen? In solcher Gefahr sollte das Volk mir und sich selbst untreu werden? Heerschaar der Heiligen und Märtyrer, Schatten der Helden und Patrioten, habt Ihr für immer Eure alte Heimath verlassen? Nein, nein! ich ward nicht erhoben, um so unterzugehen; noch will ich sie bestiegen — und meinen Namen Rom als ein Vermächtniß hinterlassen; eine Warnung für den Unterdrücker, ein Vorbild für den Freien!"

Fünftes Kapitel.

Die Baufähigkeit des Gebäudes.

Die wohlwollende Gewandtheit Nina's hatte Irenen glauben machen, es sey blos die zarte Aufmerksamkeit ihres Bruders, sie von einem Aufenthaltsort zu entfernen, der ihr durch ihre eigenen Empfindungen verbittert wurde, und wo die allgemein verbreitete Kunde ihres Verhältnisses zu Adrian sie allen möglichen Kränkungen und Verlegenheiten aussetzte, was den Vorschlag zu einem Besuch in Florenz herbeigeführt. Daß er so plötzlich kam, wurde damit erklärt, daß die Gelegenheit einer unvorhergesehenen Sendung nach Florenz (um Waffen und Geld in Empfang zu nehmen), ihr eine sichere und ehrenvolle Begleitung gewährte. — Ohne Widerstand ergab sie sich in das, was sie selbst als eine Erleichterung ansah — es ward festgesetzt, sie sollte eine Zeit lang der Gast einer Verwandten von Nina, der Aebtissin in einem der reichsten Klöster in Florenz, seyn — und die Vorstellung der klösterlichen Abgeschlossenheit war dem verwundeten Herzen, dem ermüdeten Geist willkommen.

Aber obgleich nicht unterrichtet von den Nienzi unmittelbar bedrohenden Gefahren, erwiederte sie doch mit tiefer Betrübniß und düstern Ahnungen seine Umarmungen und seinen Abschiedssegens; und als sie sich endlich allein in ihrer Sänfte außerhalb der Thore Roms befand, bereute sie eine Reise, welcher die Voraussicht der Gefahr den Anschein feiger Flucht gab.

Während der sich neigende Tag die Sänfte und ihre Begleitung in Schatten hüllte, nahmen stürmischere und lautere Personen des

Drama's unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Kaufleute und Handwerker Roms hielten damals und vornehmlich während Nienzi's volksthümlicher Regierung wöchentliche Zusammenkünfte in jedem der dreizehn Stadtquartiere; und in der demokratischsten unter diesen war Cecco del Becchio der Hauptsprecher und das Orakel. In dieser von dem Schmied präsidirten Versammlung ließ sich das einem Erdbeben vorangehende Getöse vernehmen.

„So,“ rief einer von der Gesellschaft, Luigi, der stattliche Schlächter, „sie sagen, er wolle uns eine neue Steuer auflegen; und das ist der Grund, warum er heute die Rathsversammlung aufhob; weil sie, die guten Männer, so redlich waren und Mitleid hatten mit dem Volke! Es ist eine Sünde und eine Schande, daß der Schatz leer seyn soll!“

„Ich hab's ihm gesagt,“ begann der Schmied, „er solle sich wohl hüten, das Volk zu besteuern. Arme Leute darf man nicht besteuern. Aber wenn er eben meinem Rath nicht folgt, so muß er den Schaden davon haben — das Pferd springt ihm davon und der Strick bleibt ihm in der Hand.“

„Behaltet Euern Rath für Euch, Cecco! Ich stehe dafür, sein Magen ist jetzt zu delikats dafür. Ei, ist er doch so stolz geworden wie ein Papst!“

„Bei alledem bleibt er doch ein großer Mann,“ sagte Einer der Anwesenden.

„Er gab uns Geseze — er reinigte die Campagna von Räubern — er füllte die Straßen mit Kaufleuten und die Läden mit Waaren — schlug die trozigsten Herrn und die kühnsten Soldaten Italiens“ —

„Und will jetzt das Volk besteuern! — Das ist all unser Dank dafür, daß wir ihm geholfen,“ sagte der knurrende Cecco. „Was wär' er gewesen ohne uns? — wir, die ihn zu Etwas machen, können ihn auch zu Nichts machen.“

„Aber,“ fuhr der Vertheidiger fort, der sich unterstützt sah; „aber er besteuert uns ja nur zur Vertheidigung unserer Freiheit.“

„Wer greift die jetzt an?“ fragte der Fleischer.

„Nun, die Barone sammeln in Marino täglich neue Streitkräfte.“

„Marino ist nicht Rom,“ sagte der Fleischer. „Warten wir, bis sie wieder an unsere Thore kommen — wir wissen sie schon zu empfangen. Obgleich, was das betrifft, ich glaube, wir haben des

Fechtens genug gehabt — meine zwei armen Brüder bekamen jeder einen Stich zu viel. Warum will der Tribun, wenn er ein großer Mann ist, uns nicht Frieden gönnen? Alles, was wir jetzt bedürfen, ist Ruhe.“

„Ha!“ sagte ein Pferdegeschirrmacher. „Laßt es ihn mit den Baronen ausmachen. Es waren bei alledem gute Kunden.“

„Ich für meinen Theil,“ sagte ein lustig aussehender Bursche, der in schlechten Zeiten ein Todtengräber gewesen und jetzt einen Handel mit Waaren für die Lebendigen angefangen hatte, „könnte ihm Alles verzeihen, nur nicht das Baden in dem heiligen Porphyrgefäß.“

„Ha! das war ein schlechter Spaß!“ sagten Einige mit Kopfschütteln.

„Und der Ritterschlag war ein einfältiges Spektakel, außer dem Wein, der aus der Nase des Pferdes lief — da war doch Verstand drin!“

„Meine Herren,“ sagte Cecco, „der Unsinn war, daß er nicht den Baronen die Köpfe abschlug, als er sie alle im Netz hatte, und so sagt auch Messere Baroncelli. (Herr Baroncelli ist ein Ehrenmann und hält nichts auf halbe Maßregeln!) Es war eine Art Verrath am Volk, daß er es nicht that. Ha! ohne das hätten wir nicht so manchen schlanken Burschen am Thore St. Lorenzo verloren!“

„Wahr, wahr! es war eine Schande; Manche sagen, die Barone haben ihn bestochen.“

„Und dann,“ sagte ein Anderer, „die armen Herren Colonna — Vater und Sohn — es waren die besten von der Familie, den Castello ausgenommen. Ich gestehe, mir that es leid um sie.“

„Aber auf den Hauptpunkt zu kommen,“ sagte Einer von den Versammelten, der zerlumpteste unter Allen, — „die Steuer — das ist die Sache. — Die Undankbarkeit, uns zu besteuern. — Er wage es einmal!“

„Der wagt es nicht, denn ich höre, der Papst sey ganz widerhaarig geworden, so kann er sich dann nur noch auf uns verlassen!“

Die Thüre ward aufgerissen und ein Mann mit offenem Mund stürzte herein. „Ihr Herren, Ihr Herren! des Pabsts Legat ist angekommen in Rom und hat den Tribunen vor sich berufen, der ihn so eben verlassen hat.“

Ehe die Versammelten sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, rief das Schmettern der Trompeten sie hinaus; sie sahen Rienzi mit seinem gewöhnlichen Gefolge und in seiner stattlichen Tracht vorbeireiten. Die Dämmerung war vorgerückt und Fackelträger zogen ihm voran. Auf seinem Angesicht lag tiefe Ruhe, aber es war nicht die Ruhe der Zufriedenheit. Als er vorüber geritten, war die Straße wieder leer und öde. Schweigend erreichte Rienzi das Kapitol und stieg zu den Gemächern des Palastes hinauf, wo Nina blaß und athemlos seiner Rückkehr harrete.

„Gut, gut! Du lächelst! — Nein, es ist das furchtbare Lächeln, schlimmer als Stirnfalten. Sprich, Geliebter, sprich! Was sagte der Kardinal?“

„Wenig was Du gerne hören wirst. Er sprach zuerst hochmüthig und feierlich von dem Verbrechen, die Römer für frei zu erklären; demnächst von dem Verrath zu behaupten, die Wahl des Königs von Rom stehe den Römern zu.“

„Gut — Deine Antwort?“

„Wie sie Roms Tribunen ziemte. Ich behauptete jedes Recht und bewies es. Der Kardinal ging auf andere Beschuldigungen über.“

„Was?“

„Das Blut der Barone bei San Lorenzo, Blut einzig zu unserer Vertheidigung gegen meineidige Angreifer vergossen — das ist in der That das Hauptverbrechen. Die Colonna besitzen das Ohr des Papstes. Ferner das Sacrilegium — ja das Sacrilegium (lache nur, Nina, lache!) daß ich in einem Gefäß von Porphyr gebadet, dessen sich Konstantin noch als Heide bediente.“

„Kann es seyn? Was sagtest Du?“

„Ich lachte. „Kardinal, sagte ich, was nicht zu gut war für einen Heiden, ist auch nicht zu gut für einen katholischen Christen.“ Und wahrhaftig, der saure Franzose sah aus, als ob ich ihn tüchtig getroffen hätte.

„Als er fertig war, fragte ich ihn meinerseits: „Liegt eine Klage gegen mich vor, daß ich Einem Menschen in meinem Gerichtshof Unrecht gethan habe?“ Er schwieg. „Hat man gesagt, daß ich Ein Gesetz des Staates gebrochen habe?“ Er schwieg. „Flüstert man auch nur, daß der Handel nicht blühe, — daß das Leben in Rom nicht sicher — daß im Ausland oder zu Haus der römische Namen nicht geachtet sey, dermaßen, daß keine frühere

Zeit sich mit der jezigen messen darf?"" Er schwieg wieder. ""Nun dann,"" sagte ich, ""Herr Kardinal, verlange ich von Dir Dank und nicht Vorwürfe."" Seine Eminenz schaute auf und zitterte und bebte zurück und plagte dann heraus: ""Ich habe von Seiten des Papstes nur den Einen Auftrag an Dich zu besorgen: Entsage sofort Deiner Tribunenwürde oder die Kirche schleudert auf Dich ihren feierlichen Fluch!""

„Wie, was!“ rief Nina heftig erbleichend, „was wartet Deiner?“

„Exkommunikation!“

Dieser gräßliche Urtheilspruch, durch welchen die geistlichen Waffen so oft den trotzigsten Feind gebeugt hatten, scholl wie eine Todtenglocke in Nina's Ohr. Sie verhüllte ihr Antlitz in den Händen. Rienzi durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer.

„Den Fluch!“ murmelte er; „den Fluch der Kirche — mir!“

„O Cola suchtest Du nicht zu begütigen diesen strengen —“

„Begütigen! Tod und Schande! Begütigen!“, „Kardinal,“ sagte ich, und ich sah wie seine Seele bei meinem Anblick zitterte, „meine Gewalt habe ich vom Volk empfangen — dem Volk nur gebe ich sie zurück. Was meine Seele betrifft — Menschenwort kann ihr kein Leid thun. Du, hochmüthiger Priester, Du bist selbst der Verfluchte, wenn Du, Puppe und Werkzeug in der Hand gemeiner Ränkeschmiede und verbannter Tyrannen, nur Ein Wort zu flüstern wagst im Namen des Herrn der Gerechtigkeit, für die Sache der Unterdrückter und gegen die Rechte der Unterdrückten!“ Damit verließ ich ihn und jezt —

„Ja jezt — was wird erfolgen? Exkommunikation! in der Hauptstadt der Kirche noch dazu — der Aberglaube des Volks! O Cola!“

„Wenn,“ murmelte Rienzi, „mich mein Gewissen nur Eines Verbrechens bezüchtigte — wenn ich meine Hände mit dem Blut Eines Gerechten besleckt — Ein Gesetz, das ich selbst geheiligt, gebrochen — wenn ich Bestechung angenommen, die Armen über-
vorthcilt, die Waisen verachtet, mein Herz den Wittwen verschlossen hätte — dann! aber nein! Herr, Du wirst mich nicht verlassen!“

„Aber die Menschen vielleicht!“ dachte Nina, kummervoll, als sie wahrnahm, daß einer von Rienzi's finstern Anfällen fanatischer und mystischer Träumerei über ihn kam — Anfälle, bei welchen er

kein menschliches Auge, auch das Nina's nicht, duldete, wenn sie ganz zum vollen Ausbruch kamen. Und wirklich verließ er jetzt nach einem kurzen murmelnden Selbstgespräch, während dessen sein Antlitz so in Bewegung war, daß die Adern an seiner Schläfe wie Stricke anschwellen, plötzlich das Zimmer und suchte die Privatkapelle, welche an sein Gemach stieß. Ueber die Gefühle, die ihn hier bewegten, werfen wir einen Schleier. Wer könnte die peinlichen, geheimnißvollen Augenblicke beschreiben, wo der Mann mit all seinen feurigen Leidenschaften, stürmischen Gedanken, wilden Hoffnungen und verzagenden Besorgnissen, in der Einsamkeit das Ohr seines Schöpfers aufsucht?

Lange nach diesem Gespräch mit Nina, als längst die Mitternachtglocke geläutet hatte, stand Rienzi allein auf einem der Balcone des Palastes, um in Luft und Sternenlicht die Fieberglut zu fühlen, die noch an seinem erschöpften Körper zehrte. Die Nacht war außerordentlich ruhig, die Luft klar, aber kalt, denn es war im December. Er schaute angestrengt empor zu den feierlichen Körpern, welchen unsere verworrene Leichtgläubigkeit schon die Verkündigung unseres Schicksals zuschrieb.

„Eitle Wissenschaft!“ dachte der Tribun, „und trübsinnige Phantasie, daß des Menschen Schicksal vorherbestimmt seyn soll — unwiderruflich — unabänderlich von dem Augenblick seiner Geburt an. Doch, wäre diese Träumerei nicht grundlos, möcht' ich wohl gern wissen, welches von jenen prangenden Lichtern mein Geburtsstern ist! welcher meine Lebensbahn und das Gedächtniß, das ich im Tod hinter mir lasse, vorbildet und abspiegelt.“ Wie ihn dieser Gedanke durchzuckte und sein Blick noch nach oben gerichtet war, sah er, als ob er plötzlich deutlicher unter den übrigen Gestirnen hervorgetreten wäre, den raschen, feurigen Kometen, der im Winter 1347 die abergläubigen Besorgnisse Derjenigen erweckte, welche in dem fremden Gast des Himmels eine Vorbedeutung von Unheil und Elend erblickten. Er fuhr zurück bei diesem Anblick und murmelte bei sich selbst: „Ist das wirklich mein Vorbild? oder wenn die märchenhafte Kunde Recht hat, und diese seltsamen Feuerkörper den Ruin von Nationen, den Sturz von Herrschern bedeuten — verkündigt er mein Geschick? Ich will nicht mehr daran denken.“ *

* Ach, der Komet, der bei den Römern mit dem Fall Rienzi's zusammentraf, war für das übrige Europa von dem weit schrecklicheren Unheil der großen Pest begleitet, welche so bald darauf ausbrach.

Als er sein Auge senkte, fiel es auf den kolossalen basaltnen Löwen auf dem Platz unten; das Sternlicht übergieß die graue, riesenhafte Gestalt mit einem geisterhaften, weißen Schimmer. und da erblickte er zwei Gestalten in schwarzen Kleidern um das Gestell herum-schwanken, worauf der Löwe ruhte, augenscheinlich mit einer Ver-richtung beschäftigt, deren Beschaffenheit er nicht errathen konnte. Ein Grauen durchzuckte seine Adern, denn er hatte sich nie der un-stimmten Ahnung erwehren können, daß ein gewisser ernster, unauflöslicher Bezug Statt finde zwischen seinem Schicksal und dieser unheimlichen Reliquie. Wieder etwas erleichtert hörte er seine Schildwache die Fremden anrufen; und als sie ins Licht vortraten, entdeckte er, daß sie Mönchskleider trugen.

„Störe uns nicht, Sohn!“ sagte der eine von ihnen, „im Auftrag des Legaten des heiligen Vaters heften wir an dies öffentliche Monument der Gerechtigkeit und des Jorns die Bannbulle an gegen einen Keßer und Rebellen. Wehe dem von der Kirche Verfluchten!“

Sechstes Kapitel.

Der Fall des Tempels.

Es war ein Donner Schlag am heitern Tage — der Sturz des Tribuns von dem Zenith seiner Macht, während der tiefsten Erniedrigung seiner Feinde; während er mit einer Handvoll tapferer Römer, entschlossen frei zu werden, für immer die der römischen Freiheit feindselige Macht hätte zermalmen, die Rechte seines Vaterlandes sicher stellen und das Maß seines eigenen Ruhms voll machen können. Dieser Sturz war ein wahrer Hohn vom Schicksal, das ihn durch die Gefahr hindurchführte, um ihn am sonnenhellen Mittag seines Glücks zu verlassen.

Am nächsten Morgen war keine Seele in den Straßen zu sehen; die Läden waren geschlossen — die Kirchen desgleichen; die Stadt war wie unter dem Interdikt. Der schreckliche Bannfluch des Papstes gegen die höchste obrigkeitliche Person in der päpstlichen Stadt schien alle Lebensadern zu erkälten und zu lähmen. Der Legat, sich die Miene gebend, als fürchte er für sein Leben, war nach Monte Fiascone geflohen, wo die Barone unmittelbar nach Bekanntmachung des Edikts sich zu ihm sammelten. Der Fluch wirkte am besten in der Abwesenheit seines Ueberbringers.

Gegen Abend sah man einige wenige Personen über den großen Platz vor dem Capitol gehen, sich, als die an dem Löwen angeschlagene Bulle ihnen ins Auge fiel, bekreuzen und in den großen Thoren des Palastes verschwinden. Nach und nach sammelten sich einige ängstliche Gruppen in den Straßen, zerstreuten sich aber bald wieder. Es war eine Lähmung alles Verkehrs, aller Gemeinschaft. Gegen diese geistliche, waffenlose Macht, die, wie die unsichtbare Hand Gottes den Marktplatz verödete und das gekrönte Haupt beugte — konnte keine physische sich versammeln, ihr widerstehen. Dennoch, inmitten des allgemeinen Entsetzens, drang sich doch Eine Ueberzeugung der Menge auf — um ihretwillen ward ihr Tribun so mitten in seinem Ruhm vom Bannstrahl niedergeschmettert! die Worte der gegen ihn geschleuderten, an Mauern und Säulen angehefteten Bulle zählten seine Sünden auf: Empörung, daß er die Freiheit Roms behauptete — Ketzerei, weil er die kirchlichen Mißbräuche abstellte; — und um auf jämmerliche Weise das Uebrige zu beschönigen, Sacrilegium, daß er in dem porphyrenen Gefäß Constantins gebadet hatte. Diese Ueberzeugung durchdrang sie; — sie seufzten — sie schauderten — und in seinem ungeheuern Palast blieb, außer einigen anhänglichen und ergebenen Herzen, der Tribun allein!

Die mannhaftesten seiner toskanischen Soldaten waren mit Frene gezogen. Der Rest seiner Streitmacht war, außer einigen Wenigen von seiner Wache, die besoldete römische Miliz, aus Bürgern bestehend, die längst mißvergnügt über das Ausbleiben ihrer Löhnung, jetzt den Vorwand des Bannes ergriffen, um unthätig, aber grollend, in ihren Häusern zu bleiben.

Am dritten Tag unterbrach ein neuer Vorfall die todtähnliche Lethargie der Stadt; hundert und fünfzig Söldner, Pepin von Minorbino, ein Neapolitaner, halb Edelmann halb Bandit, eine Creatur von Montreal, an ihrer Spitze, kamen in die Stadt, besetzten die Festen der Colonna und schickten einen Herold durch die Stadt, der im Namen des Kardinallegaten den Preis von zehntausend Goldgulden für den Kopf Cola di Rienzi's ausrief.

Da ertönte, gellend und erweckend wie vor Zeiten, die große Glocke des Capitols — das Volk, niedergeschlagen, entherzt, durchschauert von der geistlichen Furcht vor der päpstlichen Machtfülle (die bei solchen Anlässen seit der Verlegung des päpstlichen Stuhls nur um so größer erschien), kam unbewaffnet zum Capitol, und

hier stand bei dem Löwenplatz der Tribun. Seine Knappen hielten unten an der Treppe sein Schlachtroß, seinen Helm und dieselbe Streitart, welche im Vordertreffen der siegreichen Schlacht gegläntzt hatte.

Neben ihm standen einige seiner Wachen, seine dienstthuenden Beamten und zwei oder drei der angesehensten Bürger.

Er stand baarhaupt und aufgerichtet und schaute auf die niedergeschlagene, waffenlose Menge mit einem Blick bitterer Verachtung, gemischt mit tiefem Mitleid; und als die Glocke zu läuten aufhörte und die Masse schweigend aufmerkte, begann er also:

„Ihr kommt also noch einmal! . . . Kommt Ihr als Sklaven oder als Freie? Eine Handvoll Bewaffneter sind in Euern Mauern; wollt Ihr, die Ihr von Euern Thoren die stolzesten Ritter verjaget, die geübtesten Streithelden Roms, wollt Ihr jetzt hundert und fünfzig fremden Miethlingen erliegen? Wollt Ihr Euch waffnen für Euern Tribunen? Ihr schweigt! Sey es drum. Wollt Ihr Euch waffnen für Eure eigene Freiheit? für Euer Rom? — Wieder still! Bei den Heiligen, die auf dem Throne der heidnischen Götter herrschen, seyð Ihr so tief gefallen von Eurem Geburtsrecht? Habt Ihr keine Waffen zu Eurer eigenen Vertheidigung? Römer, hört mich! Hab' ich Euch ein Unrecht zugefügt — ist dies, so laßt mich durch Eure Hand sterben! und dann mit den Messern noch rauchend von meinem Blut geht dem Räuber entgegen, der nur der Herold Eurer Sklaverei ist; und ich sterbe geehrt, dankbar und gerächt. Ihr weint. Großer Gott, Ihr weint? Ja und auch ich könnte weinen, daß ich es erleben muß, vergeblich zu Römern von Freiheit zu sprechen — Weinen! — ist das die Stunde der Thränen? — Weint jetzt, so werden Eure Thränen reifen für künftige Ernten von Verbrechen und Zügellosigkeit und Despotismus. Römer, waffnet Euch, folgt mir sofort auf den Platz Colonna; vertreibt diesen Elenden — verjagt Euern Feind — (einerlei, was Ihr nachher mit mir beginnt,)“ er hielt inne — kein Eifer war durch seine Worte entzündet — „oder“ fuhr er fort, „ich überlasse Euch Eurem Schicksal.“ Da entstand ein langes, leises, allgemeines Gemurmeln, zuletzt bekam es die Gestalt der Sprache und viele Stimmen riefen zugleich: „Die Bulle des Pabsts — du bist ein Mann des Fluchs!“

„Was!“ rief der Tribun, „und Ihr gebt mich preis, um deren Willen allein die Menschen sich erschrecken, gegen mich den Donner ihres Gottes anzurufen! Bin ich nicht um Euretwillen für einen

Reger und Rebellen erklärt worden? Welche Verbrechen hat man mir aufgebürdet? Daß ich Rom frei gemacht habe und behauptete, Italien müsse es werden? daß ich die stolzen Magnaten beugte, welche die Geißeln des Pabsts und des Volks waren. Und Ihr — Ihr werft mir vor, was ich für Euch gethan und gewagt habe! Ihr Männer, mit Euch hätte ich gefochten, für Euch wäre ich gern gefallen. Ihr verlaßt Euch selbst, indem Ihr mich verlaßt und da ich nicht mehr über tapfere Männer gebieten kann, trete ich meine Gewalt den von Euch vorgezogenen Tyrannen ab. Sieben Monate habe ich Euch regiert, glücklich im Handel, fleckenlos in der Gerechtigkeit, siegreich im Feld; ich habe Euch gezeigt, was Rom seyn kann; und wenn ich die Regierung, die Ihr mir übertruget, niederlege — wenn ich weg bin, so kämpft für Eure Freiheit. Gleichgültig, wer an der Spitze eines tapfern und großen Volkes steht, zeigt, daß Rom mehr als Einen Nienzi hat, aber mit besserem Glück!“

„Ich wollte er hätte sich nur nicht einfallen lassen uns zu besteuern,“ sagte Cecco del Becchio, die wahre Personifikation der gemeinen Gesinnung, „und wenn er nur den Baronen die Köpfe abgeschlagen hätte!“

„Ja!“ rief der Ertodtengräber, „aber das geweihte Porphyrgefäß!“

„Und warum sollten wir uns die Kehlen abschneiden lassen,“ sagte der Fleischer, „wie meine zwei Brüder — Gott tröste sie!“

Auf den Gesichtern der ganzen Versammlung malte sich der gemeinschaftliche Ausdruck von Unentschlossenheit und Beschämung, Viele weinten und stöhnten, Niemand (außer den genannten Brummern) erhob eine Anklage; Niemand schalt, aber Niemand schien auch geneigt sich zu waffen. Es war einer von den lähmenden panischen Schrecken, einer der seltsamen Anfälle von Gleichgültigkeit und Stumpfheit, wie sie öfters ein Volk ergreifen, das die Freiheit zur Sache des augenblicklichen Einfalls und der Laune macht, für das sie nur das Stichwort geworden ist, und das noch nicht lang all ihre vernünftigen, gesunden, nützlichen und segensreichen Früchte genoß; das entsetzt ist über die Stürme, welche ihm das Morgenroth verkündigen; ein Volk, wie es im Süden gewöhnlich ist, und wie sogar der Norden Beispiele aufzuweisen hat, wie selbst England, wenn Cromwell ein Jahr länger gelebt hätte, es gesehen haben könnte; und in der That — in gewisser

Art erbte England wirklich ein solches Umschlagen des volksthümlichen Enthusiasmus zur Gleichgültigkeit, als seine Kinder wie im Wahnsinn die Früchte eines blutigen Kriegs ohne Vorbehalt, ohne Vorsicht dem überlichen Pensionär Ludwigs, dem königlichen Mörder Sidney's überlieferten. Einer solchen Erschlaffung der Seele, einer solchen Verblendung des Verstandes werden selbst die edelsten Völker ausgesetzt seyn, wenn die Freiheit, welche das Erzeugniß von Menschenaltern seyn und ihre Wurzeln durch die Schichten von tausend Gewöhnungen erstrecken sollte, aufschließt als die erotische Pflanze einer Stunde, und (wie der Baum und die Dryas der alten Fabellehre) mit dem Geist des Einzelnen der sie schirmt, blüht und verdorrt.

„O Himmel, daß ich ein Mann wäre!“ rief Angelo, der hinter Rienzi stand.

„Hört ihn, hört den Knaben,“ rief der Tribun: „aus dem Munde der Unmündigen spricht die Weisheit. Er wünscht ein Mann zu seyn, wie Ihr Männer seyd, um zu handeln wie Ihr handeln solltet. Merkt auf mich! Ich reite mit diesen wenigen Getreuen durch das Quartier der Colonna, vor die Feste Eures Feinds. Dreimal sollen meine Trompeter vor dieser Feste blasen; wenn Ihr beim Drittenmal nicht kommt, bewaffnet wie Euch geziemt — ich sage nicht Alle, nur drei, nur zwei, nur ein Hundert von Euch — so zerbreche ich meinen Befehlshaberstab und die Welt wird sagen, daß hundert und fünfzig Räuber die Seele Roms erstickten, und ihre Obriqkeit und Geseze zertrümmerten!“

Mit diesen Worten stieg er die Treppen herab und bestieg sein Pferd; die Menge wich schweigend aus und ihr Tribun und sein schmales Häufchen zogen langsam dahin und verschwanden allmählig den Blicken der anwachsenden Menge.

Die Römer blieben auf dem Platz und nach einer Pause hielt der Demagog Baroncelli, der hier eine Aussicht für seinen Ehrgeiz erblickte, eine Anrede an sie. Obgleich kein beredter oder sonderlich begabter Mann, hatte er doch die Kunst inne, die beliebtesten und einleuchtendsten Gemeinplätze vorzutragen. Und er kannte wohl die schwache Seite seiner Zuhörerschaft — ihre Eitelkeit, Stumpfheit und ihren anmaßenden Stolz.

„Seht Ihr, meine Herren,“ sagte er, zu dem Platz des Löwen hinauffpringend, „der Tribun spricht tapfer, wie er immer that, aber der Affe brauchte die Raze, um ihm die Kastanien aus

dem Feuer zu holen, er möchte Euch gern die Pfoten ins Feuer stoßen, aber Ihr werdet nicht so einfältig seyn und ihm seinen Willen thnn. Die Heiligen mögen uns segnen; aber der Tribun, der gute Mann, nimmt sich da einen Palast und hält Bankette und badet in einem Gefäß aus Porphyrt — um so schändlicher von ihm — worin der heilige Sylvester den Kaiser Constantin taufte; alles das verlohnt sich wohl darum zu fechten; aber Ihr, meine Herren; was habt Ihr davon als tüchtige Streiche und das Gaffen bei einem Festtagspektakel? Ha! wenn Ihr diese Gefellen schlägt, so bekommt Ihr eine neue Auflage auf den Wein, das wird Euer Lohn werden!“

„Hört,“ rief Cecco, „da schmettert die Trompete — schade, daß er uns zu besteuern gedachte!“

„Wahr!“ sagte Baroncelli, „da schmettert die Trompete, eine silberne Trompete, bei Gott! Nächste Woche, wenn Ihr ihm aus der Klemme helft, wird er eine von Gold haben. Aber geht — warum rührt Ihr Euch nicht, meine Freunde? Es sind nur hundertfünfzig Söldner; wahr! aber es sind Teufelskerle mit Fechten, gewaffnet bis an die Zähne; aber was weiter? — wenn sie auch ein vier — fünfhundert Gurgeln abschneiden, schlägt Ihr sie am Ende doch, und der Tribun ist um so lustiger zu Nacht.“

„Das ist das zweite Blasen!“ sagte der Fleischer. „Wenn nicht meine alte Mutter schon zwei von uns verloren hätte — es ist dumm von mir — aber ich führte doch noch einen Streich für den kühnen Tribunen!“

„Ihr müßt Euch mit mehr Quecksilber laden,“ fuhr Baroncelli fort, „oder ihr kommt zu spät. Und welcher Jammer und Schade wird das seyn — wenn Ihr dem Tribun glaubt, so ist er der einzige Mann, der Rom zu retten im Stand ist. Was, Ihr, das trefflichste Volk auf der Welt — Ihr nicht im Stand Euch selbst zu retten! Ihr von Einem Mann abhängig — Ihr nicht im Stand den Orsini und Colonna Geseze zu diktiren? Ihr, die Ihr die Barone bei San Lorenzo schluget? Waret nicht Ihr es? Ha, Ihr bedientet den Schentkisch, und der Tribun nahm das Geld! Geduld, meine Freunde, laßt den Mann laufen, ich steh Euch dafür, es gibt eine ganze Menge, die so gut sind wie er, und um billigeren Preis zu haben. Und — horch! — das ist das dritte Blasen; jetzt ist es zu spät!“

Als die Trompete aus der Ferne ihren langen, schwermüthigen

Ton hören ließ, da war es wie die letzte Warnung des scheidenden Genius der Stadt; und als die Stille den Ton verschlang, da besiel ein düsteres Gefühl die ganze Versammlung. Sie fingen an zu bedauern, zu bereuen, als Bedauern und Reue nichts mehr fruchteten; die Spasshaftigkeit Baroncelli's wurde plötzlich widerlich; und der Redner hatte die tödtliche Kränkung, seine Zuhörerschaft sich nach allen Seiten zerstreuen zu sehen, eben wie er im Begriff stand ihnen auseinander zu setzen, welche große Dinge er selbst zu ihrem Besten verrichten würde.

Mittlerweile zog der Tribun unverletzt durch das gefahrvolle Quartier des Feindes, der über seine Annäherung erschrocken, sich in die Feste zurückzog, und ritt nach dem Castell St. Angelo, wohin ihm Nina schon vorangegangen war. Als er dort eintrat, kam ihm die stolze Frau entgegen mit einem Lächeln wegen seiner Rettung, ohne eine Thräne über seinen Sturz.

Siebentes Kapitel.

Die Nachfolger einer mißlungenen Revolution. — Wer ist zu tadeln? — Der Verlassene oder die ihn verlassenen?

Heiter strahlte die Wintersonne über die Straßen Roms, als das Heer der Barone durch sie einzog. An der Spitze desselben der Kardinallegat; der alte Colonna (nicht mehr aufrecht und stolz, sondern gebückt und mit gebrochenem Herzen über den Verlust seiner Söhne) zu seiner Rechten; gleich hinter ihm sah man Luca Savelli mit seinem glatten Lächeln, Rinaldo Orsini mit seinem finstern Stirnrunzeln. Ein langer, aber barbarischer Zug war es, bestehend hauptsächlich aus fremden Söldnern; auch glich die Prozeßion nicht der Rückkehr verbannter Bürger, sondern dem Marsch einrückender Feinde.

„Mein Herr Colonna!“ sagte der Cardinal de Deux, ein kleines, welches Männchen, ein Franzose von Geburt, und voll der bittersten Vorurtheile gegen die Römer, die ihn bei einer frühern Sendung, nach ihrer gewohnten Sitte gegen fremde Geistliche, übel aufgenommen hatten, „dieser Pepin, welchen Montreal zu Euern Befehlen stellte, hat uns in der That gute Dienste gethan.“ Der alte Herr verbeugte sich, gab aber keine Antwort. Sein kräftiger Verstand war schon gebrochen und aus seinem gläsernen Auge

sprach der Blödsinn. Der Cardinal murmelte: „Er hört mich nicht; der Kummer hat ihn kindisch gemacht!“ und rückwärts schauend winkte er Luca Savelli zu sich her.

„Luca,“ sagte der Legat, „es war ein Glück, daß der Ungarn schwarze Banner den Provenzalen in Aversa festhielten. Hätte er Rom betreten: wir hätten an ihm einen schlimmern Nachfolger des Tribuns bekommen, als dieser selbst war. Montreal,“ setzte er mit einem leichten Nachdruck und eingeknickener Lippe hinzu, „ist ein Edelmann und ein Franzose. Diesen Pepin, seinen Abgeordneten, müssen wir durch Bestechung oder Drohung unserm Willen fügsam machen.“

„Gewiß,“ antwortete Savelli, „ist es keine schwere Aufgabe, denn Montreal rechnete auf einen hartnäckigen Kampf, den er selbst zu beendigen sich gern das Vergnügen gemacht hätte —“

„Als Podesta oder Fürst von Rom! der bescheidene Mann! wir Franzosen haben ein ziemliches Bewußtseyn von unserm Verdiensten; aber dieser plötzliche Sieg überrascht ihn wie uns, Luca, und wir müssen dem Pepin die Beute abjagen, ehe Montreal ihm zu Hülfe kommt! Aber dieser Rienzi muß sterben! Er ist, so höre ich, noch in St. Angelo eingeschlossen. Die Orsini werden ihn da mit Sturm angreifen, ehe der Tag älter wird. Heute nehmen wir das Capitol in Besitz — erklären alle Gesetze des Rebellen für nichtig — heben sein lächerliches Parlament auf und übergeben die ganze Regierung der Stadt drei Senatoren: Rinaldo Orsini, Colonna und mir. Für Euch, Herr, hoffe ich, werden wir schon passend sorgen.“

„D, ich bin belohnt genug, wenn ich nur in meinen Palast zurückkehre; und ein Streifzug in das Goldschmiedsquartier wird bald seine Befestigungen wieder aufbauen helfen. Luca Savelli ist kein ehrgeiziger Mann. Er will nur im Frieden leben.“

Der Cardinal lächelte sauer und schlug die Richtung nach dem Capitol ein. Auf dem Platz vor demselben waren die gewöhnlichen Gaffer versammelt. „Macht Platz, macht Platz, Schufte!“ riefen die Wachen, zu beiden Seiten auf die Menge einreitend, die gewöhnt an die artige und milde Weise von Rienzi's Wachen, so langsam zurückwich, daß viele von ihnen nicht der ernstern Mißhandlung durch die Piken der Soldaten und die Hufe der Pferde entgingen. Unter diesen befand sich unser Freund Luigi, der Fleischer, und der Ungezügelter des römischen Blutes stieg über die Siedhize,

als er auf seinen breiten Bauch einen Stoß mit dem stumpfen Theil einer deutschen Pike erhielt. „Da Römer,“ sagte der rohe Söldner in seinem barbarischen Italienisch, „macht Platz für bessere Leute als Ihr seyd, Ihr habt genug Versammlungen und Spektakel gehabt in letzter Zeit, nach billiger Rechnung!“

„Bessere Leute!“ sprudelte der arme Fleischer heraus, „ein Römer weiß nichts von solchen; und hätte ich nicht zwei Brüder verloren bei San Lorenzo, ich wollte —“

„Der Hund ist meuterisch,“ sagte einer der Begleiter Orsini's, welcher hinter dem Deutschen kam, „und spricht von San Lorenzo?“

„Oh,“ sagte ein anderer Orsinist, der daneben ritt, „ich erinnere mich seiner wohl von früher. Er gehörte zu Nienzi's Rotte.“

„Wirklich?“ sagte der andere finster, „dann können wir nicht zu früh mit heilsamen Exempeln anfangen,“ und erbittert über etwas Trogiges und Herausforderndes in der Miene des Fleischers, stach ihn der Orsinist kalt mit seiner Pike durchs Herz, und ritt über seinen Leichnam weiter.

„Schande, Schande!“ — „Mord, Mord!“ schrie das Volk und in der Leidenschaft des Augenblicks drängten sie sich um die Wachen zusammen.

Der Legat hörte das Geschrei und sah das Getümmel; er erblaßte. „Die Schurken rebelliren wieder!“ stammelte er.

„Nein, Euer Eminenz, nein,“ sagte Luca, „aber es mag gut seyn, ihnen einen heilsamen Schrecken einzuflößen; sie sind alle unbewaffnet; laßt mich den Wachen Befehl geben sie zu zerstreuen. Ein Wort reicht hin.“

Der Cardinal gab seine Zustimmung; das Wort ward gegeben und in wenigen Minuten zerstreuten die Soldaten, noch erbittert von der rachefordernden Erinnerung an die von einer undisciplinirten Menge erlittene Niederlage, die Volksmasse in allen Straßen, ohne Bedenken und ohne Mitleid, überritten die Einen, erstachen die Andern — die Luft erscholl von Geschrei und Stöhnen, der Boden ward besäet mit beinaß so vielen Männern, als wenige Tage zuvor hingereicht hätten, Rom zu schützen und die Verfassung zu erhalten. Während dieser wilden, stürmischen Auftritte, über die Leichname der Schlachtopfer derselben, ritt der Legat und sein Gefolge, um in der Halle des Capitols die Huldigung der Bürger anzunehmen und das Glück ihrer Rückkehr zu verkündigen.

Als sie an den Treppen abstiegen, fiel ein Anschlag mit großen

Buchstaben dem Auge des Legaten auf. Er war an dem Fußgestell des basaltnen Löwen befestigt und bedeckte gerade die Stelle, welche von der Bannbulle war eingenommen worden. Die Worte waren nur wenige und lauteten:

„Zittert! Rienzi kehrt zurück!“

„Wie! was soll diese Nummerei bedeuten!“ schrie der Legat, jetzt schon zitternd und rings die Edeln ansehend.

„Euer Eminenz zu dienen,“ sagte einer von den Rätthen, welche vom Capitol herabkamen, den Cardinal zu empfangen, „wir sahen es mit Tagesanbruch, die Tinte noch feucht, als wir in die Halle traten. Wir hielten fürs beste es so zu lassen, damit Euer Eminenz die Einsicht hätte.“

„Ihr hieltet so dafür! Wer seyd Ihr denn?“

„Eines von den Mitgliedern des Rathes, Euer Eminenz, und ein heftiger Gegner des Tribuns, wie man wohl weiß, als er die neue Steuer verlangte —“

„Rath — dummes Zeug! Kein Rath mehr jetzt! Die Ordnung ist endlich hergestellt. Die Orsini und Colonna werden Euch in Zukunft im Auge haben. Einer Steuer widersezt habt Ihr Euch? Gut, das war recht, weil sie von einem Tyrannen vorgeschlagen wurde; aber ich warne Euch, Freund, nehmt Euch in Acht, Euch der Steuer zu widersezen, die wir auflegen. Ihr dürft von Glück sagen, wenn Eure Stadt ihren Frieden mit der Kirche auf irgend welche Bedingungen erkaufen kann — und Seine Heiligkeit ist der Goldgulden sehr bedürftig.“

Der abgethane Rath zog sich zurück.

„Reißt jenen unverschämten Anschlag ab. Nein, halt! Hefet darüber hin unser Angebot von zehntausend Goldgulden für den Kopf des Regers! Zehntausend; mich dünkt das ist jetzt zu viel — wir wollen eine andere Zahl sezen. Inzwischen, Rinaldo Orsini, Herr Senator, führe Deine Soldaten auf St. Angelo; laß uns sehen, ob der Reger eine Belagerung aushalten kann.“

„Es bedarf dessen nicht, Euer Eminenz,“ sagte der Rath, wieder dienstbeflissen sich herandrängend, „St. Angelo ist übergeben. Der Tribun, seine Gemahlin und ein Page entwischten letzte Nacht, man sagt verkleidet.“

„Ha!“ sagte der alte Colonna, dessen abgestumpfter Geist endlich auf den Schluß verfallen war, daß etwas Außerordentliches den Gang seiner Freunde aufhielt. „Was ist die Sache! Was bedeutet

der Anschlag? Will mir Keiner die Worte sagen? Meine alten Augen sind trüb."

Wie er diese Fragen in der schrillenden, durchdringenden Diskantstimme des Alters aussprach, erwiederte eine laute und tiefe Stimme — Niemand wußte woher sie kam, die Umstehenden beschränkten sich auf einige wenige Nachzügler, hauptsächlich Mönche in Kutte und Sarsche, deren Neugierde sich durch Nichts abschrecken ließ und deren Tracht ihnen Sicherheit verbürgte — die Soldaten schlossen hinten den Zug: — eine Stimme, sage ich, sprach, die Farbe von mancher Wange verscheuchend, als Antwort auf die Fragen des alten Colonna die Worte:

„Bittert! Rienzi kehrt zurück!“

Sechstes Buch.

Die Pest.

Im Jahre des Herrn 1348 betraf die Stadt Florenz eine höchst schreckliche Pest.

Boccaccio.

Erstes Kapitel.

Der Zufluchtsort des Liebenden.

An den Gestaden eines der schönsten Seen des nördlichen Italiens stand das Lieblingschloß Adrians von Castello, wohin in seinen sanfter gestimmten, weniger patriotischen Stunden seine Seele sich oft innig sehnte; und dahin zog sich der junge Edelmann, seine höfischeren und ausgezeichneteren Begleiter auf der neapolitanischen Gesandtschaft entlassend, nach seiner unglückseligen Rückkehr nach Rom zurück. Die Meisten derer, die er so verabschiedete, schlossen sich den Baronen an; der junge Annibaldi, dessen kühne und ehrgeizige Natur ihn stark an den Tribunen gekettet hatte, beobachtete die Neutralität; er begab sich auf sein Castell in der Campagna und kehrte erst nach Rienzi's Vertreibung nach Rom zurück.

Die Zurückgezogenheit von Irene's Geliebten war ganz geeignet, seine schwermüthigen Träumereien zu nähren. Ohne eigentlich eine Feste zu seyn, war sie doch stark genug, jedem Angriff der Gebirgsräuber oder der kleinen Tyrannen in der Nachbarschaft zu widerstehen, während doch — da ein früherer Herr das Gebäude aus den Materialien von halb zerstörten Villen der alten Römer hatte auführen lassen, seine Marmorsäulen und gewürfelte Fußböden,

durch eine bunt verwobene Anmuth, die grauen Steinmauern und massiven Thürme der feudalen Architektur hoben. Von einer grünen Erhöhung, die sich sanft gegen den See hinabsenkte, aufsteigend, warf der stattliche Hügel seinen Schatten weithin und dunkel über das schöne Gewässer; daneben stürzte von den hohen waldbigen Bergen im Hintergrund, ein Wasserfall herab, mit unregelmäßiger Gewalt, in vielen Windungen, bald durch das Gebüsch versteckt, bald hell im Licht glänzend, und zuletzt sich in einem großen Becken sammelnd; daneben ein kleiner Springbrunnen, mit halb verlöschten Buchstaben beschrieben, bezeugte die verschwundene Zierlichkeit des classischen Alters — einige Erinnerungen an den Besizer und den Dichter, deren Namen sogar verloren gegangen; durch Moose und Lebekraut und wohlriechende Gesträuche sich hindurchwindend, trug von dort ein kleiner, fast verhüllter Bach den Ueberschuß des Wassers in den See. Und hier wuchs unter den stämmigeren und berberen Gewächsen des Nordens wild und malerisch mancher in frühern Zeiten von dem sonnigeren Osten hieher verpflanzte Baum — ohne zu verwelken und zu verkommen in diesem goldnen Klima, das beinahe jedes Produkt der Natur wie mit Mutterzärtlichkeit hegt. Der Ort war entlegen und einsam. Die von den entfernten Städten dahin führenden Straßen waren mühsam, verwickelt, gebirgig und von Räubern wimmelnd. Wenige Hütten und ein kleines Kloster, eine Viertelmeile von dem grünen Seesufer entfernt, waren die nächsten Wohnungen; und außer von gelegentlichen Pilgern oder verirrtten Reisenden wurde die einsame Wohnung selten von Jemand betreten. Es war gerade ein Ort, welcher einem der Welt fatten Mann Ruhe versprach, und ganz und gar die Erinnerungen begünstigte, welche in verworrenere Leppigkeit sich an den Trümmern der Leidenschaft emporranken. Und der, dessen Geist, edel und selbstgenügsam, die Einsamkeit ertragen kann, hätte in der ganzen Welt vergebens eine schönere und ungestörtere Stelle suchen können.

Aber nicht zu solcher Einsamkeit hatten die frühern Träume Adrians den Platz bestimmt. Hier — hatte er sich gedacht — sollte ein herrliches Wesen herrschen und walten; hier sollte die Liebe ihren Port finden, hieher, wenn die Liebe endlich fremde Gäste duldete, hieher hätte Reichthum und Geistesverwandtschaft alle edlere, gebildete Geister einladen sollen, welche das so lang erschütterte und unruhige Italien wieder zu beleben anfangen und ein zweites, verjüngtes Reich der Poesie, der Wissenschaft und Kunst verhießen.

Der anmuthigen und romantischen, aber etwas in sich gefehrten und trägen Gemüthsart des jungen Edelmanns, der mehr für ruhige, gesittete, als für stürmische und barbarische Zeiten geeignet war, bot der Ehrgeiz keinen so willkommenen Lohn, als gelehrte Ruhe und durch geistige Genüsse verschönerte Ruhe. Seine jugendliche Einbildungskraft, gefärbt durch den Einfluß Petrarka's, und selbst sein Streben als Mann hatten geträumt von einem glücklicheren Bauclose, das nicht ohne eine Laura bleiben sollte. Die Gesichte, welche mit dieser Scene das Bild Irenens in Verbindung gebracht hatten, belebten den Ort noch mit ihrem Schatten; und da Zeit und Trennung nur seine leidenschaftlichen Gedanken nährten, wurde seine Melancholie immer tiefer und seine Liebe größer.

In dieser einsamen Zurückgezogenheit — die, indem ich sie aus dem Gedächtniß schildere (denn meine Augen haben jenen Ort gesehen, mein Fuß hat ihn betreten und mein Herz sehnt sich noch darnach) die, sage ich, während ich sie beschreibe, mir, und vielleicht auch dem freundlichen Leser als ein angenehmer und willkommener Ruhepunkt erscheint nach den Stürmen der Thätigkeit und den Wechsfällen des Ehrgeizes, welche so lang unsere Erzählung in Anspruch genommen, in dieser einsamen Zurückgezogenheit verbrachte Adrian den Winter, welcher dies bezaubernde Klima nur mit einem so milden Wechsel heimsucht. Das Gelärme der äußern Welt drang, aber nur als schwaches und verworrenes Murmeln, an sein Ohr. Er erfuhr nur unvollkommen und mit vielen Widersprüchen die Neuigkeiten, welche wie ein Gewittersturm Italien durchbrausten, daß der außerordentliche, kühnanstrebende Mann — selbst eine Revolution — der das Interesse von ganz Europa, die glänzendsten Hoffnungen der Enthusiastischen, die verschwenderische Schmeichelei der Großen, den innigsten Schrecken der Despoten, die kühnsten Strebungen aller freisinnigen Geister geweckt hatte — plötzlich von seiner Höhe war gestürzt worden — sein Name verflucht und sein Kopf geächtet. Dies Ereigniß, das sich zu Ende des Decembers zutrug, kam zu Adrians Kunde durch einen wandernden Pilger zu Anfang März, etwas mehr als zwei Monate nachdem es sich begeben; im März dieses schrecklichen Jahrs 1348, das Europa und Italien insbesondere verwüstet sah durch die gräßlichste Pest, deren die Geschichte gedenkt, bejammernswerth eben so sehr wegen der Zahl, als der Berühmtheit ihrer Opfer, und doch sonderbarerweise

verkettet mit manchen angenehmen Bildern durch die Anmuth Boccaccio's und die pathetische Beredsamkeit Petrarca's.

Der Pilger, welcher Adrian von der Revolution in Rom benachrichtigte, vermochte ihm keinen Aufschluß über das dormalige Schicksal Rienzi's und seiner Familie zu geben. Man wußte nur, daß er und seine Gemahlin entflohen waren — aber Niemand: Wohin? Manche vermutheten, sie seyen schon todt, Opfer der zahlreichen Räuber, die unmittelbar nach dem Fall des Tribuns sich wieder in ihren frühern Schlupfwinkeln festsetzten und kein Alter und Geschlecht, nicht Armut noch Reichthum verschonten. Da alles, was den Extribun betraf, lebhaftes Interesse erregte, hatte der Pilger auch erfahren, daß vor dem Sturz Rienzi's seine Schwester Rom verlassen, aber es war nicht bekannt, wohin sie geführt worden war.

Diese Neuigkeiten rüttelten Adrian mächtig aus seinem träumerischen Leben empor. So war jetzt Irene in der Lage, welche sein Brief gewagt hatte zu schildern — getrennt von ihrem Bruder, von ihrer Höhe gefallen, verlassen und freundlos. „Jetzt,“ sagte der edelmüthige und hochherzige Liebhaber, „kann sie die Meinige werden, ohne Vorwurf für meinen Namen. Was immer Rienzi's Fehler seyn mögen — sie ist nicht darein verflochten. Ihre Hände sind nicht geröthet vom Blut meiner Vetter; auch kann Niemand sagen, Adrian di Castello verbünde sich mit einem Fürsten, dessen Macht erbaut sey auf den Trümmern des Hauses Colonna. Die Colonna sind wieder eingesetzt — wieder triumphirend — Rienzi ist Nichts — Unglück und Noth vereinigen mich auf einmal mit denjenigen, welche sie betroffen!“

Aber wie waren diese schwärmerischen Entschlüsse auszuführen, da Irenens Aufenthaltort unbekannt war? Er beschloß, sich nach Rom zu begeben und die geeigneten Nachforschungen anzustellen; demgemäß kündigte er seinen Leuten — frohe Botschaft für sie — den Aufbruch zur Reise an. Der Harnisch verließ die Rüstkammer, das Banner die Halle — und nach zwei Tagen lebhaften Treibens war die Quelle, an der Adrian so manche Stunde in Träumereien hingebracht, nur noch von den Vögeln des wiederkehrenden Frühlings besucht, und die nächtliche Lampe warf nicht mehr ihren ein siedlerischen Strahl von seinem Zimmer im Thurm über die Tiefe des verlassenen See's.

Zweites Kapitel.

Der Sähenbe.

Es war an einem hellen, drückend heißen und schwülen Morgen, daß man einen einzelnen Reiter die unebene gewundene Straße hin reiten sah, von deren Höhe, unter Feigenbäumen, Rebem und Oliven der Wanderer allmählig das bezaubernde Thal des Arno und die Giebel und Thürme von Florenz vor seinem Auge sich ausbreiten sieht. Aber nicht mit Blicken, wie sie hier sonst Reisenden gewöhnlich, voll Bewunderung und Entzücken zog dieser einzelne Reiter dieses Wegs und diese Mittagssonne leuchtete nicht dem gewöhnlichen Treiben, der Freude und der Nüchrigkeit toskanischen Lebens. Alles war still, leer und gedämpft; und selbst das Licht des Himmels schien mit einem geisterhaften, fränklichen Glanz behaftet. Von den Hütten an der Straße waren einige verschlossen und verriegelt, andere offen, aber dem Anschein nach ohne Bewohner. Der Pflug stand still, der Rocken arbeitete nicht; Pferd und Mensch hatten einen traurigen Feiertag. Ein finsternerer Fluch lag auf dem Land, als der Fluch Cains! Dann und wann huschte eine einzelne Gestalt, meist in die düstre Mönchstracht gekleidet, über die Straße, hob dem Reisenden ein gelbes und erstaunt ihn anstierendes Antlitz entgegen, eilte dann weiter und verschwand unter einem Dach, von wo ein schwaches Sterbegeröchel herausdrang, das man ohne die außerordentliche, ringsum herrschende Stille nicht bis über die Schwelle vernommen hätte. Als der Reisende sich der Stadt näherte, bot sich ihm ein belebterer, aber noch gräßlicherer Anblick dar. Da sah man Karren und Sänften, ganz in dicke Decken eingehüllt, darin solche, welche die Rettung in der Flucht suchten, nicht bedenkend, daß die Pest überall war! Und wie diese traurigen Fuhrwerke, von Roffen gezogen, die, schattenhafte Knochengeriippe, schwerfällig sich fortschleppten, vorüberzogen wie Leichenwagen: unterbrach manchmal ein Schrei die Stille, mit der sie sich fortbewegten, und das Pferd des Reisenden scheute, wenn ein Unglücklicher, an dem die Krankheit ausgebrochen, durch die selbstsüchtige Unmenschlichkeit seiner Gefährten von dem Fuhrwerk geworfen und auf dem Wiege liegend, dem Tod preisgegeben wurde. Hart am Thor hielt ein Wagen und ein Mann mit einer Maske warf das was darin gewesen, in einen grünen schlammigen Graben, der an die Straße stieß. Es waren Röcke und Kleider von aller Art und dem

verschiedensten Werth; der gestickte Mantel des Hofmanns, der Hut und Schleier einer Dame und die Lumpen des Bauers. Während der Reiter der Arbeit des Maskirtens zusah, erblickte er eine Herde Schweine, mager und halb verhungert auf die Stelle losstürzen, in der Hoffnung Futter zu finden, und der Reisende schauderte, wenn er dachte: auf welches Futter sie mochten gewartet haben! Aber eh er das Thor erreichte, sanken diejenigen von den Thieren, die am geschäftigsten in dem verpesteten Kleiderhaufen gewühlt, unter den andern todt nieder. *

„Ho ho!“ sagte der Mann mit der Maske, und seine hohle Stimme ertönte noch höhler unter der Maske hervor — „kommst Du hieher um zu sterben, Fremder? Siehe Dein stattlicher Mantel vom feinsten Tuch mit goldner Stickerei wird Dich nicht vor der Pestbeule schützen. Reit zu, reit zu; — heute ein hübscher Bissen für die Lippen einer Dame, morgen zu schlecht für Würmer und Ragen!“

Ohne auf diesen gräßlichen Gruß zu antworten setzte Adrian, denn er war der Reisende, seinen Weg fort. Die Thore standen weit offen; das war das entsetzlichste Anzeichen unter allen, denn anfänglich hatte man die ängstlichsten Vorkehrungen gegen den Eintritt von Fremden getroffen. Jetzt waren alle Sorgen, alle Vorsicht, alle Wachsamkeit vergeblich. Und dreimal neun Wächter waren gestorben an diesem Thore, und die Beamten, welche ihre Ersatzmänner bestimmen sollten, waren auch todt. Gesetz und Polizei, die Gesundheitsbehörden, die Sicherheitsmaßregeln — der Tod hatte Alles stocken machen. Und die Pest tödtete selbst die Kunst, die gesellschaftliche Einigung, die Harmonie und den Mechanismus der Civilisation, als ob sie auch Fleisch und Bein gehabt hätten.

So, stumm und einsam, zog der Liebhaber weiter, auf seiner Fahrt die Liebe zu suchen, entschlossen seine Verlobte zu finden und zu retten, geleitet, der treue und ergebene Ritter! durch diese Fülle von Schrecknissen, von der seligen Hoffnung jener gewaltigen Leidenschaft, die, wenn edel, dann die edelste, und wenn gemein, die gemeinste unter allen ist! Er kam auf einen großen geräumigen Platz, von Palästen eingefast, dem gewöhnlichen Tummelplatz des höchsten und anstandsvollsten Adels von Italien. Der Fremde sah sich jetzt allein und der Hufschlag seines muthigen Rosses scholl geisterhaft und unheimlich in sein eigenes Ohr, als er, gerade als er

* Eben denselben Vorfall sah und erwähnt Boccaccio.

um die Ecke einer von hier ausgehenden Straße bog, ein Weib mit einem Kind im Arm sich fortzuschleichen sah, während ein anderes, auch noch unmündig, sich an ihr Kleid hing. Sie hielt einen großen Blumenstrauß sich vor die Nase — eine beliebte, wie man meint erspriessliche Mode, um die Ansteckung abzuhalten — und murmelte gegen die vor Hunger wimmernden Kinder: „Ja, Ja, Ihr sollt zu essen haben! Genug zu essen jetzt für die, die noch fortkommen! Aber, oh! die, die noch fortkommen!“ — und sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um, ob nicht ein Kranker in der Nähe sey. Adrian hielt sein Pferd an.

„Meine gute Frau,“ sagte er, „könnt Ihr mir den Weg zeigen ins Kloster — —?“

„Fort, Mann, fort!“ kreischte das Weib.

„Ach!“ sagte Adrian mit traurigem Lächeln, „seht Ihr denn nicht, daß ich bis jetzt noch nicht zu denen gehöre, welche anstecken können?“

Aber das Weib floh ohne auf ihn zu hören weiter; als sie nach wenigen Schritten aufgehalten ward durch das Kind, welches sich an ihr hielt.

„Mutter, Mutter!“ rief es, „ich bin krank, ich kann nicht mehr fort!“

Das Weib blieb stehen, zog das Kleid des Kindes zurück, sah unter dem Arm das verhängnißvolle Geschwür, und entfloh, ihr eigenes Fleisch im Stich lassend mit einem lauten Schrei die Straße hinauf. Der Schrei gellte lang in Adrians Ohr, obgleich er den unnatürlichen Grund desselben nicht kannte; — die Mutter fürchtete nicht für ihr Kind, sondern für sich selbst! Die Stimme der Natur ward so wenig gehört in dieser Leichenstadt als im Grab selbst! Adrian ritt in stärkerem Schritt weiter, und kam endlich vor eine ansehnliche Kirche; ihre Thore standen weit offen, und er sah innen eine Schaar Mönche (keine andere Betende waren anwesend als diese und in Masken) um den Altar versammelt, das Miserere Domine singend; — die Diener Gottes ohne Herbe in einer Stadt, die sich bis daher der frömmsten Einwohnerschaft in ganz Italien gerühmt hatte!

Der junge Ritter hielt vor der Thüre und wartete, bis der Gottesdienst vorüber war und die Mönche die Stufen herab auf die Straße kamen.

„Heilige Väter,“ redete er sie dann an, „darf ich Euch um

die Güte bitten, mir den nächsten Weg in das Kloster Santa Maria bei Pazzi zu sagen?"

„Sohn,“ erwiderte eines der antlitzlosen Gespenster, denn so erschienen sie in ihren leichenhaften Kleidern und plumpen Masken; „Sohn, setzt Euern Weg weiter fort, und Gott sey mit Euch. Räuber oder schwärmende Gäste mögen jetzt die heilige Wohnung erfüllen, wovon Ihr sprecht. Die Aebtissin ist todt, und manche Schwester theilt ihren Schlummer. Und die Nonnen sind entflohen vor der Ansteckung.“

Abrian sank beinahe vom Pferd, und als er wie eingewurzelt auf der Stelle verweilte, zog die schwarze Prozession vorüber, im feierlichen Chor durch die verödeten Straßen die Mönchshymne singend:

„Bei der Mutter — beim Sohn, deß Blut
Unsre Sünden machet gut!
Unsre Sünden übergeh!
Miserere Domine!“

Von seiner Starrfucht sich erholend kam jetzt Abrian den Mönchen wieder nach, und als sie den Endreim ihres Gesangs geschlossen, sprach er sie wieder an:

„Heilige Väter, fertigt mich nicht so ab. Vielleicht kann ich von der Einen, die ich suche, doch noch etwas im Kloster hören. Sagt mir, welchen Weg ich dahin einzuschlagen habe.“

„Störe uns nicht, Sohn!“ sagte der Mönch, der zuvor gesprochen. „Es ist eine üble Vorbedeutung für Dich, daß Du so die Anrufungen der Diener des Himmels unterbrichst.“

„Verzeiht — verzeiht! ich will reichliche Buße thun, viele Messen lesen lassen! aber ich suche eine theure Freundin — der Weg — der Weg —“

„Rechts, bis Ihr an die erste Brücke kommt. Jenseits der dritten Brücke, am Fluß, findet Ihr das Kloster,“ sagte ein andrer Mönch, gerührt durch Abrians inständiges Bitten.

„Segen über Euch, heiliger Vater!“ stammelte der Ritter und spornete sein Pferd nach der angegebenen Richtung hin. Die Ordensbrüder achteten nicht auf ihn, sondern begannen wieder ihren Gesang. Vermischt mit dem Dröhnen von seines Pferds Hufschlag auf dem rasselnden Pflaster drang in das Ohr des Reiters der flehentliche Gesang:

„Miserere Domine!“

Ungebuldig, mit krankem Herzen, verzweifeln, flog Abrian in

vollem Rosseslauf durch die Straßen. Er kam über den Marktplatz, der leer war gleich der Wüste; durch die düstern verbollwerkten Straßen, in welchen das Feldgeschrei der Guelfen und Ghibellinen so oft die Ritterschaft und den Adel von Florenz entflammt hatte. Jetzt lagen, in Gräften und Gruben durcheinander geworfen Guelfe und Ghibelline, Rittersporen und Bettlerkrücken. In Vergleich mit dieser Stille wäre der Lärm eines Bürgerkriegs noch ein Glück gewesen! Die erste Brücke, das Ufer, die zweite, die dritte Brücke waren erreicht, und Adrian hielt endlich sein Pferd vor den Mauern des Klosters an. Er band es an dem Portal an, wo das Thor offen stand, halb aus den Angeln gerissen, durchschritt den Hof, erreichte die gegenüberliegende Thüre, welche in den Hauptbau einführte, kam an das neidische Gitter, das jetzt keine Schranke mehr bildete gegen die unheilige Welt, und als er hier eine Weile still stand, um wieder Athem und Kraft zu sammeln, schallte wildes Gelächter und lauter Gesang, welchen eingeworfene Flüche unterbrachen, an sein Ohr. Er stieß die vergitterte Thüre bei Seite, trat hinein und erreichte, jenen Tönen nachgehend, das Refektorium. In diesem Versammlungsort der strengen, der Welt abgestorbenen himmlischen Jungfrauen, sah er jetzt, um den obern Tisch, ehemals der Aebtissin zugehörend, eine seltsame, unordentliche, ruchlose Bande gelagert, welche auf den ersten Blick allen Ständen und Klassen anzugehören schienen; Einige trugen Zwilch oder gar Lumpen, Andere waren aufs Stattlichste herausgeputzt mit Seide und Sammt, Federn und Mantel. Aber ein zweiter Blick zeigte zur Genüge, daß die Gesellen ganz und gar von Einer Gattung waren, und daß die Pracht der glänzender Bekleideten nur gute Beute von unbewachten Palästen oder verlassenen Bazar's war, denn unter Federhüten mit Juwelen besetzt, schauten grimmige, ungewaschene, unbarbirte Gesichter hervor, überhangen von den langen Haaren, wie sie die Leute vom Fach der scharfen Messer und der Miethlingswaffe eben damals anfangen zu tragen, weil sie ihnen oft statt einer Maske dienten. Unter diesen wilden Zechern befanden sich viele Weiber, junge und mittleren Alters, schöne und häßliche — und Adrian ergriff ein frommer Schauder, als er unter den weiten Gewändern und den entblößten Schultern der handwerksmäßigen Buhlerinnen die heilige Kleidung und den geweihten Rosenkranz von Nonnen erblickte. Weinflaschen, reichliche Schüsseln, goldene und silberne Gefäße, meist zu heiligen Gebräuchen bestimmt, bedeckten die Tafel.

Als der junge Römer wie verzaubert auf der Schwelle stehen blieb, rief der Mann, welcher den Vorſiß bei dem Gelag führte, ein mächtig großer, ſchwarzbrauner Burſche mit einer tiefen Schmarre über das Geſicht, welche durch die ganze linke Wange und Oberlippe ſich hinzog und ſeinem großen Geſicht einen unnatürlich häßlichen Ausdruck gab, ihm laut zu:

„Kommt herein, Mann, kommt herein. Was ſteht Ihr ſo da, verwundert und ſprachlos? Wir ſind gaſtfreie Zecher und heißen Jedermann willkommen. Da ſind Speiſen, Wein und Weiber. Des Herrn Biſchofs Wein und der Frau Aebtiffin Weiber!

„Singt hei und ſingt ho dem Herrn König, dem Tod,
 Der mit Einem Hauch eine Heerſchaar kedoht,
 Der die Kerker erſchließt, um Paläſte zu plündern
 Und ehrliche Leute erlöſt von den Schindern!
 Hoch lebe die Peſt! Laßt die Mäch't'gen erhangen!
 Wenn die todt — die Armen zu leben anfangen.
 Hoch lebe die Peſt! Mög' von jetzt ſie ſtets retten
 Vom Gelübde die Nonne, den Schelm aus den Ketten!
 Dem Gefangnen ein Schlüssel — dem Schließer ein Strick —
 Hoch dem Fluche der Welt — der für mich iſt ein Glück!“

Ehe dieſer abſcheuliche Geſang zu Ende war, verließ Adrian, wohl begreifend, daß in Mitte ſolcher Orgien er keine Ausſicht hatte erfolgreiche Nachforſchungen anzustellen, das entheiligte Gemach und ſtürzte fort — kaum Athem ſchöpfend, ſo groß war das Entſetzen, das ihn gefaßt hatte — bis er wieder im Hof ſtand, unter dem heißen, ungesundem, ſchweren Sonnenlicht, das für die Scenen, welche es beleuchtete, eine geeignete Atmosphäre ſchien. Er beſchloß jedoch, den Ort nicht zu verlaſſen, ohne noch einen Verſuch der Erkundigung anzustellen; und während er außerhalb des Hofes zweifelnd und gedankenvoll ſtand, ſah er ganz nahe eine kleine Kapelle, durch deren hohes Fenſter ſchwach und durch das Tageslicht gedämpft das Licht von Kerzen flimmerte. Er wandte ſich dem Eingang derſelben zu, trat hinein und ſah neben dem Altar eine einzige Nonne im Gebet knien. In dem engen Seitenflügel, auf einer langen Tafel, auf deren beiden Enden die großen, unheimlichen Kerzen brannten, deren Strahlen ihn hieher geleitet, zeigte ihm der Faltenwurf von einigen Leichentüchern die halbdeutlichen Umriſſe menſchlicher Geſtalten in der Starrheit des Todes. Ergriffen von der Trübſeligkeit und Heiligkeit des Ortes und dem rührenden Anblick der einsamen, aufopfernden Wächterin der Todten, kniete Adrian ſelbſt auch nieder und betete inbrünſtig.

Wie er sich erhob, sein beklemmtes Herz einigermaßen erleichtert, stand auch die Nonne auf und erstaunte, als sie seiner ansichtig wurde.

„Unseliger Mann!“ sagte sie in einer Stimme, welche, leis, schwach und feierlich, wie die eines Geistes tönte, — „welcher unglückliche Stern führt Dich hieher? Siehst Du nicht, daß Du unter Zeichen weifest, welche die Hand der Pest berührt hat — Du atmest eine Luft ein, welche tödtet! Weg! und suche inmitten der Zerstörung Eine Stelle, welche der schwarze Feind noch nicht heimgesucht!“

„Heilige Jungfrau,“ antwortete Adrian, „die Gefahr, die Ihr besteht, schreckt mich nicht — ich suche ein Wesen, dessen Leben mir theurer ist als das meinige.“

„Du brauchst mir nicht mehr zu sagen, um mich zu überzeugen, daß Du erst ganz kürzlich nach Florenz gekommen bist! Hier verläßt der Sohn den Vater und die Mutter ihr Kind. Wenn das Leben am hoffnungslosesten ist, klammern sich die Würmer von einem Tag Leben an dasselbe, als ob es das Heil der Unsterblichkeit wäre! Aber für mich allein hat der Tod keine Schauer. Läng von der Welt getrennt, habe ich meine Schwestern umkommen — das Haus Gottes entheiligt — den Altar umgestürzt gesehen, und es ist mir gleichgültig, ob ich die letzte bin, welche die Pest übrig läßt — lebendig und ohne Meineid.“

Die Nonne schweig einige Augenblicke, und als sie ernsthaft das gesunde Angesicht und die ungebrochene Gestalt Adrians betrachtete, seufzte sie tief und fuhr fort: „Fremder, warum fliehst Du nicht? Du könntest eben so gut in den vollgeschütteten Gräbern und in der Verwesung des Todes, als in dieser Stadt eine Lebende aufsuchen.“

„Schwester und Braut des heiligen Erlösers!“ versetzte der Römer, seine Hände faltend — „Ein Wort, ich flehe Dich. Du gehörst, scheint mir, zur Schwesterschaft jenes aufgelösten Klosters; sage mir, weißt Du, ob Irene di Gabrini * — Gast bei der verstorbenen Aebtissin, Schwester des gefallenen Tribuns von Rom — noch unter den Lebenden ist?“

„So bist Du also wohl ihr Bruder?“ sagte die Nonne. „Bist Du jener gefallene Sohn des Morgens?“

„Ich bin ihr Verlobter,“ versetzte Adrian trüb; „rede!“

* Der Familienname Rienzi's war Gabrini.

„O Fleisch, Fleisch! wie bleibst Du Sieger bis ans Ende, sogar mitten unter den Triumphen und im Lazareth der Verwesung!“ sagte die Nonne. „Eitler Mann, denk nicht an solche fleischliche Bande; mach Deinen Frieden mit dem Himmel, denn Deine Tage sind wahrlich gezählt!“

„Weib!“ rief Adrian ungeduldig, — „sprich mir nicht von mir und lästere nicht auf Bande, deren Heiligkeit Du nicht verstehen kannst. Ich frage Dich wieder, bei Deiner Hoffnung auf Gnade und Barmherzigkeit — lebt Irene noch?“

Die Nonne war ergriffen von der Heftigkeit des liebenden jungen Mannes, und nach einer Pause, die ihm wie ein Menschenalter voll Todesangst vorkam, versetzte sie:

„Das Mädchen, von dem Du sprichst, wurde bei dem allgemeinen Sterben nicht mit weggerafft. Bei der Zerstreuung der wenigen Ueberlebenden verließ sie das Kloster — ich weiß nicht, wohin sie sich wandte. Aber sie hat Freunde in Florenz — ihre Namen kann ich Dir nicht sagen.“

„Nun, Gott segne Dich, heilige Schwester, Gott segne Dich! Wie lang ist es, daß sie das Kloster verließ?“

„Vier Tage sind verfloßen, seit die Räuber und Buhlerinnen von dem Hause der heiligen Maria Besitz nahmen,“ versetzte die Nonne stöhnend, „und sie traten schnell an die Stelle der Schwesternschaft.“

„Vier Tage — und Du kannst mir keinen weiteren Aufschluß geben?“

„Nein! — doch halt, junger Mann!“ — und die Nonne, sich ihm nähernd, dämpfte ihre Stimme zu einem leisen Flüstern: „Frage die Becchini!“ *

Adrian bebte zurück, bekreuzte sich hastig und verließ ohne zu antworten das Kloster. Er bestieg wieder sein Pferd und ritt in das schweigende Herz der Stadt zurück. Gasthöfe und Schenken gab es nicht mehr, aber die Paläste der Todten waren Gemeingut der Lebenden geworden. Er trat in einen — ein geräumiges, fürstliches Haus. In den Ställen fand er noch Futter in den Krippen; aber die Pferde, zu jener Zeit in den italienischen Städten das

* Nach dem gewöhnlichen Brauch in Florenz wurden die Todten an ihre Ruhestätte auf Bahren getragen, und die Träger waren Mitbürger von gleichem Rang; aber durch die Pest war ein neuer Erwerbszweig aufgegangen, und Männer von der niedrigsten Gese des Volks verrichteten, für ungeheure Bezahlung, den Dienst, die Leichname der Opfer hinauszutragen. Diese heißen Becchini.

Zeichen von hohem Stand und Reichthum, waren dahin sammt denen, welche sie gefüttert. Der hochgeborne Ritter unterzog sich dem Dienst des Stallknechts, nahm das schwere Geschirr ab, band sein Pferd an die Kause, und als das ermüdete Thier, unbewußt der es umgebenden Schrecknisse, begierig über sein Futter sich hermachte, wandte sich sein junger Gebieter ab und murmelte: „Treuer Diener und einziger Genosse! möge die Pest, welche nicht Menschen noch Thiere schont, dich verschonen! und mögest Du mich mit erleichtertem Herzen von hinnen tragen!“

Eine geräumige Halle, mit Waffen und Bannern behangen — eine breite marmorne Treppenschucht, deren Wände mit den steifen Umrissen und grellen Farben jener Zeit bemalt waren, führte in die großen Säle, mit goldnen und sammtnen Tapeten behängt, aber schweigend wie das Grab. Er warf sich auf die Polster, welche mitten in dem Zimmer aufgehäuft waren, denn er hatte diesen Morgen einen weiten Ritt gemacht, wie schon mehrere Tage vorher auch, und er war an Leib und Gliedern erschöpft und müde; aber er konnte nicht ruhen. Ungebuld, Angst, Hoffnung und Furcht nagten ihm am Herzen und durchsieberten seine Adern, und nach einem kurzen und ungenügenden Versuch, seine Gedanken einigermaßen zu beruhigen und zu ordnen, und einen Plan zur Nachforschung auszufinnen, bei dem er eher auf ein Ergebniß rechnen konnte, als wenn er sich dem bloßen Zufall überließ, stand er wieder auf und durchmaß die Zimmer in der unbegründeten Träumerei einer Hoffnung, welche sich nur auf den Zufall stützen konnte.

Es war leicht zu errathen, daß er sein Quartier in der Wohnung eines der Fürsten des Landes aufgeschlagen hatte; und der Glanz der gesammten Umgebung verdunkelte bei weitem die barbarische und rohe Pracht der weniger verfeinerten und reichen Römer. Da lag die Laute, welche zuletzt war geschlagen worden — das zuletzt gelesene vergoldete und mit Gemälden gezierte Buch; da waren traulich an einander gerückte Sitze, als ob die Dame und ihr Liebhaber hier zuletzt zusammen geklüstert hätten.

„Und solche Verödung,“ dachte Adrian, „kann bald auch die Spur des unbegrüßten Gastes verschlingen, wie die des verschwundenen Herrn!“

Endlich trat er in einen Saal, wo noch eine Tafel gedeckt war mit Weinflaschen, gläsernen Bechern und einem von Silber, verwelkten Blumen, halb faulen Früchten und Speisen. Auf der einen

Seite der Tapeten öffneten sich die Flügelthüren auf eine breite Treppenschucht, die zu einem kleinen Garten hinter dem Haus führte, worin noch ein Springquell munter und glänzend fortspielte — das einzige Lebendige außer dem Fremden! Auf den Stufen lag ein carmoisinrother Mantel und ein Damenhandschuh. Diese Reliquien schienen dem Herzen des Liebenden von der letzten Werbung, dem letzten Lebenswohl eines Liebhabers zu zeugen. Er stöhnte laut, und wohl fühlend, daß er all seine Kraft würde nöthig haben, füllte er einen Becher aus einer halb leeren Flasche Cyprier. Er schlürfte das Getränk ein, das ihn neu belebte. „Jetzt,“ sagte er, „wieder an meine Aufgabe. — Ich will fortheilen,“ da vernahm er plötzlich schwere Tritte in den Zimmern, die er so eben verlassen — sie kamen näher — sie kamen in den Saal, und Adrian sah zwei riesengroße, unheimlich aussehende Gestalten in das Gemach eintreten. Sie waren in gewöhnliches schwarzes Tuch gehüllt, nur ihre Arme waren nackt und sie trugen große, unförmliche Masken, welche bis auf die Brust gingen und nur drei kleine runde Oeffnungen für die Augen und um Athem zu schöpfen, hatten. Der Colonna zog halb sein Schwert, denn Gestalt und Anblick dieser Gäste waren nicht geeignet, viel Vertrauen und Zuversicht einzulösen.

„Oh,“ sagte der Eine, „der Palast hat heute einen neuen Gast bekommen. Fürchte nichts von uns, Fremdling! hier ist Raum, ja und Reichthum genug für alle Männer, die noch leben in Florenz! Eh! aber da ist noch ein Becher von Silber übrig — wie kommt das?“ Und mit diesen Worten ergriff der Mann den eben von Adrian geleerten Becher und schob ihn in seine Brust. Dann wandte er sich gegen Adrian, der noch die Hand am Schwertgriff hatte, und sagte mit lautem Gelächter, das gebrochen und gedämpft durch sein Bistir brach — „Oh, wir schneiden keine Kehlen ab, Signor; der Unsichtbare erspart uns die Mühe. Wir sind ehrliche Leute, Staatsangestellte, und kommen nur um nachzusehen, ob der Karren heute Abend hier zu halten hat.“

„So seyd Ihr also — —“

„Becchini!“

Adrians Blut erstarrte. Der Becchino fuhr fort, „und bleibt Ihr in diesem Haus, so lang Ihr in Florenz seyd, Signor?“

„Ja, wenn der rechtmäßige Herr es nicht in Besitz nimmt.“

„Ha, ha! „Rechtmäßiger Herr!““ Die Pest ist jetzt die Herrin von Allem. Nun, ich habe drei stattliche Banden gekannt, welche

in letzter Woche diesen Palast bewohnten, und habe sie Alle — Alle begraben! Es ist ein anständiges Haus und liefert gute Kundschaft. Seyd Ihr allein?"

„Vor der Hand, ja!“

„Zeigt uns, wo Ihr schlast, damit wir wissen, wo wir Euch zu suchen haben. Ihr werdet unser in den nächsten drei Tagen nicht bedürfen, seh' ich.“

„Ihr seyd artige Bewillkommner!“ sagte Adrian, — „aber hört einmal! Könnt Ihr die Lebenden eben so gut auffinden als die Todten begraben? Ich suche Jemand in dieser Stadt, und wenn Ihr mir diese Person ausfindig macht, soll es Euch ein Jahr Eures Leichendienstes austragen.“

„Nein, nein! das ist außer unserem Beruf. Eben so gut am Meeresufer ein Sandkorn suchen als ein lebendiges Wesen in geschlossenen Häusern und gähnenden Grüften; aber wenn Ihr die armen Todtengräber vorausbezahlen wollt, verspreche ich Euch den ersten Platz in einer neuen Leichengrube, sie wird etwa gerade recht für Euch fertig werden.“

„Da!“ sagte Adrian, den Elenden einige Goldstücke hinwerfend — „da! und wenn Ihr mir einen angenehmern Dienst erweisen wollt, so verlaßt mich, wenigstens so lang ich noch lebe. — Oder ich kann Euch auch die Mühe sparen —“ und damit verließ er das Zimmer.

Der Becchino, welcher das Wort geführt hatte, folgte ihm. „Ihr seyd großmüthig, Signor! bleibt; Ihr werdet frischere Nahrung brauchen können als diese verschimmelten Brocken. Ich will Euch mit dem Besten versorgen, so lang — so lang Ihr es noch nöthig habt. Und hört — Wen verlangt Ihr, daß ich auffuche?“

Diese Frage hielt Adrian zurück. Er unterrichtete ihn über Jrenens Namen und alle Umstände, die ihm zu Gebot standen, und mit krankem Herzen beschrieb er ihm Haar, Gesichtszüge, Wuchs des geliebten und geheiligten Wesens in einer Art, wie sie hätte für einen Dichter Stoff zu einem Gedicht geben können, und jetzt als Leitfaden für den Todtengräber diente.

Die unholde Erscheinung schüttelte, als Adrian fertig war, den Kopf. „Volle fünfhundert solcher Beschreibungen hörte ich in den ersten Tagen der Pest, als es hier noch solche Geschöpfe gab wie Liebhaber und Geliebte; aber es ist ein hübscher Catalog, Signor, und es wird ein Stolz seyn für einen armen Becchino, solche Reize

zu entdecken oder auch nur zu begraben! Ich will mein Bestes thun; mittlerweile kann ich Euch, wenn Ihr noch in der Eile Eure Zeit aufs Beste anwenden wollt, manches hübsche Gesicht und schlanke Gestalt empfehlen —“

„Fort, Verrüchter!“ murrte Adrian; „Narr, der ich war, meine Zeit an einen Menschen wie Du zu verschwenden!“

Das Gelächter des Todtengräbers folgte seinen Schritten.

Diesen ganzen Tag durchwanderte Adrian die Stadt, aber Suchen und Nachfragen blieben gleich fruchtlos; Alle, welchen er begegnete und bei denen er sich erkundigte, schienen ihn als einen Wahnsinnigen zu betrachten, und zudem waren sie in der That nicht von der Art, daß er sich von ihnen Förderung in seinem Bestreben zu versprechen gehabt hätte. Wilde Banden wüster, trunkener Zecher und Schwärmer, Prozessionen von Mönchen oder da und dort einzelne Personen, welche eilig vorüberhüschten und vor jeder Annäherung, jeder Anrede flohen, waren die einzigen Wanderer auf den trübseligen Straßen, bis die Sonne fahl und gelb hinter den Hügeln unterging und die Finsterniß den rastlosen und geräuschlosen Schritt der Pest in ihren schwarzen Mantel hüllte.

Drittes Kapitel.

Blumen unter Gräbern.

Adrian fand, daß die Becchini Sorge getragen hatten, daß der Hunger nicht der Pest zuvorkäme; die Mahlzeit der Todten war weggeräumt und frische Speisen und Weine aller Art — denn daran hatte Florenz damals Ueberfluß — auf die Tafel gesetzt. Adrian genoß von den Erfrischungen, jedoch sehr mäßig, und hütete sich wohl, die Ruhe in den Betten zu suchen, unter deren prächtigen Teppichen der Tod in letzter Zeit so geschäftig gewüthet hatte; er schloß sorgfältig Thüren und Fenster, wickelte sich in seinen Mantel und nahm sein Nachtlager auf den Polstern in dem Zimmer, wo er gegessen. Ermüdung warf ihn in einen unruhigen Schlummer, aus dem er plötzlich durch das Rollen eines Karren auf der Straße und das Geklingel von Glocken erweckt wurde. Er horchte, wie der Karren langsam von Haus zu Haus fuhr und endlich sein Getöse in der Entfernung sich verlor. — Er schlief nicht mehr in dieser Nacht!

Die Sonne war noch nicht lang aufgegangen, als er schon seine Bemühungen erneuerte; es war noch früh, als er an einer Kirche vorbei kam, wo zwei reichgekleidete Damen von dem Portal herkamen und durch ihre Masken mit ernster Aufmerksamkeit den jungen Ritter zu betrachten schienen. Auch ihn bannte der Anblick und eine der Damen sagte zu ihm: „Schöner Herr, Ihr seyd allzu kühn, daß Ihr keine Maske tragt und keine Blumen zum Niesen vorhaltet.“

„Dame, ich trage keine Maske, weil ich wünsche gesehen zu werden; ich durchsuche diese unglücklichen Dexter nach einem Wesen, dessen Verlust mir Verlust des Lebens ist.“

„Er ist jung, einnehmend, Allem nach edel, und die Pest hat ihn noch nicht ergriffen, er wird uns bei unserem Vorhaben gute Dienste thun,“ flüsterte die Eine der Andern zu.

„Ihr sprecht meine eigenen Gedanken aus,“ versetzte ihre Begleiterin, und zu Adrian sich wendend, sagte sie: „Ihr sucht Eine, mit der Ihr noch nicht vermählt seyd, da Ihr so ernstlich und zärtlich sucht?“

„Es ist wahr.“

„Jung und schön ist sie, mit schwarzem Haar und schneeweißem Nacken; ich will Euch zu ihr führen!“

„Signora!“

„Folgt uns!“

„Wißt Ihr, wer ich bin und Wen ich suche?“

„Ja!“

„Könnt Ihr mir wirklich etwas von Irene sagen?“

„Ich kann's — folgt mir!“

„Zu ihr?“

„Ja, ja, folgt uns!“

Die Damen setzten sich in Bewegung, da sie keine Lust zu weitem Erörterungen zu haben schienen. Verwirrt, zweifelnd und wie im Traum folgte ihnen Adrian. Ihre Kleidung, ihr Benehmen und das reine Toskanisch der Einen, welche ihn angerebet hatte, zeugten von ihrer guten Geburt und hohen Stand; aber Alles sonst war ein Räthsel, das er nicht lösen konnte.

Sie kamen an eine der Brücken, wo eine Sänfte und ein Diener zu Pferd mit einem Zelter, den er am Zügel hielt, ihrer wartete. Die Damen bestiegen die Sänfte, und die, welche zuvor mit Adrian gesprochen, bat ihn, auf dem Zelter ihnen zu folgen.

„Aber sagt mir —“ begann er.

„Keine Fragen, Herr Ritter!“ erwiderte sie ungeduldig, „folgt schweigend den Lebenden oder bleibt bei den Todten, wie Euch beliebt.“

Damit setzte sich die Sänfte in Bewegung, und Adrian bestieg voll Bewunderung und Neugier das Pferd und folgte seinen sonderbaren Führerinnen, welche ziemlich rasch fortgetragen wurden. Sie überschritten die Brücke, ließen den Fluß hinter sich liegen und erstiegen bald eine sanfte Anhöhe, wo die ländlichen Bäume und Blumen an die Stelle der trüben Mauern und leeren Straßen traten. Nach einem Weg von etwas weniger als einer halben Stunde, schlugen sie einen grünen Pfad ein, der von der Straße abführte, und gelangten plötzlich an die Säulenhallen eines schönen und stattlichen Palastes. Hier stiegen die Damen aus ihrer Sänfte, und auch Adrian, der vergeblich versucht hatte, den Diener zum Reden zu bringen, stieg ab und folgte ihnen durch einen geräumigen Hof, zu beiden Seiten mit Blumenscherben und Drangenbäumen gefüllt, und dann durch eine weite Halle in den innern Raum des Vierecks, wo er sich an einem der lieblichsten Plätze befand, die je ein Dichter besungen. Es war ein Garten vom frischesten Smaragdgrün, Lauben von Lorbeeren und Myrten öffneten sich zu beiden Seiten in Aussichtspunkte und Arkaden, halb mit Jasmin und Rosen überhangen und die Aussicht durch eine Abwechslung von Statuen und sprudelnden Fontainen schließend. Vorn war der Platz eingeeht mit Reihen von Blumentöpfen auf marmornen Fußgestellen, und breite, regelmäßige Treppenfluchten vom weißesten Marmor führten von Terrasse zu Terrasse, alle mit Statuen und Fontainen geschmückt, einen hohen, aber sanft ansteigenden und grünen Hügel hinauf. Fern in der weiten, wechselnden, üppigen Landschaft waren zerstreut die Weinberge und Olivenhaine, die Willen und Dörfer des Arnothales, das der silberne Strom durchschneidet, während die Stadt mit all ihrer Ruhe, aber ohne ihre Schauer, ihre Dächer und Giebel gegen die Sonne emporhob. Vögel von allerlei Farbe und Gesang, einige frei, einige in Netzwerk von Golddraht, trillerten rings umher, und mitten auf dem Rasenplatz ruhten vier unmaskirte, reichgekleidete Damen, von denen die älteste kaum mehr als zwanzig Jahre zu haben schien, und fünf Cavaliere, jung und schön, deren juwelenbesetzte Kleider und goldene Ketten ihren hohen Stand verkündigten. Wein und Früchte standen auf einer niedern

Tafel zur Seite, und musikalische Instrumente, Schachbrette und Triftraktafeln lagen durch einander umher. Eine so schöne Gruppe, eine so anmuthige Scene sah Adrian nur dies Einemal in seinem Leben, und das mitten in der schauerhaften, Italien verheerenden Pest! eine solche Gruppe und eine solche Scene, wie sie unserem Stubenstumpfsinn aus den Blättern des heitern Boccaccio etwa wieder aufleben mag!

Als die Gesellschaft Adrian und seine Begleiterinnen sich nähern sah, standen Alle sogleich auf und Eine der Damen, die auf dem Haupt einen Lorbeerkrantz trug, schritt den Andern voraus und rief: „Wohl gethan, meine Mariana! willkommen bei der Rückkehr, meine schöne Unterthaninnen, und Ihr, Herr, willkommen hier!“

Die beiden Begleiterinnen des Colonna hatten mittlerweile ihre Masken abgelegt und die Eine, welche ihn angerebet, schüttelte ihre langen, rabenschwarzen Locken über ein heiteres, lachendes Auge und über eine Wange, über deren natürliches Olivenfarb jetzt eine leichte Röthe sich verbreitete, und wandte sich zu ihm, ehe er noch die Begrüßung hatte erwidern können.

„Herr Ritter,“ sagte sie, „seht seht Ihr, zu was ich Euch angeködert habe. Gesteht, daß dies vernünftiger ist, als die Seufzer und Töne der Stadt, aus der wir kommen. Ihr seht mich mit Erstaunen an. Seht, meine Königin, wie der Schimmer Eures Hofes unsern neuen Genossen sprachlos gemacht hat; ich versichere Euch, er könnte schnell genug plaudern, wenn er nur mit uns zu verkehren hätte; ja ich war genöthigt, ihn zum Stillschweigen zu verweisen.“

„Oh, also habt Ihr ihn noch nicht über den Brauch und Ursprung des Hofes unterrichtet, in den er eintritt?“ fragte die mit dem Lorbeerkrantz.

„Nein, meine Königin; ich dachte, jede Schilderung, an einem so traurigen Ort entworfen, wie unser armes Florenz jetzt, würde ihren Zweck verfehlen. Meine Aufgabe ist erfüllt, ich trete Ihn Eurer Hoheit ab.“

So sagend, trippelte die Dame leicht weg und begann schallhaft ihre Locken zu glätten vor dem sanften Spiegel eines marmornen Beckens, dessen Wasser über den Rand auf das Gras herunter träufte; hin und wieder warf sie einen schlauen Blick zu dem Fremden herüber und blieb nahe genug, um Alles, was gesprochen wurde, zu hören.

„Vor Allem, Signor, erlaube uns,“ sagte die als Königin betitelte Dame, „nach Deinem Namen, Stand und Geburtsort zu fragen.“

„Dame,“ versetzte Adrian, „ich kam hieher, nicht von ferne daran denkend, daß ich auf Fragen, mich betreffend, zu antworten haben würde; aber was Euch beliebt, mich zu fragen, darauf muß mir belieben zu antworten; mein Name ist Adrian di Castello, von dem römischen Haus Colonna.“

„Eine edle Säule eines edeln Hauses!“ antwortete die Königin; „was uns betrifft, hinsichtlich welcher vielleicht Eure Neugierde rege geworden ist, so wißt, wir sind Damen aus Florenz, verlassen von unsern Verwandten und Beschützern, oder derselben beraubt, faßten den Entschluß, in diesen Palast uns zurückzuziehen, wo, wenn der Tod kommt, er die Hälfte seiner Schrecknisse verliert; und da die Gelehrten sagen, daß Traurigkeit die entseßliche Krankheit befördere, so seht Ihr in uns geschworne Feindinnen der Traurigkeit. Sechs Cavaliere von unserer Bekanntschaft willigten ein, uns zu begleiten. Wir verbringen unsere Tage, seyen es nun noch wenige oder viele, mit solchen Unterhaltungen, als uns die Natur oder die uns zu Gebot stehenden Mittel gewähren. Musik und Tanz, lustige Erzählungen und lebhaftes Gesänge, neben solchem leichten Wechsel der Umgebung, als da ist vom Rasenplatz in den Schatten, von der Allee zur Quelle, füllen unsere Zeit aus und bereiten uns vor zum friedlichen Schlummer und glücklichen Träumen. Jede Dame ist abwechselnd Königin unseres anmuthigen Hofes und heute traf das Loos mich. Eine Regel bildet das ganze Gesetzbuch unserer Verfassung: daß nichts Trauriges Zutritt findet. Wir wollen leben, als existirte jene Stadt gar nicht und als ob (setzte die schöne Königin mit einem leichten Seufzer hinzu) Jugend, Anmuth und Schönheit ewig dauern könnten. Einer von unsern Rittern verließ uns thörichter Weise für einen Tag, mit dem Versprechen, zurückzukehren; wir haben ihn nicht mehr gesehen; wir wollen keine Vermuthungen über sein Schicksal anstellen. Es wurde nothwendig, seine Stelle auszufüllen; wir zogen das Loos, Wer seinen Nachfolger für ihn auffuchen sollte, es fiel auf die Damen, welche Euch — nicht zu Eurer Unzufriedenheit hoffe ich — hieher brachten. Edler Herr, meine Erläuterung ist zu Ende.“

„Ach, holdselige Königin,“ sagte Adrian, heftig aber vergeblich gegen den bitteren Verdruß über seine getäuschte Erwartung kämpfend

— „ich kann kein Genosse Eures glücklichen Kreises werden — ich bin in meiner Person schon eine Uebertretung Eures Gesetzes. Ich bin ganz erfüllt von Einem traurigen und ängstlichen Gedanken, dem alle Fröhlichkeit als Gottlosigkeit erscheinen würde. Ich suche, unter Lebenden und Todten, Ein Wesen, über dessen Schicksal ich im Ungewissen bin. Und nur durch die von meiner schönen Führerin fallen gelassenen Worte ließ ich mich von meinem traurigen Bemühen ab- und hieher locken. Erlaubt mir, holde Dame, nach Florenz zurückzukehren.“

Die Königin blickte in stummem Verdruß die schwarzäugige Mariana an, welche ihren Blick mit einem eben so ausdrucksvollen erwiderte, und dann plötzlich auf Adrian zugehend, sagte:

„Aber, Signor, wenn ich nun doch mein Versprechen hielte, wenn ich im Stande wäre, Dich von dem Leben und Wohlbefinden Deiner — Deiner Irene zu versichern?“

„Irene!“ wiederholte Adrian voll Ueberraschung, in diesem Augenblick vergessend, daß er zuvor den Namen der von ihm Aufgesuchten ihr mitgetheilt — „Irene, Irene di Gabrini, Schwester des einst so berühmten Rienzi.“

„Dieselbe,“ versetzte Mariana rasch, „ich kannte sie, wie ich Euch sagte. Nein, Herr, ich täusche Dich nicht. Zwar kann ich Dich nicht zu ihr bringen, aber nur um so besser — sie ging vor vielen Tagen schon in eine der lombardischen Städte, wohin, so sagt man, diese Geißel noch nicht gedrungen ist. Jetzt, edler Signor, ist nicht Euer Herz erleichtert und wollt Ihr sobald entlaufen und abtrünnig werden vom Hof der Anmuth — und vielleicht,“ setzte sie mit einem sanften Blick aus ihrem großen schwarzen Auge hinzu — „der Liebe?“

„Darf ich Euch in Wahrheit glauben, Dame?“ sagte Adrian ganz beseligt, aber noch halb zweifelnd.

„Sollte ich einen treuen Liebhaber hintergehen wollen, wie Ihr, so scheint es, seyð? Seyð ganz zuversichtlich. Ja, Königin, ich bitte, nimm Deinen Unterthanen auf.“

Die Königin streckte die Hand aus nach Adrian und führte ihn der Gruppe zu, welche noch in kleiner Entfernung auf dem Grasplatze stand. Sie begrüßten ihn wie einen Bruder und verziehen ihm, seinem guten Aussehen und seinem berühmten Namen zulieb, bald seine etwas zerstreute Höflichkeit.

Die Königin klatschte in die Hände und die Gesellschaft nahm

wieder auf dem Rasen ihren Platz ein, je eine Dame neben einem Cavalier. „Ihr, Mariana, wenn Ihr nicht ermüdet seyd,“ sagte die Königin, „sollt die Laute nehmen und diese lärmenden Grasshüpfer zum Schweigen bringen, welche so anmaßend um uns her singen, als ob sie Nachtigallen wären. Singe, holde Unterthanin, singe, und wählt ein Lied von unserem theuern Freund, Herrn Wisdomini, das eine Art von Einweihungsgefang ist für die an unsern Hof Aufgenommenen.“

Mariana, welche sich zur Seite Abrians niedergelassen, nahm die Laute auf und sang nach kurzem Präludium folgendes, hier mangelhaft übersetzte Lied.

Lied der florentinischen Dame.

So mehr genieß des Mittags Lust,
Wenn zweifelhaft das Morgen!
Verrathen an den Tod ist bald
Des Lebens Schloß durch Sorgen!

Uns broht der Tod — doch nicht sein Knecht,
Der Gram. soll uns bezwingen!
Nur früher die unholde Nacht
Herbei die Wolken bringen!

Auf Erden — liebe, juble froh —
Vom Grab die Weisheit lerne!
Der Tod bepflanzt, der Freude Freund,
Mit Vorbeern Gräber gerne.

Aus den geliebten Augen trinkt
Mein Blick ein neues Leben;
Wenn Freud' im Himmel herrscht, muß sie
Zum Himmel auch erheben!

Diesem mit vielem Beifall aufgenommenen Gesang folgten jene leichten und witzigen Erzählungen, in welchen die italienischen Novellisten das Vorbild für Voltaire und Marmontel wurden. Jedes in seiner Reihe nahm den Faden des Gespräches auf und vermied mit gleicher Gewandtheit jedes traurige Bild, jede düstere Betrachtung, das die anmuthigen Müßiggänger an die Nähe des Todes erinnern konnte. Zu jeder andern Zeit hätten Gemüthsart und Geistesvorzüge Adrian ganz dazu befähigt, an diesem arkadischen Hofe sich zu ergößen und zu glänzen. Aber jetzt bestrebte er sich vergebens, die Düsterteit von seiner Stirne, die ängstlichen Gedanken aus seinem Herzen zu verschleuchen. Er sann immer nach

über die erhaltene Nachricht, wunderte sich, muthmaßte, hoffte und fürchtete immer noch; und wenn für einen Augenblick sein Geist sich der Scene um ihn zuwandte, so fragte die Stimme in seinem Innern — zu wahrhaft poetisch für das falsche Gefühl dieses Orts — sich selbst: worin, ausgenommen die äußere Feinheit und die anmuthige Umgebung, die Fröhlichkeit, von der er jetzt so wider Willen Zeuge seyn mußte, sich unterscheide von dem rohen Gelage in dem Kloster Santa Maria? — denn war nicht hier wie dort, trotz aller Verschiedenheit in der Erscheinung, der gleiche Beweggrund — die gleiche Hartherzigkeit und Selbstsucht, welche das Entsetzen zur Lustbarkeit stempelte? Die schöne Mariana, der, wie die Königin erzählt hatte, ihr Ritter war entrisfen worden, war keineswegs gemeint, den Neugewonnenen auch wieder zu verlieren. Sie drang ihm von Zeit zu Zeit die Weinflasche und die Früchte auf, und bei diesen kleinen Höflichkeiten verweilte ihre Hand leicht auf der feinigen. Endlich kam die Stunde, wo sich die Gesellschaft in den Palast zurückzog während der heftigeren Mittagshize — um dann wieder mit Sonnenuntergang ins Freie zurückzukehren, neben den Springbrunnen zu essen, zu tanzen, zu singen und bis zur Stunde der Ruhe bei Fackeln- und Sternenlicht sich lustig zu machen. Aber Adrian, nicht Willens, diese Unterhaltung länger fortzusetzen, entschloß sich, sobald er sich allein in dem ihm angewiesenen Zimmer fand, in der Stille sich davon zu machen, als in jedem Fall die kürzeste und vielleicht nicht einmal die unhöflichste Art der Verabschiedung, welche ihm übrig blieb. Demgemäß verließ er, als Alles ruhig und in den Schlummer versunken schien, welcher während dieser Stunde bei allen Bewohnern des Südens gebräuchlich ist, sein Gemach, stieg die Treppen hinab — durchschritt den äußern Hof und war schon am Thor, als er sich von einer Stimme rufen hörte, welche Verdruß und Unruhe verrieth. Er wandte sich um und erblickte Mariana.

„Ei, wie denn, Signor di Castello, ist unsere Gesellschaft so unlieblich, ist unsere Musik so Ohren marternd, oder sind unsere Stirnen so gerunzelt, daß Ihr fliehen wollt, wie der Reisende vor den Hexen flieht, auf die er in Benevent stößt? Nein, Ihr könnt uns doch nicht verlassen wollen?“

„Schöne Dame,“ versetzte der etwas aus der Fassung gebrachte Ritter, „umsonst bestrebe ich mich, meine düstere Laune zu bemeistern oder mich in die für den Hof angemessene Stimmung zu

versehen, dem nichts Trauriges nahen soll. Eure Gesetze hängen über mir wie einem Schuldigen — besser baldige Flucht als rauhe Ausstoßung.“

Mit diesen Worten schritt er weiter und wäre durch das Thor geschritten, hätte nicht Mariana ihn beim Arm gefaßt.

„Nein,“ sagte sie sanft, „sind hier keine Augen voll dunkeln Lichts und kein schneeweißer Nacken, um Dir Ersatz zu leisten für Jene, die fern ist? Verweile und vergiß, wie ohne Zweifel in Deiner Abwesenheit auch Du vergessen bist.“

Wir vermögen nicht zu entscheiden, ob Adrian di Castello, ein so ergebener und treuer Liebhaber er auch war, zu jeder Zeit gegen die Reize von andern Frauen außer Irene unempfindlich geblieben wäre; denn der Mann — und die Wahrheit darf man wohl aussprechen — kann tiefe Treue im Herzen hegen und doch nicht zu jeder Stunde und gegen jede Versuchung gewaffnet seyn mit der strengen Tugend des exemplarischen Josephs — dieser männlichen Susanna — (aber beiläufig bemerkt, ihre Versuchung ging von alten Männern aus, und Manche, selbst von unserem unbeständigeren Geschlecht, -hätten vielleicht in einer ähnlichen Probe die Rolle der Susanna gespielt). Auch war der zärtliche und treu ergebene Petrarca, der zärtlichste und ergebenste von allen Liebhabern und Sonettendichtern, nicht der Meinung, daß die Treue des Herzens verletzt werde durch die gröbren Verirrungen der irdischen Natur. Ohne überhaupt auch dem jungen Römer die fleckenlose Reinheit eines Amadis zu- oder abzusprechen und ohne in die philosophischen Geheimlehren einzugehen, welche den Eros vom Anteros unterscheiden — die unserem bevorzugten, scharfsinnigen Geschlecht vorbehalten sind und nie, der Himmel verhüte es! verbreitet werden sollten von den Töchtern Evas, nie von ihnen getheilt — wir können wenigstens dies als gewiß versichern, daß damals die entgegenkommende Freundlichkeit der zarten Mariana keine verbindliche Erwiderung fand. Die Entsetzlichkeiten der Leichengrube hafteten noch in Adrians Erinnerung, und der Gedanke an das fremde Weib schien ihm eine empörende und unnatürliche Einmischung in die ernstern und schaudervollen Betrachtungen, wie sie jener Zeit geziemten.

„Dame,“ antwortete er also mit großem Ernst und nicht ohne eine Beimischung von schlechtverhehlter Verachtung, „ich habe nicht lang genug unter den Tönen und Seufzern des Schmerzens verweilt, um meinen Geist und mein Herz mit Gleichgültigkeit gegen

Alles, was um mich vorgeht, zu stählen. Genieße Du, wenn Du kannst, und pflücke die Rosen, die um das Grab sich ranken; aber mir, noch ganz erfüllt von Leichenbildern, mir versucht die Schönheit vergebens Entzücken zu bringen, und die Liebe selbst, die heilige Liebe, scheint mir verdunkelt vom Schatten des Todes. Verzeih mir und lebe wohl!"

"So geh," sagte die Florentinerin, beleidigt und erzürnt über seine Kälte, "geh und suche Deine Geliebte unter den Umgebungen, in welchen Dich umzutreiben Deiner Philosophie gefällt. Ich täuschte Dich nur, blinder Thor — zu Deinem eigenen Besten, hoffte ich — wenn ich Dir sagte, Irene (war das der Name?) sey von Florenz weg. Ich weiß und hörte nichts von ihr, außer durch Dich. Geh zurück — durchsuche die Gruft — und sieh zu, ob Du sie noch liebst!"

Viertes Kapitel.

Wir erreichen, was wir suchen, und wissen es nicht.

In der heftigsten Mittagshize, zu Fuß, ging Adrian wieder nach Florenz zurück. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm die ganze lustige, festliche Scene, die er verlassen, wie ein Traum vor, wie eine Vision von den Gärten und Lauben einer Zauberin, woraus er plötzlich erwachte, wie ein Verbrecher am Morgen seiner Verurtheilung erwachen mag, um das Schaffott und den Henker vor sich zu sehen; — so sehr führte jeder verhallende, einsame Schritt in die leichenvolle Stadt seine verwirrten Gedanken zugleich auf Leben und auf Tod zurück. Die Abschiedsworte Mariana's tön-ten seinem Herzen wie eine Todtenglocke. Und jetzt, als er weiter schritt, da wirkten die Hize des Tages, die schwüle Atmosphäre, lange Anstrengung, der Wechsel von Erschöpfung und Aufregung mit dem entkräftenden Kummer über fehlgeschlagene Hoffnung, dem quälenden Bewußtseyn von dem unwiederbringlichen Verlust kostbarer Augenblicke, und seine völlige Verzweiflung, irgend einen festen Plan zur Nachforschung zu entwerfen, zusammen, ein rasches Fieber in seinen Adern zu entzünden. Er fühlte auf seinen Schläfen eine drückende Last wie einen Berg; seine Lippen lechzten von unerträglichem Durst; seine Stärke schien ihn plötzlich zu verlassen, und mit Mühe und Noth schleppte er seine erschlafften Glieder weiter.

„Ich fühle ihn,“ dachte er mit dem sich sträubenden Widerwillen und der schauernden Angst, womit die Natur immer gegen den Tod kämpft, und nun gar vor einem solchen Tod zurückbebt — „ich fühle ihn an mir — den verzehrenden, blinden Feind — ich werde umkommen — und ohne sie zu retten — und nicht einmal Ein Grab wird uns umfassen!“

Aber diese Gedanken beförderten nur um so mehr den Zuwachs der Krankheit, welche sich seiner zu bemächtigen anfing; und ehe er das Innere der Stadt erreichte, verließ ihn auch selbst die Besinnungskraft. Die Bilder von Menschen und Häusern vermengten sich schattenhaft vor seinen Augen; der brennende Boden schwankte und kreiste unter seinen Tritten; das Delirium überwältigte ihn, er setzte seinen Weg fort, abgebrochene, unzusammenhängende Worte murmelnd, und die wenigen Leute, welche ihm begegneten, flohen vor ihm mit Entsetzen. Sogar die Mönche, ihre trübseligen, feierlichen Umzüge noch immer fortsetzend, wichen, ein Bene vobis! murmelnd, auf die entgegengesetzte Seite aus, um dem Schwankenden und Taumelnden ferner zu bleiben. Und von einer Bude an einer Straßenecke warfen vier zusammen trinkende Becchini hinter ihren schwarzen Masken hervor Blicke auf ihn, wie sie Geier auf sterbende Wanderer der Wüste werfen.

Noch schlich er weiter, die Arme wie ein im Dunkel Tappendes ausstreckend, und suchte mit der schwachen Besinnung, welche noch gegen das überhandnehmende Delirium ankämpfte, das Gebäude aufzufinden, wo er sein Quartier aufgeschlagen, obgleich viele, eben so schön um darin zu leben, und eben so bequem zu sterben, mit offenen Portalen vor und um ihn standen.

„Irene, Irene!“ rief er, bald mit leisem, murmelnden Ton, bald mit wildem, durchdringendem Kreischen — „wo bist du? Wo? Ich komme, dich ihnen zu entreißen! sie sollen dich nicht haben, die häßlichen, schmutzigen Feinde! ah! wie riecht es in der Luft nach Todtenfleisch! Irene, Irene, wir wollen fort zu meinem Palast und dem himmlischen See! — Irene!“

Wie er so mit umnachteten Sinnen ausrief, traten plötzlich aus einem Haus in der Nähe zwei weibliche Gestalten in Mänteln und Masken heraus.

„Eitle Klugheit!“ sagte die Größere und Schlankere von beiden, deren Mantel, was zu bemerken hier nothwendig ist, von dunklem Blau, reich mit Silber gestickt, einen in Florenz nicht gewöhnlichen,

aber in Rom üblichen Schnitt und Farbe hatte; denn in der letztgenannten Stadt war die Kleidung der Frauen von höherem Stand ausnehmend prächtig in Farben und reich im Faltenwurf — im Gegensatz zu der einfachern und minder vollen toskanischen Tracht — „eitle Klugheit, einem unerbittlichen und gewissen Schicksal entfliehen zu wollen!“

„Ei, Du wirst doch nicht verlangen, daß wir mit drei Todten im nächsten Zimmer — uns Unbekannten — die Wohnung theilen sollen, da Florenz doch so viele leere Säle hat. Glaube mir, wir werden nicht weit gehen dürfen, um uns für ein minder gefahrvolles Unterkommen zu sorgen.“

„Bis daher freilich sind wir wunderbar bewahrt worden,“ seufzte die Andere, deren Stimme und Gestalt auf große Jugend schließen ließ — „aber ich wollte wir wüßten wohin fliehen — welcher Berg, welcher Wald, welche Höhle meinen Bruder mit seiner treuen Nina herbergt? Ich bin krank vor Grausen!“

„Irene; Irene! Gut denn, wenn du in Mailand oder sonst einer lombardischen Stadt bist, warum verweile ich noch hier? Zu Pferd, zu Pferd! Oh, nein, nein! nicht das Pferd mit den Glocken! nicht den Todtenkarren!“

Mit einem Schrei, einem Aufkreischen, lauter als das lauteste des Kranken, riß sich die junge Dame von ihrer Begleiterin los. Es war, als hätte sie Ein Schritt zu Adrian hin versetzt. Sie ergriff ihn beim Arm — sie sah ihm ins Angesicht — sie begegnete seinem bewußtlosen Auge, das von fürchterlichem Feuer leuchtete — „Sie hat ihn ergriffen!“ sagte sie dann mit tiefem aber ruhigem Ton — „die Pest!“

„Fort, fort, seydt Ihr wahnsinnig?“ rief ihre Begleiterin — „hinweg, hinweg — rühre mich jetzt nicht an, da Du eben ihn angerührt hast — geht, hier scheiden wir!“

„Helft mir ihn irgend wohin tragen; seht, er wird ohnmächtig, er wannt, er fällt — helft mir, theure Signora, um der Barmherzigkeit, der Liebe Gottes willen!“

Aber ganz übernommen von der selbstfüchtigen Furcht, welche in jener jammervollen Zeit alle Welt befallen hatte, floh die ältere Frau, obgleich von Natur freundlich, mitleidig und wohlwollend, eilig davon und war bald verschwunden. So blieb das junge Mädchen allein bei Adrian, der jetzt in der Hestigkeit des in seinem Innern tobenden Fiebers, zu Boden gefallen war; aber Stärke

und Besonnenheit verließen sie nicht. Sie riß den schweren Mantel ab, der ihre Arme bedeckte und warf ihn von sich, und dann, das Antlitz ihres Geliebten aufhebend — denn Wer anders als Irene war das schwache Weib, das nicht vor der Ansteckung des Todes zurückbebt — legte sie es an ihre Brust, und rief laut und wiederholt um Hülfe. Endlich näherten sich die Bocchini aus der vorher bezeichneten Bude, die in ihrem Beruf abgehärtet, in Folge dieser Abhärtung besser als die Vorsichtigsten der Pest entgingen, ganz gemächlich — „Schneller, schneller, um der Liebe Christi willen,“ sagte Irene; „ich habe viel Gold; ich will Euch gut belohnen; helft mir ihn unter das nächste Dach tragen!“

„Ueberlaßt ihn uns, junge Dame, wir haben schon ein Auge auf ihn gehabt,“ sagte einer der Todtengräber. „Wir wollen unsere Pflicht an ihm erfüllen, die erste und die letzte.“

„Nein — nein! berührt sein Haupt nicht — das ist meine Sorge. Da will ich Euch helfen — so jetzt denn — aber haltet ihn sanft.“

Von diesen unheimlichen Gehülfnen unterstützt, trug Irene, welche Adrian nicht los lassen wollte, sondern die geliebten Augen und Lippen (obwohl geschlossen und versiegelt jetzt) zu bewachen schien, als wollte sie die scheidende Seele zurückzwingen, Adrian in ein nahe gelegenes Haus, und legte ihn auf ein Bett. Von diesem jedoch ließ Irene (welche, wie in solchen Fällen nur Weiber fähig sind, die Gegenwart des Geistes und die wachsame Umsicht behauptete, die einen so erhabenen Contrast bilden zu ihrer sonstigen lebhaften Reizbarkeit) zuerst die Ueberzüge und Decken wegzunehmen, woran vielleicht noch ein Ansteckungsstoff haften konnte. Dann schickte sie sie fort, um diese Stücke frisch herbei zu holen, und um einen Arzt aufzutreiben, wo sie nur einen mit Geld bewegen könnten zu einer Pflichterfüllung, welche jetzt hauptsächlich nur den Bruderschaften überlassen blieb. Diese, wie sehr auch im Urtheil der neuern Zeit wegen der Verbrechen einzelner unwürdiger Mitglieder geringgeschätzt, waren doch in jenen finstern Zeiten die besten, unerschrockensten und heiligsten Diener, welchen Gott je die Bollmacht übertrug, den Unterdrückern zu widerstehen — die Hungrigen zu speisen — die Leidtragenden zu trösten; und die allein in mitten der tobenden Pest, (die gleichsam wie ein losgelassener Dämon des Abgrunds, Alles was die Welt an Tugend und Gesetz bindet, zu zermalmen drohte,) wie durch den Haß von Engels-

Posaunen schienen erweckt zu werden zu jenem edelsten Ritterthum des Kreuzes — dessen Glaube die Selbstverläugnung — dessen Hoffnung jenseits des Lazareths ist, und dessen Fuß, schon für die Unsterblichkeit beflügelt, mit Siegerschritten über die Todtengrüfte hinwandelt!

Während so die Liebe ihren Dienst und ihre Pflicht übte, kam die Straße entlang, wo Adrian und Irene sich endlich getroffen, singend, jauchzend, brüllend, die verworfene, zügellose Rote, welche ihr Quartier in dem Kloster Santa Maria bei Pazzi aufgeschlagen, ihren saubern Hauptmann an der Spitze, den an jedem Arme eine Nonne (doch nicht mehr in Nonnentracht) führte. „Hoch lebe die Pest!“ jauchzte der Glende und — „Hoch lebe die Pest!“ wiederholten brüllend die wahnsinnigen Zecher —

„Hoch lebe die Pest! Mög', wie jetzt, sie stets retten

Vom Gelübde die Nonne, den Schelm aus den Ketten!

Dem Gefang'nen ein Schlüssel — dem Schließer ein Strick —

Hoch dem Fluche der Welt — der für mich ist ein Glück!“

„Hollah!“ rief der Anführer, haltmachend, „da Margaretha; das ist ein braver Mantel für Dich, mein Mädchen; Silber genug daran, deinen Beutel zu füllen, wenn er je leer wird; was geschehen kann, wenn die Pest nachläßt.“

„Nein,“ sagte das Mädchen, die unter aller Zerstörung der Ausschweifung noch viel Jugend und Schönheit in Gestalt und Angesicht zeigte. „Nein, Guidotto, er könnte angesteckt seyn!“

„Nah, Kind, das Silber steckt nie an. Wirf ihn um, wirf ihn um. Zudem, Schicksal ist Schicksal, und wenn deine Stunde einmal kommt, so gibt es noch viele andere Mittel als die Pestbeule.“

Mit diesen Worten ergriff er den Mantel, warf ihn ihr leicht auf die halbentblößten Schultern und zog sie wie zuvor weiter — die halb über den Staat erfreut, halb über der Gefahr in Angst war; und in der qualmenden Luft und den traurigen Straßen verhallte nach und nach der Gesang dieser entseßlichen Fröhlichkeit.

Fünftes Kapitel.

Der Irrthum.

Drei Tage, drei verhängnißvolle Tage blieb Adrian der Kraft und der Besinnung beraubt. Aber er war nicht von der Pest

befallen, wie seine treue und großmüthige Wärterin angenommen hatte. Es war ein heftiges und gefährliches Fieber, die Folge der großen Anstrengung, Unruhe und der schrecklichen Gemüthsbewegungen, die er durchgemacht.

Kein Arzt vom Fach war aufzutreiben um ihn zu besorgen, aber ein guter Mönch, vielleicht besser bewandert in der Heilkunde als Mancher, der ein ausschließliches Gewerbe davon machte, besuchte ihn täglich. Und während der langen und häufigen Abwesenheit, wozu den Mönch seine zahlreichen, sonstigen Obliegenheiten nöthigten, war dem Kranken immer Ein Wesen nah, ihm das Riffen zurecht zu legen, die Stirn abzuwischen, sein Stöhnen zu belauschen, seinen Schlaf zu bewachen. Und selbst während dieser traurigen Dienstleistung durchzuckte, wenn in dem Fieberwahnsinn des Kranken ihr Name, verbunden mit Ausdrücken leidenschaftlicher Zärtlichkeit, über seine Lippen sich drängte, ein Schauer seltsamer Lust das Herz seiner Verlobten, worüber sie sich selbst wie über ein Verbrechen schalt. Aber auch die reinste Liebe ist selbstsüchtig in der Wonne sich geliebt zu wissen! Kein Wort kann bezeichnen, kein Herz kann errathen die gemischten Bewegungen, welche sich ihrer bemächtigten, wenn sie aus manchen unzusammenhängenden Fieberworten sich so viel dunkel herausdeutete, daß er um ihretwillen die Stadt aufgesucht, den Tod gewagt, der Gefahr getrozt hatte. Und wenn sie sich dann leidenschaftlich niederbeugte, um diese brennende Stirne zu küssen, fielen ihre Thränen heftig herab auf das Idol ihrer Jugend, und die Quellen, aus welchen sie hervorströmten, grundlos und unberechenbar, waren solche, welche ein Leben nicht erschöpfen konnte. Keine Saite des menschlichen und des weiblichen Herzens, die da nicht wäre in Bewegung gesetzt worden — die anbetende Dankbarkeit, das bescheidene Staunen, so geliebt zu werden, während es ihr als ein so einfaches Verdienst erschien, so zu lieben; als ob jedes Opfer von ihr gebracht, etwas sich ganz von selbst Verstehendes — für sie gebracht — eine Tugend wäre, der nichts in der Welt sich vergleichen, die die Welt nicht vergelten könnte! Und da lag er jetzt, das Opfer seiner furchtlosen Treue — hilflos — von ihr abhängig — zwischen Leben und Tod dem sie Dank, dem sie Pflege schuldig war — der ihr Stolz war und den sie schirmte — mit dem sie Mitleiden hatte und zugleich Scheue vor ihm — ihr Retter, den sie jetzt retten sollte! Nie schien ein Wesen von Einem Herzen zugleich so viele und tiefe

Empfindungen in Anspruch zu nehmen — die romantische Begeisterung des Mädchens — die zärtliche Vergötterung der Braut — die wachsame Vorsorge der Mutter über ihr Kind.

Und sonderbar! bei all der Geistesaufregung während dieser einsamen Wache, wo sie kaum von seiner Seite sich entfernte, nur Nahrung zu sich nahm, damit ihre Stärke sie nicht verlasse, und nie ein Auge schloß — obgleich sie, aus dem eben genannten Grund, gern einige Ruhe genossen hätte, wenn der Schlummer sich auf ihren Pfliegbefohlenen senkte — sonderbar! bei all dieser Ermüdung und Anstrengung des Körpers und des Herzens schien sie zum Verwundern stark und bei Kräften zu bleiben. Und der heilige Mann erstaunte bei jedem Besuch, die Wange der Krankenpflegerin noch so frisch, ihr Auge noch hell zu finden. In ihrer abergläubischen Frömmigkeit dachte und fühlte sie, daß der Himmel sie mit übernatürlicher Kraft ausrüste, um einer so heiligen Aufgabe treu zu bleiben, und in dieser Einbildung irrte sie sich nicht ganz; denn wirklich rüstete sie der Himmel mit einer göttlichen Kraft aus, wenn er in ein so sanftes Herz die ausdauernde Stärke und Macht der Liebe pflanzte! Der Bruder hatte den Kranken noch spät in der dritten Nacht besucht und ihm eine starke Arznei zur Beruhigung verordnet — „in dieser Nacht“ — sagte er zu Irene — „wird die Crisis eintreten — sollte er, wie ich hoffe, mit wiederkehrendem Bewußtseyn und ruhigem Puls erwachen, so wird er genesen — wo nicht, junge Tochter, so bereitet Euch auf das Schlimmste! Solltet Ihr aber bemerken, daß die Krankheit eine beunruhigende, meine Anwesenheit erfordernde Wendung nimmt, so wird diese Rolle Euch belehren, wo ich zu finden bin in jeder Stunde der Nacht und des Morgens — falls Gott mir das Leben fristet.“

Der Mönch entfernte sich, und Irene trat ihre Wache wieder an.

Adrians Schlaf war anfänglich unruhig und unterbrochen — seine Züge, seine Ausrufe, seine Geberden — Alles zeugte von einer großen, körperlichen oder geistigen Agonie — es schien und war vielleicht wirklich, ein heftiger, zweifelhafter Kampf zwischen dem Leben und dem Tod um den Schlafenden. Geduldig, schweigend, nur seltene, tiefe Athemzüge holend, saß Irene zu den Häuptern des Bettes. Die Lampe war in die fernste Ecke des Zimmers gestellt und ihr von Vorhängen verschatteter Strahl war nicht stark genug, um ihrem Blick mehr als nur den Umriss von dem Angesicht des Kranken zu gewähren. In dieser peinlichen Ungewißheit

lagen alle die Gedanken, die bisher ihren Geist bewegt hatten, stumm und erstarrt darnieder. Sie hatte nur die Empfindung jener unaussprechlichen Angst, welche nicht zu kennen nur wenige von uns das Glück haben. Diese zermalmende Centnerlast, unter der wir kaum athmen und uns rühren können, die Lawine über uns, eilig drohend, der wir nicht zu entfliehen vermögen, von der wir jeden Augenblick fürchten müssen, begraben und verschüttet zu werden! das ganze Verhängniß des Lebens lag in der schwankenden Wage dieser Einen Nacht! Gerade als Adrian endlich in einen tieferen und sanfteren Schlummer zu sinken schien, unterbrachen die Glocken des Todtenkarrens mit ihrem unheimlichen Geläute die beinaß greifbare Stille der Straßen. Jetzt verstummten sie, jetzt ertönten sie wieder, wenn der Karren anhielt um seine schauerliche Fracht aufzunehmen, und nach jedem Halten kam das Geläute näher. Endlich hörte sie die schweren Räder gerade unter dem Fenster halten und eine tiefe, gedämpfte Stimme rufen: „Bringt den Todten heraus!“ Sie stand auf, und mit geräuschlosem Schritt wollte sie die Thüre abschließen, als die dämmernde Lampe die schwarzen, verummten Gestalten der Becchini zeigte.

„Ihr habt die Thüre nicht bezeichnet, und den Leichnam auch nicht ausgefetzt,“ sagte der Eine mürrisch, „aber es ist heute die dritte Nacht! Er ist fertig für uns.“

„Still! er schläft — fort, schnell, es ist nicht die Pest, was ihn befallen hat.“

„Nicht die Pest,“ brummte der Becchino in verbrießlichem Ton, „ich dachte, keine andere Krankheit dürfe in die Rechte des gavocciolo * eingreifen.“

„Geht! da ist Geld — verlaßt uns.“

Der finstere Kärner entfernte sich unmutig, der Karren ging weiter, die Glocken begannen wieder ihre Aufforderung, bis der schauerliche Ton in der Entfernung immer leiser und schwächer erstarb.

Die Hand vor die Lampe haltend schlich sich Irene an das Bett, voll Angst, der Ton und der Besuch möchte den Schlummernden gestört haben. Aber sein Antlitz war noch wie von der eisernen Maske des Schlummers bedeckt. Er rührte sich nicht — der Athem entschwebte kaum seinem Munde — sie fühlte nach seinem Puls, als seine eingefallene Hand auf der Decke lag — hier

* Pestbeule.

war ein leichter Schlag zu spüren — sie war zufrieden — sie stellte das Licht weg, zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, stellte das kleine Kreuz, das sie um den Hals hängen hatte, auf den Tisch, und betete in der Inbrunst ihres leidenden Herzens zu Ihm, der auch den Tod gesehen und der — obgleich der Sohn des Himmels und Herrscher der Seraphim — doch auch in seiner irdischen Mühseligkeit gebetet hatte, der Kelch möchte vorübergehen.

-Der Morgen brach an, nicht wie im Norden langsam und mit schattender Dämmerung, sondern mit der überraschenden Pracht, womit in diesem Himmelsstrich der Tag auf die Erde springt — wie ein Riese aus dem Schlaf, — Ein plötzliches Lächeln — ein glanzvolles Aufleuchten — und die Nacht ist verschwunden. Adrian schief noch immer, keine Muskel schien sich gerührt zu haben; sein Schlaf war sogar noch tiefer als zuvor; das Schweigen wurde gleichsam eine Bürde für die Luft. Jetzt bei dieser übermäßigen, todgleichen Starrsucht, wurde die einsame Krankenpflegerin unruhig und ängstlich, die Zeit verstrich — der Morgen ging in den Mittag über — noch kein Laut — keine Bewegung, — die Sonne stand mitten am Himmel — der Mönch kam nicht. Und als sie wieder Adrians Puls befühlte, da spürte sie keine Strömung des Bluts — sie schaute ihn an, bestürzt und entsetzt — ein lebendiges Wesen konnte sicherlich nicht so ruhig und so blaß seyn. „Wäre es wirklich nur Schlaf, könnte es nicht — —“ Sie wandte sich ab, tödtliche Kälte im Blut; die Zunge war ihr im Munde erstarrt. Warum zögerte der Pater — sie wollte ihn auffuchen — sie wollte das Schlimmste erfahren — sie konnte es nicht länger aushalten. Sie blickte auf die Rolle, welche ihr der Mönch zurückgelassen.

„Von Sonnenaufgang an,“ besagte diese, „werde ich im Dominikanerkloster seyn. Der Tod hat viele der Brüder hingerafft.“ Das Kloster war ziemlich entfernt, aber sie kannte seine Lage, und Furcht mußte ihre Schritte beflügeln. Sie warf einen bekümmerten Blick auf den Schläfer und stürzte aus dem Haus. „Ich werde Dich im Augenblick wieder sehen,“ kispelte sie. Ach! welche Hoffnung kann über den nächsten Augenblick hinaus rechnen! Und wer kann sicher zählen auf den Besitz des „Wieder!“

Wenige Minuten, nachdem Irene das Gemach verlassen, öffnete Adrian mit einem tiefen Seufzer die Augen — ein anderer, verwandelter Mensch; das Fieber war weg, der wiederauflebende Puls schlug langsam zwar, aber ruhig. Sein Geist war wieder Herr

feines Körpers; und obgleich er noch unkräftig und schwach war, doch war die Gefahr vorüber und Leben und Besinnung wieder gewonnen.

„Ich habe lang geschlafen,“ murmelte er — „und, o welche Träume! und mich dünkt, ich sah Irene, aber konnte nicht zu ihr sprechen, und während ich versuchte sie zu umfassen, veränderte sich ihr Antlitz, ihre Gestalt vergrößerte sich, und ich war in den Krallen der schändlichen Todtengräber. Es ist spät — die Sonne ist hoch — ich muß auf und davon. Irene ist in der Lombardei. Nein, nein! das war eine Lüge, eine verruchte Lüge; sie ist in Florenz; ich muß wieder meine Nachforschungen anstellen.“

Als ihm diese seine Pflicht in Erinnerung kam, stand er vom Bett auf — er war selbst erstaunt über seine Kraftlosigkeit — anfangs konnte er nicht stehen ohne sich an der Wand zu halten — allmählig jedoch gewann er in so weit wieder den Gebrauch seiner Glieder, daß er, wiewohl mit Mühe und Noth, gehen konnte. Ein heftiger Hunger nagte an ihm; er fand einige geringe und leichte Nahrungsmittel in dem Zimmer, welche er begierig verschlang. Und mit kaum geringerer Begierde wusch er seinen geschwächten Körper, sein eingefallenes Angesicht mit dem Wasser, das in der Nähe war. Jetzt fühlte er sich erfrischt und gekräftigt und begann seine Kleider anzuziehen, die er auf einem Haufen neben dem Bett fand. Er blickte mit Ueberraschung und einer Art von Mitleid mit sich selbst auf seine abgemagerten Hände und geschwundenen Glieder und begann jetzt zu ahnen, daß er bewußtlos eine schwere Krankheit müsse durchgemacht haben. „Und das allein!“ dachte er, „Niemand in der Nähe, mich zu warten. Die Natur meine einzige Pflegerin. Aber ach! ach! wie viele Zeit mag auf diese Weise verloren gegangen seyn und meine angebetete Irene — schnell, schnell, keinen Augenblick mehr will ich verlieren!“

Bald befand er sich auf der offenen Straße; die Luft belebte ihn, und an diesem Morgen hatte sich, zum erstenmal seit Wochen, ein wohlthätiges Windesäufeln erhoben. Er schritt sehr langsam und schwach weiter, bis er auf einen großen Platz kam, von wo aus man, in der Mitte, eines der Hauptthore von Florenz und davor die Feigenbäume und Olivengärten sehen konnte. Da kam auf ihn ein Pilger von hohem Wuchs, wie es schien vom Thore her, zu; sein Hut war zurückgeschlagen und ließ ein Antlitz von ehrfurchtgebietendem aber traurigem Ausdruck sehen — ein Angesicht,

in dessen großartigen Zügen, gebiegener Stirne und stolzem, unerschrocknem Blick, verschattet durch einen Ausdruck von mehr heftiger als sanfter Melancholie, die Natur den Stempel der Majestät, das Schicksal den des Unglücks ausgeprägt zu haben schien. Als auf dem schweigenden, traurigen Platz saßen die beiden Männer, die einzigen Wanderer auf der Straße, sich begegneten, blieb Adrian plötzlich stehen und sagte mit erstaunter und zweifelnder Stimme: „Träume ich noch oder sehe ich Rienzi?“

Der Pilger blieb, als er den Namen hörte, ebenfalls stehen, blickte lang dem jungen Edelmann in das eingefallene Gesicht und sagte: „Ich bin derjenige, welcher Rienzi war! und Ihr, blasser Schatten! — begegne ich in diesem Grab Italiens dem prächtigen und stolzen Colonna? Ach, junger Freund,“ fuhr er mit weicherer und freundlicherer Stimme fort, „hat die Pest die Blume des römischen Adels nicht verschont? Komm, ich der grausame und harte Tribun, ich will Dein Krankenwärter seyn; derjenige, der mein Bruder hätte werden sollen, hat auch jetzt noch Anspruch auf meine brüderliche Pflege.“

Mit diesen Worten schlang er den Arm zärtlich um Adrian; und der junge Edelmann, von seiner Theilnahme gerührt und von der Ueberraschung ergriffen, lehnte sich schweigend an Rienzi's Brust.

„Armer junger Mann,“ fuhr der Tribun fort, (denn so mag er auch jetzt noch, mehr gestürzt als abgesetzt, heißen,) „ich habe die Jugend immer geliebt; (mein Bruder ist jung gestorben!) und Euch mehr als irgend Einen. Welcher Unstern brachte Dich hieher?“

„Freue!“ versetzte Adrian mit bebender Stimme.

„Ist es so, wirklich? Bist Du ein Colonna und hältst die Gefallnen noch werth? dieselbe Pflicht hat auch mich in die Stadt des Todes geführt. Vom fernsten Süden — über die Berge der Räuber — durch die Festungen meiner Feinde — durch die Städte, wo der Herold vor meinen Ohren den auf meinen Kopf gesetzten Preis ausrief — bin ich hieher gekommen, zu Fuß und allein, sicher unter den Fittigen des Allmächtigen. Junger Mann, Du hättest dies Geschäft Einem überlassen sollen, der ein zauberfestes Leben hat und den Himmel und Erde noch für ein festbestimmtes Ziel aufbewahren!“

Der Tribun sagte dies mit tiefer, aus dem Innersten kommender Stimme; und aus seinem erhobenen Auge und seiner feierlichsten Stirne konnte man beurtheilen, in wie weit sein Unglück

seinen Fanatismus gesteigert und seine sanguinischen Hoffnungen vermehrt hatte.

„Aber,“ fragte Adrian, sich sanft von Rienzi's Arm losmachend, „Du weißt also, wo Irene zu finden ist; so laß uns zusammen hingehen. Verliere keinen Augenblick mit diesem Reden; die Zeit ist von unschätzbarem Werth und ein Augenblick in dieser Stadt ist oft nur die Brücke zur Ewigkeit.“

„Recht!“ sagte Rienzi, seiner Aufgabe sich erinnernd. „Aber sey unbesorgt! ich habe geträumt, daß ich sie retten werde, die Perle und den Liebling meines Hauses. Fürchte nichts! ich bin ohne Furcht!“

„Wißt Ihr, wo sie zu suchen?“ sagte Adrian ungeduldig, „das Kloster herbergt jetzt ganz andere Gäste!“

„Ha, so sagte mir mein Traum!“

„Sprecht jetzt nicht von Träumen,“ sagte der Liebende, „aber wenn Ihr keinen andern Leitfaden habt, so wollen wir uns trennen, um sie aufzusuchen; ich will jene Straße übernehmen, Ihr die entgegengesetzte, und mit Sonnenuntergang treffen wir uns wieder hier.“

„Vorschneller Mann,“ versetzte der Tribun mit großer Feierlichkeit — „spotte nicht über die Gesichte, worin der Himmel seinen Erwählten Winke gibt. Du suchst Rath bei Deiner menschlichen Weisheit; ich, weniger anmaßlich, folge der Hand der geheimnißvollen Vorsehung, die eben jetzt vor meinem Auge wie eine Feuer säule dahinzieht durch die Wüste des Schreckens. Ja, treffen wir uns hier wieder mit Sonnenuntergang und vergleichen dann, wessen Führer der untrüglichere ist. Wenn mir mein Traum die Wahrheit sagt, so finde ich meine Schwester noch am Leben, ehe die Sonne unter jenem Hügel untergeht, bei einer Kirche, dem heiligen Markus geweiht.“

Der tiefe Ernst, womit Rienzi sprach, löschte Adrian eine Hoffnung ein, gegen welche sich doch seine Vernunft sträubte. Er sah ihn sich entfernen mit jenem stolzen und stattlichen Schritt, dem seine wallenden Gewande eine noch imposantere Würde verliehen, und schlug dann die Straße rechter Hand ein. Er hatte sie noch nicht halb durchmessen, als er sich am Mantel angefaßt fühlte. Er wandte sich um und sah die unförmliche Larve des Becchino.

„Ich fürchtete Ihr habet geeilt und ein Anderer habe mir meinen Dienst weggeschnappt,“ sagte der Todtengräber, „als ich sah, daß ihr nicht in den Palast des alten Fürsten zurückkehrt. Ihr

unterscheidet mich nicht von meinen übrigen Genossen, wie ich sehe, aber ich bin der, dem Ihr auftrugt nachzuforschen nach — —“

„Irene!“

„Ja, Irene di Gabrini, Ihr verhiestet reiche Belohnung.“

„Ihr sollt sie haben.“

„Folgt mir.“

Der Becchino ging voran und erreichte bald ein großes Haus. Er pochte zweimal bei dem Pförtner, ein altes Weib öffnete vorsichtig die Thüre.

„Fürchte Dich nicht, gute Muhme,“ sagte der Todtengräber, „das ist der junge Herr, von dem ich Dir sprach. Du sagtest, Du habest zwei Damen in dem Palast, die allein von allen Bewohnern am Leben geblieben und ihre Namen seyen Bianca di Medici und wie war der andere?“

„Irene di Gabrini, eine römische Dame. Aber ich sagte Dir auch, sie hätten vor vier Tagen schon das Haus verlassen, aus Entsetzen über die Todesfälle darin.“

„So sagtest Du — und war etwas Auffallendes an der Kleidung der Signora Gabrini?“

„Ja, ich habe Dir erzählt von einem blauen Mantel, wie ich ihn nur selten sah, mit Silber gestickt.“

„Bestand die Stickerei aus Sternen, silbernen Sternen,“ rief Adrian, „und eine Sonne in der Mitte?“

„So war es!“

„Ach, ach! das Wappen von des Tribuns Familie! Ich erinnere mich, wie ich den Mantel lobte an dem Tag, wo sie ihn das erste mal trug — an dem Tag, wo wir uns verlobten!“ Und auf Einmal errieth der Liebende die geheime Gesinnung, welche Irenen bewogen hatte, so sorgfältig ein ihr durch süßes Andenken so theures Kleidungsstück beizubehalten.

„Mehr wißt Ihr nicht von Euren Hausleuten?“

„Nein!“

„Und das ist Alles, was Ihr in Erfahrung gebracht, Bursche?“ rief Adrian.

„Geduld. Ich muß Euch von Beweis zu Beweis, von Glied zu Glied führen, um meine Belohnung zu verdienen. Folgt mir, Herr!“

Dann ging der Becchino durch verschiedene Straßen und Gäßchen und kam bei einem Haus an von minder prachtvoller Gestalt und

Architektur. Wieder pochte er dreimal an die Thüre der Einlaßstube, und diesmal kam ein verwitterter, alter, lahmer Mann heraus, welchen der Tod aus Verachtung zu übergehen schien.

„Signor Astuccio,“ sagte der Becchino, „verzeihe mir; aber ich habe Dir gesagt, ich würde Dich noch einmal bemühen. Das ist der Herr, der zu wissen begehrt, was nicht zu wissen oft das Beste ist — aber das geht mich nichts an. Trat ein Frauenzimmer — jung und schön — mit schwarzen Haaren und von schlankem Wuchs, mit den ersten Zufällen der Pest behaftet, vor drei Tagen in dieses Haus?“

„Ja, Du weißt das wohl und Du weißt noch besser — daß sie vor zwei Tagen es verlassen hat; es ging schnell mit ihr, schneller als mit den Meisten.“

„Trug sie etwas Ausgezeichnetes an sich?“

„Ja, quälereischer Mann, einen blauen Mantel mit silbernen Sternen.“

„Konntest Du etwas über ihre früheren Begegnisse erfahren?“

„Nichts, als daß sie viel phantasirte von dem Nonnenkloster Santa Maria dei Pazzi und Räubern und Tempelentweihung.“

„Seyd Ihr zufrieden gestellt, Signor?“ fragte der Todtengräber, mit einer triumphirenden Miene sich zu Adrian wendend. „Aber nein, ich will Dir noch genügenderen Aufschluß geben, wenn Du Muth hast. Willst Du mir folgen?“

„Ich verstehe Dich; geh nur zu. Muth! Was gibt es jetzt noch zu fürchten auf der Welt?“

Der Todtengräber brummte vor sich hin — „Ja, mich allein lassen! Ich hab einen Kopf, der etwas werth ist. Ich verlange von keinem Herrn, daß er mir auf mein Wort glaube; ich will seine eigenen Augen zu Zeugen machen, was meine Mühe verdient;“ und damit schlug er seinen Weg durch eines der Thore vor die Stadt hinaus ein. Hier unter einem Schuppen, saßen sechs seiner geisterhaften unheimlichen Genossen, mit Spaten und Hauen zu ihren Füßen.

Der Führer kehrte sich jetzt gegen Adrian um, dessen Angesicht in der Verzweiflung ruhig und entschlossen war.

„Schöner Signor,“ sagte er in einem Anflug zögernden Mitleids; „wolltest Du wirklich Deine Augen und Dein Herz überzeugen? der Anblick kann Dich entsetzen; die Ansteckung kann Dich

töbten, wenn nicht anders, wie mir freilich scheint, der Tod schon sein „Mein!“ Dir angeschrieben hat.“

„Unglücks- und Jammerrabe,“ antwortete Adrian. „Siehst Du nicht, daß ich am meisten vor Deiner Stimme und Deinem Anblick schaudere? Zeige mir, die ich suche, lebend oder todt.“

„So will ich sie Euch denn zeigen,“ sagte der Becchino mürrisch; „so wie sie vor zwei Nächten mir überliefert worden ist. Züge und Ausdruck mögen schon verwischt seyn, denn die Pest führt einen hastigen Besen; aber ich habe das an ihr gelassen, woran ihr erkennen möget, daß der Becchino kein Lügner ist. Bringt die Fackeln her Kameraden und öffnet die Thüre. Stutzt nicht, es ist eine Grille des Herrn und er bezahlt gut dafür.“

Sie wandten sich rechts und Adrian folgte blindlings seinen Führern — ein Schauspiel, dessen gräßliche Philosophie wie mit einem Rad allen Stolz eines Sterblichen zermalmt — das Schauspiel der Gruft, worin die Erde Alles verschlingt, was auf Erden blühte, genoß und sich freute — erwartete sein Auge!

Die Becchini erhoben ein schweres Gatter, senkten ihre Fackeln (was kaum nöthig war, da durch die Deffnung mit gräßlichem Glanz das Licht der flammenden Sonne eindrang), und winkten Adrian heranzutreten. Er stand auf dem Gipfel vor dem Abgrund und schaute hinab.

* * * * *
* * * * *

Es war ein großer, tiefer, kreisförmiger Raum, wie die Tiefe eines leeren Brunnens. In Nischen, rings in die Erdmauern gehauen, lagen, in anständigen Särgen, die frühesten Opfer der Pest, als der Markt der Becchini noch nicht überfüllt war, noch Priester den Todten folgten und Freunde sie beklagten. Aber auf dem Boden unten — da war das Gräßliche und Entsetzliche. Roth durch einander geworfen — einige nackt, einige in schon schwarzen und verfaulten Leichenhemden — lagen die spätern Gäste, die ungebeichtet, ungesegnet gestorben! Das Fackeln- und Sonnenlicht strömte voll und roth über die Verwesung in all ihren Abstufungen, von der fahlen, blauen Farbe und dem aufgeschwollenen Leichnam, bis zu der feuchten ununterscheidbaren Masse, oder den abgeschälten Knochen, woran noch in Streifen und Fetzen das schwarze zerrissene Fleisch hing. Bei Manchen blieb das Angesicht beinahe unverändert, während der übrige Körper nur Geripp war — das lange Haar, das menschliche Antlitz auf dem gräßlichen Skelett! Da lag das

Kind noch an der Mutter Brust; da der Liebende, neben den zarten Gliedern seiner Angebeteten ausgestreckt! die Razen (denn sie eilten zahlreich zu diesem Fest herbei) fuhren, nur gestört, aber nicht verschreckt, von ihrem abscheulichen Mahl auf, als das Licht über sie hereinsiel und Tausende von ihnen lagen starr und todt umher, vergiftet von ihrem Fraß. Da hatte auch der wilde Hohn der Todtengräber den Todten die Zeichen ihres frühern Standes, doch des Golds und der Juwelen beraubt, nachgeworfen — den zerbrochenen Stab des Richters, den Kommandostab des Generals, die priesterliche Mütze! Die faulen und grünen Ausdünstungen setzten sich, wie das Fleisch, schwammig und verwesend an den Mauern an und der * — —

*	*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*	*

Aber wer beschrieb die unaussprechlichen und undenkbaren Schauer, welche in dem Palast herrschten, wo der Große König die Gefangenen empfing, welche das Schwert der Pest bezwungen? Aber von dieser ganzen Versammlung — so reich an Schönheit und hohem Stand, an Stärke der Jugend und Ehren des Alters, an Kühnheit von Tapfern und Weisheit der Gelehrten, an Wiß der Spötter und Glauben der Frommen — zog nur Eine Gestalt Adrians Auge auf sich. Seitab von den Uebrigen, ein neuangekommener Gast, lag, von den langen schwarzen Locken Arme und Brust übergoßen, eine weibliche Gestalt, das Angesicht halb auf die Seite gewendet, und so, daß selbst die Mutter der Todten an dem Wenigen was sichtbar war, sie nicht erkannt hätte, aber eingehüllt in jenen unglückbedeutenden Mantel, auf dem, obwohl geschwärzt und beschmutzt, noch die Sternstickereien sichtbar waren, das heraldische Abzeichen der Familienangehörigen des stolzen Tribuns von Rom. Adrian sah nichts mehr — er fiel rückwärts in die Arme der Todtengräber; als er wieder zu sich kam, befand er sich noch außerhalb

* Der Uebersetzer muß vielleicht den Grundsatz: Alles, was sich übersetzen läßt, auch zu übersetzen, wovon er sich nur im dritten Kapitel dieses Buchs, gegen das Ende, eine Ausnahme erlaubt hat, zu seiner Entschuldigung anführen, daß er diese widerliche und ekelhafte Schilderung vollständig wiedergab. Bulwer hat in der That die Wachsabbildungen der Pest, die man in Florenz sieht, mit seiner Darstellung beinaß überboten.

der Thore vor Florenz — auf einem grünen Hügel liegend — neben ihm stand sein Wegweiser und hielt sein Roß am Zügel, das geduldig das stehen gebliebene Gras abweidete. Die andern Spaten-
genossen hatten ihren Sitz unter dem Schuppen wieder eingenommen.

„So kamt Ihr doch wieder zum Leben; ha, ich dachte, daß es nur das plötzliche Ausströmen der Pestluft gewesen. Wenige halten es so aus wie wir. Und so, da jetzt Euer Nachforschen ein Ende hat, holte ich, weil ich dachte, Ihr werdet nun gewiß Florenz verlassen, wenn Ihr anders noch Verstand habt, Euer gutes Pferd. Ich habe es gefüttert, seit Ihr den Palast verlassen habt. In Wahrheit, ich meinte es würde mein Nebenverdienst werden, aber es gibt jetzt eben so gute in Menge. Kommt, junger Herr, steigt auf! ich fühle Mitleid mit Euch, ich weiß selbst nicht warum, außer vielleicht, weil Ihr der Einzige seyd, der mir seit Wochen vorkam, welcher sich um Jemand außer sich selbst zu kümmern schien. Ich hoffe Ihr seyd jetzt zufrieden gestellt, daß ich einige Grüße, he! zeigte in Eurem Dienst, und wie ich mein Versprechen gehalten, hoff' ich, haltet auch Ihr das Eurige.“

„Freund,“ sagte Adrian, „da ist Gold genug, Dich reich zu machen, da ist auch ein Edelstein, den, wie Dir die Kaufleute sagen können, Fürsten wetteifern werden zu kaufen. Du scheinst mir ehrlich, trotz Deines Berufs, denn Du hättest mich längst berauben und morden können. Thu mir noch einen Gefallen.“

„Bei meiner armen Mutter Seele! ja!“

„Nimm jenen — jenen Leichnam von dem fürchterlichen Ort weg. Beerdige ihn an einer ruhigen, fernen Stelle — bei Seite — allein. Du versprichst, Du beschwörst es mir — es ist gut. Und jetzt hilf mir auf mein Pferd.“

„Lebe wohl, Italien! und wenn ich nicht von diesem Schlag sterbe, möge ich sterben, wie der Ehre und Verzweiflung gleicher-
weise ziemt — Trompeten und Fahnen um mich — auf einem tapfer behaupteten Schlachtfeld gegen einen würdigen Feind! außer einem ritterlichen Tod hat mir das Leben nichts mehr zu bieten!“

Siebentes Buch.

Der Kerker.

Er war in einem großen, geräumigen Thurm eingeschlossen: Bücher hatte er genug — seinen Titus Livius, seine Geschichten Roms, die Bibel u. s. w.

Das Leben Cola di Rienzi's. B. 2. Kap. 13.

Erstes Kapitel.

Wignon. Die zwei Wagen. Die fremde Schönheit.

Zwischen den Dramen Shakspeare's und denen von beinaß allen dramatischen Dichtern ist der Unterschied, daß in jenen die Catastrophe selten durch eine einzige Ursache — durch eine einfach fortlaufende Kette von Ereignissen herbeigeführt wird. Verschiedenartige und verwickelte Bewegkräfte bewirken das endliche Resultat. Er läßt sich nicht fesseln durch die Regeln der Zeit und des Orts — jede Zeit, jeder Ort wird geschildert und erfreut uns durch den geschickten Wechsel der Handlung oder der Handelnden. Bisweilen scheint das Interesse zu stocken, sich abzulenken, uns unversehens auf bisher unbeachtete Gegenstände zu führen, oder auf Eigenschaften der Charaktere, die bisher nur angedeutet, nicht entwickelt waren. Aber in der That dient der Stillstand der Handlung nur, um die ganze Vielheit von Umständen, welche zu dem großen Endergebniß führen, zu sammeln und in Eins zu drängen; und der gewöhnliche Brauch der Dichtkunst wird nur verlassen, um der edleren Treue der Geschichte zu huldigen. Wer der Welt das treue Bild von dem Leben und der Zeit eines Mannes vorhalten will, und das Dramatische zum Epischen erweiternd, seine Erzählung über die wechselvollen Ereignisse von Jahren ausdehnt, der wird sich hierin unwillkürlich

auf der Nachahmung Shakspeare's betreffen. Neue Charaktere, deren jeder dem Ende zuführt, neue Scenen, deren jede die letzte einleitet, erstehen vor ihm, wie er weiter schreitet, und scheinen zuweilen dem Leser die gefürchtete Catastrophe aufzuhalten, welche sie gerade befördern. Der Opferzug wallt dahin, durch neu sich Anschließende vermehrt, und manche von den ursprünglich Mitziehenden verlierend, bis endlich die Schaar, als Ganzes betrachtet, dieselbe, aber mit veränderter Zusammensetzung, das verhängnißvolle Ziel des Altars und Opfers erreicht.

Fünf Jahre sind verflossen seit den zuletzt erzählten Ereignissen und der Verlauf meiner Geschichte führt uns an den päpstlichen Hof in Avignon — diesen ruhigen Sitz der Macht, wohin die Nachfolger des h. Petrus die Leppigkeit, die Pracht und die Laster der kaiserlichen Stadt verpflanzt hatten. Sicher vor den Ränken und der Gewaltthätigkeit eines mächtigen und barbarischen Abels, ergaben sich die Höflinge des heiligen Stuhls einem Festtag des Vergnügens — ihre Ruhe war dem Genuß gewidmet und Avignon hatte vielleicht damals die fröhlichste und wollüstigste Gesellschaft in ganz Europa aufzuweisen. Die Prachtliebe von Clemens VI. hatte einen Schimmer von geistiger und gelehrter Verfeinerung über die sinnlichen Lustgenüsse des Orts ausgegossen, und der durchdringende Geist Petrarka's wußte noch immer sich durch die Intriguen der Parteien und die Drgien der Ausschweifungen seinen Weg zu bahnen.

Innocenz VI. war vor kurzem auf Clemens gefolgt und wie es auch mit seinen eigenen Ansprüchen auf Gelehrsamkeit stehen mochte — er schätzte wenigstens Kenntnisse und Geist an Andern — und die anmuthige Gelehrsamkeitsliebhaberei der Zeit vermischte sich immer noch mit dem Streben nach Vergnügen. Die am ganzen Hof herrschende Verderbniß war zu tief gewurzelt, um dem Vorbild Innocenz's zu weichen, der selbst ein Mann von einfachen Sitten und musterhaftem Lebenswandel war. Obwohl, gleich seinem Vorgänger, der Politik Frankreichs gehorsam, besaß doch Innocenz einen starren und weitgehenden Ehrgeiz. Lebhaft fühlend für die Interessen der Kirche, entwarf er den Plan, ihre erschütterte Herrschaft in Italien zu befestigen und wieder herzustellen — und die Tyrannen der verschiedenen Staaten betrachtete er als die hauptsächlichsten Gegner seines kirchlichen Ehrgeizes. Auch war dies nicht allein Politik bei Innocenz VI. Abgesehen von Ausnahmen, wie sie besondere Umstände gelegentlich veranlaßten, war der päpstliche

Stuhl im Ganzen der politischen Freiheit Italiens hold. Die Republiken des Mittelalters wuchsen auf im Schatten der Kirche; und es fand sich hier, wie auch sonst ein der gewöhnlichen Meinung zuwiderlaufender Satz bestätigt, daß die Religion, wie sehr auch entstellt und entwürdigt — im allgemeinen zum Schutz der bürgerlichen Freiheit diene, die Niedrigen erhob und den Unterdrückern widerstand.

Um diese Zeit langte in Avignon eine Dame von außerordentlicher und unvergleichlicher Schönheit an. Sie war mit einem kleinen, aber auserlesenen Gefolge von Florenz her gekommen, gab jedoch an, daß sie von neapolitanischer Geburt sey, die Wittwe eines Edeln von dem glänzenden Hof der unglücklichen Johanna. Ihr Name war Casarini. Angekommen in einer Stadt, wo, sogar im Heiligthum und in der Burg der Christenheit, Venus noch ihre alte Herrschaft behauptete, wo Liebe noch das Hauptgeschäft des Lebens ausmachte und schön seyn gleichbedeutend war mit Macht haben — hier durfte Signora Casarini nur Einmal öffentlich sich zeigen, um die Hälfte Alles dessen, was vornehm und galant in Avignon war, zu ihren Füßen zu sehen. Ihre weibliche Dienerschaft wurde mit Geschenken und Billets überhäuft; und allnächtlich ertönte unter ihrem Fenster die klagende Serenade. Sie warf sich mit Eifer in die fröhlichen Zerstreuungen der Stadt hinein, und ihre Reize machten neben den Gedichten Petrarca's die Bewunderung des Tages aus. Aber wenn sie Niemand unfreundlich begegnete, so konnte sich auch Niemand ausschließlich ihres Lächelns rühmen. Ihr Ruf war noch völlig makellos; aber wenn Einer vor den Uebrigen einen Vorzug behauptete, so schien mehr der Ehrgeiz als die Liebe ihre Wahl bestimmt zu haben, und Giles, der kriegerische Cardinal von Albornoß, allmächtig an dem heiligen Hof, ahnte bereits die Stunde seines Triumphs.

Es war hoher Mittag, und in dem Vorzimmer der schönen Signora warteten zwei schön und reich gekleidete Pagen, welche damals die Lieblingsdienerschaft der Bornehmen beiderlei Geschlechts bildeten.

„Bei meiner Treu,“ rief einer von diesen jungen Dienstleuten, die Würfel wegstoßend, womit er und sein Genosse bisher sich die Zeit zu vertreiben gesucht hatte. „Das ist ein langweiliges Spiel, und der beste Theil des Tages ist herum. Unsere Gebieterin kommt spät.“

„Und ich habe meinen neuen Sammtmantel angezogen. Das Tageslicht wird hinunter seyn, eh er seinen Zoll von Bewunderung hat einziehen können!“ versetzte der Andere, mitleidig seinen Fuß betrachtend.

„Still, Giacomo,“ sagte sein Kamerade gähnend, „zum Fenster mit Deiner Eitelkeit. Was es draußen Neues gibt, bin ich begierig. Ist Seine Heiligkeit jetzt zu ihren Sinnen gekommen?“

„Ihren Sinnen, was? ist sie denn wahnsinnig?“ fragte Giacomo mit erstauntem und ernstlichem Flüstern.

„Ich glaube, er ist es, wenn er als Pabst nicht auf die Entdeckung kommt, daß er endlich Maske und Hut ablegen kann. Ein enthaltamer Cardinal — ein lüderlicher Pabst! ist das alte Sprüchwort, wie Du weißt; etwas muß an des guten Mannes Hirn unrichtig seyn, wenn er fortfährt, wie ein Eremit zu leben.“

„Ach, ich versteh Dich! Aber wahrhaftig, Seine Heiligkeit hat Stellvertreter genug. Die Bischöfe tragen Sorge, die Frauen, Gott segne sie, zu hindern, daß sie nicht aus der Art schlagen; und Seine Eminenz von Albornoz bewährt Euer Sprüchwort, was die Cardinäle betrifft, schlecht.“

„Wahr! aber Giles ist ein Kriegsmann; — ein Cardinal in der Kirche, aber ein Soldat außerhalb derselben.“

„Wird er die Festung hier nehmen, was meinst Du, Angelo?“

„Nun, die Festung ist weiblich, aber —“

„Aber was?“

„Die Stirne der Signora ist mehr für die Herrschaft, als für die Liebe gemacht, so schön sie ist. Sie sieht in Albornoz den Fürsten, nicht den Liebhaber. Mit welchem Schritt sie über den Boden hinwandelt, wie wenn er sogar die goldenen Teppiche verachtete!“

„Horch,“ rief Giacomo aus Fenster eilend, „hörst Du den Hufschlag unten? Ah, ein prächtiger Zug!“

„Von der Falkenjagd zurückkehrend, eine ausländische, aber edle Lustbarkeit,“ versetzte Angelo und betrachtete nachdenklich die Cavalkade, wie sie die enge Straße durchzog.

„Schwankende Federn, courbettirende Kofse — sieh, wie der schöne Reiter dort sich so nah an jene Dame drängt.“

„Sein Mantel hat dieselbe Farbe wie der meinige,“ seufzte Giacomo.

Als der stattliche Zug langsam sich vorwärts bewegte, bis die

Windung der Straße ihn dem Auge entzog und der Schall des Gelächters und der Hufschlag der Pferde nur noch schwach vernehmbar war, da trat vor dem angestrengt nachschauenden Auge der Pagen finster hervor ein schwarzer, massiver Thurm von dem gewaltigen Baustyl des elften Jahrhunderts; die Sonne schien trüb auf seine mächtige, unliebliche Fronte, an welcher nur da und dort Gucklöcher und schmale Nischen eher als Fenster hervortraten. Es war ein ergreifender Contrast zu dem fröhlichen Leben rings umher, den schimmernden Läden und dem lustigen Zug, der eben den Platz unten erfüllt hatte. Diesen Contrast schienen die jungen Männer unwillkürlich zu fühlen; sie zogen sich zurück und sahen einander an.

„Ich errathe Deine Gedanken, Giacomo,“ sagte Angelo, der Schöner und Aeltere von beiden. „Du denkst, jener Thurm sey eine trübselige Wohnung?“

„Und ich danke meinen Sternen, daß sie mich nicht so hoch erhoben, daß ich ein so großes Käfig bedürfte,“ versetzte Giacomo.

„Aber,“ erwiderte Angelo, „der Bewohner desselben war nicht von höherer Geburt als wir.“

„Erzähle mir etwas von dem sonderbaren Mann,“ sagte Giacomo, wieder seinen Sitz einnehmend, „Du bist ein Römer und mußt es wissen.“

„Ja,“ antwortete Angelo, sich stolz aufrichtend, „ich bin ein Römer und unwürdig wäre ich meiner Geburt, hätte ich nicht gelernt, welche Ehre dem Namen Cola di Rienzi's gebührt.“

„Aber Deine römischen Mitbürger hätten ihn beinah gesteinigt, glaube ich,“ murmelte Giacomo, „es scheint, die Ehre ist eher mit Fußtritten, als mit Geld verbunden. Kannst Du mir sagen,“ fuhr der Page in lauterem Ton fort, „kannst Du mir sagen, ob es wahr ist, daß Rienzi in Prag vor dem Kaiser erschien und prophezeite, der vorige Pabst und alle Cardinäle würden ermordet und ein neuer italienischer Pabst gewählt werden, der den Kaiser mit einer goldenen Krone krönen werde als Fürsten von Sicilien, Calabrien und Apulien, und sich selbst mit einer silbernen Krone als König von Rom und ganz Italien? * Und —“

„D schweig!“ unterbrach ihn Angelo ungeduldig. „Höre mir zu und Du sollst den Verlauf der Geschichte genau erfahren. Als er das letztemal Rom verließ (Du weißt, daß er nach seinem Fall noch beim Jubeljahr verkleidet anwesend war), da reiste der

* Eine abgeschmackte, von gewissen Historikern aufgenommene Fabel.

Tribun —“ hier sah sich Angelo, inne haltend, rings um und fuhr dann mit flammender Wange und gehobener Stimme fort — „ja, der Tribun, denn das war er und wird er seyn, reiste in Verkleidung als Pilger über Berg und Wälder, Tag und Nacht, dem Regen und Sturm ausgesetzt, ohne anderes Obdach als Höhlen — er, der, so sagt man, der wahre Ausbund von prächtigem, üppigem Leben war. Endlich in Böhmen angekommen, entdeckte er sich einem Florentiner in Prag und erlangte durch dessen Vermittlung eine Audienz beim Kaiser Karl.“

„Ein kluger Mann, der Kaiser!“ sagte Giacomo, „der die Faust zuhält, wie ein Geizhals. Er macht Eroberungen durch Kauf und geht auf den Markt nach Vorbeern — wie ich von meinem Bruder gehört, der bei ihm diente.“

„Wahr — aber ich habe auch gehört, daß er Gelehrte und Bücherleute liebt, daß er bedachtsam und gemäßigt ist und man in Italien noch viel von ihm hofft! Also vor den Kaiser kam, wie ich gesagt, Rienzi. „Wisse, großer Fürst,“ sagte er, „daß ich der Rienzi bin, welchen Gott berufen, Rom zu regieren mit Frieden, mit Gerechtigkeit und in Freiheit. Ich demüthigte den Adel, ich steuerte der Verderbniß, ich verbesserte die Gesetze, die Mächtigen verfolgten mich — Stolz und Neid vertrieben mich aus meinem Besitze der Herrschaft. So groß Ihr seyd, so tief gefallen ich bin — dennoch habe auch ich das Scepter geschwungen und hätte eine Krone tragen können. Wißt auch, daß ich, durch natürliche Geburt, Eurer Familie angehöre; mein Vater war der Sohn Heinrichs VII.; * deutsches Blut rollt in meinen Adern; so niedrig mein früherer Stand, so bescheiden mein früherer Name war. Bei Euch, o König, suche ich Schutz, von Euch verlange ich Gerechtigkeit.“

„Eine feste Rede, wie wenn ein Gleicher zum Gleichen spricht,“ sagte Giacomo; „sicherlich hast Du die Worte noch herausgeputzt!“

„Keine Sylbe! des Kaisers Schreiber hat sie niedergeschrieben, und jeder Römer, der sie einmal hört, behält sie auswendig; einst war jeder Römer einem König ebenbürtig und Rienzi behauptete unsere Würde; indem er seine eigene aufrecht erhielt.“

Giacomo, der klüglich Zank vermied, kannte die schwache Seite seines Freundes; und obgleich er in seinem Herzen dachte, die Römer seyen ein so nichtsnuziges Gesindel unruhiger Memmen, als nur irgend Italien aufzuweisen habe, las er doch nur einen

* Oheim von Karl IV.

Strohalm von seinem Mantel ab und sagte in ziemlich ungeduldigem Ton: „Hm, fahre fort in Deiner Erzählung; schickte ihn der Kaiser fort?“

„D nein — Karl war erstaunt über seine Haltung und seinen Geist, nahm ihn gnädig auf und unterhielt ihn gastfreundlich. Er blieb einige Zeit in Prag und setzte alle Gelehrte durch seine Kenntnisse und Beredsamkeit in Erstaunen.“

„Aber wenn er in Prag so geehrt wurde, wie kommt er als Gefangener nach Avignon?“

„Giacomo,“ versetzte Angelo nachdenklich, „es gibt Männer, die wir, von anderem Geist und anderem Schlag, selten zu begreifen und nie zu ergründen vermögen. Und bei solchen Männern habe ich die Beobachtung gemacht, daß ein außerordentliches Vertrauen zu ihrem Glück oder zu ihrer Seele gewöhnlich einen Hauptzug ausmacht. In diesem Glauben, in dieser Trunkenheit stürzen sie sich in die Gefahr, dem Anschein nach wie Wahnsinnige, und aus der Gefahr erheben sie sich zur Größe oder versinken im Tod. So auch Rienzi; unbegnügt mit leeren Höflichkeiten und überdrüssig, den gelehrten Pedanten zu spielen, da er früher den Fürsten gespielt, verließ er — die Einen sagen, aus eigenem Antrieb, Andere aber berichten, er sey von Karl dem Legaten des Papstes übergeben worden — den kaiserlichen Hof und begab sich, ohne Waffen, ohne Geld, plötzlich nach Avignon.“

„In der That, ein Tollhausstreich!“

„Und doch vielleicht, Alles zusammen betrachtet, das Einzige, was ihm übrig blieb,“ versetzte der ältere Page. „Einmal vor seinem Fall und einmal während seiner Entfernung von Rom war er von dem Legaten des Papstes in den Bann gethan worden. Er war der Ketzerei angeklagt und der Bann lag noch auf ihm. Es war nothwendig, daß er sich reinigte. Wie konnte der arme Verbannte dies bewirken? Kein mächtiger Freund stand auf für den Freund des Volkes. Kein Höfling nahm sich des Mannes an, der dem Adel auf den Nacken getreten hatte. Sein Geist war sein einziger Beistand; nur auf diesen konnte er bauen. Er suchte Avignon auf, um sich von den auf ihm lastenden Beschuldigungen zu befreien; und ohne Zweifel hoffte er, von seiner Freisprechung bis zu seiner Wiedereinsetzung sey nur Ein Schritt. Zudem ist gewiß, daß der Kaiser förmlich darum angegangen wurde, Rienzi auszuliefern. Er hatte nur die Wahl — denn früher oder später mußte es

dahin kommen — frei oder in Fesseln hinzugehen — als ein Römer oder als ein Verbrecher. Er wählte Jenes. Wo er durchkam — in jeder Stadt, in jedem Dorf kam Alles in Bewegung, der Name des großen Tribuns war geehrt in ganz Italien. Man bat ihn, sich nicht gerade in den Rachen der Gefahr hineinzustürzen — man flehte ihn an, sich für das Land zu erhalten, das er zu erheben gestrebt hatte. „Ich gehe, mein Recht zu behaupten und zu triumphiren,“ war die Antwort des Tribuns. Festliche Ehrenbezeigungen wurden ihm zu Theil in den Städten, die er durchreiste; und man hat mir gesagt: nie sey ein Gesandter, ein Fürst oder Baron in Avignon eingezogen mit einem so langen Zug wie der, welcher innerhalb dieser Mauern den Schritten Cola di Rienzi's folgte.“

„Und nach seiner Ankunft?“

„Bat er um eine Audienz, um die gegen ihn erhobenen Anklagen zu widerlegen. Er warf den stolzen Cardinälen, die ihn excommunicirt, den Handschuh hin. Er forderte eine Untersuchung.“

„Und was sagte der Pabst?“

„Nichts! — kein Wort. Jener Thurm war seine Antwort.“

„Eine ziemlich grobe!“

„Aber es gibt manchen Weg, der länger ist, als vom Kerker in den Palast, und Gott hat Männer, wie Rienzi, nicht für den Kerker und für Ketten geschaffen!“

Als Angelo dies mit lauter Stimme und all dem Enthusiasmus sagte, welchen der Ruhm des gefallenen Tribuns der römischen Jugend eingefföht hatte, hörte er hinter sich einen Seufzer. Er wandte sich, einigermaßen betroffen, um, und an der Thüre, welche zu dem Zimmer der Signora Cäsarini führte, stand eine Frau von edler Erscheinung. Sie war aufs Reichste gekleidet, aber Gold und Edelsteine erbleichten gegen den Glanz ihrer schwarzen Augen, und wie sie so aufrecht und gebietend dastand — da schien nie eine Stirne mehr gemacht für die königliche Krone — nie erreichte menschliche Schönheit in so vollem Maß das Ideal einer Heldin und Königin.

„Verzeiht mir, Signora,“ sagte Angelo stockend, „ich sprach laut, ich störte Euch; aber ich bin ein Römer und mein Gegenstand war —“

„Rienzi!“ sagte die Dame näher tretend; „nun, das kann ein römisches Herz wohl warm machen. Nein — keine Entschuldigungen — sie würden Deinem edeln Mund übel anstehen. Ach, wenn

—“ die Dame hielt plötzlich inne und seufzte wieder; dann fuhr sie mit verändertem, ernstem Ton fort — „wenn das Schicksal Rienzi wieder in sein früheres Glück einsetzt, so soll er erfahren, was Du von ihm hältst!“

„Wenn Ihr, Gebieterin, die Ihr von Neapel seyd,“ sagte Angelo mit bedeutungsvollem Nachdruck, „so von einem gefallenen Verbannten sprecht, was mußte ich fühlen, der ich ihn als Fürsten anerkannte?“

„Rienzi gehört nicht Rom allein — er gehört Italien und der Welt an,“ versetzte die Dame. „Und Du, Angelo, der Du die Rechtlichkeit hattest, so von einem Gefallenen zu sprechen, hast bewiesen, mit welcher Ergebenheit Du denjenigen dienen kannst, welche das Glück haben, Dich den Ihrigen zu nennen.“

Bei diesen Worten betrachtete die Dame lang und nachdenklich das erröthende, gesenkte Angesicht des Pagen mit einem Blick, der gewohnt schien, die Seele in der Miene zu lesen.

„Die Männer werden oft betrogen,“ sagte sie trüb und doch mit einem halben Lächeln, „aber die Frauen selten, außer in der Liebe. Wollte Gott, daß Rom viele Deines Gleichen hätte. Genug! horch! Ist das der Ton von Hufschlägen im Hof drunten?“

„Madame,“ sagte Giacomo, seinen Mantel kunstreich über die Schulter werfend, „ich sehe die Diener Seiner Eminenz des Cardinals von Albornoz. Es ist Seine Eminenz selbst.“

„Es ist gut!“ sagte die Dame mit leuchtendem Auge. „Ich erwarte Seine Eminenz.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich durch die Thüre, aus welcher sie den römischen Pagen überrascht hatte.

Zweites Kapitel.

Der Charakter eines kriegerischen Priesters. — Ein Gespräch. — Die Intrigue und Gegenintrigue an Höfen.

Giles (oder Egidio), Cardinal von Albornoz, war einer der merkwürdigsten Männer jener merkwürdigen, an ausgezeichneten Geistern so reichen Zeit. Er rühmte sich der Abstammung von den königlichen Häusern von Arragon und Leon, war frühe in die Kirche getreten und hatte beinahe noch als Jüngling das Erzbisthum Toledo erhalten. Aber eine friedliche Laufbahn, wie glänzend auch, befriedigte seinen Ehrgeiz nicht. Er konnte sich nicht mit den Ehren

der Kirche begnügen, wenn es nicht die Ehren einer kriegenden Kirche waren. Im Kriege gegen die Mauren hatte sich kein Spanier mehr als er ausgezeichnet, und Alphons XI., König von Castilien, war darauf bestanden, von der Hand des wehrhaften Priesters den Ritterschlag zu empfangen. Nach dem Tode dieses Königs, der eine große Anhänglichkeit an ihn hatte, begab sich Albornoz nach Avignon und erhielt von Clemens VI. den Cardinalshut. Bei Innocenz blieb er ebenso in hoher Gunst, und jetzt, da er fortwährend an den Berathungen des Papstes Theil nahm, waren schon Gerüchte von kriegerischen Anstalten unter den Fahnen des Albornoz, zur Wiedereroberung der päpstlichen Besitzungen aus der Hand der Tyrannen, welche sie sich angemast, am Hof verbreitet. Kühn, scharfsinnig, unternehmend und kaltblütig — die Tapferkeit des Ritters mit der List des Priesters gepaart — das war der Charakter von Giles, Cardinal von Albornoz.

Im Vorzimmer ließ Albornoz seine begleitenden Diener zurück und er selbst ward in das Gemach der Signora Cäsarini eingeführt. Er war ein Mann von mittlerer Größe; die dunkle spanische Gesichtsfarbe war durch nachdenkliches Brüten über ehrgeizigen Entwürfen in ein trübes, aber dauerhaftes Fahlgelb übergegangen. Seine Stirne war tief gefurcht, und obgleich noch nicht über die besten Jahre hinaus, hätte Albornoz doch schon für einen bejahrten Mann gelten können, wäre nicht sein fester Schritt, die gewandte Elasticität seines Körpers und das Auge gewesen, das durch Nachdenken Ruhe und Tiefe gewonnen hatte, ohne etwas von dem Glanz der Jugend zu verlieren.

„Schöne Signora,“ sagte der Cardinal, sich über die Hand der Cäsarini hinbeugend, mit einer Anmuth, welche mehr den Fürsten als den Priester verrieth, „die Befehle Seiner Heiligkeit haben mich, fürchte ich, über die Stunde hinaus zurückgehalten, welche Ihr, meine Huldigung anzunehmen, festzusetzen geruhet; aber mein Herz ist bei Euch gewesen, seit wir uns trennten.“

„Der Cardinal von Albornoz,“ versetzte die Dame, leicht ihre Hand ihm entziehend und sich setzend, „sieht seine Zeit durch die Pflichten seines Standes und Rufes so vielfach in Anspruch genommen, daß mich dünkt: seine Aufmerksamkeit einige Augenblicke für minder erhabene Gegenstände ansprechen, ist eine Art von Verrath an seinem Ruhm.“

„Ach, Dame,“ versetzte der Cardinal, „nie hatte mein Ehrgeiz

eine so edle Richtung als eben jetzt. Und es wäre ein stolzeres Glück, zu Euren Füßen zu liegen, als auf dem Thron St. Peters zu sitzen."

Eine augenblickliche Röthe flog über die Wange der Dame, aber es schien eben so sehr die Röthe des Zorns, als der Eitelkeit zu seyn; dann folgte eine außerordentliche Blässe. Sie schwieg eine Weile, ehe sie antwortete, heftete ihr großes und stolzes Auge auf den verliebten Spanier und sagte mit leiser Stimme:

"Mein Herr Cardinal, ich gebe mir nicht den Schein, Eure Worte nicht zu verstehen; auch setze ich sie nicht auf Rechnung einer gewöhnlichen Galanterie. Ich bin eitel genug zu glauben, daß Ihr Euch einbildet, die Wahrheit zu sprechen, wenn Ihr sagt, Ihr liebet mich."

"Einbilden! — eben so gut könnte ich mir einbilden, ich glaube an die Heiligkeit des Kreuzes," antwortete der Priester.

"Hört mich an," versetzte die Signora. "Diejenige, welche der Cardinal Albornoz mit seiner Liebe beehrt, hat ein Recht, von ihm Proben derselben zu verlangen. Wessen Macht am päpstlichen Hof kommt der seinigen gleich? — Ich stelle die Bitte an Euch, zu meinen Gunsten dieselbe geltend zu machen."

"Sprecht, theuerste Herrin! Sind Eure Besitzungen von den Barbaren dieser gefesselten Zeit in Besitz genommen worden? Hat sich Jemand erfrecht, Euch zu beleidigen? Sind Vändereien und Titel Eure Wünsche? Meine Macht ist Eure Sklavin."

"Nein, Cardinal! es gibt etwas, das einem italienischen Herzen und einem Weibe theurer ist, als Reichthum und hoher Stand — das ist Rache!"

Der Cardinal fuhr zurück vor dem flammenden Auge, das sich auf ihn richtete, aber der Geist ihrer Worte traf eine verwandte Saite seines Wesens.

"Das," sagte er nach einem kurzen Bedenken, "das sprach hohe Abkunft! Rache ist der Wonnegenuß der Hochgebornen! Sklaven und Bauern mögen erlittenes Unrecht verzeihen. Fahrt fort, Dame!"

"Habt Ihr die neuesten Nachrichten aus Rom?"

"Gewiß," versetzte der Cardinal mit einiger Ueberraschung, "wir müßten armselige Staatsmänner seyn, wenn wir nicht von dem Zustand der Hauptstadt des päpstlichen Gebiets unterrichtet

wären. Und mein Herz trauert um diese unglückliche Stadt; aber warum befragst Du mich über Rom? Du bist —“

„Eine Römerin! wißt, mein Herr, daß ich einen besondern Zweck dabei habe, daß ich mich für eine Neapolitanerin ausbebe. Eurer Verschwiegenheit vertraue ich mein Geheimniß. Ich bin aus Rom. Erzählt mir von seinem Zustand.“

„Meine Schönste,“ versetzte der Cardinal, „ich hätte wohl merken sollen, daß diese Stirne und Haltung nicht dem leichten Campanien angehören. Meine Vernunft hätte mir sagen sollen, daß sie den Stempel der Weltherrscherin tragen; die Lage Roms,“ fuhr Albornoz ernster fort, „ist bald berichtet. Du weißt, daß nach dem Fall des gewandten aber übermüthigen Nienzi Pepin, Graf von Minorbino (eine Kreatur von Montreal), der ihn hatte vertreiben helfen, gerne die Stadt an Montreal verrathen hätte — aber er war weder stark noch listig genug dazu, und die Barone verjagten ihn, wie er den Tribun verjagt hatte. Einige Zeit nachher wurde ein neuer Demagoge, Giovanni Terroni, auf dem Capitol bestallt. Er vertrieb wieder die Edeln; neue Revolutionen folgten — die Barone wurden zurückgerufen, der schwache Nachfolger Nienzi's rief das Volk zu den Waffen — umsonst — in Angst und Verzweiflung legte er seine Gewalt nieder und überließ die Stadt den endlosen Fehden der Orsini, Colonna und Savelli zum Raub.“

„So viel weiß ich, mein Herr; aber als Seine Heiligkeit auf den Stuhl Clemens VI. gelangte —“

„Da,“ sagte Albornoz und eine leichte Wolke überzog seine gelbe Stirne, „da kam die dunklere Partie der Geschichte. Zwei Senatoren wurden mit Zustimmung des Papstes gewählt.“

„Ihre Namen?“

„Bertoldo Orsini und ein Colonna. Wenige Wochen nachher stachelte der hohe Preis der Lebensmittel die schuftigen Mägen des Pöbels an — sie erhoben sich, sie schrieten, sie bewaffneten sich, sie belagerten das Kapitol —“

„Gut, gut!“ rief die Dame, faltete ihre Hände und verrieth in jedem Zug ihre lebhafteste Theilnahme an der Erzählung.

„Colonna entging dem Tod nur durch eine schimpfliche Bekleidung, Bertoldo Orsini wurde gesteinigt.“

„Gesteinigt! Da fiel doch Einer!“

„Ja, Dame, Einer von einem großen Haus, dessen geringster

Blutstropfen ein ganzes Meer plebejischen Hundebbluts werth war. Jetzt ist lauter Unordnung, Zerstörung, Gesetzlosigkeit in Rom. Die Kämpfe des Abels erschüttern die Stadt durch und durch; und Fürst und Volk ermüdet von so vielen Versuchen eine Regierung zu gründen, kennen jetzt keinen Regenten, als die Furcht vor dem Schwert. So, schöne Frau, ist der Zustand von Rom. Seufzt nicht, unsere Sorge ist eben jetzt darauf gerichtet. Es soll geholfen werden und ich, Madame, dürfte das glückliche Werkzeug der Wiederherstellung des Friedens in Eurer Heimathstadt werden."

"Es gibt nur Ein Mittel, den Frieden in Rom wieder herzustellen," antwortete die Dame rasch, "und das ist die Wiedereinsetzung Rienzi's."

Der Kardinal stuzte. "Madame," sagte er, "höre ich recht — seyd Ihr nicht edel geboren — könnt Ihr die Erhebung eines Plebejers verlangen? Spracht Ihr nicht von Rache und jetzt bittet Ihr um Gnade?"

"Herr Kardinal," sagte die schöne Frau mit Ernst, "ich bitte nicht um Gnade, ein solches Wort taugt nicht für einen Mund, der Gerechtigkeit fordert. Edel geboren bin ich — ja und von einem Geschlecht, gegen dessen alte Abstammung von den Patriciern des alten Roms sogar das erlauchte Haus von Aragon nur von gestern her ist. Nein, ich wollte Euer Eminenz nicht beleidigen; Eure Größe ist nicht von Stammbäumen und Grabsteinen geborgt — Eure Größe ist Euer eigenes Werk; wolltet Ihr aufrichtig sprechen, mein Herr, so müßtet Ihr bekennen, daß Ihr stolz seyd nur auf Eure eigenen Lorbeern und daß Ihr in Eurem Innern lacht über die gespreizten Thoren, welche sich mit dem modernden Schmuck der Todten herausputzen!"

"Nuse, Prophetin! Ihr habt Recht," sagte der hochsinnige Kardinal mit ungewohnter Wärme, "und Eure Stimme ist wie die des Ruhms, wovon ich in meiner Jugend träumte. Sprecht weiter, spricht immer zu!"

"So," fuhr die Dame fort, "so wie Euer Stolz ist der gerechte Stolz Rienzi's. Er ist stolz darauf, selbst der Schöpfer seines großen Rufes zu seyn. In solchen Männern wie der römische Tribun ist, erkennen wir die Gründer edler Häuser. Nicht Ahnenschaft macht sie — sie machen die Ahnenschaft. Genug hievon. Ich bin von edlem Geschlecht, es ist wahr, aber mein Haus, wie viele andere, ist zusammengesunken und gebrochen unter dem Joch der

Orsini und Colonna — gegen diese verlange ich Rache. Aber ich bin mehr als eine Italienerin — ich bin eine Römerin — ich weine blutige Thränen um die Unordnung in meiner unglücklichen Vaterstadt. Ich traure darüber, daß sogar Ihr, mein Herr, ja, daß ein Barbare, wie ausgezeichnet und groß immer, um Rom trauern muß! Ich wünsche sein Glück wiederhergestellt zu sehen.“

„Aber Rienzi würde nur sein eigenes wieder herstellen.“

„Nicht so, mein Herr Kardinal, nicht so. Eitel, Ehrgeizig, stolz mag er seyn — große Seelen sind das — aber nie hat er einen Wunsch gehabt, der mit der Wohlfahrt Roms nicht aufs Engste verbunden gewesen wäre. Doch setzt alle Gedanken an seine Angelegenheiten bei Seite — nicht davon will ich sprechen. Ihr wünscht, die päpstliche Macht in Rom wieder herzustellen. Eure Senatoren haben es vergebens versucht. Demagogen eben so — Rienzi allein kann es durchsetzen; er allein vermag die stürmischen Leidenschaften der Barone zu zügeln — er allein kann den launigen und unbeständigen Pöbel bemeistern. Gebt Rienzi frei, setzt ihn wieder ein, und durch Rienzi gewinnt der Papst Rom wieder!“

Der Kardinal antwortete einige Augenblicke nicht. Wie in Träumerei versunken, saß er regungslos da, sein Antlitz mit der Hand bedeckend. Vielleicht mußte er sich insgeheim gestehen, daß in den Vorschlägen der Dame eine klügere Politik liege, als er offen bekennen mochte. Endlich erhob er die Hand von der Brust, heftete sein Auge auf das forschende Antlitz der Signora und sagte mit einem erzwungenen Lächeln:

„Verzeiht mir, Madame, aber während wir die Politiker spielen, vergessen wir nicht, daß ich Euer Anbeter bin! Scharfsinnig mögen Deine Rathschläge seyn, aber warum drängst Du so damit? Warum Deine heftige Theilnahme an Rienzi? Wenn durch seine Freilassung die Kirche vielleicht einen Bundesgenossen gewinnt — bin ich sicher, ob nicht Giles von Albornoß sich selbst einen Nebenbuhler schafft?“

„Mein Herr,“ sagte die Dame halb aufstehend, „Ihr seyd mein Anbeter, aber Euer Stand besticht, Euer Gold erkaufte mich nicht. Wenn Ihr mich liebt, habe ich das Recht, über Eure Dienste zu verfügen, zu welchem Zweck ich sie auch in Anspruch nehme. Das ist das Gesetz des Ritterthums. Wenn ich je den Bemühungen eines sterblichen Liebhabers nachgebe, so muß es der Mann seyn, der meinem Vaterland seinen Helden und Retter wieder gibt.“

„Schöne Patriotin,“ sagte der Kardinal, „Eure Worte ermutigen meine Hoffnung, aber sie ersticken halb meinen Ehrgeiz, denn gar sehr wünschte ich, daß die Liebe allein und nicht geleistete Dienste mir den Schatz erwärbe, nach dem ich trachte. Aber hört mich an, holde Dame; Ihr überschätzt meine Macht. Ich kann Nienzi nicht befreien — er ist angeklagt des Aufruhrs, er ist im Bann wegen Ketzerei. Seine Freisprechung beruht auf ihm selbst.“

„Ihr könnt seine Untersuchung befördern —“

„Vielleicht, Herrin —“

„Das ist seine Freisprechung! — und eine Privataudienz bei Seiner Heiligkeit!“

„Ohne Zweifel.“

„Das ist seine Wiedereinsetzung. Seht da Alles, was ich verlange!“

„Und dann, holde Römerin; kommt die Reihe zu bitten an mich,“ sagte der Kardinal leidenschaftlich, sank aufs Knie nieder und ergriff die Hand der Dame. Einen Augenblick fühlte diese stolze Frau, daß sie ein Weib war — sie erröthete, sie zitterte, aber (hätte der Kardinal in ihrem Herzen lesen können!) aber nicht aus Leidenschaft oder Schwäche, sondern vor Angst und Scham. Willenlos überließ sie ihre Hand dem Kardinal, der sie mit Küffen bedeckte.

„So begeistert,“ sagte Albornoz aufstehend, „will ich nicht an dem günstigen Erfolg zweifeln. Morgen werde ich Dir wieder aufwarten.“

Er drückte ihre Hand an sein Herz — die Dame fühlte es nicht. Er seufzte sein Lebewohl — sie hörte es nicht. Zögernd schaute er sie an und langsam entfernte er sich. Aber es dauerte einige Augenblicke, bis die Signora, wieder zu sich selbst kommend, merkte, daß sie allein war.

„Allein!“ rief sie halb laut und mit wilder Hast — „allein! Was hab' ich unternommen! was hab' ich gesagt! Untreu, auch nur in Gedanken, ihm! Nie, nie! Ich, die ich die Küsse seines heiligenden Mundes fühlte — die an seinem königlichen Herzen schlief — ich! heilige Mutter Gottes, schütze und stärke mich!“ so fuhr sie bitterlich weinend fort, sie sank auf die Kniee nieder und war einige Augenblicke in Gebet versunken. Dann stand sie beruhigt, aber tödtlich blaß auf, und indem ihr die Thränen schwer über die Wangen herabrollten, trat sie langsam an das Fenster, öffnete es und beugte sich heraus; die Abendluft des sich neigenden Tages

umspielte sanft ihre Schläfe und kühlte und sänftigte die in ihrem Innern nagende Fieberhitze. Dunkel und gewaltig erhob sich vor ihr in seinem düstern Schatten der unholde Thurm, worin Rienzi als Gefangener und Verbrecher lag; lang und tief nachsinnend betrachtete sie ihn, und dann wandte sie sich ab und zog aus den Falten ihres Gewands einen kleinen, scharfen Dolch: „Ihn will ich für den Ruhm retten,“ murmelte sie, „und dies soll mich vor der Entehrung retten!“

Drittes Kapitel.

Heilige Männer. Scharfsinnige Berathungen. Gerechte Beschlüsse — und schmutzige Beweggründe zu dem Allen.

So verliebt der kriegerische Kardinal von Spanien in die Schönheit und beinahe eben so sehr in den hochsinnigen Geist der Signora Casarini war, war doch die Liebe bei ihm nicht so sehr herrschende Leidenschaft, als jener nach völligem Gelingen aller seiner weitstrebenden Lebenspläne trachtende Ehrgeiz, der bisher seinen Charakter genährt, seine Laufbahn bezeichnet hatte. Er überlegte, als er die Signora verließ, ihren Wunsch, den römischen Tribun wieder eingesetzt zu sehen und sein geübter, tiefer Verstand überschlug schnell all die Vortheile, welche aus dieser Wiederherstellung für seine eigenen politischen Absichten sich ergeben konnten. Schon haben wir gesehen, daß es die Absicht des neuen Papstes war, die Wiedererlangung der Kirchenbesitzungen zu versuchen, welche ihm dormalen durch die Hand geschickter und abgeneigter Tyrannen vorenthalten wurden. Zu diesem Behuf ward schon eine Streitmacht in Bereitschaft gehalten und der Kardinal war schon insgeheim zum Befehlshaber ernannt. Aber die Streitmacht stand in keinem Verhältniß zu dem Unternehmen; und Albornoz verließ sich größtentheils auf die moralische Stärke seiner Sache, und hoffte auf seinem Zug durch die italienischen Staaten erst noch viele Rekruten unter seine Fahnen zu bekommen. Die wunderähnliche Erhebung Rienzi's hatte einen außerordentlichen Enthusiasmus für ihn bei allen freien Bevölkerungen Italiens erweckt. Und dieser war noch mehr entzündet und entflammt worden durch die einflussreiche Beredsamkeit Petrarca's, der in jener Zeit eine größere Gewalt über die Gemüther ausübte, als irgend einem einzelnen Literaten vor oder nach ihm (nicht einmal den Weisen von Ferney ausgenommen) zustand —

und er hatte mit dem kühnsten Aufwand seines Genius den römischen Tribun gepriesen. Ein solcher Bundesgenosse wie Rienzi im Lager des Kardinals konnte ein mächtig lockender Magnet für die unternehmungslustige Jugend Italiens werden. Näherte man sich Rom, so konnte er ja selbst beurtheilen, in wie weit es räthlich seyn dürfte, Rienzi als päpstlichen Bevollmächtigten wieder einzusetzen. Und inzwischen konnte der Einfluß des Römers gute Dienste leisten, entweder um den aufrührerischen Edeln Schrecken einzujagen, oder um das hartnäckige Volk zu versöhnen. Andererseits war der Cardinal schlaun genug einzusehen, daß aus der jetzigen Einsperrung Rienzi's unmöglich ein Vortheil entspringen könne. Mit jedem Monat erregte er tiefere und allgemeinere Theilnahme. Seinem einsamen Kerker flog die Hälfte der Herzen des republikanischen Italiens zu. Die Literatur hatte ihre neue und plötzlich gewonnene, deshalb gewichtige und sogar unverhältnißmäßige Macht für seine Sache in die Waagschaale gelegt; und der Pabst, der sich nicht getraute, sein Richter zu werden, lud den gehäßigen Vorwurf, sein Kerkermeister zu seyn, auf sich. „Ein beim Volk beliebter Gefangener,“ sagte der scharfsinnige Cardinal bei sich selbst, „ist der allergefährlichste Gast! Benütze ihn wieder als deinen Diener oder vernichte ihn als deinen Feind! In diesem Falle sehe ich keine andere Wahl als Freilassung oder das Messer!“ In solchen Betrachtungen vergaß dieser seine Rechner, tief eingeweicht in den Machiavellismus jenes Zeitalters, den Liebhaber über dem Staatsmann.

Aber jetzt, als er sich wieder in die Rolle von jenem zurückversetzte, empfand er eine unbehagliche Besorgniß über die ernstliche Verwendung seiner Geliebten. Gern hätte er den ängstlichen Eifer der Cäsarini entweder auf Rechnung eines Anflugs von patriotischer Laune oder eines Racheplans geschrieben; und in ihrem heftigen und stolzen Charakter lag nicht wenig, was diese Annahme begünstigte. Aber er konnte nicht umhin, sich selbst die eifersüchtige Vermuthung eines geheimen, unwillkommenen Beweggrundes einzusetzen, die seine Eitelkeit kränkte und seine Liebe beunruhigte.

„Wie dem sey,“ dachte er, „seiner unangenehmen Furcht sich entschlagend, „ich kann ihre eigenen Waffen gegen sie gebrauchen; ich kann die Freilassung Rienzi's erwirken und meinen Lohn fordern. Verweigert sie ihn, so kann die Hand, welche den Kerker öffnete, auch wieder die Kette schmieden. Die Stärke ihres Interesses sichert mir meine Macht!“

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich der Cardinal in seinem Palast, als er plötzlich zum Papst entboten wurde.

Der päpstliche Palast zeigte nicht mehr die schimmernde, aber geschmackvolle Pracht eines Clemens VI., und der sarkastische Cardinal lächelte bei sich selbst über die düstere Stille in den Vorzimmern. „Er meint ein gutes Beispiel zu geben — der arme Landessohn von Limoges!“ dachte Albornoz, „und trägt nur die Kränkung davon, sich vom ärmsten Bischof verdunkelt zu sehen. Er erniedrigt sich selbst und bildet sich ein, diese Selbsterniedrigung werde ansteckend seyn.“

Seine Heiligkeit saß vor einem kleinen, schmucklosen Tisch, mit Papieren bedeckt, und hatte den Kopf auf die Hände gesenkt; das Zimmer war einfach eingerichtet und in einer kleinen Nische neben dem Fenster war ein elfenbeinernes Crucifix, und darüber der Schädel und die gekreuzten Knochen, welche damals die meisten Mönche ungefähr in demselben Sinne aufstellten, welchen die Alten mit diesen Zierrathen verbanden — als Erinnerung an die Kürze des Lebens und deshalb als Aufmunterungen, sich dasselbe aufs beste zu Nuzen zu machen! Auf dem Boden lag eine Karte der päpstlichen Länder, worauf besonders die Festungen deutlich bezeichnet und hervorgehoben waren. Der Papst erhob, als der Cardinal angemeldet wurde, leicht das Haupt und zeigte ein einfaches, aber kluges und einigermaßen anziehendes Angesicht. „Mein Sohn,“ versetzte er mit freundlicher Artigkeit auf die demüthige Begrüßung des stolzen Spaniers, „schwerlich würdest Du vermuthet haben nach unserer langen Besprechung an diesem Morgen, daß neue Sorgen so bald wieder den Beistand Deines Rathes erheischen würden. Wahrhaftig, der Dornenfranz sticht scharf unter der dreifachen Krone, und mich verlangt manchmal nach der behaglichen Ruhe meines alten Lehrstuhls in Toulouse; mein Beruf ist ein Beruf der Mühe und Arbeit!“

„Gott sänftigt den Wind für das neugeschorene Lamm,“ versetzte der Cardinal mit frommem, mitleidigem Ernst.

Innocenz konnte, als er antwortete, kaum ein Lächeln unterdrücken. „Das Lamm, welches das Kreuz trägt, muß die Stärke eines Löwen haben. Seit wir uns trennten, mein Sohn, habe ich traurige Botschaft erhalten; unsere Eilboten sind von der Campagna angelangt — die Heiden wüthen grimmig — Johann di Vico's

Streitmacht ist furchtbar angewachsen, und der gefürchtetste Abenteuerer Europa's hat sich unter seine Paniere gestellt."

"Spricht Eure Heiligkeit," rief der Kardinal eifrig, "von Fra Moreale dem Johanniter-Ritter?"

"Von keinem geringern Krieger als ihm," erwiderte der Pabst. "Ich fürchte den ungeheuern Ehrgeiz dieses kühnen Abenteurers."

"Eure Heiligkeit hat Grund dazu," sagte der Kardinal trocken.

"Einige Briefe von ihm sind den Dienern der Kirche in die Hände gefallen; sie sind hier; lies sie, mein Sohn."

Albornoz nahm die Briefe und durchlas sie mit Bedacht — dann legte er sie wieder auf den Tisch und blieb einige Augenblicke in Schweigen versunken.

"Was denkst Du, mein Sohn?" sagte der Pabst endlich mit ungeduldigem, ja mürrischem Ton.

"Ich denke, daß bei Montreals heißem Blut und Johann di Bico's kalter Bosheit es so weit kommen kann, daß Eure Heiligkeit noch, wo nicht die Ruhe, doch die Einkünfte des Lehrstuhls zu beneiden hätte!"

"Wie, Kardinal!" sagte der Pabst hastig und mit einer Zornröthe auf seiner blassen Stirne. Der Kardinal fuhr ruhig fort:

"Nach diesen Briefen scheint es, daß Montreal allen Anführern von Freilanzern in Italien geschrieben, und ihnen den höchsten Sold für jeden Mann, der sich seiner Fahne anreihet, geboten hat, neben der reichsten Beute eines Plünderers. Er führt demnach große Dinge im Schild! — Ich kenne den Mann!"

"Gut — und unsre Maßregeln?"

"Die sind einfach," sagte der Kardinal hoch herab und mit einem Auge, das von soldatischem Feuer flammte. "Kein Augenblick ist zu verlieren! Dein Sohn muß rasch ins Feld rücken! das Banner der Kirche aufgepflanzt!"

"Aber sind wir stark genug? Unsere Zahl ist klein, der Eifer ermattet! Die fromme Ergebenheit der Balbuine ist nicht mehr da!"

"Eure Heiligkeit," sagte der Kardinal, "weiß wohl, daß es für den großen Haufen zwei Lösungsworte zum Krieg gibt: Freiheit und Religion. Wenn die Religion versagt, müssen wir zu dem minder heiligen Wort greifen. ""Auf mit dem Banner der Kirche und nieder mit den Tyrannen!"" Wir wollen gleiche Gesetze und freie Regierung verheissen, und so Gott will, wird unser Lager in

Kraft dieser Versprechungen besser gedeihen und wachsen, als Montreals Zelte mit dem gemeineren Feldgeschrei „„Gold und Beute.““

„Giles d'Albornoz,“ sagte der Pabst mit Nachdruck, und ließ, erwärmt durch den Geist des Kardinals, die herkömmliche Redeweise fahren, „ich vertraue Euch unbedingt. Zeht die rechte Hand der Kirche und später vielleicht ihr Haupt! Zu gut nur fühle ich, daß das Loos einem Unwürdigen zugefallen ist. Mein Nachfolger muß meine Unzulänglichkeit vergüten.“

Kein Wechsel der Farbe, kein aufleuchtender Blick verriethen dem forschenden Auge des Pabstes, welche Regungen diese Worte in der Brust des ehrgeizigen Kardinals hervorgerufen haben mochten. Er verneigte tief sein stolzes Haupt als er antwortete: „Der Himmel sey gebeten, daß Innocenz lang lebe, um die Kirche zum Ruhm zu führen. Für Giles d'Albornoz, weniger Priester als Soldat, bietet der Lärm des Lagers, das Wiehern des Schlachtrosses, die einzigen lockenden Aussichten dar, welchen er sich hingeben darf. Aber hat Eure Heiligkeit ihrem Diener Alles mitgetheilt, was —“

„Nein,“ unterbrach ihn Innocenz, „ich habe noch eine andere ebenso schlimm lautende Zeitung. Dieser Johann di Vico — die Pest über ihn! — welcher sich noch immer (der excommunicirte Bösewicht!) Präsekt von Rom nennt, hat diese unglückliche Stadt so mit seinen ausgesandten Kreaturen angefüllt, daß wir nahe daran sind, den Siz des Apostels zu verlieren. Rom, lange in Anarchie, scheint jetzt in offenem Aufstand begriffen. Die Edeln — die Be-lialsköhne — sind zwar wieder gedemüthigt; aber wie? — ein gewisser Baroncelli, ein neuer Demagog, der trozigste, der blutdürstige, dem je der böse Feind beistand — hat sich erhoben — ist vom Pöbel mit der Gewalt bekleidet, und übt sie aus, um das Volk zu schlachten und den Pabst zu höhnen. Ermüdet von dieses Manns Verbrechen, die selbst des Schmuckes der klugen Gewandtheit entbehren, ruft das Volk Tag und Nacht in den Straßen nach Rienzi dem Tribunen!“

„Ha!“ sagte der Kardinal, „so sind also Rienzi's Fehler in Rom vergessen, und man hegt dort denselben Enthusiasmus für ihn, wie im übrigen Italien?“

„Ach, so ist es!“

„Es ist gut; ich habe daran gedacht, Rienzi kann mich auf meinem Zug begleiten. —“

„Mein Sohn! der Rebell, der Reher —“

„Wird durch Euer Heiligkeit Absolution ein ruhiger Unterthan und rechtgläubiger katholischer Christ werden,“ sagte Alborno. „Die Menschen sind gut oder schlimm, wie sie für unsere Absichten taugen. Was sichts uns eine Tugend an, die nutzlos, was ein Verbrechen, wenn es nützlich ist? Das Heer der Kirche rückt ins Feld gegen Tyrannen; es verheißt überall den päpstlichen Städten die Wiederherstellung ihrer volksthümlichen Regierungen. Sieht Eure Heiligkeit nicht, daß die Freisprechung Rienzi's, des Volksliebings, als eine Frucht Eurer Aufrichtigkeit wird begrüßt werden — sieht Eure Heiligkeit nicht, daß dieser Name für uns fechten wird? — sieht Eure Heiligkeit nicht, daß man den großen Demagogen Rienzi gebrauchen muß, um den kleinen, Baroncelli, auszulöschen? Wir müssen die Römer wieder gewinnen, entweder in der Stadt selbst, oder in den sieben Städten Johann di Vico's. Wenn man hört, daß Rienzi in unserem Lager ist — glaubt mir, so werden wir eine Menge Ueberläufer von den Tyrannen bekommen — glaubt mir, wir werden nichts mehr von Baroncelli hören.“

„Immer scharfsichtig,“ sagte der Pabst nachsinnend; „es ist wahr, wir können diesen Mann brauchen, aber mit Vorsicht. Sein Geist ist zu fürchten, —“

„Und deswegen muß er versöhnt werden; wenn wir ihn freisprechen, müssen wir ihn ganz für uns gewinnen. Dies hat mich meine Erfahrung gelehrt: Kann man einen Demagogen nicht durchs Gesetz tödten, so ersticke man ihn mit Ehrenerweisungen. Er darf nicht mehr Volkstribun bleiben. Gebt ihm den patricischen Titel eines Senators, so ist er dann der Statthalter des Pabstes!“

„Ich will mir dies überlegen, mein Sohn — Deine Vorschläge gefallen mir, aber beunruhigen mich — er soll wenigstens untersucht werden; aber wenn er als Keger erfunden wird —“

„Sollte man ihn, ist mein bescheidener Rath, zum Heiligen erklären.“

Der Pabst runzelte einen Augenblick die Stirne, aber diese Anstrengung war zu viel für ihn, und nach einem kurzen Kampf lachte er laut auf.

„Geh, mein Sohn,“ sagte er, zärtlich dem Kardinal auf die gelbe Wange tätzselnd. „Geh. Wenn Dich die Welt hörte, was würde sie sagen?“

„Daß Giles d'Alborno gerade so viel Religion hat, um sich

zu erinnern, daß der Staat eine Kirche ist, aber nicht so viel, um zu vergessen, daß die Kirche ein Staat ist."

Mit diesen Worten endete die Besprechung. An diesem Abend noch entschied der Pabst, daß Rienzi die von ihm verlangte Untersuchung solle gewährt werden.

Viertes Kapitel.

Die Herrin und der Page.

Es war drei Stunden vor Mitternacht, als Albornoz, die Rolle des Anbeters wieder aufnehmend, an die Signora Cäsarini folgenden Billet abfertigte.

„Eure Befehle sind vollzogen. Rienzi wird wegen seines Glaubens eine Untersuchung erstehen. Es wäre gut, ihn darauf vorzubereiten. Vielleicht stimmt es mit Eurer Absicht, über welche ich so wenig im Klaren bin, überein, daß Ihr dem Gefangenen erscheint, was Ihr ja wirklich seyd — als die Urheberin seiner Begnadigung? Seht, wie unbedingt ein edles Herz dem andern vertrauen kann! Ich sende Euch durch den Ueberbringer einen Befehl, der Einem Eurer Diener Zutritt in dem Gemach des Gefangenen verschafft. Unternehmet Ihr, wenn es Euch gefällt, die Aufgabe, ihn von dieser neuen Wendung, welche sein Schicksal nimmt, zu benachrichtigen. Ach! Madame, möge das Glück mir eben so günstig seyn, und mir dieselbe Fürsprache gewähren — von Deinem Munde kommt mein Urtheilsspruch.“

Als Albornoz mit diesem Brief fertig war, berief er seinen vertrautesten Diener, einen spanischen Edelmann, der in seiner edeln Geburt keinen Abhaltungsgrund sah, die mannigfachen Aufträge des Kardinals zu vollziehen.

„Alvarez," sagte er, „dies durch eine andere Hand an die Signora Cäsarini. Du bist in ihrem Hause unbekannt; Du begib Dich in das Staatsgefängniß, dies verschafft Dir Zutritt bei dem Befehlshaber. Beobachte, Wer zu dem gefangenen Cola di Rienzi eingelassen wird! Merke Dir seinen Namen, frage woher er stamme. Sey feck, Alvarez. Bring in Erfahrung, aus welchem Grund die Cäsarini an dem Schicksal des Gefangenen solchen Antheil nimmt. Auch würde Alles was sie, ihre Geburt, Vermögen, Geschlecht betrifft, willkommene Botschaft seyn. Du verstehst mich. Es ist gut

— Eine Warnung — Du hast keinen Auftrag von mir, stehst in keinem Verhältniß zu mir. Du bist ein Beamter des Gefängnisses oder des Papstes — was Du willst. Gib mir den Rosenkranz; zünde die Lampe vor dem Cruzifix an; lege jenes härene Hemd unter jene Waffen. Es soll aussehen, als ob ich es verstecken möchte! Sage Gomez, daß der Dominikaner = Prediger eingelassen werden soll.“

„Diese Mönche haben einen großen Eifer,“ fuhr der Kardinal, mit sich selbst redend, fort, als Alvarez nach Vollziehung seiner Befehle sich entfernte. „Sie verbrennen gern einen Menschen — aber nur der Bibel zulieb! Es verlohnt sich, sie zu Freunden zu gewinnen, wenn die dreifache Krone selbst werth ist, daß man nach ihr trachtet; wäre sie mein, ich würde die Adlerfeder dazu fügen.“

In die ehrgeizigen Pläne für die Zukunft vertieft, vergaß der kühne Mann sogar den Gegenstand seiner Leidenschaft. Im wirklichen Leben lieben ehrgeizige Männer, in einem gewissen Alter, wahrhaft; aber es ist nur ein Zwischenspiel. Und in der That hat bei den meisten Männern das Leben hinreißendere, obgleich nicht häufigere Interessen als die der Liebe; die Liebe ist das Geschäft der Müßigen, aber der Müßiggang der Geschäftigen.

Die Casarini war allein als der Bote des Kardinals ankam, und sobald er entlassen war mit einigen Zeilen, eine Dankbarkeit athmend, welche alle die Rücksichten zu überfliegen schien, womit die Kälte der Dame sonst ihren Stolz umgab, wurde der Page Angelo vor sie berufen.

Das Zimmer war finster vor den Schatten der einbrechenden Nacht, als der Jüngling eintrat, und er konnte nur schwach die Umrisse der stattlichen Gestalt seiner Gebieterin wahrnehmen; aber am Ton ihrer Stimme merkte er, daß sie in heftiger Gemüthsbewegung war.

„Angelo,“ sagte sie, als er sich näherte — „Angelo“ — und die Stimme versagte ihr. Sie hielt inne, um Athem zu schöpfen, und fing wieder an: „Du allein hast uns treu gedient, Du allein hast unsere Flucht, unsere Wanderung, unsere Verbannung getheilt — Du allein weißt mein Geheimniß — Du allein von meinem Befolge bist ein Römer! Ein Römer! Einst war das ein großer Name. Angelo, der Name ist gesunken, aber nur weil der Charakter des römischen Volks zuerst sank. Hochmüthig sind sie, aber unbeständig; trotzig, aber feig; hastig im Versprechen, aber falsch

im Worthalten. Du bist ein Römer, und obgleich ich Deine Treue erprobt, flößt mir doch schon Deine Geburt Furcht vor Falschheit ein.“

„Herrin,“ sagte der Page, „ich war erst ein Kind, als Ihr mich in Euern Dienst nahmt, und stehe jetzt erst an der Grenze des Mannesalters. Aber obschon ich noch ein Knabe bin, wollte ich doch der stärksten Lanze eines Ritters oder Freibeuters trotzen, in Behauptung der Treue Angelo Villani's gegen seine Gebieterin und sein Vaterland.“

„Ach, ach!“ sagte die Signora bitter, „das waren die Worte von Tausenden Deines Volks. Was waren ihre Thaten? Aber ich will Dir trauen, wie ich Dir immer traute. Ich weiß, daß Du nach Ehre dürstest, daß Du den anständigen und glänzenden Ehrgeiz der Jugend hast —“

„Ich bin ein Waife und ein Bastard,“ sagte Angelo freimüthig. „Die Verhältnisse stacheln mich kräftig zu Thaten; ich möchte mir selbst einen Namen gewinnen!“

„Das sollst Du,“ sagte die Signora. „Wir werden noch in die Lage kommen, Dir zu lohnen. Und jetzt sey rasch, bring mir einen Deiner Pagenanzüge her, Mantel und Kopfbedeckung. Schnell, sag' ich, und athme gegen keine Seele von dem, was ich von Dir verlangt habe.“

Fünftes Kapitel.

Der Thurmbewohner.

Die Nacht rückte langsam vor, und in dem höchsten Gemach des rauhen, schwarzen Thurmes, gegenüber von den Fenstern des Palastes der Casarini, saß ein einsamer Gefangener. Eine einsame Lampe brannte vor ihm auf einem steinernen Tisch und warf ihre Strahlen auf eine offene Bibel, und auf die ernstern aber fantastischen Sagen von der Tapferkeit des alten Roms, welche der Genius des Livius zur Geschichte gestempelt hat. Eine Kette hing von der Decke des Thurms herab und fesselte den Gefangenen, doch so, daß er sich durch den größern Theil der Zelle frei bewegen konnte. Grün und feucht waren die gewaltigen Steine der Wände, und durch eine enge Oeffnung, die man weit nicht mit den Händen erreichen konnte, kam das Mondlicht herein und fiel in langem Schatten über

den rauhen Boden. Ein Bett in einer Ecke machte den übrigen Inhalt des Zimmers aus. Das war seit Monaten die Wohnung des Siegers über die stolzesten Barone, des prächtigen Diktators der schönsten Stadt der Welt gewesen!

Sorge, Reisen, Zeit und Unglück hatten ihren verwandelnden Einfluß auf Rienzi's Neufheres ausgeübt. Seine körperlichen Verhältnisse hatten, statt der gedrungenen Kraft früherer Mannhaftigkeit, sich ausgedehnt; die durchsichtige Blässe seiner Wange war mit einem hektischen, täuschenden Roth übertüncht. Selbst in seinen jetzigen Studien, so ernstlich sie ihn zu beschäftigen schienen und so sehr diese Lektüre einem Geiste gemäß seyn mochte, der bis zum Fanatismus enthusiastisch war, konnte sein Auge sich nicht so fest wie sonst auf die Blätter heften. Der Zauber war von den Buchstaben gewichen. Jeden Augenblick bewegte er sich unruhig, fuhr auf, setzte sich wieder und murmelte abgebrochene Ausrufungen, wie ein Mensch in einem banger Traum. Bald wandte er die Blicke ungeduldig aufwärts, hinter sich, rund herum, und in diesen großen und tiefen Augen glühte ein seltsames, unstetes Feuer, das den, der es sah, mit einem unbestimmten und unerklärlichen Grauen erfüllen konnte.

Angelo hatte die spätern Abenteuer Rienzi's nach seinem Fall in der Hauptsache richtig erzählt. Zuerst hatte er sich mit Nina und Angelo nach Neapel begeben, und dort eine kurze und täuschende Gunst bei dem König Ludwig von Ungarn gefunden; dieser kühne aber ehrenhafte Fürst hatte es verschmäht, seinen berühmten Gast auf das Verlangen des Pabst Clemens auszuliefern, aber geradeheraus seine Unmacht erklärt, ihn sicher zu beschützen. Noch unterhielt er geheimen Verkehr mit seinen Anhängern in Rom, und so suchte der Flüchtige eine Freistatt bei den Eremiten, die sich in die Abgelegenheit des Monte Maiella zurückgezogen, wo er in Einsamkeit und Nachdenken ein ganzes Jahr zubrachte, die Zeit ausgenommen, in der er nach Florenz und von da zurückreiste. Das Jubiläum in Rom benützend hatte er, als Pilger verkleidet, die Thäler und Berge, die noch so reich sind an melancholischen Ruinen des alten Roms, durchwandert, betrat wieder die Stadt, und sein rastloser ehrgeiziger Geist gab sich wieder neuen, aber vergeblichen Verschwörungen hin. Zum zweiten Mal vom Kardinal di Cocciano erkommuniziert und wieder flüchtig, schüttelte er, als er die Stadt verließ, den Staub von seinen Füßen, erhob die Hand gegen die

Mauern, in welchen noch Spuren von den Tarquiniern Zeugniß ablegen, und rief laut: „Rom, Rom! geehrt als dein Fürst, verfolgt als dein Opfer, werde ich noch in deinen Straßen als dein Eroberer einziehen!“

Immer in Pilgertracht wanderte er unverletzt durch Italien an den Hof des Kaisers Karl in Böhmen, und seinen Empfang daselbst hatte der Page, wahrscheinlich als Augenzeuge, richtig geschildert. Zweifelhaft jedoch ist, ob das Benehmen des Kaisers so ritterlich war, als aus Angelo's Erzählung hervorging, oder ob er nicht vielmehr Rienzi den Emissären des Papsts überliefert? Gewiß aber auf jeden Fall ist, daß von Prag bis Avignon die Reise des gesunkenen Tribuns ein Triumphzug gewesen war. Der Verlauf von Jahren — seine seltsamen Abenteuer — sein ungebrochener Geist — die Unordnungen in Rom, sobald seine unbeugsame Gerechtigkeit daselbst fehlte — die neue Gewalt, welche die Aufklärung in wunderbarer Weise täglich über die Geister der heranwachsenden Generation gewann — die Beredsamkeit Petrarca's und das gewöhnliche Mitgefühl der Menge gegen gefallene Größe — Alles vereinigte sich, um Rienzi zum Helden des Zeitalters zu machen. Da war keine Stadt durch die er zog, welche nicht, um ihn zu schützen, eine Belagerung ausgehalten — kein Haus, das ihm nicht ein Obdach gewährt — keine Hand, die sich nicht zu seiner Vertheidigung bewaffnet hätte. Aber der Tribun, alle Anerbietungen von Beistand zurückweisend, jede Gelegenheit zur Flucht verschmähend, begeistert von seiner unbesiegbaren Hoffnung und seinem unverwüßlichen Glauben an den Glanz und die Größe seines Schicksals, der Tribun suchte Avignon — und fand einen Kerker!

Diese seine äußern Abenteuer und Erlebnisse sind mit wenigen Worten erzählt — aber Wer vermöchte zu berichten, was in ihm vorging? — Wer zu erzählen die furchtbare Geschichte seines Herzens? Wer malte den raschen Wechsel von Gefühlen und Gedanken — den zornigen Schmerz — die finstere Niedergeschlagenheit — die stolze Erbitterung über getäuschte Erwartungen, welche — verdüsterten zwar aber nie zerstörten die Entschlossenheit dieser großen Seele? Wer kann sagen, was er erduldet, was er bedachte in der Einsiedelei von Maiella; — auf den einsamen Hügeln des untergegangenen Reichs, welches wieder herzustellen sein Traum gewesen war; — an den Höfen barbarischer Könige; und vorzüglich als er verkleidet und unerkannt unter den Schwärmern der Christenheit zum

Sitz seiner frühern Macht zurückkehrte? Welche eine Masse von Erinnerungen und in welch einem wilden und feurigen Hirn! Welche Gedanken mochten in den Kerfern von Avignon an einem Mann zehren, der auf Alles mit der Glut des Fanatismus sich warf — das Opfer von vier Leidenschaften, deren jede für sich schon, im Uebermaß, die stärkste Vernunft zerstören konnte — Leidenschaften, die an sich schon sich schwer zusammen vertragen — der Träumer, der Begeisterte, ja der Wahnsinnige von Freiheit und zugleich von Macht — von Wissenschaft und zugleich von Religion!

„Ja,“ murmelte der Gefangene, „ja, diese Sprüche sind tröstlich — tröstlich, das Recht wird nicht immer unterdrückt.“ Mit einem langen Seufzer legte er bedächtig die Bibel bei Seite, küßte sie mit großer Ehrerbietung, blieb einige Minuten still und nachdenklich, und sagte dann, als ein leichtes Geräusch in einer Ecke der Zelle sich hören ließ, sanft: „Ach, meine Freunde, meine Kameraden, die Ratten! es ist ihre Stunde; ich bin froh, daß ich das Brod für sie bei Seite legte!“ Sein Auge glänzte, als es jetzt sah, wie diese scheuen, ungeselligen Thiere sich aus einem Loch in der Mauer hervorwagten, und, dunkel über dem mondbeschienenen Boden huschend sich ihm furchtlos näherten. Er warf ihnen einige Stücke Brod hin und beobachtete ein paar Augenblicke ihre Sprünge mit Lächeln. „Manchino, der Schelm mit dem weißen Kopf! der schlägt alle andere — ha, ha! er ist der vornehmste unter dem Gesindel; er kommandirt die Bande und wird zuerst in die Falle gehen. Wie wird er in den Stahl beißen, der arme Bursche! während die ganze gemeinere Schaar von fern ihn angaffen wird, und zittern und beben und ihm nicht helfen. Und doch, ständen sie zusammen — sie könnten die Falle durchnagen und ihren Führer befreien! Auch ihr seyd mir ein niederträchtiges Gezücht, und obgleich ihr mein Brod esset, wenn der Tod an mich kommt und ich eine Leiche bin, so schwelgt ihr an meinem Fleisch. Fort!“ und damit klatschte er in die Hände, die Kette um ihn klirrte heftig, und die widrigen Mitinsassen seines Kerkers verschwanden im Augenblick.

Jener eigenthümliche und excentrische Humor, der Rienzi auszeichnete, und der dem abgeschmackten Stumpfsinn der römischen Edeln als Schalksnarrheit erschienen war, behauptete noch immer den alten Ausdruck in seinen Zügen, und er lachte laut, als er die Thiere in ihren Versteck zurückeilen sah.

„Ein wenig Lärmen und das Klirren einer Kette — pfui, wie

thut ihr's den Menschen gleich!" Er versank wieder in sein Schweigen, und dann langsam und trübsinnig die lebensvollen Erzählungen des Livius zu sich herziehend, sagte er: „Eine Stunde bis Mitternacht! wache Träume sind besser als Schlaf. Nun, die Geschichte erzählt uns wie Männer gestiegen sind — ja und auch Nationen — nach einem tiefern Fall als der Rienzi's oder Roms war.“

Nach wenigen Minuten war er dem Anschein nach ganz in Lesen versunken; so ganz war er davon in Anspruch genommen, daß er die Tritte überhörte, welche die zu seiner Zelle führende Wendeltreppe heraufkamen, und erst als die Schlösser rauh rasselten von dem gewaltigen Schlüssel und die Thüre in ihren Angeln knarrte, erhob Rienzi, erstaunt über die Störung zu dieser Stunde, sein Auge. Die Kerkerthüre hatte sich wieder geschlossen, und bei dem schwachen Licht der einsamen Lampe schaute er eine sich an der Wand, wie um sich aufrecht zu erhalten, anlehrende Gestalt. Die Gestalt war vom Kopf bis zum Fuß in den damals üblichen langen Mantel gehüllt, der neben dem breiten, von Federn beschatteten Hut, die Gesichtszüge des Besuchs ganz verbarg.

Rienzi betrachtete sie lang und bedenklich.

„Rede,“ sagte er endlich und legte seine Hand an die Stirne. „Mich dünkt, entweder hat das lange Alleinsichsein mich verwirrt gemacht, oder, holder Herr, Eure Erscheinung verblendet mich. Ich kenne Euch nicht; bin ich gewiß —“ und Rienzi's Haar sträubte sich als er langsam aufstand, „bin ich gewiß, daß ein lebendiger Mensch vor mir steht? Engel sind schon in frühern Zeiten in Kerker eingedrungen. Ach, nie war der Trost eines Engels nöthiger!“

Der Fremde antwortete nicht, aber der Gefangene sah unter dem Mantel durch sein Herz sich heben; lautes Schluchzen erstickte seine Stimme; endlich, wie mit einer heftigen Anstrengung, sprang er vor und sank dem Tribun zu Füßen. Der verhüllende Hut, der lange Mantel fielen auf den Boden; es war ein Frauenantlitz, das ihm durch leidenschaftliche, leuchtende Thränen entgegenblickte — die Arme einer Frau umschlangen die Kniee des Gefangenen. Rienzi starrte stumm und regungslos wie ein Stein sie an. „Himmliche Mächte und Heilige!“ murmelte er endlich, „versucht Ihr mich noch weiter? Ist es? — nein, nein — aber rede!“

„Geliebter — Angebeteter — kennst Du mich nicht?“

„Sie ist's — sie ist's,“ kreischte Rienzi laut, „es ist meine Mina, mein Weib, meine —“ die Stimme versagte ihm. Einander

in die Arme geflochten schienen die Unglücklichen einen Augenblick fogar das Bonnegefühl über ihre Wiedervereinigung vergessen zu haben. Es war wie eine bewußtlose, tiefe Verzückung, durch welche etwas wie ein Traum schwach und undeutlich hindurchdämmert.

Endlich, als die ersten gebrochenen Ausrufe, die ersten wilden Liebfosungen der Freude vorüber waren, sammelten und erholten sie sich — Nina erhob ihr Haupt von der Brust ihres Gatten und schaute ihm traurig ins Antlitz. — „D, was hast Du seit unserer Trennung durchgemacht! was seit jener Stunde, wo Du, durch Dein kühnes Herz und Dein wildes Verhängniß fortgerissen mich an dem kaiserlichen Hof verliehest, um wieder das Diadem zu suchen und die Ketten zu finden! Ach, warum unterwarf ich mich Deinem Befehl — warum ließ ich Dich allein abreisen? Wie oft während Deiner Reise hieher, in Zweifeln und Gefahr, hätte diese Brust Dir können eine Zuflucht der Ruhe gewähren, hätte diese Stimme Dir können Trost zuflüstern! Du bist wohl, mein Gemahl, mein Cola? Dein Puls schlägt schneller als früher — Deine Stirne ist gefurcht. Ach, sag mir, bist Du wohl?“

„Wohl!“ sagte Nienzi mechanisch. „Ich glaube so! Der franke Geist trogt allem Gefühl körperlichen Leidens. Wohl! Ja! Und Du — Du wenigstens bist nicht verrändert, nur gereifter ist Deine Schönheit. Die Glorie des Vorbeerkranzes ist nicht von Deiner Stirn geschwunden. Du wirfst noch —“ dann plötzlich abbrechend sagte er — „Rom — erzähle mir von Rom. Und Du — wie kamst Du hieher? Ach vielleicht ist mein Urtheil gefällt, und in ihrer Barmherzigkeit haben sie mir vergönnt, Dich noch einmal zu sehen, ehe mich der Henker des Lichts beraubt. Ich erinnere mich, diese Gnade verwilligt man den Missethättern. Als ich ein Herr über Leben und Tod war, gestattete ich auch dem gemeinsten Verbrecher, denen, die er liebte, Lebewohl zu sagen.“

„Nein! nicht so, Cola!“ rief Nina, ihm die Hand auf den Mund legend. „Ich bringe Dir glücklichere Zeitung. Morgen sollst Du verhört werden. Die Gunst des Hofes ist für Dich wieder gewonnen. Du wirst freigesprochen werden.“

„Ha! sag es noch einmal!“

„Du sollst verhört werden, Cola! Du wirst freigesprochen werden!“

„Und Rom wird frei! Großer Gott, ich danke Dir!“

Der Tribun sank auf die Kniee, und nie, in seinen jüngsten

und reinsten Zeiten, hatte sein Herz heißere und uneigennützigere Dankgebete ausgeströmt. Als er wieder aufstand, schien er ein ganz veränderter Mann. Sein Auge hatte wieder den Ausdruck tiefer, heiterer Herrschaft. Majestät thronte auf seiner Stirne. Der Kummer der Verbannung war vergessen. In seinen sanguinischen, raschen Hoffnungen stand er schon wieder als der Beschirmer seines Vaterlandes — und als sein Fürst da!

Nina schaute ihn mit der innigen, ergebenen Verehrung, welche, Rienzi dem Helden ihrer Jugend gegenüber, ihre eitleren und härteren Eigenschaften in alle Zärtlichkeit des sanftesten Weibes tauchte. „So,“ dachte sie, „sah er aus vor sieben Jahren, als er mein jungfräuliches Zimmer verließ, voll von gewaltigen Entwürfen, welche Rom befreien — so sah er aus, wenn mit Sonnenaufgang er unter den kriechenden Baronen und dem knieenden Volk der Stadt, welche er zu seinem Thron gemacht hatte, hervorragte!“

„Ja, Nina!“ sagte Rienzi, als er, sich umwendend, ihrem Blick begegnete. „Meine Seele sagt mir, meine Stunde sey nahe. Wenn man mich öffentlich untersucht, so kann man mir keine Schuld nachweisen — wenn man mich freispricht, so muß man mich wieder einsetzen. Morgen, sagtest Du, Morgen?“

„Morgen, Rienzi! halte Dich gefaßt!“

„Ich bin's — zum Triumph! Doch sage mir, welcher glückliche Zufall brachte Dich nach Avignon?“

„Zufall, Cola!“ sagte Nina mit zärtlichem Vorwurf. „Konnte ich Dich in den Kerker des Papsts wissen, und in sicherer Ruhe in Prag verweilen? Sogar am Hofe des Kaisers hattest Du Deine Anhänger und Gönner. Gold war leicht zu bekommen. Ich begab mich nach Florenz — verbarg meinen Namen — und kam hieher, um Deine Freiheit durch Kunst und List zu gewinnen, oder mit Dir zu sterben. Ach! sagte Dir Dein Herz nicht, daß Morgens und Nachts das Auge Deiner treuen Nina nach Deinem finstern Thurm starrte, und daß Ein Freundesherz, wie niedrig auch, Dich nie verlassen könne!“

„Holde Nina! Aber — aber in Avignon gesteht die Macht der Schönheit nichts zu ohne Lohn. Bedenke, es gibt einen schlimmern Tod, als das Aufhören des Lebens!“

Nina erblaßte. „Fürchte nicht,“ sagte sie mit leiser, aber entschlossener Stimme, „fürchte nicht, daß die Leute je sagen dürften,

Rienzi's Gattin habe ihn frei gemacht. Niemand an diesem verdorbenen Hofe weiß, daß ich Dein Weib bin."

"Weib," sagte der Tribun finster, "Deine Lippen umgehen die Antwort, die ich verlangte. Bei der Entartung unserer Zeit und unseres Landes vergißt Dein und mein Geschlecht allzu leichtfertig, zu welchem häßlichen Ausfah die kleinste Makel auf der Ehre einer Frau wird. Daß Dein Herz mich nie verläugnen wird, glaube ich; aber wenn Deine Schwäche, Deine Furcht um mein Leben mir eine Schmach bereiteten, so wärest Du eine ärgere Feindin Rienzi's als die Colonna. Sprich, Nina!"

"O, daß meine Seele sprechen könnte!" antwortete Nina. "Deine Worte sind Musik für mich, und alle meine Gedanken sind ihr Wiederhall. Könnte ich diese Hand berühren, könnte ich diesem Auge begegnen, und nicht wissen, daß Dir der Tod lieber ist als Schande? Rienzi, als wir das letztemal schieden — in Trauer aber in Hoffnung — was sagtest Du da zu mir?"

"Ich erinnere mich dessen wohl," versetzte der Tribun, "ich sagte: ich verlasse Dich, um durch Deinen Geist am Hof des Kaisers die große Sache aufrecht zu halten. Du bist jung und schön — und an den Höfen gibt es unsittliche und nichtswürdige Bewerber. Ich gebe Dir keine Warnung — es wäre unter meiner und Deiner Würde. Aber ich lasse Dir die Macht zu sterben. Und damit Nina —"

"Legte Deine zitternde Hand in die meinige diesen Dolch. Ich lebe — brauche ich mehr zu sagen?"

"Meine edle, geliebte Nina, es ist genug. Behalte den Dolch noch!"

"Ja, bis wir auf dem Capitol in Rom uns wiedersehen!"

Ein leichtes Pochen an der Thüre ward gehört. Nina nahm rasch wieder wieder ihre Verkleidung an.

"Es ist ganz nahe bei Mitternacht," sagte der Schließer, der an der Schwelle erschien.

"Ich komme," sagte Nina.

"Und Du mußt Dich mit Deinen Gedanken gefaßt halten," flüsterte sie Rienzi zu. "Waffne all Deinen glänzenden Geist. Ach, schon wieder müssen wir scheiden. Wie entsinkt mir mein Herz!"

Die Anwesenheit des Schließers an der Schwelle brach die Bitterkeit des Abschieds, indem sie ihn abkürzte. Der falsche Page drückte die Lippen auf die Hand des Gefangenen und verließ die Zelle.

Der Schließer, noch einen Augenblick zögernd, legte ein Pergament auf den Tisch. Es war die Vorladung des zur Untersuchung des Tribuns niedergesetzten Gerichtshofs.

Sechstes Kapitel.

Die Bitterung trägt nicht. — Der Priester und der Soldat.

Die Treppen hinabsteigend begegnete Nina Alvarez.

„Schöner Page,“ sagte der Spanier munter, „Dein Name, sagtest Du mir, ist Villani? Angelo Villani — ei, ich kenne, glaub' ich, Deinen Vetter. Seyd so gut, junger Herr, tretet in dies Zimmer und trinkt einen Nachtpokal auf die Gesundheit Eurer Dame; ich möchte wohl auch Zeitung von meinen alten Freunden hören.“

„Ein andermal,“ antwortete der falsche Angelo, den Mantel dichter ins Gesicht ziehend, „es ist spät — ich habe Eile.“

„Nein,“ sagte der Spanier, „Du entgehst mir nicht so leicht,“ und damit faßte er den Pagen derb an der Schulter.

„Laßt mich fahren, Herr,“ sagte Nina stolz und beinahe weinend, denn ihre starken Nerven waren jetzt abgespannt, „Schließer, auf Gefahr — mach das Gitter auf!“

„So hitzig,“ sagte Alvarez, über so viel Würde an einem Pagen erstaunt, „nein, ich wollte Dich nicht beleidigen. Darf ich Dir morgen meine Aufwartung machen?“

„Ja, morgen,“ sagte Nina, begierig zu entkommen.

„Und vor der Hand,“ sagte Alvarez, „will ich Dich nach Haus begleiten — wir können unterwegs plaudern.“

Mit diesen Worten trat er, ohne die Protestationen des angeblichen Pagen zu beachten, mit Nina ins Freie. „Eure Gebieterin,“ sagte er nachlässig hinwerfend, „ist zum Verwundern schön; ihr leisester Wille ist Gesetz für den vornehmsten Edeln in Avignon — ich glaube von Neapel ist sie — nicht so? Bist Du stumm, schöner Junge?“

Der Page antwortete nicht, sondern eilte mit raschem Schritt, der beinahe den langsamen Spanier außer Athem brachte, über den kleinen Platz zwischen dem Thurm und dem Palast der Signora Casarini; und alle Bemühungen des Alvarez vermochten auch nicht eine Sylbe seinem Begleiter wider Willen abzugewinnen, bis sie

die Thore des Palastes erreichten und er sich auf unhöfliche Weise und zu seinem Verdruß ausgeschlossen fand.

„Die Pest über den Knaben!“ sagte er, sich in die Lippen beißend. „Wenn der Cardinal so viel ausrichtet als sein Diener, bei der Mutter Gottes, so ist seine Eminenz ein glücklicher Mann!“

Keineswegs mit Behagen einer Unterredung mit Albornoz entgegensehend, der, wie die meisten gewandten Männer, die Talente derer, die er zu seinen Diensten verwendete, nach dem bemaß, was sie ausrichteten, kehrte der Spanier langsam nach Haus zurück. Vermöge der ihm zustehenden Freiheit trat er ziemlich unversehens in das Zimmer des Cardinals und sah ihn in ernstlichem Gespräch begriffen mit einem Cavalier, dessen langer Schnurrbart aufwärts gebogen war; und der glänzende Harnisch, den er unter dem Mantel trug, schien seinen kriegerischen Beruf anzuzeigen. Froh über die ihm hiedurch gewordene Frist, zog sich Alvarez schleunig zurück; und in der That waren die Gedanken des Cardinals in diesem Augenblick und während dieser Nacht auf ganz andere Gegenstände als die Liebe gerichtet.

Die Unterbrechung trug jedoch dazu bei, das Gespräch zwischen Albornoz und seinem Gast abzukürzen. Der letztere stand auf.

„Ich denke,“ sagte er, sich auf ein kurzes und breites Schwert stützend, das er während der Besprechung beiseite gelegt, „ich denke, mein Herr Cardinal, Eure Eminenz ermutigt mich zu der Annahme, daß unsere Verhandlung alle Hoffnung zu einem glücklichen Abschluß gebe. Zehntausend Goldgulden, so verläßt mein Bruder Biterbo, und schleudert den Donnerkeil der Compagnie auf das Gebiet von Rimini. Von Eurer Seite —“

„Von meiner Seite ist zugestanden,“ sagte der Cardinal, „daß das Heer der Kirche sich nicht in die Waffenunternehmungen Eures Bruders mischt — so ist also Friede zwischen uns. Ein Krieger versteht den Andern.“

„Und das Wort des Giles d'Albornoz, Abkömmling des königlichen Hauses von Arragon, ist eine Gewährleistung für die Treue des Cardinals,“ versetzte der Cavalier mit einem Lächeln. „In jener Eigenschaft, Herr, hab ich mit Euch verhandelt.“

„Da ist meine rechte Hand,“ antwortete der Cardinal, zu politisch, um auf jene Anspielung zu achten. Der Cavalier führte sie ehrerbietig an den Mund und bald hörte man seinen waffenklirrenden Tritt die Treppen hinabsteigen.

„Sieg!“ rief Albornoz, seine Arme emporwerfend, „Sieg, jetzt bist du mein!“

Damit stand er hastig auf, legte seine Papiere in eine eiserne Kiste — öffnete eine geheime Thüre hinter der Tapete und trat in ein Zimmer, das eher einer Mönchszelle als einem fürstlichen Gemach glich. Ueber einer elenden Pritsche hing ein Schwert, ein Dolch und ein grobes Bild der heiligen Jungfrau. Ohne noch Alvarez zu sich zu berufen, entkleidete sich der Cardinal und schlief nach wenigen Minuten.

Siebentes Kapitel.

Vaucluse und sein Genius loci. Erneuerung einer alten Bekanntschaft.

Am nächsten Vormittag bei guter Zeit sah man den Cavalier, welchen unser letztes Kapitel dem Leser darstellte, auf einem starken normannischen Pferd langsam seines Weges hinreiten auf einem grünen, anmuthigen Pfade, einige Meilen von Avignon. Zuerst kam er in ein wildromantisches Thal, durchflossen von jenem entzückenden Bache, dessen Namen durch die Gedichte Petrarca's einen so süßen Ruhm gewonnen. Unter Felsen geborgen und in dieser Gegend durch die grünendsten Ufer sich hinwindend, verschönert von tausend wilden Blumen und Wassergewächsen, strömte die krystallene Sorgia. Weiterhin nahm die Landschaft einen düsterern und unfruchtbarern Charakter an. Das Thal schien eingeengt oder geschlossen von phantastischen Felsen von tausenderlei Gestalten, über welche tausend Bächlein herunter rauschten und schimmerten. Und da, wo die Scene am wildesten war, da eröffnete sich der Boden plötzlich zu einem hübschen, bebauten Garten, in welchem man unter einer üppigen Fülle von Laubwerk eine kleine und niedere Behausung sah — die Einsiedelei des Ortes. Der Reiter war in dem Thale von Vaucluse und vor seinem Auge lagen Garten und Haus Petrarca's! Aber nachlässig gleitete sein Auge über die geheiligte Stelle — und bewußtlos haftete es einen Augenblick auf einer einsamen Gestalt, die nachdenklich am Rand des Baches saß. Ein großer Hund neben dem Mittagsträumer bellte den heranreitenden Cavalier an. „Ein braves Thier und schlägt tief an!“ dachte der Reisende, dem der Hund ein viel anziehenderer Gegenstand schien als sein Herr! Und so, wie denn die Schaar der kleinen Menschen

ungerührt und unbeachtend an solchen vorübergeht, welche die Nachwelt als die Herrlichsten ihres Zeitalters verehrt — wandte der Reiter seinen Blick ab von dem Dichter!

Dreimal gesegneter Name! Unsterblicher Florentiner! nicht sofern du Liebender, auch nicht sofern du Dichter, beuge ich mich vor deinem geheiligten Gedächtniß — ich verehere dich als ein Wesen, das ein Frevel wäre in diesen unwürdigen Blättern aufzuführen, anders als dem Namen nach und als einen Schatten, — sondern sofern du der Erste warest, der vor den Völkern und den Fürsten die erhabene Majestät der Wissenschaften behauptete; der für den Genius das Recht ansprach, einen Einfluß auf die Staaten zu üben, die Meinung zu regeln, die Herzen der Menschen zu beherrschen und durch begeisternde Leidenschaft und lenkende Gedanken Ereignisse vorzubereiten! Wie viel (obgleich man nur schwach es empfindet und nur dämmernd es sieht), wie viel verdanken wir noch jetzt dir, wenn die Aufklärung jetzt eine Macht ist; wenn der Geist ein Prophet ist und eine Schicksalsmacht, welche die künftigen Dinge vorher sagt und bestimmt! Für uns Alle, den Größten wie den Geringsten, denen die Feder als Schwert zugleich und Scepter gilt, ist der niedriggeborne Florentiner * der bahnbrechende Führer gewesen, der die Straße geebnet und den Empfang vorbereitet hat. Ja, auch der Geringste deiner Nachfolger — auch derjenige, der dir jetzt seine Dankbarkeit ausspricht — ist dein ewiger Schuldner! Wie groß ist deine Ehre, wenn seine Arbeiten, so geringfügig sie seyn mögen, ein Publikum finden, wo man nur etwas um Literatur sich kümmert — in den entferntesten Ländern die Moral vergessener Revolutionen predigen — und in Palast und Marktplatz den Saamen austreuen, der zur Frucht reifen wird, wenn die Hand des Ausländers, Staub, und vielleicht sein Name selbst verschollen ist! Denn ach! wenige nur sind es, deren Namen das Grab überleben darf; aber die Gedanken jedes Schriftstellers werden unsterblich; — andere ergreifen, fördern, steigern sie, und Millionen unbekannter, unbesehener Geister sind erforderlich, um die Unsterblichkeit eines Einzigen zu gründen!

Gedanken nachhängend, die sehr verschieden von denen waren, welche der Name Petrarca's in einer spätern Zeit erweckt, verfolgte der Cavalier seinen Weg.

* Ich brauche kaum zu erwähnen, daß seine Abstammung, nicht seine eigentliche Geburt es ist, was uns berechtigt, Petrarca einen Florentiner zu nennen.

Das Thal lag weit hinter ihm, und der Weg ward immer ungebahnter, bis er sich in einen Wald verlor, durch dessen verworrenes Gebüsch die Sonnenstrahlen durchspielten. Zuletzt öffnete sich das Gehölz in eine weite Haide, von der eine jähe Höhe hinaufstieg, mit den Ruinen einer alten Burg gekrönt. Der Reisende stieg ab, führte sein Pferd die Höhe hinauf, erreichte die Ruinen, ließ sein Pferd in einem der unbedachten Gemäcker stehen, die mit dem längsten Gras und einer Fülle von wildem Gestrüpp bewachsen waren, und erstieg mit einiger Mühe eine enge, zerbrochene Treppe, die ihn in ein kleines Gemach führte, das, weniger zerstört als das Uebrige, Dach und Estrich noch unverseht hatte.

Hier lag in seinem Mantel auf dem Boden ausgestreckt und das Haupt gedankenvoll auf die Hand stützend, ein Mann von hohem Wuchs, mittleren Alters. Er richtete sich beim Eintritt des Cavaliers sehr lebhaft auf seinem Arm auf.

„Gut, Brettone, ich habe die Stunden gezählt — was für Zeitung?“

„Albornoz willigt ein.“

„Frohe Botschaft, Du gibst mir neues Leben. Par Dieu, ich werde jetzt viel besser frühstücken, mein Bruder. Hast Du Dich erinnert, daß ich Hunger habe?“

Brettone zog unter seinem Mantel eine hinreichend gewaltige Weinflasche und einen kleinen, ziemlich gut gefüllten Korb hervor; der Bewohner der Burg warf sich mit großem Eifer auf den Proviant. Und beide Soldaten, denn das waren sie, erlabten sich jetzt, auf dem Boden ausgestreckt, mit nicht geringer Begierde, und plauderten hastig und vertraulich unter jeden Bissen hinein.

„Ich sage Dir, Brettone, Du theilst nicht ehrlich; Du hast schon über die Hälfte von der Pastete verschlungen; gib es jetzt auch hieher. Und der Cardinal also willigt ein! Was für eine Art von Mann ist er? Klug, sagt man?“

„Rasch, scharf und ernst, mit einem Auge voll Feuer, macht wenig Worte, und trifft die Hauptsache.“

„Also ungleich einem Pfaffen; ist ein guter Räuber an ihm verloren. Was hast Du von der Streitmacht gehört, an deren Spitze er steht? He, nicht so schnell mit dem Wein!“

„Armselig vor der Hand. Er verläßt sich auf Rekruten in Italien.“

„Was sind seine Anschläge in Betreff Roms? Dahin, mein

Bruder, dahin richtet sich mein geheimster Sinn! Was diese kleinen Städte und kleinen Tyrannen betrifft, so kümmert michs nicht, wie sie fallen und durch wen. Aber der Papst darf nicht nach Rom zurückkehren. Rom muß mein seyn. Die Stadt eines neuen Reichs, die Eroberung eines neuen Attila. Hier vereinigen sich alle Umstände zu meinen Gunsten! — die Abwesenheit des Papstes, die Schwäche der Mittelklassen, die Armuth der Bevölkerung, die schwachherzige und doch trotzig Barbarei der Barone — das Alles hat lange zusammengewirkt, um Rom nicht nur zur leichtesten, sondern auch zur glorreichsten Eroberung zu machen.“

„Mein Bruder, ich bitte zum Himmel, daß Dein Ehrgeiz Dich nicht am Ende scheitern mache; Du verlierst immer das Land aus dem Gesicht. Gewiß mit dem ungeheuern Geld, das wir bekommen, können wir —“

„Nach etwas Höherem trachten, als Freibeuter zu seyn, Generale heute und morgen Abenteuer. Erinnerst Du Dich, wie der Normannen Schwert Sicilien gewann und wie der Bastard Wilhelm auf dem Feld von Hastings den Feldherrnstab in das Scepter verwandelte? Ich sage Dir, Brettone, dies lockere Italien hat Kronen auf jedem Zaun für Jeden, der Männer anführen kann, welche sie mit den Lanzenspitzen herabholen. Mein Entschluß ist gefaßt, ich will die schönste Armee in Italien bilden und mit ihrer Hülfe einen Thron auf dem Kapitol gewinnen. Narr, der ich vor sechs Jahren war! — Statt diesen närrischen Tropfen Pepin von Minorbino abzusenden — hätte ich da selbst den Ungarn verlassen und wäre mit meinen Soldaten nach Rom gerückt — auf den Fall Nienzi's wäre dann die Erhebung Montreals gefolgt. Pepin ward überlistet und ließ die Beute fahren, nachdem er sie erjagt hatte. Der Löwe wird nicht wieder dem Schakal die Jagd übertragen.“

„Walter, Du sprichst von Nienzi's Schicksal, laß Dir dies zur Warnung dienen!“

„Nienzi!“ versetzte Montreal; „ich kenne den Mann; in friedlichen Zeiten oder bei einem tüchtigen Volke hätte er eine mächtige Dynastie gegründet. Aber er träumte von Gesetzen und von Freiheit für Leute, welche jene verschmähen und diese nicht beschützen. Wir, von härterem Schrot und Korn, wissen, daß ein neuer Thron durch das kriegerische, nicht durch das bürgerliche System erbaut werden muß. In die Stadt selbst müssen wir das Schlachtfeld hineinversetzen. Durch die Menge gewann der große Tribun seine Macht,

durch die Menge verlor er sie; durch das Schwert will ich sie gewinnen und durchs Schwert will ich sie behaupten."

"Nienzi war zu grausam, er hätte die Barone nicht so reizen sollen," sagte Brettone, im Begriff die Flasche zu leeren, als die starke Hand seines Bruders sie ihm herausriß und seinem Vorhaben zuvorkam.

"Pah!" sagte Montreal, als er mit einem tiefen Seufzer seinen Zug schloß, „er war nicht grausam genug. Er wollte nur gerecht seyn und keinen Unterschied machen zwischen Edelmann und Bauer. Er hätte einen Unterschied machen sollen! Er hätte sollen die Edeln ausrotten mit Stumpf und Stiel. Aber das kann kein Italiener. Das ist mir vorbehalten."

"Du wolltest doch nicht alles edle Blut Roms zusammenmegeln?"

"Zusammenmegeln! Nein, aber ich würde ihre Güter nehmen und damit einen neuen Adel belehnen, den kühnen und starken Adel des Nordens, der wohl weiß, wie er seinen Fürsten zu schirmen hat und ihn auch schirmen will, als den Urquell seiner eigenen Macht. Genug jetzt hievon. Und da wir von Nienzi sprechen — schmachtet er noch in seinem Kerker?"

"Nun, diesen Morgen ehe ich abreiste, hörte ich sonderbare Neuigkeiten. Die Stadt war in Bewegung — an allen Ecken standen Gruppen. Es hieß, Nienzi's Verhör solle heute Statt haben und nach den Namen der dazu bestimmten Richter vermuthet man, daß seine Freisprechung schon eine ausgemachte Sache ist."

"Ha! davon hättest Du mir früher sagen sollen!"

"Wenn er wieder in Rom eingeseßt würde, würde dies Deine Pläne durchkreuzen?"

"Hm — ich weiß nicht — tiefes Nachdenken und Geschicklichkeit im Handeln würde es jedenfalls brauchen. Ich wünschte sehr, diese Stelle nicht zu verlassen, bis ich höre, was über die Sache beschlossen ist."

"Gewiß, Walter, wäre es klüger und sicherer gewesen, wenn Du bei Deiner Mannschaft geblieben wärest und mir die vollständige Besorgung dieser Angelegenheit übertragen hättest."

"Nicht so," antwortete Montreal; „Du bist ein Bursch recht genug und auch geschickt, — aber mein Kopf ist in solchen Sachen besser als der Deinige. Zudem," fuhr der Ritter mit gesenkter Stimme und die Hand vor's Angesicht haltend, fort, „hatte ich eine Wallfahrt an den geliebten Fluß und den alten Lieblingsplatz

gelobt. O Gott! — doch dies Alles, Brettone, verstehst Du nicht — laß es gut seyn. Was meine Sicherheit betrifft, so fürchte ich, da wir die Amnestie mit Albornoz ausbedungen haben, wenig Gefahr selbst für den Fall der Entdeckung, zudem brauche ich auch die Goldgulden. Es gibt Leute in dieser Gegend, Deutsche, die ein italienisches Heer mit Haut und Haar auffressen können und welche ich gerne anwärbe; und ihre Anführer verlangen nach einer goldenen Ernte — die gierigen Schafte! — Wie sollen die Goldgulden des Kardinals gezahlt werden?“

„Zur Hälfte jetzt — zur Hälfte, wenn die Truppen vor Rimini stehen.“

„Rimini! der Gedanke daran weht mein Schwert. Erinnerst Du Dich noch, wie dieser verfluchte Malatesta mich von Aversa vertrieb, mein Lager erstürmte und mir alle meine Beute abjagte? Da ging das Werk von Jahren verloren! Aber dafür soll jetzt mein Panier über St. Angelo flattern! Ich will die Schuld mit Feuer und Schwert heimzahlen, ehe der Sommer noch sein Laub verstreut!“

Das schöne Angesicht Montreals wurde furchtbar, als er diese Worte sprach; seine Hände faßten den Griff seines Schwertes und sein starker Körper bebte sichtbar — Zeichen von den gewaltigen, zügellosen Leidenschaften, vermöge deren ein Leben der Räuberei und Rache eine Natur verdorben hatte, welche ursprünglich eben so sehr die Milde, wie den Muth provenzalischer Ritterschaft besaß.

So war der furchtbare Mann, der jetzt (nachdem der Rausch seiner Jugend der Nüchternheit gewichen, sein Ehrgeiz gehärtet und concentrirt war) als Nebenbühler Rienzi's um die Herrschaft Roms auftrat.

Achtes Kapitel.

Der Volksauflauf — die Untersuchung — der Urtheilsspruch — der Soldat und der Page.

Am folgenden Abend war eine ansehnliche Volksmasse in den Straßen von Avignon versammelt. Es war der zweite Tag der Untersuchung Rienzi's, und mit jedem Augenblicke erwartete man die Verkündigung des Spruches. Unter den aus allen Gegenden hier an dem Sitz des päpstlichen Glanzes versammelten Fremden herrschte eine lebhafteste Theilnahme. Die Italiener, auch die vom höchsten

Rang, waren zu Gunsten des Tribuns gestimmt, die Franzosen gegen ihn. Die guten Einwohner von Avignon ihrerseits empfanden nur wenig Gemüthsbewegungen in Betreff einer Sache, die kein Geld in ihre Taschen brachte; und wäre es auf eine geheime Abstimmung angekommen — ohne Zweifel hätte sich eine ungeheure Stimmenmehrheit dafür ergeben: den Gefangenen zu verbrennen — was eine einträgliche Spekulation gewesen wäre.

Unter der Volksmasse befand sich ein großer Mann in einfacher und rostiger Waffentracht, aber von einem so ritterlichen Anstand, daß dadurch die Unansehnlichkeit seines Panzers einigermaßen Lügen gestraft wurde; er trug keinen Helm, sondern eine kleine Haube von schwarzem Leder mit einem weit vorragenden Schilde, wie sie bei Reisenden in dem heißen Süden häufig gebraucht werden. Ein schwarzes Pflaster überdeckte die eine Wange beinahe ganz und überhaupt hatte er das Ansehen eines grimmigigen Kriegers, dessen Beutel und Leib vom Kriege hart mitgenommen war. Viele Spöttereien kamen auf die Bahn auf Kosten des schädigen Soldaten, und die lebhaften Leute beschwichtigten so ihre Ungeduld. Obgleich der Schild der Haube die Augen nicht sehen ließ, zeigte doch ein lustiges und schlaues Lächeln um die Mundwinkel des Fremden, daß er einen Spaß über sich wohl leiden konnte.

„Nun,“ sagte Einer von der Menge, ein reicher Mailänder, „ich bin von einem Staate, der frei war und ich hoffe, man wird dem Mann des Volks Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Amen!“ sagte ein ernster Florentiner.

„Es heißt,“ flüsterte ein junger Pariser Student einem gelehrten Doktor der Rechte zu, bei dem er sich aufhielt, „seine Vertheidigung sey ein Meisterstück gewesen.“

„Er hat keine Gnade bekommen,“ versetzte der Doktor zweifelnd. „He, Freund, warum stößest Du mich so? Du hast mir den Rock zerrissen!“

Diese Worte galten einem Minstrel oder Jongleur, der, eine kleine Laute umgehängt, mit großem Ernst sich durch das Gewühl drängte.

„Bitte um Verzeihung, würdiger Herr,“ sagte der Minstrel; „aber das ist ein Auftritt, der verdient besungen zu werden! Nach Jahrhunderten noch, ja und in fernen Landen werden Sagen und Gefänge erzählen das Schicksal Cola di Rienzi's, Freund von Petrarca und Tribun von Rom!“

Der junge Franzose drehte sich rasch herum zu dem Minstrel und seine bleiche Wange röthete sich. Er theilte nicht die allgemeine Stimmung seiner Landsleute gegen Rienzi; er fühlte, daß es ein Abschnitt in der Weltgeschichte sey, wenn ein Minstrel so von den Helden des Geistes — nicht des Krieges, sprach.

Jetzt wurde dem großen Soldaten ungeduldig auf den Rücken geklopft.

„Ich bitte Dich, langer Herr,“ sagte eine scharfe, gebieterische Stimme, „Deine stattliche Körpermasse ein wenig auf die Seite zu schieben — ich kann nicht durch Dich hindurchsehen und ich wünschte, daß mein Auge eines der ersten wäre, das Rienzi's ansichtig wird, wenn er das Gericht verläßt.“

„Schöner Herr Page,“ versetzte der Soldat launig, indem er Angelo Billani Platz machte, „Du wirst die Erfahrung machen, daß man sich nicht immer in der Welt dadurch den Weg bahnt, daß man den Starken befehlt. Wenn Du älter geworden, wirst Du die Schwachen am Bart zupfen und den Starken schmeicheln.“

„So muß ich also mein Wesen ändern,“ versetzte Angelo, der von ziemlich kleiner Statur und noch nicht ganz ausgewachsen war, und versuchte immerfort sich über die Köpfe der Menge zu erheben.

Der Soldat blickte ihn beifällig an, und wie er sein Auge auf ihn gerichtet hielt, seufzte er und seine Lippen zuckten von einer heftigen innern Bewegung.

„Du redest gut,“ sagte er nach einer Pause; „verzeih' mir die zubringliche Frage, bist Du von Italien? Deine Zunge hat etwas vom römischen Dialekt, aber ich habe Züge wie die Deinigen diesseits der Alpen gesehen.“

„Das mag seyn, mein guter Freund!“ sagte der Page stolz, „aber ich danke dem Himmel, daß ich von Rom bin.“

In diesem Augenblick ertönte ein lautes Geschrei von der Stelle zunächst dem Gerichtshof her. Der Schall von Trompeten bewirkte wieder ein tiefes, athemloses Schweigen unter dem Haufen und die päpstlichen Gardien, auf dem zu dem Hof führenden Weg aufgestellt, nahmen eine aufrechtere Haltung an und traten ein paar Schritte gegen das Volk zurück.

Als die Trompeten schwiegen, vernahm man die Stimme eines Herolds, aber sie drang weit nicht bis an die Stelle hin durch, wo Angelo und der Soldat standen; und nur durch ein gewaltiges Jubelgeschrei, das in einem Augenblick die wogende Menge durchlief und

überall wiederhallte, durch das Wehen von Tüchern aus den Fenstern, durch gebrochene Ausrufungen, welche von Mund zu Mund sich fortpflanzten, erfuhr der Page, daß Rienzi freigesprochen war!

„Ich wollte, ich könnte sein Angesicht sehen!“ seufzte der Page in klagendem Ton.

„Das sollst Du,“ sagte der Soldat, hob den Knaben auf seinen Arm und drängte sich, den lebendigen Strom nach rechts und links theilend, mit Riesenstärke vor und dem Platz neben den Garden näher, wo Rienzi vorbeikommen mußte.

Der Page, halb froh, halb ärgerlich, sträubte sich ein wenig, aber da er dies fruchtlos fand, ergab er sich schweigend in Das, was er doch als eine Beeinträchtigung seiner Würde ansah.

„Thut nichts,“ sagte der Soldat, „Du bist der Erste, den ich jemals mit Absicht über mich selbst erhob, und ich thue es jetzt um Deines schönen Gesichts willen, das mich an Jemand erinnert, den ich geliebt habe.“

Aber diese letzten Worte sprach er leise und der Knabe in seiner Begierde, den Helden Roms zu sehen, hörte oder beachtete sie nicht. Im Augenblick kam Rienzi vorbei! zwei Edelleute, von der Dienerschaft des Papstes selbst, gingen ihm zur Seite. Er schritt langsam dahin unter den Glückwünschen der Menge, weder rechts noch links blickend. Seine Haltung war fest und gefammelt, und die Röthe seiner Wange ausgenommen, war kein äußeres Zeichen von Freude oder Gemüthsbewegung an ihm sichtbar. Blumen regneten von allen Balkonen auf seinen Weg herab, und als er auf einen freieren Platz kam, wo der Boden sich etwas erhöhte und man ihn von den umstehenden Häusern aus voller sehen konnte, da blieb er stehen — entblößte sein Haupt und dankte für die ihm zu Theil gewordene Huldbigung mit einem Blick — einer Geberde — allen denen, welche davon Zeugen waren, unvergeßlich. Selbst der fröhliche und gedankenlose Hof erinnerte sich wieder daran, als ihm die letzte Nachricht von Rienzi's Leben zu Ohren kam. Und Angelo, den Nacken des Soldaten umfassend, dachte — doch wir dürfen nicht so weit vorgreifen.

Aber nicht in den finstern Thurm kehrte Rienzi zurück. Seine Wohnung war ihm im Palast des Kardinals Albornoß bereitet. Am folgenden Tage wurde er zur Audienz beim Papst zugelassen und am Abend desselben Tages als Senator von Rom ausgerufen.

Inzwischen hatte der Soldat Angelo wieder auf den Boden

gestellt, und als der Page seinen nicht höfischen Dank herstammelte, unterbrach er ihn mit einem trüben und freundlichen Ton, der den Page mächtig ergriff, so wenig stimmte er zu dem rauhen und gemeinen Aufzug des Mannes. „Wir scheiden,“ sagte er, „als Fremde, schöner Knabe; und da Du sagst, Du seyest von Rom, so ist kein Grund dazu, daß mein Herz so warm gegen Dich geworden, als dies wirklich der Fall ist; aber wenn Du je eines Freundes benötigst bist — suche ihn —“ hier sank die Stimme des Soldaten zu einem Flüstern herab — „in Walter von Montreal.“

Ehe der Page sich erholte von seinem Erstaunen über diesen gefürchteten Namen, den zu scheuen er seit seiner frühesten Kindheit gelernt hatte, war der Johanniter-Ritter unter dem Volkshaufen verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Nina und Albornoß.

Aber den Augen, die sehnlicher als alle andere nach dem Anblick des erlösten Gefangenen dürsteten, war diese Wonne versagt. Allein in ihrem Gemach wartete Nina den Ausgang der Untersuchung ab. Sie hörte den Jubel, die Ausrufungen, das Gelärme der Tausende auf den Straßen; sie ahnte, daß der Sieg gewonnen war; und ihr lang überbürdetes Herz machte sich in leidenschaftlichen Thränen Luft. Der zurückgekehrte Angelo unterrichtete sie bald von Allem, was vorgegangen; aber ihre Freude ward einigermaßen erkaltet durch die Kunde, daß Rienzi der Gast des fürchterlichen Kardinals sey. Die Erschütterung, welche die Verwandlung des Zweifels in eine, wenn schon erwünschte Gewißheit, bewirkt hatte, verbunden mit der peinlichen Furcht vor einem Besuch des Kardinals, übte einen solchen Einfluß auf ihren körperlichen Zustand, daß sie drei Tage ernstlich krank ward; und erst fünf Tage, nachdem Rienzi mit der Würde eines Senators von Rom besleidet worden, war sie wieder so weit hergestellt, um Albornoß bei sich empfangen zu können.

Der Kardinal hatte sich jeden Tag nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und seine Nachfragen waren ihrem geängsteten Geiste als Mahnungen an seine erworbenen Ansprüche erschienen. Albornoß jedoch hatte genug sonst zu thun, was seine Gedanken beschäftigte und von ihr abzog. Nachdem er durch Geld den

furchtbaren Montreal von dem Dienste Johannis di Vico — einer der klügsten und trozigsten Feinde der Kirche — abgezogen, beschloß er so schnell als möglich auf die Länder dieses Tyrannen los zu marschiren, um ihm so keine Zeit zu lassen, sich des Beistands einer andern Schaar um Gold dienender Abenteurer zu versichern, welche in Italien ihre Tapferkeit feil boten. Beschäftigt Truppen aufzubringen, Geld zu schaffen, mit den verschiedenen Freistaaten Briefe zu wechseln und Bündnisse abzuschließen zu Förderung seiner weiter greifenden, ehrgeizigen Plane am Hofe von Avignon, erwartete der Cardinal mit ziemlicher Geduld die Zeit, wo er von der Signora Casarini den Lohn ansprechen konnte, zu welchem er sich berechtigt glaubte. Inzwischen hatte er seine ersten Besprechungen mit Rienzi gehalten und unter dem Schein der Artigkeit gegen den freigesprochenen Tribun, hatte Albornoz ihn als seinen Gast aufgenommen, in der Absicht sich des Charakters und der Stimmung eines Mannes zu versichern, in welchem er ein dienstbares Werkzeug suchte. Die wunderbare und zauberhafte Gewalt, die, nach dem Zeugniß aller gleichzeitigen Geschichtschreiber, Rienzi über Alle ausübte, mit welchen er in Berührung kam, wie verschieden auch in Gemüthsart, Ansichten und Stand sie seyn mochten, hatte ihn in seiner Audienz bei dem Pabst nicht verlassen. So treu hatte er den wahren Zustand Roms geschildert, so gründlich die Ursachen und die Heilmittel der sie heimsuchenden Uebel entwickelt, so kühn von seinen eigenen Fähigkeiten ihre Angelegenheiten zu lenken, gesprochen, und so glänzend die Aussichten ausgemalt, welche seine Verwaltung für das Wohl der Kirche und das Interesse des Pabsts eröffnete, daß Innocenz, obwohl in seinen Berechnungen menschlicher Dinge fein und schlaun und etwas skeptisch, dennoch von der Beredsamkeit des Römers ganz bezaubert ward.

„Ist das der Mann,“ soll er gesagt haben, „den wir zwölf Monate lang wie einen Gefangenen und Verbrecher behandelten? O daß das Reich der Christenheit allein auf seinen Schultern ruhte!“

Beim Schluß der Unterredung hatte er, mit allen Zeichen von Gunst und Auszeichnung, Rienzi die Würde eines Senators übertragen, welche in der That so viel bedeutete als Vicekönig von Rom, und gerne alle Entwürfe genehmigt, welche der unternehmende Rienzi jetzt aufs Neue zu hegen begann, und welche nicht bloß darauf ausgingen, das Gebiet der Kirche wieder zu gewinnen,

sondern auch das diktatorische Scepter der Siebenhügelstadt über die ehemals unterwürfigen italienischen Länder auszudehnen.

Albornoz, dem der Pabst diese Unterredung wieder mittheilte, war einigermaßen eifersüchtig auf die von dem neuen Senator so plötzlich gewonnene Gunst und suchte gleich nach seiner Rückkehr in sein Haus ein Gespräch mit seinem Gast. In seinem Herzen betrachtete der Fürst Cardinal, im eigentlichen Sinn ein Mann der That und Unternehmung, Rienzi mehr als einen listigen, denn als einen klugen — mehr als einen vom Glück begünstigten, denn als großen Mann — als eine Mischung von Gelehrten und Demagogen. Aber nach einem langen, prüfenden Gespräch mit dem neuen Senator wich auch er dem Zauber seines mächtigen und hinreißenden Geistes. Wider Willen mußte Albornoz sich selbst gestehen, daß Rienzi's Erhebung nicht Sache des Zufalls war, und mit noch größerem Widerstreben erkannte er, daß der Senator ein Mann sey, mit dem er auf gleichem Fuß umgehen, den er aber nicht als seine Kreatur lenken könne. Und er hegte ernstliche Zweifel, ob es klug seyn möchte, ihn wieder in die Gewalt einzusetzen, welche zu behaupten er die Fähigkeit, welche zu erweitern er den Geist unwidersprechlich besaß. Noch bedauerte er jedoch seine Mitwirkung zu Rienzi's Freilassung nicht. Seine Anwesenheit in einem so dünn bevölkerten Lager war etwas höchst Wünschenswerthes. Und mehr als je hoffte jetzt der Cardinal durch seinen Einfluß die Römer für sein Unternehmen, die Wiedereroberung der Besitzungen St. Peters, herbeizulocken.

Rienzi, sehnlich seine Nina wieder zu sehen, die ihm durch die Gefahr und Trennung, wie durch eine neue Brautzeit, nur theurer geworden, vermochte nicht, sie unter dem von ihr in Avignon angenommenen Namen zu entdecken; und sein Aufenthalt im Hause des Cardinals, wo er zwar ehrerbietig, aber genau bewacht wurde, benahm Nina jede Gelegenheit, mit ihm Briefe zu wechseln. Einige halbe scherzhafte Anspielungen, welche Albornoz hatte fallen lassen über das Interesse, das die gefeiertste Schönheit von Avignon an ihm genommen, hatten ihn mit einer unbestimmten Unruhe erfüllt, welche er sich selbst zu gestehen zitterte. Aber der volto sciotto der, wie bei allen italienischen Politikern immer seine *pensieri stretti* verbarg — setzte ihn in Stand, der eifersüchtigen und luchsartigen Beobachtung des Cardinals ganz und gar zu trotzen. Auch Alvarez war eben so wenig glücklich gewesen im Versuch die Neugier seines

Gebieters zu befriedigen. Zwar hatte er den Pagen Billani aufgesucht, aber das kurz angebundene, gebieterische Wesen dieses eigensinnigen und hochmüthigen Knaben hatte alle Anläufe zu forschenden Untersuchungen abgeschnitten. Und alles, was er auszumitteln vermochte, bestand darin: daß der wahre Angelo Billani nicht derjenige Angelo Billani war, welcher Rienzi besucht hatte.

Endlich, in der Zuversicht Alles zu erfahren und entflammt von solcher Leidenschaft und Hoffnung, als er bei seiner Empfangsart fähig war, machte sich Albornoz auf den Weg zu dem Palast der Cäsarini.

Er ward mit gebührendem Anstand in das Gemach der Signora geführt. Er fand sie blaß und die Spuren der Krankheit in ihren edeln, statuengleichen Zügen. Sie stand auf als er eintrat, und als er sich näherte, beugte sie halb das Knie und führte seine Hand an ihren Mund. Ueberrascht und erfreut über einen ihm so neuen Empfang beeilte sich der Cardinal, ihrem demüthigen Gruß zuvorzukommen; er hielt ihre beiden Hände fest und suchte sie sanft an sein Herz zu ziehen.

„Schönste,“ flüsterte er, „wüßtest Du, wie sehr ich um Deine Krankheit trauerte — und doch hat sie Dich nur noch liebenswürdiger gemacht, wie der Regen der Blume neuen Glanz schenkt. Ach, wie glücklich, wenn ich nur Deinen leisesten Wunsch gefördert habe, und wenn ich hinfort in Deinen Augen zugleich einen Engel suchen darf, der mich führt und ein Paradies, das mir lohnt!“

Nina, ihre Hand losmachend, schüttelte sie leicht und winkte dem Cardinal sich zu setzen. Sie selbst setzte sich nicht weit von ihm und begann dann mit großem Ernst und niedergeschlagenen Augen:

„Mein Herr, Eure Vermittlung ist es, die, verbunden mit der Unschuld des Mannes selbst, aus jenem Thurm den erwählten Beherrscher des römischen Volks befreit hat. Aber die Freiheit ist die geringste der großmüthigen Gaben, die er Euch verdankt; eine größere ist die Herstellung eines unbescholtenen Namens und die Wiedererstattung ihm gebührender Ehren. Hiefür bleibe ich ewig Eure Schuldnerin, dafür will ich, wenn ich Kinder gebäre, sie Euern Namen segnen lehren; für dies wird der Geschichtschreiber, der die Thaten dieser Zeit erzählt und die Schicksale Cola di Rienzi's, einen neuen Kranz zu Euern schon gewonnenen fügen. Herr Cardinal, ich habe vielleicht gefehlt. Ich habe Euch vielleicht beleidigt — Ihr könnt mich vielleicht einer weiblichen List anklagen.

Sprecht nicht, wundert Euch nicht, hört mich aus. Ich habe nur Eine Entschuldigung, wenn ich sage, daß ich alle Mittel, die Schande ausgenommen, für gerechtfertigt halte, wenn es das Leben und die Wiederherstellung Cola di Rienzi's gilt. Wißt, mein Herr, diejenige, die jetzt mit Euch spricht, ist sein Weib."

Der Kardinal blieb stumm und regungslos. Aber sein gelbes Angesicht flammte von der Stirne bis zum Hals, seine dünnen Lippen zitterten einen Augenblick und brachen dann in ein mattes und bitteres Lächeln aus. Zuletzt stand er sehr langsam von seinem Sitz auf und sagte mit einer von Leidenschaft zitternden Stimme: „Es ist gut, Madame. Giles d'Albornoz ist also eine Puppe gewesen in den Händen des plebejischen Demagogen von Rom und eine Stufe zu seiner Erhebung. Ihr spieltet nur mit mir für Eure Zwecke, und nichts Geringeres als ein Kardinal von Spanien, ein Fürst vom königlichen Blut von Arragon ward ausersehen zum Werkzeug einer Marktschreiergaukelei. Madame, Ihr selbst und Euer Gemahl dürft mit Recht des Ehrgeizes beschuldigt werden."

„Haltet ein, mein Herr," sagte Nina mit unaussprechlicher Würde; „welche Beleidigung Ihr auch erfahren habt, die Schuld davon war mein allein. Bis zu unserer letzten Besprechung wußte Rienzi nicht einmal von meiner Anwesenheit in Avignon."

„Bei unsrer letzten Besprechung, Dame, (Ihr thut wohl daran zu erinnern!) wurde, dünkt mich, ein halb stillschweigender und bedingter Vertrag geschlossen. Ich habe meine Obliegenheit erfüllt — ich mache meine Ansprüche gegen Euch geltend. Hört mich! Ich gebe diese Ansprüche nicht auf. So leicht wie ich diesen Handschuh zerreiße, kann ich das Pergament zerreißen, das Deinen Gemahl zum Senator von Rom ernannt. Der Kerker ist nicht wie der Tod; seine Thüre kann sich auch zum zweitenmal aufthun."

„Mein Herr — mein Herr!" rief Nina in tödtlichem Schrecken, „schändet nicht so Eure edle Natur, Euern großen Namen, Euern geheiligten Stand, Euer ritterliches Blut. Ihr seyd von dem ritterlichen Geschlecht Spaniens. Ihr habt nicht die schmutzigen, gemeinen, unerbittlichen Laster, welche die kleinen Tyrannen dieses unglücklichen Landes beflecken. Ihr seyd kein Visconti, kein Castracani — Ihr könnt nicht Eure Vorbeern entehren durch Rache gegen ein Weib. Hört mich," fuhr sie fort und fiel ihm plötzlich zu Füßen; „die Männer täuschen und betrügen unser Geschlecht — und aus selbstsüchtigen Absichten — ihnen wird verziehen — selbst von ihren

Opfers. Hinterging ich Euch mit einer falschen Hoffnung? Gut — was war meine Absicht — was ist meine Entschuldigung? die Freiheit meines Vaters, die Rettung meines Landes. Das Weib — o mein Herr, Euer Geschlecht versteht nur zu selten ihre Schwäche und ihre Größe! Irrend — menschlich ganz gegenüber von Andern — begabt sie Gott mit tausend Tugenden für den Mann, den sie liebt! Aus dieser Liebe allein schöpft sie ihre edlere Natur. Für den Helden ihrer Anbetung hat sie die Sanftmuth einer Taube — die Ergebung eines Heiligen; für seine Sicherung in Gefahr, für seine Befreiung im Unglück zieht ihr argloser Sinn die List der Schlange, ihr weiches Herz den Muth der Löwin an! Das war es, was während der Trennung mich mein Herz unter Lächeln verhehlen ließ, damit die Freunde des heimathlosen Verbannten nicht an seinem Schicksal verzweifeln, das war es, was mich durch Wälder trieb, wimmelnd von Räubern und unedlen Häuptlingen, um die Sterne über jenem einsamen Thurm zu belauschen — das führte meine Schritte zu den Lustbarkeiten Eures mir verhaßten Hofes — das ließ mich einen Retter suchen in dem Edelsten seiner Großen — das hat am Ende dem Gefangenen, der jetzt in Euren Mauern weilt, die Kerkerthüre geöffnet, und das, Herr Kardinal,“ fuhr Nina fort, aufstehend und die Arme auf dem Herzen faltend, „das wird, wenn Euer Zorn ein Opfer sucht, mich begeistern, daß ich sterbe ohne einen Seufzer — aber ohne Entehrung.“

Albornoz blieb wie in den Boden gewurzelt. Verwirrung — Bewegung — Bewunderung — Alles stürmte auf sein Herz ein. Er sah Nina's flammende Augen und pochenden Busen an, wie ein Krieger des Alterthums eine begeisterte Prophetin. Seine Augen waren wie durch einen Zauber an sie geschmiebet. Er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Nina fuhr fort:

„Ja, mein Herr, das sind keine leere Worte! Wenn Du Rache suchst — sie steht in Deiner Gewalt. Vernichte, was Du gethan. Schicke Rienzi wieder in den Kerker zurück oder zur Verdammung, so bist Du gerächt, aber nicht an ihm. Sollen alle Herzen Italiens ihm eine zweite Nina werden? Ich bin die Schuldige und ich muß das Opfer seyn. Höre meinen Schwur — in dem Augenblick, wo Rienzi ein neues Leid widerfährt, ermordet mich diese meine Hand. — Mein Herr, ich flehe Euch nicht länger an!“

Noch immer war Albornoz tief ergriffen. Nina beurtheilte ihn ganz richtig, wenn sie den hochsinnigen Spanier von den barbarischen,

unbarmherzigen Wollüstlingen Italiens unterschied. Trotz der Sittenlosigkeit, welche sein heiliges Gewand besleckte, trotz all der erworbenen und gesteigerten Hartherzigkeit eines ränkevollen und skeptischen Mannes, noch gefährlicher bei einer schlimmen Natur in einer so schlimmen Zeit — haftete doch an seiner Seele noch Viel von der ritterlichen Ehre seines Volkes und Vaterlandes. Hohe Gedanken und kühner Muth berührten eine verwandte Saite seines Herzens und das nur um so mehr, je seltener sie ihm in seiner Erfahrung in Lagern und an Höfen vorgekommen waren. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er, daß er das Weib erblickt habe, das ihn selbst in der Ehe würde befriedigt, und ihn die stolze und ritterliche Liebe könnte gelehrt haben, wovon die spanischen Minstrel's gesungen. Er seufzte — und Nina noch immer anschauend, näherte er sich ihr beinah ehrfurchtsvoll — er kniete und küßte den Saum ihres Gewandes. „Dame,“ sagte er, „ich wollte Ihr hättet ganz richtig in meiner Natur gelesen, aber ich wäre in Wahrheit aller Ehre baar und meiner edeln Geburt unwürdig, wenn ich noch einem einzigen Gedanken gegen die Ruhe und die Tugend eines Weibes, wie Du, Raum gäbe. Süße Heldin“ — fuhr er fort — „so lebenswürdig und doch so rein — so stolz und doch so sanft — Du hast mir das glänzendste Blatt aufgeschlagen, das diese Augen je durchlasen in dem besudelten Buch der Menschheit. Mögest Du so viel Glück haben, als das Leben gewähren kann; aber Seelen, wie die Deinige, bauen wie Adler ihr Nest auf Felsen und unter Stürmen. Fürchte nichts mehr von mir — denke nicht mehr an mich — außer später, wenn Du die Menschen von Giles d'Albornoz sprechen hörst, magst Du in Deinem Herzen sagen —“ und hier zuckte die Lippe des Cardinals vor Verachtung — „er entsagte nicht allen eines Mannes würdigen Gefühlen, als Ehrgeiz und Schicksal ihm den Priesterrock überwarfen.“

Ehe Nina antworten konnte, war der Spanier weg.

Achtes Buch.

Die große Compagnie.

Montreal hegte unfassendere Entwürfe. — Er gab seiner Compagnie eine regelmäßige Regierung. — Durch diese Kriegszucht bewirkte er, daß in seinem Lager Ueberfluß herrschte; die Kriegersleute in Italien sprachen nur von den Reichthümern, die man in seinem Dienst erwerbe.

Sismondi, Geschichte der Italienischen
Freistaaten B. VI. Kap. 13.

Erstes Kapitel.

Das Feldlager.

Es war ein höchst anmuthiger Tag, mitten in der heißen Glut eines italienischen Sommers, als man eine kleine Schaar Reiter einen Hügel hinanreiten sah, der eine der schönsten Landschaften Toskana's beherrschte. An ihrer Spitze war ein Ritter in einem vollständigen Schuppenpanzer, dessen Glieder so fein waren, daß es einem zarten und wunderbaren Netzgeflechte gleich, aber dabei so fest an einander gefügt, daß sie dem Speer oder Schwert eben so kräftig widerstanden haben würden, wie der stärkste Harnisch, während sie sich genau und bequem jeder Bewegung des schlanken und anmuthig gebauten Reiters anschmiegen. Auf dem Kopf trug er einen Hut von dunkelgrünem Sammt, von langen Federn beschattet, indeß von zwei ihm folgenden Knappen der Eine Helm und Lanze trug, der Andere ein starkes Streitroß führte, vollständig mit Eisenplatten bedeckt, die jedoch seinen stolzen und leichten Gang kaum zu erschweren schienen. Das Gesicht des Reiters war einnehmend, aber sehr stark markirt und durch die Sonnenstrahlen verschiedener Klimate, welchen es ausgesetzt gewesen, zu tiefer Bronzefarbe

geschwärzt; wenige rabenschwarze Locken quollen unter dem Hut hervor auf die glatt beschorne Wange. Der Ausdruck seiner Züge war ernst und in sich gefehrt bis zur Traurigkeit, und all die Anmuth der unvergleichlichen Scene vor ihm konnte die ruhige, beharrliche Schwermuth seiner Augen nicht verbannen. Außer den Knappen folgten zehn Reiter, bis an die Zähne gewaffnet, dem Ritter; und das leise, murmelnde Gespräch, das sie von Zeit zu Zeit führten, so wie ihr langes, schönes Haar, ihr hoher Wuchs, dichter kurzer Bart, und die Sorgfalt und Genauigkeit, womit Waffen und Pferde hergerichtet waren, zeigte, daß sie einem härtern und kriegerischeren Volk angehörten, als die Kinder des Südens waren. Der Reiterzug schloß sich mit zwei Männern von beinaß riesenhafter Höhe, welche beide ein reich decorirtes Panier trugen, worin eine Säule mit der Inschrift stand: „Allein unter Trümmern.“ Schön war in der That die Aussicht, welche mit jedem Schritt mehr die Mannigfaltigkeit ihrer Pracht entfaltete. Vorn rechts streckte sich ein langes Thal hin, hier bedeckt mit grünem Gehölz, das im goldnen Sonnenlicht schimmerte, dort sich eröffnend in enge Ebenen, begrenzt von kleinen Hügeln, aus deren vielfarbigen Mosen phantastisches, duftendes Gestrüpp hervorstach; zwischen ihnen hindurch wand sich ein breiter Silberstrom, der in häufigem Wechsel bald ans Licht hervortrat, bald durch Wald und Hügel dem Auge entzogen wurde, um dann mit plötzlicher Ueberraschung wieder glänzend sich darzustellen; der gegenüberliegende sanfte Berggang war, wie der, welchen die Reiter eben jetzt hinabritten, mit Nebel bedeckt, die in Laubgängen und Bogen gezogen waren, und die schwellenden Beere lachten hinter all den glänzenden Laubbächern hervor, so schalkhaft, als ob die Faunen im Schatten einen Festtag hielten. Das Auge des Ritters glitt achtilos hin über diese bezaubernde Scene, die im rosigsten Licht des toskanischen Himmels schlief, und blieb dann mit ernsterer Aufmerksamkeit haften auf den grauen finstern Mauern eines fernen Kastells, das, auf der steilsten Höhe der Berge gegenüber gelegen, das Thal überschaute.

„Siehe da,“ murmelte er vor sich hin, „wie jedes Paradies in Italien seinen Fluch hat! Wo das Land am üppigsten lacht, da ist gewiß auch des Räubers Zelt und des Tyrannen Burg zu treffen!“

Kaum war ihm dieser Gedanke durch die Seele gegangen, als der gellende, plötzliche Laut eines Hifthorns, welches ganz nahe unter den Weinbergen an der Seite des Wegs ertönte, die ganze

Schaar stützen machte. Der Zug machte plötzlich Halt. Der Anführer gab dem Knappen ein Zeichen, der das Streitroß führte. Das edle, wohlgeschulte Thier blieb ganz ruhig stehen, knirschte aber unablässig in das Gebiß, und reckte, als ahnte es eine kommende Gefahr, sein bewegliches Ohr hin und her — während der Knappe ungehemmt durch die schwere deutsche Waffenrüstung in das Dickicht hineinstürzte und verschwand. In wenigen Minuten kehrte er, erhitzt und athemlos zurück.

„Wir müssen auf unsrer Hut seyn,“ flüsterte er, „ich sehe das Blitzen von Stahl durch das Weinlaub.“

„Unser Terrain ist unglücklich gewählt,“ sagte der Ritter, hastig seinen Helm anschnallend und sein Schlachtroß besteigend; er deutete mit der Hand auf eine breitere Stelle der Straße, wo die Reiter mehr Raum hatten zum geschlossenen Kampf, und eilte mit seiner kleinen Schaar rasch darauf zu — die Rüstung der Krieger rasselte schwer, als sie zwei und zwei dahin ritten.

Der Ort, welchen der Ritter bezeichnet, war ein grüner Halbkreis von einigen Ruthen im Durchschnitt, eingeschlossen von dichtem Gebüsch und Gehölz, das sich in das Thal hinunter erstreckte. Sie erreichten ihn unangefochten und stellten sich Mann an Mann halbmondförmig auf; alle Bistere geschlossen — nur der Ritter sah sich lebhaft und begierig in der ganzen Gegend um.

„Hast Du gehört, Giulio,“ sagte er zu seinem Lieblingsknappen, dem einzigen Italiener in der Schaar, „ob man in neuester Zeit Räuber in diesen Gegenden gesehen?“

„Nein, mein Gebieter; im Gegentheil hat man mir gesagt, daß alle Lanzen die Gegend verlassen, um sich der großen Compagnie von Fra Moreale anzuschließen. Die Lust zu dem Gold und der Beute bei ihm hat die Söldlinge von allen toskanischen Herren zu ihm gezogen.“

Raum hatte er gesprochen, als das Hüfthorn wieder, beinah von derselben Stelle her wie zuvor, ertönte; es ward durch ein kurzes, kriegerisches Geschrei, ganz im Rücken der Reiter, beantwortet. In demselben Augenblick brach aus dem Dickicht in ihrem Rücken der Schimmer von Speeren und Harnischen. Zug auf Zug, dicht auf einander drangen aus dem Gebüsch hinter ihnen Bewaffnete vor, während plötzlich aus den Weinbergen vor ihnen noch größere Schaa- ren mit lautem, trotzigem Geschrei sich ergossen.

„Für Gott — für den Kaiser und für Colonna!“ rief der

Ritter, sein Visier schließend und die kleine Schaar stürzte enggeschlossen, jede Lanze fest eingelegt, auf den Feind vor ihnen los. Einige Duzend wurden durch den Angriff niedergestreckt, wodurch für die Reiter der Durchgang gebahnt wurde, und ohne den Angriff der übrigen abzuwarten, wandte der Ritter sein Streitross, und so jagten sie beinahe im vollen Gallop den Hügel hinunter, trotz der steilen Senkung; ein ihnen nachgeschickter Hagel von Pfeilen prallte unschädlich an ihren eisernen Rüstungen ab.

„Wenn sie keine Pferde haben,“ rief der Ritter, „so sind wir gerettet!“

Und wirklich schien der Feind kaum an ihre Verfolgung zu denken, und schien, auf der Spitze des Hügels versammelt, sich mit Beobachtung ihrer Flucht zu begnügen. Plötzlich brachte sie eine Krümmung der Straße vor eine breite, weitgedehnte Strecke wüsten Landes, die beinahe eine vollkommene Ebene bildete und die Senkung des Berges unterbrach. Am Saum dieser Fläche beleuchteten die Sonnenstrahlen die Brustharnische einer langen Reihe von Reitern, in Schlachtordnung harrend, welche bisher durch die Windungen der Straße dem Ritter und seinem Gefolge verborgen geblieben waren.

Die kleine Schaar machte plötzlich Halt — Rückzug und Vorrücken war gleicherweise abgeschnitten — erst starrten sie den Feind an, der wie eine Wolke unbeweglich blieb, und dann richteten sich Aller Augen auf den Ritter.

„Wenn Du willst, mein Gebieter,“ sagte der Führer der nordischen Soldaten, der die Unentschlossenheit des Ritters bemerkte, „so fechten wir bis auf den letzten Mann. Du bist der einzige Italiener, den ich kennen lernte, für den ich gern sterbe.“

Dieses unumwundene Geständniß wurde von den Uebrigen mit beifälligem Gemurmel aufgenommen, und die Soldaten drängten sich dichter um den Ritter her. „Nein, meine tapfern Gefellen,“ sagte der Colonna, sein Visier lüftend, „nach so mannigfachen Schicksalen dürfen wir nicht in einem so rühmlosen Kampf und gegen so unedle Feinde untergehen. Wenn dies Räuber sind, wie wir annehmen müssen, so können wir uns den Durchzug erkaufen. Wenn es die Soldaten eines Herrn sind, so geht uns der Streit, in welchem er begriffen ist, nichts an. Gebt mir das Panier — ich will zu ihnen hin reiten.“

„Nein, mein Gebieter!“ sagte Giulio, „solche Wegelagerer achten nicht immer die Friedensfahne. Es ist Gefahr —“

„Gerade der Gefahr trotzt Euer Anführer. Schnell —“

„Der Ritter ergriff das Panier und ritt bedächtlich auf die Reiter zu. Als er sich ihnen näherte, konnte sein kriegerisches Auge nicht umhin, die schmutze Vollkommenheit ihrer Waffen, die Stärke und Schönheit ihrer Pferde, und die feste Regelmäßigkeit ihrer langen, schimmernden Linie zu bewundern.

Als er auf sie zu ritt und sein prächtiges Panier in der Mittagssonne glänzte, begrüßten ihn die Soldaten. Es war eine gute Vorbedeutung und als solche von dem Ritter willkommen geheißen. „Edle Herren,“ sagte er, „ich komme als Herold zugleich und Anführer der kleinen Schaar, die so eben dem unvermutheten Angriff von Bewaffneten auf jenem Hügel entgangen ist — und als ein Ritter von Rittersn, als Soldat von Soldaten Beistand begehrend, stelle ich meine Schaar unter den Schutz Eures Anführers. Bringt mich zu ihm.“

„Herr Ritter,“ antwortete Einer, der der Hauptmann der Abtheilung zu seyn schien, „es thut mir leid, einen Mann von so stattlichem Wesen aufhalten zu müssen, und noch mehr, da ich das Wappen eines der mächtigsten Häuser Italiens in Eurem Panier erkenne. Aber unsere Befehle sind streng und wir müssen alle Bewaffnete in das Lager unsers Generals führen.“

„Lang abwesend von meinem Heimathland,“ versetzte der Ritter, „wußte ich nicht, daß in Toskana Krieg geführt wird. Erlaubt mir zu fragen nach dem Namen des Generals, von dem Ihr sprecht, und nach dem des Feindes, gegen den Ihr zieht.“ Der Hauptmann lächelte leicht. „Walter von Montreal ist der General der großen Compagnie, und im jetzigen Augenblick ist Florenz sein Feind.“

„So sind wir also, wenn auch in gewaltige, doch in Freundeshand gefallen;“ versetzte der Ritter nach augenblicklichem Besinnen. „Mit Ritter Walter von Montreal bin ich von alten Zeiten her bekannt. Erlaubt mir zu meinen Kriegern zurück zu kehren und sie in Kenntniß zu setzen, daß, wenn der Zufall uns zu Gefangenen gemacht hat, wir doch wenigstens nur dem geschicktesten Kriegshelden dieser Zeit uns zu ergeben genöthigt sind.“

Hierauf wandte der Italiener sein Pferd und ritt seinen Genossen zu.

„Ein schöner Ritter und von festem Benehmen,“ sagte der

Hauptmann der Compagnie zu seinem Nachbar, „obgleich ich kaum glaube, daß es der Zug ist, den wir aufheben sollen. Aber Lob sey der Jungfrau, seine Männer scheinen vom Norden zu seyn. Diese haben wir vielleicht Hoffnung anzuwerben —“

Jetzt kam der Ritter mit seinen Genossen wieder bei der Truppe an. Nachdem sie ihr Wort gegeben, keinen Versuch zur Flucht zu machen, wurde eine Abtheilung von dreißig Reitern abgesandt, um die Gefangenen in das Lager der großen Compagnie zu geleiten.

Man verließ die Hauptstraße und der Ritter sah sich in ein enges Thal zwischen den Hügeln geführt, das, bald in ein wildes, düstres Waldland übergehend, zuletzt die Schaar plötzlich auf eine offene Stelle brachte, von wo sie den Anblick auf eine weite Ebene hatten, bedeckt von den Zelten eines nach italienischen Begriffen mächtigen Heeres. Ein Fluß allein, über welchen von dem Holz in der Nähe rohe Brücken in der Eile geschlagen waren, trennte die Reiter von dem Lager.

„Ein herrlicher Anblick!“ sagte der gefangene Ritter mit Enthusiasmus, indem er sein Pferd anhielt und die bunten, kriegerischen Straßen von Leinwand betrachtete, die sich mit breiten und regelmäßigen Aussichtspunkten durchkreuzten.

Einer der Hauptleute der großen Compagnie, der neben ihm ritt, lächelte wohlgefällig.

„Es gibt wenige Meister in der Kriegskunst, die es Fra Moreale gleich thun,“ sagte er; „und so wild, zügellos, von allen Enden und Orten zusammengerafft, aus Höhlen und vom Markt, aus Gefängnissen und Palästen, seine Truppen ursprünglich sind, hat er sie doch schon an eine Kriegszucht gewöhnt, welche selbst die Soldaten des Kaisers beschämen könnte.“

Der Ritter antwortete nicht; aber er spornte sein Pferd über eine der grob gearbeiteten Brücken und befand sich bald mitten in dem Lager. Aber der Theil, den er betreten, verdiente wenig von dem Lob, welches der Kriegszucht dieses Heeres war ertheilt worden. Ein ungeordneteres, regelloses Getümmel erinnerte sich der an die ernste Regelmäßigkeit englischer, französischer und deutscher Kriegszucht gewohnte Ritter in seinem Leben nicht gesehen zu haben; da und dort sah man trogige, härtige, halbnackte Räuber vor sich her das Vieh treiben, das sie so eben auf räuberischen Streifzügen erbeutet. Zuweilen stand eine Gruppe lüderlicher Weiber, keifend, schnatternd, gestikulirend, versammelt um Kreise wild

aussehender, rauher Nordländer, die trotz der glänzenden Reinheit des Sommermittags schon tief in Zechgelagen begriffen waren. Flüche, Gelächter, trunkene Lustigkeit und trotziges Brüllen ertönten von allen Seiten, und da und dort war ein hastiger Kampf mit gezogenen Messern von den feurigen, wilden Bravo's Calabriens und der Apenninen angefangen und geendigt vor den Augen und beinahe in dem Weg der durchziehenden Truppe. Gaukler und Marktschreier und Taschenspieler und jüdische Trödler boten aller Orten ihre Kunststücke oder Waaren aus, und waren offenbar ganz vertraut mit dem gesehloßenen und stürmischen Markt, wo sie ihren Beruf ausübten. Trotz dem Schuß der sie begleitenden Reiter konnten die Gefangenen nicht ohne alle Anfechtung durchkommen. Gruppen von kleinen, schmutzigen, zerlumpten, trotzigen Zottelbären schienen aus dem Boden hervorzuschießen, umringten wie Bienenschwärme ihre Pferde, stießen das misttönigste Geschrei aus und forderten mit den Geberden von Wilden Geld, mehr als daß sie darum baten, und schienen, wenn man ihnen gab, nur um so unerfättlicher zu werden. Zuweilen sah man, mit den Uebrigen vermischt, die hellen Augen und olivenfarbigen Wangen von halb zänkisch, halb lustig lachenden Mädchen, deren große Jugend, kaum über das Kindesalter hinaus, ihre gänzliche unverbesserliche Verworfenheit doppelt gräßlich machte.

„Habt Ihr den bei der großen Compagnie herrschenden Anstand nicht übertrieben?“ rief der Ritter mit Ernst seinem neuen Bekannten zu.

„Herr,“ versetzte der Andere, „Ihr dürft nicht nach der Schaale über den Kern urtheilen. Wir sind noch kaum im Lager angekommen. Das sind die Vorstädte, mehr vom Pöbel als von Soldaten besetzt. Zwanzigtausend Mann, und wie man gestehen muß, von der Hefe aller Städte Italiens, folgen dem Lager, um zu fechten, wenn es nöthig ist, aber mehr der Plünderung und Fourage wegen; — dergleichen seht Ihr jetzt. Sogleich werdet Ihr auch Leute von anderem Korn sehen.“

Dem Ritter schwoß das Herz hoch auf. „Und solchen Leuten ist Italien preisgegeben!“ dachte er. Sein Hinbrüten ward unterbrochen durch einen lauten Ausruf des Beifalls von einigen Zechgästen am Wege. Er wandte sich um, und unter einem langen Zelt, um einen breiten Tisch mit Wein und Speisen bedeckt, saßen dreißig bis vierzig Bravos. Ein zerlumpter Minstrel oder Jongleur, mit ungeheurem Kinn- und Schnurrbart, schlug mit ziemlicher

Geschicklichkeit eine Laute, die ihn auf allen seinen Wanderungen begleitet hatte — und plötzlich in eine wilde, kriegerische Melodie übergehend, begann er mit lauter und tiefer Stimme folgenden Gesang:

Das Lob der großen Compagnie.

1.

Ho, dunkler Mann vom goldnen Süb — vom Norden Blonder du,
Im Eisenkleid, mit blankem Speer — welchem Ziele reitet Ihr zu?
„Wir kommen von Höhlen und Gebirg und über's Meer wir zieh'n
In langem Zug; in glänzendem Zug — zu Montreals Compagnie'n.“

D die lust'ge, lust'ge Band,
Leicht das Herz und schwer die Hand!
D die Lanzen der Freien!

2.

Ho, Fürsten von dem hohen Schloß — ho, stattlich Bürgerthum,
Apulka's Kraft, der Romagna Stolz, Toskana's alter Ruhm!
Was zittert, was erblast Ihr so? Welch ein Gespenst ist hie?
„Die rothe Fahne, der Donnermarsch von Montreals Compagnie!“

D wie ist Euer Leben sonnig!
D wie ist Euer Kämpfen wonnig!
Wilde Lanzen der Freien!

3.

Ho, Wappenschilde ob der Gruft, wo Normannskraft hält Raft:
Was zittert und was schwankt ihr so? Hat euch der Sturm erfaßt?
„Wir schwanken ohne Lebenshauch — das sind die Todten, die
Sich freu'n, daß auflebt Normanns Ruhm in Montreals Compagnie.“

Wer, seit Roger gewann sein Reich,
Kam je Eurem Ruhme gleich,
Tapfre Lanzen der Freien?

4.

Ho, die Ihr einen Namen sucht, wo man recht mannhaft streitet,
Ihr, die Ihr Schätze häufen wollt, wo Gold wird leicht erbeutet —
Wer haßt des Lebens Sumpf und Wer muß dem Gefesz entflieh'n:
Ergreift das Schwert und spornt das Roß zu Montreals Compagnie'n!

Und der Crofus theil' seinen Schatz,
Und das Mädchen im Bett den Blaz
Mit den Lanzen der Freien!

Den Freien!
Den Freien!
D die Lanzen der Freien!

Dann auf einmal, wie durch seinen eigenen Gesang zu wilderer Begeisterung hingerissen, rauschte der Jongleur mit der Hand über die Saiten und stimmte einen Gesang an, der bewundernswert

das Gemälde bezeichnete, das seine in rohen, aber lebendigen und muntern Knittelversen sich bewegenden Worte zu schildern strebten.

Der Marsch der großen Compagnie.

Tira, tirala — Trompeten und Trommeln —
 Hell im Glanz über'n Kranz der Berge sie kommen!
 Deutsche und Hunnen, von den Inseln auch, die
 Den Franzmann geschlagen bei Gressie.
 Wo die Rose die Farbe tauscht mit der fleur de lis;
 Mit Römern, Lombarden, Piemontesen,
 Und die an südlichen Seen heimisch gewesen.
 Tira, tirala — und schon näher herbei
 Zieh'n sie munter bergunter, Reih an Reih,
 Eine Wolke vom Wolke drängt hintendrein;
 Geschlossen, geordnet ziehn sie mit Schnelle
 Wie der Gang, wie der Drang einer Meereswelle.
 Auf mit den Thoren! heraus mit dem Gold!
 Das Lösgeld her, wenn Ihr Leben bleiben wollt!
 Weh, Bürger Euch, weh! es fährt sie an
 Der tapferste Arm, der klügste Mann,
 Mit dem schneeweißen Kreuz auf der rothen Tracht;
 Mit des Adlers Aug, mit des Löwen Macht,
 Dem Hoß und Zelt gilt statt höfischer Pracht.
 Fürst und Geißel des Landes ist er
 Der Ritter, der die Compagnie führt daher.
 Hurrah — hurrah — hurrah!
 Hurrah dem Heer und dem, der es führt!
 Hurrah dem Schwert, das das Gold ausspürt!
 Hurrah — hurrah — hurrah!
 Hurrah den Lanzen der Freien!

Da der volle Chor dieser verzweifelten Compagniegenossen jauchzend einfiel und von allen Seiten, nah und fern, der wohlbekannte Schlußreim von all den weiter abstehenden Gruppen und Nachzüglern, deren Ohr die Worte erreichten, wiederholt ward, so war die Wirkung dieses trotzigen und festen Gesanges unbeschreiblich. Unmöglich war es, nicht die ganz eigene Stimmung mitzuempfinden, welche dies kühne Leben seinen kühnen Jüngern mittheilte, und selbst der tapfere und hochherzige Ritter, der es mit anhörte, mußte sich über einer unwillkürlichen Anwandlung von Mitgefühl und Wohlgefallen tadeln.

Mit einiger Ungeduld und Gereiztheit wandte er sich zu seinem Begleiter, der auch in den Chor eingefallen war, und sagte: „Herr — für das Ohr eines italischen Edelmanns, der die Leiden seines Vaterlandes kennt, ist dies kein willkommenes Lied. Ich bitte Euch, ziehen wir weiter!“

„Ich bitte Euch ergebenst um Verzeihung, Signor,“ sagte der Freicompagnie-Mann, „aber wahrhaftig, so anziehend ist das Leben, das man bei der Freicompagnie führt, unter Fra Moreale, daß wir manchmal vergessen die —; aber verzeiht mir, wir wollen weiter.“

In wenigen Augenblicken, nachdem man einen kleinen Wall überschritten, befand sich die Schaar in einem Quartier, das wirklich auf eine gar sehr verschiedene Art belebt war. Lange Reihen Bewaffneter waren zu beiden Seiten des Weges aufgestellt, der zu einem großen Hauptzelt führte, auf einem kleinen Hügel und eine blaue Fahne darüber flatternd. Auf diesem Weg zogen bewaffnete Soldaten auf und ab, in großer Ordnung, aber mit dem Ausdruck des Vergnügens und der Selbstgefälligkeit in ihren schwärzlichen Gesichtern. Einige, die sich in das Zelt begaben, trugen Päckchen und Ballen auf den Schultern, die davon Herkommenden schienen ihrer Bürden los geworden zu seyn; aber sie öffneten jeden Augenblick ungeduldig die Hand und schienen einmal über das andere das darin enthaltene Geld zu zählen.

Der Ritter sah seinen Begleiter fragend an.

„Das ist das Zelt der Kaufleute,“ sagte der Hauptmann, „sie haben freien Zutritt in das Lager und ihr Eigenthum und ihre Person werden streng respektirt. Sie kaufen den Antheil jedes Soldaten an der Beute zu billigen Preisen und beide Theile sind mit dem Handel wohl zufrieden.“

„So scheint es also, daß eine Art von Gerechtigkeit im Groben unter Euch beobachtet wird,“ sagte der Ritter.

Im Groben! Diavolo! Keine Stadt ist in Italien, die nicht froh wäre an einer solchen Gerechtigkeit und an so unparteiischen Gesetzen. Dort stehen die Zelte der Richter, die bestellt sind, alles Unrecht von Soldaten gegen Soldaten zu untersuchen. Zur Rechten das Zelt mit der goldenen Kugel hat der Schatzmeister inne. Fra Moreale bleibt nicht im Rückstand gegen seine Soldaten. Im Innern ist Alles wie die Räder einer Maschine; aber die Maschine selbst, ich gesteh es, verursacht nach außen Unordnung genug.“

Wirklich hatte durch solche Mittel der Johanniter die bestgerüstete und bestbefriedigte Streitmacht in ganz Italien zusammengebracht. Jeder Tag führte ihm Rekruten zu. Von nichts sprach man unter den Söldnern Italiens, als von den Reichthümern, die man in seinem Dienst gewinne, und jeder Krieger im Sold einer

Republik oder eines Tyrannen seufzte nach der gefesselten Fahne von Fra Moreale. Schon hatten übertriebene Erzählungen von den in den Reihen der großen Compagnie zu gewinnenden Schätzen die Alpen überschritten; und eben jetzt erblickte der Ritter, tiefer eindringend in das Lager, auf manchem Zelt die stolzen Paniere und den Wappenprunk des deutschen Adels und französischer Ritterschaft.

„Ihr seht,“ sagte der Hauptmann, auf diese Zeichen hindeutend, „wir sind nicht ohne Unterschied der Stände in unserer bunten Stadt. Und während wir sprechen, eilt mancher goldene Sporn vom Norden hieher.“

Alles war in dem Quartier, das sie jetzt betraten, still und feierlich; nur von fern her kam das verworrene Geseumme oder das plötzliche Geschrei des Völkergewimmels draußen, durch die Entfernung zu einem nicht ungefälligen Ton gemildert. Ein Soldat, der zufällig ihnen begegnete, schlüpfte schweigend und verstohlener Weise in ein naheß Zelt und schien ihre Erscheinung kaum zu beachten.

„Seht, wir sind vor dem Zelt des Generals,“ sagte der Hauptmann.

Mit Purpur und Gold ausgeschmückt, lag das Zelt Montreals ein wenig abseits von den übrigen. Ein Seitenbach des Stroms, über den sie gekommen, murmelte anmuthig ins Ohr, und eine große, die Aeste weit ausbreitende Buche warf ihren Schatten über die prächtige Residenz.

Indeß seine Truppe außen wartete, ward der Ritter sofort zu dem gefürchteten Abenteurer geführt.

Zweites Kapitel.

Abrian zum zweitemal Montreals Gast.

Montreal saß oben an einem Tisch, umgeben von Männern theils bürgerlichen, theils kriegerischen Standes, die er seine Rätthe nannte und mit welchen er, wie es schien, alle seine Plane berieth. Diese Männer, aus verschiedenen Staaten gezogen, waren aufs Genaueste mit den innern Angelegenheiten der Staaten, welchen sie angehörten, vertraut. Sie konnten bis aufs Kleinste hinaus die Streitmacht eines Herrn, den Reichthum eines Kaufmanns, die

Macht des Böbels angeben. Und so präsidirte Montreal in seinem zügellosen Feldlager eben so gut als Staatsmann, wie als General. Solche Kenntnisse waren für das Oberhaupt der großen Compagnie unschätzbar. Sie setzten ihn in Stand, genau die rechte Zeit des Angriffs auf einen Feind zu berechnen, so wie die Summe, die man für Einstellung der Feindseligkeiten verlangen konnte. Er wußte, mit welchen Parteien zu unterhandeln war, wo man trogen konnte, wie man nachgeben mußte. Und gewöhnlich traf es sich, daß in Folge einer geheimen Intrigue das Erscheinen von Montreals Banner vor einer Stadt das Zeichen zu einem Aufstand oder einem Tumult innen war. Vielleicht förderte er auf solche Weise auch noch weitere politische neben seinen nächsten Zwecken.

Der Divan war in voller Berathung, als ein Offizier eintrat und Montreal einige Worte ins Ohr flüsterte. Seine Augen glänzten. „Laßt ihn ein!“ sagte er hastig. „Meine Herren,“ setzte er, sich die Hände reibend, gegen seine Rätthe gewandt, hinzu: „Ich denke, unser Netz hat unsern Vogel gefangen. Laßt uns sehen!“

„In diesem Augenblick ward der Vorhang gelüftet und Adrian eingelassen.“

„Wie!“ murmelte Montreal, die Farbe wechselnd und mit unverkennbarem Verdruß, „muß ich immer auf solche Weise getäuscht werden?“

„Herr Walter von Montreal,“ sagte der Gefangene, „ich bin wieder Euer Gast — in diesen verwandelten Zügen erkennt Ihr vielleicht kaum mehr Adrian di Castello.“

„Verzeiht mir, edler Signor,“ sagte Montreal, mit großer Höflichkeit sich erhebend, „das Mißverständniß meiner Diener störte einen Augenblick mein Gedächtniß; ich freue mich, wieder eine Hand zu drücken, die, seit wir das leztmal schieden, so viel Vorbeern gewonnen hat. Euer Ruhm ist meinem Ohr eine angenehme Musik gewesen. Heda!“ fuhr der Häuptling, in die Hände klatschend, fort, „sorgt diesem edeln Ritter und seiner Begleitung für Erfrischungen und Ruhe. Herr Adrian, ich bin gleich bei Euch!“

Adrian entfernte sich. Montreal schritt, seiner Rätthe ganz vergessend, mit hastigen Schritten im Zelt auf und ab — und dann forderte er den Offizier, der Adrian hereingeführt hatte, zu sich und fragte: „Graf Landau hält noch den Paß besetzt?“

„Ja, General!“

„So reite denn schnell zurück. Der Hinterhalt muß bei

Einbruch der Nacht auf den Beinen bleiben. Wir haben den falschen Fuchs erwischt.“

Der Offizier ging weg und bald nachher hob Montreal die Versammlung auf. Er begab sich zu Adrian, der in ein Zelt neben dem seinigen logirt war.

„Mein Herr,“ sagte Montreal, „es ist wahr, meine Leute hatten Befehl, Jeden anzuhalten auf der Straße nach Florenz. Ich bin im Krieg begriffen mit dieser Stadt. Aber ich erwartete einen ganz andern Gefangenen als Euch. Ich brauche nicht ausdrücklich zu sagen, daß Ihr und Eure Leute frei seyd.“

„Ich nehme die Höflichkeit an, edler Montreal, so offen, als sie erwiesen wird. Darf ich hoffen, sie später einmal zu erwiedern? Indes erlaubt mir, ohne Mißachtung, zu gestehen, daß, hätte ich die große Compagnie in dieser Gegend gewußt, ich meine Richtung geändert hätte. Ich hatte gehört, Eure Waffen seyen (nach meinem Sinn ein würdigerer Kampf!) gegen Malatesta, den Tyrannen von Rimini, gerichtet.

„So war es. Er war mein Feind, jetzt ist er mir tributpflichtig. Wir besiegten ihn. Er erkaufte seine Freiheit. Wir marschirten über Asciano nach Siena. Für sechszehntausend Goldgulden verschonten wir diese Stadt und hängen jetzt wie eine Wetterwolke über Florenz, das seine ärmliche Hülfe zum Beistand an Rimini zu schicken wagte. Unsere Märsche sind eilig und gewaltig, und unser Lager in dieser Ebene eben erst aufgeschlagen.“

„Ich höre, die große Compagnie ist verbündet mit Albornoß, und ihr General insgeheim ein Soldat der Kirche? Ist es so?“

„Ja — Albornoß und ich verstehen einander,“ versetzte Montreal nachlässig, „und um so mehr, als wir einen gemeinsamen Feind haben — den wir beide zu zermalmen schwuren, in Biskonti, Erzbischof von Mailand.“

„Biskonti, der mächtigste unter den italienischen Fürsten! daß er den Zorn der Kirche wohl verdient hat, weiß ich — und begreife leicht, daß Innocenz die Verzeihung zurückgenommen hat, welche die Intriguen des Erzbischofs von Clemens VI. auswirkten. Aber nicht eben so klar sehe ich ein, warum Montreal einen so grimmigen und mächtigen Feind gegen sich zu reizen begehrt?“

Montreal lächelte finster. „Kennt Ihr nicht,“ sagte er, „den ungeheuern Ehrgeiz dieses Biskonti? Beim heiligen Grab, er ist gerade der Feind, mit welchem meine Seele sich zu messen lüstet.“

Er hat einen Geist, würdig mit Montreal zu kämpfen. Ich habe mich zum Meister seiner geheimen Plane gemacht — sie sind riesenhaft! Mit Einem Wort — der Erzbischof beabsichtigt die Eroberung von ganz Italien. Sein ungeheurer Reichthum besticht die Feilen — seine finstere Arglist fängt die Leichtgläubigen — seine kühne Tapferkeit jagt die Schwachen in Angst. Alle Feinde demüthigt — alle Bundesgenossen unterjocht er. Das ist gerade der Fürst, dessen Fortschritte Walter von Montreal hemmen muß. Denn dies (flüsterte er, wie vor sich selbst hin) ist gerade der Fürst, der, wenn man der Ausbreitung seiner Macht keine Schranken setzt, Walter von Montreal seine Plane vereiteln, seine Kraft brechen wird.“

Adrian schwieg, und zum erstenmal durchzuckte seine Brust eine Ahnung von der wahren Beschaffenheit der Plane des Provenzalen.

„Aber gebt mir, edler Montreal,“ begann endlich der Colonna, „wenn, wie kein Zweifel ist, Ihr davon unterrichtet seyd, gebt mir die neuesten Nachrichten von meiner Vaterstadt. Ich bin ein Römer, und Rom ist immer in meinen Gedanken.“

„Und darf es wohl seyn,“ versetzte Montreal rasch. „Du weißt, daß Albornoz als Legat des Papstes das Heer der Kirche in die päpstlichen Lande führte. Er hatte Cola di Rienzi bei sich. Als er in Monte Fiascone ankam, eilten Schaaren von Römern aller Stände dahin, dem Tribun ihre Huldigung darzubringen. Der Legat ward über der Popularität seines Begleiters vergessen. Ob nun Albornoz eifersüchtig wurde — denn er ist stolz wie Lucifer — auf das Ansehen, das der Tribun genoß, oder ob er die Wiederherstellung von dessen Macht fürchtete, weiß ich nicht. Aber er hielt ihn in seinem Lager zurück und weigerte sich, trotz aller Bitten und Gesandtschaften der Römer, ihn nach Rom zu lassen. Arglistig jedoch erreichte er einen der Hauptzwecke bei Rienzi's Freilassung. Durch seine Vermittlung gewann er wieder förmlich die Unterwerfung Roms unter die Kirche, und durch seine Gegenwart füllte sich das päpstliche Lager mit römischen Rekruten. Bei dem Zug gegen Viterbo zeichnete sich Rienzi außerordentlich durch Thaten gegen den Tyrannen Johann di Vico aus. Ja, er focht wie Einer, der es verdiente, ein Genosse der großen Compagnie zu seyn. Dies verstärkte den Eifer der Römer, und die Stadt spie die Hälfte ihrer Einwohnerschaft aus, die sich bei dem kühnen Tribun einfanden. Auf die Bestürmungen dieser ehrenwerthen Bürger

(vielleicht dieselben Männer, welche früher ihren Liebling in St. Angelo einschlossen) antwortete der schlaue Legat nur dies: Waffnet Euch gegen Johann di Vico — besiegt die Tyrannen des Kirchenstaats — stellt das Erbe St. Peters wieder her, so soll Rienzi zum Senator ernannt werden und nach Rom zurückkehren. Diese Worte flößten den Römern einen solchen Eifer ein, daß sie dem Legaten willig ihre Hülfe liehen. Aquapendente, Bolzena ergaben sich, Johann di Vico ward halb durch Gewalt, halb durch Furcht zur Unterwerfung gebracht, und Gabrielli, der Tyran von Agobbio, ist seither unterlegen. Der Ruhm gehört dem Kardinal — aber das Verdienst Rienzi.“

„Und jetzt?“

„Albornoz behandelte fortwährend den Senator = Tribun sehr prächtig und mit schönen Worten, aber sprach nie ein Wort davon, ihn wieder in Rom einzusetzen. Müde dieser Ungewißheit, verließ, wie ich durch geheime Nachrichten erfahren, Rienzi das Lager und begab sich mit wenigen Begleitern nach Florenz, wo er Freunde hat, welche ihn mit Waffen und Geld versehen werden, um nach Rom zu ziehen.“

„Also! jetzt errathe ich,“ sagte Adrian mit halbem Lächeln, „für Wen ich genommen wurde!“

Montreal erröthete leicht. „Gut geschlossen!“ sagte er.

„In Rom inzwischen,“ fuhr der Provenzale fort, „in Rom war Euer würdiges Haus und das der Orsini zu der höchsten Gewalt erwählt worden; sie haderten unter sich und konnten sie nicht behaupten. Franzesko Baroncelli, ein neuer Demagog, ein niedriger Nachahmer Rienzi's, erhob sich auf den Trümmern des von den Edeln gebrochenen Friedens; errang den Titel eines Tribuns und trug die von seinem Vorfahren schon gebrauchten Abzeichen herum. Aber weniger klug als Rienzi, ergriff er die antipäpstliche Partei. So war der Legat in Stand gesetzt, den päpstlichen Demagogen gegen den Usurpator zu spielen. Baroncelli war ein schwacher Mann, seine Söhne verübten, das Beispiel der hochgeborenen Tyrannen von Padua und Mailand nachahmend, alle Ausschweifungen. Schändung von Jungfrauen, Entehrung von Matronen stach etwas arg ab gegen den feierlichen und majestätischen Anstand von Rienzi's Regiment; kurz, Baroncelli wurde vom Volk ermordet. Und wenn Ihr jetzt fragt, was in Rom herrscht, so antworte ich: die Hoffnung auf Rienzi!“

„Ein sonderbarer Mann und ein wechselndes Schicksal. Welches wird das Ende von beiden seyn!“

„Von jenem — jäher Mord, und von diesem — ewiger Ruhm,“ antwortete Montreal ruhig. „Nienzi wird wieder eingesetzt werden, dieser tapfere Phönix wird sich fliegend seinen Weg bahnen durch Sturm und Gewölk zu seinem eigenen Holzstoß; ich seh' es voraus, ich bedaure, ich bewundere ihn. — Und dann,“ setzte er hinzu, „sehe ich weiter!“

„Aber warum ahnt Ihr mit solcher Gewißheit, daß Nienzi, wenn er wieder eingesetzt wird, fallen muß?“

„Ist es nicht jedem Auge klar außer dem seinigen, das vom Ehrgeiz geblendet ist? Wie kann der Geist eines Sterblichen, wie erhaben er auch sey, dies höchst verdorbene Volk mit gelinden Mitteln beherrschen? Die Barone — Ihr kennt den unzählbaren Troß Furor römischen Standesgenossen — die Barone sind an den Mißbrauch gewöhnt und hassen Alles, was von weitem einem Gesetz gleicht; für einen Augenblick gedemüthigt, werden sie ihre Zeit erlauern und aufstehen. Das Volk wird ihn wieder im Stich lassen. Oder auch, durch die Erfahrung in einem Punkt gewißigt, wird der neue Senator einsehen, daß die Volksgunst eine laute Stimme, aber einen verkrüppelten Arm hat. Er wird sich, wie die römischen Barone, mit fremden Schwertern umgeben. Eine Abtheilung der großen Kompagnie wird seinen Hof bilden; sie werden Meister über ihn werden; sie zu bezahlen, muß er das Volk besteuern, dann ist das Idol um seine Heiligkeit. Keine italienische Hand kann diese harten Dämonen des Nordens beherrschen. Sie werden Meutereien anfangen und abfallen. Ein neuer Demagog wird sich an die Spitze des Volks stellen und Nienzi wird das Opfer werden. Merkt Euch meine Prophezeiung!“

„Und dann das Weitere, was Ihr voraus seht?“

„Gänzliches Versinken Roms — für lange, lange Zeiten; Gott erschafft nicht zwei Nienzi; oder,“ fuhr Montreal fort, „Eingießung eines neuen Lebens in den veralteten frankten Leib — Gründung einer neuen Dynastie. Wahrlich, wenn ich mich umsehe, so glaube ich, daß der Herr der Nationen die Erneuerung des Südens durch das Eindringen des Nordens beabsichtigt, und daß aus dem alten fränkischen und germanischen Stamm die Throne der kommenden Zeit werden erbaut werden.“

Wie Montreal so sprach, gestützt auf sein großes Schlachtschwert,

mit seinen schönen, heldenmäßigen Zügen, in ihrem freimüthigen, kühnen, furchtlosen Ausdruck, so verschieden von dem finstern, verschmigten Verstand, der die Gesichter des Südens bezeichnet, — beredt mit Enthusiasmus und mit Nachdenken — da mochte er als ein nicht unwürdiger Stellvertreter des Geistes der nordischen Chevalerie erscheinen, wovon er sprach. Und Adrian vermeinte halb und halb einen von den alten Gothen, den Geißeln der westlichen Welt, vor sich zu sehen.

Ihr Gespräch ward hier durch den Ton einer Trompete unterbrochen, und sofort trat ein Offizier ein und meldete die Ankunft von florentinischen Gesandten.

„Ihr müßt mich wieder entschuldigen, edler Adrian,“ sagte Montreal, „und erlaubt mir, Euch wenigstens für heute Nacht als meinen Gast zu betrachten. Hier könnt Ihr sicher rasten, und wenn Ihr abreist, sollen Euch meine Leute bis an die Grenzen des Gebietes begleiten, wohin Ihr zu gehen beabsichtigt.“

Adrian, nicht abgeneigt, von einem so berühmten Mann Weiteres zu erfahren, nahm die Einladung an.

Allein zurückbleibend lehnte er das Haupt in die Hand, und verlor sich bald in tiefem Nachsinnen.

Drittes Kapitel.

Treue und unglückliche Liebe. — Der Ehrgeiz überlebt die Gefühle des Herzens.

Seit der schrecklichen Stunde, wo Adrian Colonna die leblose Gestalt seiner angebeteten Irene geschaut, hatte der junge Römer die gewöhnlichen wechselnden Schicksale eines wandernden, abenteuernden Lebens in jenen regsamen Zeiten durchgemacht. Sein Vaterland glaubte er nicht mehr zu lieben. Schon sein Stand schloß ihn von der Stelle aus, welche bei der Herstellung der Freiheit Roms einzunehmen er einst getrachtet hatte; und er empfand, daß, wenn je eine solche Revolution durchgesetzt werden könnte, dies einem Mann vorbehalten bleiben müsse, für dessen Geburt und Wesen das Volk Sympathie und Verwandtschaft hätte, und der seine Hand zu ihren Gunsten erheben könnte, ohne der Apostat an seinem Stand, der Richter seines Hauses zu werden. Er war an verschiedene Höfe gereist, und hatte auf mehreren Schlachtfeldern mit Ruhm gedient. Geliebt und geehrt, wo er auch nur für kurze Zeit seine

Heimath aufschlug — hatte er doch durch keinen Wechsel der Umgebung seiner Schwermuth sich entschlagen — keine neuen Bande hatten das Andenken an die Verlorene verdrängt. In jenem Zeitalter leidenschaftlicher poetischer Schwärmerei, welche durch Petrarca mehr vertreten als hervorgerufen wurde, fing die Liebe schon an einen zarteren und heiligeren Charakter, als man bisher gekannt hatte, anzunehmen — sie hatte allmählig den göttlichen Geist eingesogen, welchen sie vom Christenthum entlehnt und der ihren irdischen Kummer mit den Gesichten und Hoffnungen des Himmels verknüpft. Dem, der sich auf die Unsterblichkeit verläßt, ist Treue bis zum Tod leicht, weil der Tod die Hoffnung nicht auslöschen kann, und die Seele des Trauernden weilt schon halb in der künftigen Welt. In einer Zeit, die an einem künftigen Leben verzweifelt, wo man sich den Tod als eine ewige Trennung denkt — da mögen die Menschen wohl trauern um die Todten, aber auch eilen, sich wieder mit dem Leben auszuföhnen. Denn wahr ist der alte Satz, daß es keine Liebe gibt ohne Hoffnung. Und alle jene schwärmerische Vergötterung, welche der Einsiedler von Baucluse für Laura fühlte oder erdichtete, fand ihren Tempel in dem trostlosen Herzen Adrian Colonna's. Es war im eigentlichsten Sinne der Liebende seiner Zeit! Oft wenn er auf seiner Pilgerfahrt von Land zu Land an den Mauern eines stillen einsamen Klosters vorbeikam, dachte er ernstlich nach über die feierlichen Gelübde, und faßte in seinem Innern den Entschluß, daß das Kloster wenigstens die Zuflucht seiner reiferen Jahre seyn sollte. Eine Abwesenheit von fünf Jahren hatte jedoch einigermaßen die verdunkelte und erschütterte Liebe zu seinem Vaterland wieder belebt, und er fühlte ein Verlangen, die Stadt wieder zu sehen, wo er Jrenen zuerst erblickte. „Vielleicht,“ dachte er, „hat die Zeit manche unvorhergesehene Ereignisse herbeigeführt, und ich kann doch noch zur Wiederherstellung meines Vaterlandes beitragen.“ Aber mit diesem Ueberrest von Patriotismus war kein Zusatz von Ehrgeiz verbunden.

Auf dieser heißen Bühne des Handelns, wo der Wunsch nach Macht jede Brust zu durchzucken schien, und Italien für Tausende von kräftigen Armen und unternehmenden Geistern das Eldorado des Reichthums oder das Utopien der Herrschaft geworden war, blieb wenigstens Ein Herz, welches die wahre Philosophie des Einsiedlers empfand. Adrians Natur, obgleich männlich und tapfer, war auf eigenthümliche Weise durchdrungen von jener feineren Stimmung,

welche vor roher Berührung zurückbebt und für welche eine gebildete wissenschaftliche Muße der höchste Genuß ist. Seine Erziehung, seine Erfahrung und sein Geist hatten ihn weit über seine Zeit gestellt, und er betrachtete mit tiefer Verachtung die plumpen Niederträchtigkeiten und elenden Tücke, durch welche sich italienischer Ehrgeiz den Weg zur Macht bahnte. Die Erhebung und der Fall Rienzi's, der, was auch seine Fehler seyn mochten, wenigstens der reinste und ehrenwertheste unter den Regenten jener Zeit war, welche sich selbst zur Macht aufgeschwungen, hatte dazu beigetragen, ihn auch an dem Erfolg edler Bestrebungen verzweifeln zu machen, wie er vor selbstüchtigen Planen Scheue trug. Und die träumerische Schwermuth, die Folge seiner unseligen Liebe, entfremdete ihn noch mehr den gewöhnlichen, schaalen Bestrebungen der Welt. Sein Charakter war erfüllt von Schönheit und Poesie — und das nur um so mehr, als er für seine Empfindungen keine Ergießung hatte in den eigentlichen Erzeugnissen eines Dichters! In seinem Innern eingeschlossen verbreiteten sich diese Gefühle über alle seine Gedanken und färbten seine ganze Seele. Zuweilen, in der seligen Zerstreung seiner Träume, malte er sich selbst das Loos aus, das er hätte finden können, wenn Irene am Leben geblieben wäre, wenn das Schicksal sie vereinigt hätte — fern von dem stürmischen, gemeinen Gelärme Roms — in einer noch unbefleckten Einsamkeit des schönen italienischen Bodens. Vor seinen Augen stieg auf die anmuthige Landschaft — das Schloß am Ufer des wellenlosen See's — die Weingärten im Thal — die dunkeln, auf dem Hügel wogenden Wälder — und diese Heimath der Sammelplatz und Zufluchtsort alles Gefangs und aller Liebe von Italien, erleuchtet von „dem Aufstrahlen des himmlischen Lächelns,“ das ein geliebtes Antlitz zum Paradies macht. Oft, durch solche Träume in völlige Vergessenheit seines Verlusts versenkt, fuhr der junge Wanderer aus seiner eingebildeten Seligkeit auf, und sah um sich die einsame, wüste Straße — oder die Zelte des Kriegs im Mondschein — oder, schlimmer als Alles, das Gewimmel und die Feste fremder Höfe.

Nochten etwa jetzt solche Träume für einen Augenblick, vielleicht heraufbeschworen durch den Namen von Irenens Bruder, der nie in sein Ohr klang, ohne tausend Erinnerungen zu wecken, dem Nachdenken des jungen Colonna sich aufdrängen — er blieb gedankenvoll und in sich gekehrt, bis er aufgestört ward durch seinen

eigenen Knappen, welcher, von Montreals Dienern begleitet, sein einsames aber reichliches Mahl auftrug. Flaschen des edelsten Florentiner Weins — Gerichte, mit all der Kunst zubereitet, welche, ach! jetzt Italien verloren hat — Pokale und Teller von Gold und Silber, verschwenderisch mit ausländischen Edelsteinen besetzt — bezeugten die fürstliche Pracht, welche im Lager der großen Compagnie herrschte. Aber Adrian sah in allem nur die Plünderung seines entwürdigten Vaterlandes, und empfand diesen Glanz beinah wie einen Hohn. Sein einsames Mahl war bald beendet; er wurde der Einförmigkeit seines Zelts überdrüssig; und gelockt von der frischen Luft des herabsinkenden Abends wandelte er nachlässig hinaus. Er hielt sich an der Seite des Baches, der schlangengleich und glänzend an Montreals Zelt sich vorbei wand, und als er eine etwas entlegene und von den kriegerischen Wohnungen gesonderte Stelle fand, warf er sich am Rand des Wassers nieder.

Die letzten Strahlen der Sonne zitterten auf der Welle, welche musikalisch über ihr steiniges Bett hintanzte, und unter einem kleinen Hag auf dem gegenüberliegenden Ufer brach der kurze, abgebrochene Gesang der kühneren Bewohner des purpurnen Himmels hervor, welche das Getöse des Lagers nicht aus ihrer grünen Behausung verschreckt hatte. Die Wolken lagen regungslos im Westen, in jenem tiefen und satten Blau, das man nur über Landschaften sieht, wie ein Claude oder Rosa sie zu malen liebten; und dämmernde köstliche Rosenfarben umschwebten die grauen Gipfel der fernen Apenninen. Von fern wogte das Geseumme des Lagers, unterbrochen von dem Wiehern zurückkehrender Rosse — mitunter von dem Dröhnen eines einzelnen Hüfthorns — und in regelmäßigen Pausen durch den waffenschweren Tritt der nahen Schildwache. Und gegenüber von dem Hag, auf der linken Seite, auf einer Anhöhe, bedeckt von Schilf, Moos und schwankendem Gesträuch, lagen die Ruinen einer alten etruscischen Mauer oder eines Baues, dessen Namen verschollen, dessen Gebrauch unbekannt war.

Die Umgebung, welche vor Adrians Blicken lag, war so friedlich und anmuthig, daß man sich fast unmöglich vorstellen konnte: hier sey eben jetzt der Aufenthaltsort troziger Räuberbanden, in deren Meisten die menschliche Seele sogar in Thierheit untergegangen war, und für welche Mord und Raub die gewöhnliche Beschäftigung des Lebens ausmachte.

Noch in seinen Träumereien versunken, und gedankenlos Steine

in den plätschernden Bach hinabwerfend, ward jetzt Adrian durch den Laut von Schritten aufgeschreckt.

„Ein schöner Platz, um der Laute und den Balladen der Provence zuzuhören,“ sagte die Stimme Montreals, und der Johanner streckte sich zur Seite des jungen Colonna auf den Rasen nieder.

„So habt Ihr also noch immer Eure alte Liebe zu Euern Nationalliedern?“ sagte Adrian.

„Ja, ich habe noch nicht meine ganze Jugend überlebt,“ versetzte Montreal mit einem leisen Seufzer. „Aber wie dem auch sey, die Weisen, welche einst meine Einbildungskraft ergößten, gehen mir jetzt zu nah ans Herz. Und so, obgleich ich noch jeden Jongleur und Minstrel willkommen heiße, lasse ich mir doch von ihnen ihre neuesten Produkte singen. Ich wünsche nicht, je wieder die Poesie zu hören, die ich hörte als ich jung war!“

„Verzeiht mir,“ sagte Adrian mit großer Wärme, „gar zu gern hätte ich mir erlaubt — aber eine geheime Besorgniß hielt mich bisher zurück — gar zu gern hätte ich mir erlaubt, Euch nach der liebenswürdigen Dame zu fragen, mit der wir vor sieben Jahren dem Mond zusahen, der über den würzigen Drangenhainen und rosigem Wassern von Terracina schwebte.“

Montreal wandte sein Antlitz weg; er legte seine Hand auf Adrians Arm und flüsterte mit tiefer, dumpfer Stimme, „ich bin jetzt allein!“

Adrian drückte stumm seine Hand. Er fühlte sich nicht wenig überrascht durch die plötzliche Kunde vom Tod eines so zarten, liebenswürdigen und unglücklichen Wesens.

„Die Gelübde meines Ritterordens,“ fuhr Montreal fort, „welche Adelinen von den Rechten meiner Gemahlin ausschloßen — die Schmach ihres Hauses — der zornige Schmerz ihrer Mutter — die wilden Wechsel meines so vielen Gefahren ausgesetzten Lebens — der Verlust ihres Sohns — Alles nagte in der Stille an ihrem Leben. Sie starb nicht — (sterben ist ein zu raues Wort!) — sondern sie sank hin und entschwebte in den Himmel. Wie an einem Sommermorgen ein sanfter Traum Einen durchzückt, und immer undeutlicher wird, bis er ganz gleichsam in Licht sich erbleichend auflöst und wir erwachen — so erbleichte Adelinens Scheidender Geist, bis ihm das Tageslicht Gottes anbrach.“ Montreal hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort — „diese Gedanken machen oft

auch die kühnsten von uns schwach, und wir Provençalen sind närrische Leute in diesen Dingen. Gott weiß! sie war mir sehr theuer!"

Der Ritter neigte sein Haupt und bekreuzte sich andächtig, seine Lippen murmelten ein Gebet. So sonderbar dies auch unserem aufgeklärteren Zeitalter erscheinen mag — ein so kriegerisches Gewand trug damals die Moralität, daß dieser Mann, auf dessen Wort Städte eingeäschert worden und Ströme Bluts geflossen waren, weder nach seinem eigenen Bewußtseyn, noch nach dem Urtheil der Mehrheit seiner Zeitgenossen ein Verbrecher war. Sein Orden, halb mönchisch, halb ritterlich, war das Bild seines eigenen Charakters. Er trat die Menschen nieder, aber er demüthigte sich vor Gott, und all seine Bekanntschaft mit dem verfeinerten Scepticismus Italiens hatte den einfachen und rohen Glauben des kühnen Provençalen nicht erschüttert. Weit entfernt, einen Mangel an Uebereinstimmung zwischen seinem Gewerbe und seinem Glauben zu ahnen, hielt er, als ein ächter Normanne, denjenigen für keinen wahren Ritter, der nicht eben so andächtig war gegen das Kreuz als schonungslos mit dem Schwert.

„Und Ihr habt kein Kind, außer dem Einen, das Ihr verlovet?“ fragte Adrian, als er Montreals gewöhnliche Fassung wiedersehen sah.

„Keines!“ versetzte Montreal, und seine Stirne verdunkelte sich wieder. „Kein liebeentsproßner Erbe wird mir nachfolgen im Besitz der Macht, die ich noch zu gründen hoffe. Nimmer auf Erden werde ich im Antlitz ihres Kindes das Abbild Abelinens sehen! Doch, in Avignon sah ich einen Knaben, den ich gern den meinigen genannt hätte — denn mich dünkte, sie müßte ihm ihre Seele in seine Augen geschaut haben, so sehr glichen sie ihr. Nun, nun; der Provence-Baum hat noch andere Zweige, und ein noch ungeborner Nefse muß werden — Was? — das haben die Sterne noch nicht entschieden! Aber der Ehrgeiz ist jetzt das Einzige, was mir in der Welt noch zu lieben übrig bleibt.“

„So verschieden wirkt dasselbe Unglück auf verschiedene Charaktere,“ dachte der Colonna. „Mir verloren die Kronen ihren Werth, als ich nicht mehr davon träumen konnte, sie trennen auf die Stirn zu setzen!“

Die Aehnlichkeit ihres Geschicks jedoch zog Adrian mächtig zu seinem Wirth hin, und die beiden Ritter unterhielten sich freundschaftlicher und rückhaltsloser miteinander, als sie bisher gethan.

Zulezt sagte Montreal: „Beiläufig, ich habe noch nicht nach Eurem Vorhaben gefragt.“

„Ich habe die Absicht nach Rom zu gehen,“ sagte Adrian, „und die von Euch gehörten Nachrichten treiben mich noch stärker dahin. Wenn Rienzi zurückkehrt, kann ich vielleicht mit Erfolg die Rolle des Vermittlers zwischen dem Tribun-Senator und den Edeln übernehmen; und wenn ich meinen Vetter, den jungen Stephanello, jetzt das Haupt unseres Hauses, billiger und vernünftiger finde als seine Väter, so verzweifle ich nicht daran, die minder mächtigen Barone zu versöhnen. Rom bedarf der Ruhe; und wer auch regiert, wenn er nur mit Gerechtigkeit regiert, muß von den Fürsten und Plebejern unterstützt werden.“

Montreal hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und murmelte dann vor sich hin. „Nein, es kann nicht seyn!“ Er sann eine kleine Weile nach, die Stirne mit der Hand bedeckend, eh er laut sagte: „Nach Rom wollt Ihr. Gut, wir werden uns bald unter seinen Trümmern begegnen. Wißt, im Vorbeigehen gesagt, daß mein Vorhaben hier schon erreicht ist; diese florentinischen Kaufleute haben in meine Bedingungen gewilligt; sie haben Frieden auf zwei Jahre erkauft; morgen bricht das Lager auf und die große Compagnie marschirt in die Lombardei — da, wenn meine Pläne gelingen und die Venetianer mir meinen Lohn zahlen, vereinige ich die Bursche (unter Landau, meinem Lieutenant) mit der Seestadt, trotz dem Biskonti, und bringe meinen Herbst in Ruhe unter den Festlichkeiten Roms zu.“

„Herr Walter von Montreal,“ sagte Adrian, „Eure Offenherzigkeit macht mich vielleicht vorlaut; aber wenn ich Euch, gleich einem feilschenden Krämer von dem Verkauf Eurer Freundschaft und Eures Friedens sprechen höre, so frage ich mich selbst: ist dies der große Johanniter, und haben die Leute ihn richtig beurtheilt, wenn sie versichern, die einzige Mackel an seinen Vorbern sey seine Habsucht?“

Montreal biß sich in die Lippe; dennoch antwortete er mit Ruhe: „Meine Offenherzigkeit hat sich selbst ihre Strafe herbeigezogen, Herr Adrian. Aber doch kann ich nicht einen so geehrten Gast mit einem Eindruck scheiden lassen, der, wie ich fühle, scheinbar, aber nicht gerecht ist. Nein, tapferer Colonna; das Gerücht tritt mir zu nahe. Ich schätze das Gold, denn Gold ist das Baumaterial der Macht! Es füllt das Lager — es stürmt die Stadt —

es erkaufte den Markt — es erhebt den Palaſt — es gründet den Thron. Ich ſchätze das Gold — es iſt das unentbehrliche Mittel für meinen Zweck!“

„Und dieſer Zweck?“

„Iſt — einerlei welcher!“ ſagte der Ritter kalt. „Gehen wir in unſere Zelte, der Thau fällt häufig und die mal' aria weht über dieſe unbewohnten Strecken.“

Das Paar erhob ſich, aber gefeſſelt von der Schönheit der Stunde zögerten ſie noch einen Augenblick bei dem Bach. Die früheſten Sterne ſchienen über ſeine krauſen Wellen, und ein köſtliches Lüſtchen ſäuſelte ſanft in dem glänzenden Laubwerk.

„Durch ein ſolches Anſchauen,“ ſagte Montreal ſanft, „kehren wir die alte Fabel der Poeten von der Meduſa um, und ſchauen und träumen uns aus dem Stein heraus. Vor einer kleinen Weile vergoldete noch das Sonnenlicht die Welle — jetzt ſchimmert dieſe eben ſo hell und gleitet eben ſo munter dahin unter den Sternen; ſo rollt auch der Strom der Zeit dahin, Eine Beleuchtung folgt der andern, eben ſo willkommen — eben ſo erhellend — eben ſo verſchwindend. Ihr ſeht, die Poeſie der Provence lebt noch unter meinem Harniſch.“

Abrian ſuchte frühe die Ruhe; lang aber hielten ihn noch ſeine eigenen Gedanken wach, ſo wie die Töne lauter Fröhlichkeit, die von Montreaus Zelt her erſchollen, wo der Anführer die Hauptleute ſeiner Bande bewirthete — ein Gelag, von welchem er aus Zartgefühl den römischen Edeln ausgeſchloſſen hatte; und kaum war er in einen unruhigen Schlummer verfallen, als noch mißtönendere Laute wieder ſeine Ruhe ſtörten. Mit der früheſten Dämmerung war das weitgedehnte Lager in Bewegung; das Schnurren des Seilwerks, das Trappen der Männer, die lauten Befehle und noch lauterer Flüche, das langſame Rollen der Bagagewagen und das Klirren der Waffenschmiede verkündigten den Ausbruch des Lagers und den bevorſtehenden Weiterzug der großen Compagnie.

Noch ehe Abrian angekleidet war, trat Montreal in ſein Zelt.

„Ich habe hundert Lanzen beſtellt,“ ſagte er, „unter einem zuverlässigen Anführer, um Euch, edler Abrian, an die Grenzen der Romagna zu geleiten; ſie warten auf Euern Wink. In einer Stunde breche ich auf; die Vorhut iſt ſchon in Bewegung.“

Abrian hätte gern das angebotene Geleite ausgeſchlagen, aber er ſah ein, daß dies nur den Stolz des Feldhauptmanns kränken

würde, der sich bald entfernte. Hastig legte Adrian seine Waffen an — die frische Morgenluft und die heitere Sonne, welche prächtig über die Berge sich erhob, belebten neu seine ermüdeten Geister. Er begab sich nach Montreals Zelt und fand ihn allein mit Schreibzeug vor sich und ein triumphirendes Lächeln in seiner Miene.

„Das Glück überschüttete mich mit neuen Gunstbezeugungen!“ sagte er munter. „Gestern ersparten mir die Florentiner die Mühe einer Belagerung; und heute (erst seit ich Euch zuletzt sah, vor wenigen Minuten) kommt Euer neuer Senator von Rom in meine Gewalt.“

„Wie? haben Eure Banden Nienzi festgenommen?“

„Nicht so — noch besser! Der Tribun änderte seinen Plan und begab sich nach Perugia, wo meine Brüder sich jetzt aufhalten — suchte sie auf — sie versahen ihn mit Geld und hinreichender Mannschaft, um den Gefahren des Wegs zu trotzen und den römischen Baronen die Spitze bieten zu können. So schreibt mein guter Bruder Arimbaldo, ein Gelehrter, welchen der Tribun sicherlich glaubt mit alten Erzählungen von römischer Größe und gewaltigen Versprechungen von ehrenvoller Beförderung angeködert zu haben. Ich bin eben im Begriff, in der Eile meine Zufriedenheit mit der Uebereinkunft zu erkennen zu geben. Meine Brüder werden in Person den Senator-Tribun zu den Mauern des Capitols begleiten.“

„Noch sehe ich nicht ein, wie dies den Tribun in Eure Gewalt bringt.“

„Nicht! seine Soldaten sind meine Creaturen — seine Kame-raden meine Brüder — ich selbst sein Gläubiger? Laßt ihn denn Rom beherrschen — bald kommt die Zeit, wo der Viceregent weichen muß dem —“

„Anführer der großen Compagnie,“ unterbrach ihn Adrian mit einem Entsetzen, das der kühne Montreal, ganz mit dem unverhehlten Triumph über die Erfüllung seiner Pläne beschäftigt, nicht beachtete.

„Nein, Ritter von der Provence, schmähslich sind mir den heimischen Tyrannen erlegen; aber nie, hoffe ich, werden Römer so niederträchtig seyn, das Joch eines ausländischen Usurpators zu dulden.“

Montreal sah Adrian scharf an und lächelte finster.

„Ihr mißverstehet mich,“ sagte er, „und es wird Zeit genug für Euch seyn, den Brutus zu spielen, wenn ich mich zum Cäsar aufwerfe. Vor der Hand sind wir nur Wirth und Gast. Laßt uns den Gegenstand des Gesprächs wechseln.“

Dem ungeachtet erkältete diese letzte Unterhaltung beide für die kurze Zeit, wo die Ritter noch bei einander blieben, und sie schieden mit einer Förmlichkeit, welche schlecht mit ihrer freundschaftlichen Besprechung von der vorigen Nacht stimmte. Montreal fühlte, daß er sich unvorsichtig ausgesprochen; aber in seinem Charakter lag es nun einmal nicht, vorsichtig zu seyn, wenn er sich an der Spitze eines Heers und von der Fluth des Glücks emporgetragen sah; und im jetzigen Augenblick war er so voll Vertrauen auf das Gelingen seiner kerksten Entwürfe, daß er sich wenig darum kümmerte, Wen er beleidigte oder beunruhigte.

Langsam trat Adrian mit seiner seltsamen trohigen Begleitung seine Reise wieder an. Es ging eine steile Anhöhe von der Ebene hinan — und als er den Gipfel erreicht hatte, zeigte ihm die Krümmung der Straße das ganze Heer im Marsch begriffen; — die wehenden Fahnen — die in der Sonne blizenden Waffen, Zug auf Zug, wie ein Strom von Stahl, und die ganze Ebene starrend von dem in Bewegung gesezten reissigen Kriegszeug, während der feierliche Schritt der bewaffneten Tausende manchmal übertäubt und erstickt wurde von jauchzender kriegerischer Musik. Wie sie dahin-zogen erspähte Adrian endlich die stattlich hervorragende Gestalt Montreals, auf einem schwarzen Streitroß, sogar in dieser Entfernung noch ausgezeichnet, eben so sehr durch seinen stolzen Wuchs, als seine schimmernde Rüstung. So zog er dahin in der Pracht seines Heerzugs — in der Blüthe seiner Hoffnungen — das Haupt einer mächtigen Armee, der Schrecken Italiens — ein Held jetzt — in Zukunft vielleicht ein Monarch.

Drei kurze Monate später und sechs Fuß Erde genügten all dieser Größe!

Neuntes Buch.

Die Rückkehr.

Sobald man in Rom von seiner Ankunft hörte, machten die Römer große Zurüstungen, um ihn mit Jubel zu empfangen, Triumphbogen wurden errichtet u. s. w.

Leben Cola di Rienzi's. B. II. 17. Kap.

Erstes Kapitel.

Der Triumphzug.

Ganz Rom war in Bewegung! — Von St. Angelo bis zum Capitol waren Fensterbalkone und Dächer vom wimmelnden Tausenden besetzt. Nur hier und dort, in den unheimlichen Quartieren der Colonna, der Orsini und Savelli herrschte eine todgleiche Einsamkeit und eine traurige Düsternis. In diesen Festungen, denn das waren es eher als Straßen, hörte man nicht einmal den gewohnten Schritt der barbarischen Schildwachen. Die geschlossenen Thore — die verriegelten Fenster — das finstere Schweigen ringsum bezeugte die Abwesenheit der Barone. Sie hatten die Stadt verlassen, sobald sie mit Gewißheit die Annäherung Rienzi's erfahren hatten. In den Dörfern und Burgen der Campagna erwarteten sie, umgeben von ihren Söldlingen, die Stunde, wo das Volk, seines Idols müde, wieder diese trozigen Bilderstürmer selbst willkommen heißen würde.

Mit Ausnahme von diesen war ganz Rom in Bewegung! Triumphbogen mit Tüchern, gold- und silbergestickt, die sich an allen Hauptpunkten der Straßen erhoben, trugen Inschriften der Bewillkommnung und der Freude. An vielen Orten vertheilt standen Knaben und Mädchen mit Blumensträußen und Lorbeerfränzen.

Hoch über der versammelten Menge — von dem stolzen Thurm Hadrians — von den Thürmen des Capitols — von den Giebeln der geweihten Gebäude, welche die Namen der Apostel und Heiligen trugen — flatterten Banner, wie um einen Sieg zu feiern. Rom öffnete wieder ihre Arme, um ihren Tribun wieder zu empfangen.

Unter die Menge gemischt — durch seinen großen Mantel verhüllt — in dem Gedränge der Volksmassen verborgen — stand Adrian Colonna, dessen Person von den Meisten ohnehin vergessen war und den, in der Verwirrung des Augenblicks, Niemand beachtete. Er hatte seine Theilnahme an Jrenens Bruder nicht zu überwinden vermocht. Einsam stand er unter seinen Mitbürgern — der Einzige von dem stolzen Geschlecht der Colonna, der Zeuge war von dem Triumph des Volkslieblings.

„Es heißt, er sey im Kerker stark geworden,“ sagte Einer von den Umstehenden: „er war schwächig genug, als er bei Tagesanbruch aus der Kirche St. Angelo heraus kam.“

„Ja,“ sagte ein Anderer, ein kleiner Mann mit einem listigen, rastlosen Auge, „sie haben Recht; ich sah ihn von dem Legaten Abschied nehmen.“

Alle Augen richteten sich auf den Redenden; er wurde auf einmal eine Person von Wichtigkeit. „Ja,“ fuhr der kleine Mann mit stolzer, sich ein Ansehen gebender Miene fort, — „seht Ihr, sobald er Messere Brettone und Messere Arimbaldo, die Brüder des Fra Moreale, dazu vermocht hatte, ihn von Perugia nach Monte Fiascone zu begleiten, begab er sich plötzlich zu dem Legaten d'Albornoz, der unter freiem Himmel dastand, im Gespräch mit seinen Hauptleuten. Eine Menschenmasse folgte. Ich war auch darunter — und der Tribun nickte mir zu — ja, das that er! — und so trat er mit seinem Scharlachmantel und seiner Scharlachmütze vor den stolzen Cardinal hin mit einem noch größern Stolz. „Obgleich Euer Eminenz,“ sagte er, „mir weder Geld noch Waffen bewilligt, um den Gefahren der Straße zu trotzen und dem Hinterhalt der Barone zu begegnen, bin ich doch zur Abreise bereit. Zum Senator von Rom hat Seine Heiligkeit mich gemacht; der Sitte gemäß ersuche ich Eure Eminenz, mich sofort in dieser Würde zu bestätigen.“ Ich wollte nur Ihr hättet sehen können, wie der stolze Spanier glözte und roth ward und die Stirn runzelte; aber er biß sich in die Lippe und sagte wenig darauf.“

„Und bestätigte den Rienzi als Senator?“

„Ja, und segnete ihn und hieß ihn seines Weges ziehen.“

„Senator!“ sagte ein berber, aber grauhaariger Riese, mit verschränkten Armen — „mir gefällt ein Titel nicht, den ein Patri-
cier getragen hat. Ich fürchte, in dem neuen Titel vergift er den
alten!“

„Pfui, Cecco del Vecchio, Ihr waret immer ein Murrkopf!“
sagte der Tuchhändler, dessen Vertrieb durch die Festlichkeit nicht
wenig gewonnen hatte, „pfui! ich für meinen Theil glaube, Senator
ist ein weniger neugebackner Titel als Tribun. Ich hoffe, es wird
wenigstens Festivitäten genug geben, Rom ist lang so trübselig gewe-
sen. Pah! — eine schlimme Zeit für den Handel, bei meiner Seele!“

Der Handwerker grinste verächtlich. Er gehörte zu denjenigen,
welche zwischen den Mittel- und den arbeitenden Classen unterschie-
den, und er haßte einen Kaufmann so sehr wie einen Adligen.
„Der Tag dehnt sich,“ sagte der kleine Mann, „er muß jetzt bald
hier seyn. Des Senators Gemahlin und ihr ganzes Gefolge sind
ihm schon vor zwei Stunden entgegen gegangen.“

Raum waren diese Worte gesprochen, als die Volksmenge rechts
unruhig hin- und herwogte, und augenblicklich ritt ein Reiter hastig
durch die Straße. „Platz da — zurück! Platz! macht Platz für den
Erlauchten Senator von Rom!“

Das Volk ward still — dann entstand ein Gemurmel — dann
wieder eine Stille. Von Balkonen und Fenstern reckten alle Zu-
schauer den Hals. Von fern hörte man Pferdegestampf — den Ton
von Hörnern und Trompeten; dann sah man durch die ferne Krüm-
mung der Straßen die wallenden Fahnen glänzen, dann die Speere
blitzen — und dann brach die ganze Volksmenge wie mit einem
Mund in den Ruf aus: „Er kommt! Er kommt!“

Adrian drängte sich noch mehr in die Massen zurück, lehnte sich
an die Mauer eines Hauses und sah so dem herannahenden Pracht-
zuge zu.

Zuerst kam, je zu sechs und sechs, die Schaar römischer Reiter,
welche dem Senator entgegen gezogen waren; mit Olivenzweigen
in den Händen; jeder Abtheilung von hundert Mann wurden Banner
vorgetragen mit den Worten: Wiederkehr der Freiheit und des
Friedens. Als diese an der Gruppe vorüber kamen, unter welche
Adrian sich gemischt hatte, wurden alle bekannteren und beliebteren
Bürger des Reiterzugs mit lauten Beifallsrufen begrüßt. An der
Kleidung und Ausrüstung der Reiter erkannte Adrian, daß sie

hauptsächlich dem Handelsstand Roms angehörten — ein Menschenschlag, der, wie ihm wohl bekannt war, falls er sich nicht auffallend geändert hatte, die Freiheit nur vom Gesichtspunkt einer Handelspekulation werth schätzte. „Eine zuverlässige Stütze das!“ dachte der Colonna; — was wird jetzt kommen? In schimmernder Waffenrüstung folgten die deutschen Miethtruppen, gedungen durch das Gold der provencalischen Brüder, vorher im Solde des Malatesta von Rimini, an der Zahl zweihundertundfünfzig; — groß, finster, schweigend, wohldisciplinirt; — sie besahen sich das Volk halb mit der Miene barbarischen Stammens, halb mit übermüthiger Verachtung. Kein freundlicher Glückwunsch bewillkommte diese trotzigen Fremden; offenbar erkältete ihr Anblick die Versammelten nicht wenig.

„Schande!“ grollte Cecco del Vecchio ziemlich laut, „bedarf der Freund des Volks der Schwerter, welche einen Orsini oder Malatesta bewachen? Schande!“

Diesmal verwies keine Stimme den unzufriedenen Riesen zur Ruhe.

„Sein einziger wirklicher Schutz gegen die Barone,“ dachte Abrian, „wenn er sie richtig bezahlt. Aber ihre Zahl ist nicht hinreichend!“

Hierauf kamen zweihundert Fußsoldaten von Toscana mit den Harnischen und Waffen schwerer Soldaten — eine tapfere Compagnie, deren freudige Mienen und vertrauliches Wesen mit dem Volk zu sympathisiren schienen. Und wirklich war es auch so; es waren Toskaner und daher Freunde der Freiheit. Auch glaubten die Römer in ihnen natürliche und nothwendige Verbündete zu erkennen, und ein allgemeines Viva! erscholl für die tapfern Tuscier.

„Armselige Vertheidigung!“ dachte der scharfsichtigere Colonna. „Die Barone können sie schrecken und der Pöbel kann sie verführen.“

Jetzt kam eine Schaar Trompeter und Standartenträger — und jetzt ward der Schall der Musik überkäubt durch Jubelrufe, welche gleichzeitig in allen Quartieren der Stadt loszubrechen schienen; „Nienzi! Nienzi! — willkommen, willkommen! Freiheit und Nienzi! Nienzi und der gute Staat!“ Blumen regneten auf seinen Weg, Tücher und Fahnen flatterten von jedem Haus — Thränen rollten, ungesehen, wohl manche bärtige Wange herunter; Jung und Alt knieten neben einander mit erhobenen Händen und erflehten Segen auf das Haupt des Wiedergeschenkten. Da kam er herbei der Senator-Tribun — „der Phönix zu seinem Holzstoß!“

In Purpur gekleidet, der buchstäblich flammte von Gold, sein stolzes Haupt in der Sonne entblößt und auf den Sattelbogen sich niederbeugend, zog Nienzi langsam durch das Volksgewühl hin. In der Aufregung dieser Stunde waren auf seinem strahlenden Antlitz die Spuren von Krankheit und Sorge nicht sichtbar; die größere Fülle seiner Gestalt gab sogar seiner Haltung ein majestätischeres Ansehen. Hoffnung leuchtete aus seinem Auge — Triumph und Herrschaft thronten auf seiner Stirne. Das Volk konnte sich nicht halten — sie drängten sich herbei, einer nach dem andern, begierig einen Blick seines Auges zu erhaschen, den Saum seines Kleides zu berühren. Er selbst war tief ergriffen von ihrer Freude. Er machte Halt; mit stammelnden Worten versuchte er zu ihnen zu sprechen. „Ich bin entschädigt,“ sagte er — „entschädigt für Alles; — möge ich es erleben, Euch glücklich zu machen!“

Die Menge theilte sich wieder — der Senator zog weiter — wieder drängte sich das Gewühl heran. Hinter dem Tribun glaubten die Leute in der Aufregung ihrer Einbildungskraft die Göttin des alten Roms selbst ziehen zu sehen.

Auf einem Ross mit goldnem Geschirr — in schneeweißen Gewanden, mit Edelsteinen übersät, welche den Tag beschämten — kam die schöne königliche Nina. Die Erinnerung an ihren Stolz, ihre Prachtliebe — das Alles war in diesem Augenblick vergessen und sie wurde kaum weniger bewillkommt, kaum weniger vergöttert als ihr Gemahl. Und ihr Lächeln ganz strahlend von Freude — ihre Lippe zitternd von stolzer und erhabener Nüchternheit — nie hatte sie so wie geboren zur Liebe und zur Herrschaft ausgesehen; — eine Zenobia, die durch das prächtige Rom zog — nicht als Gefangene, sondern als Königin.

Aber nicht auf diese stattliche Gestalt heftete sich Adrians Blick — blaß, athemlos, zitternd hielt er sich an der Mauer, an welcher er stand. War es ein Traum? Waren die Todten wiederbelebt? Oder war es seine Geliebte — seine lebende Irene, deren sanfte und schwermüthige Holdseligkeit trüb an Nina's Seite glänzte — ein Stern neben dem Mond? Der Festzug verschwand vor seinen Augen — Alles wurde dämmernd und dunkel. Einen Augenblick war er ohne Besinnung. Als er wieder zu sich kam, fluthete das Volk dahin, vermischt und verschwommen in den großen der Procession folgenden Strom. Durch die wogende Menge erschaute er die anmuthvolle Gestalt Irenens, die dann wieder durch die heranbrängenden Standarten des Zugs seinem Auge entzogen wurde.

Sein Blut strömte vom Herzen durch alle Adern zurück. Er war wie ein Mann, der, jahrelang in einem furchtbaren Wahnsinn befangen, plötzlich zum Licht des Himmels erwacht.

Nur Ein Mann von dem gewaltigen Menschengewühle blieb unbeweglich bei Adrian zurück. Es war Cecco del Vecchio.

„Er sah mich nicht an,“ murmelte der Schmied vor sich hin. „Die alten Freunde sind jetzt vergessen. Nun gut — Cecco del Vecchio haßt noch immer die Tyrannen — gleichgültig wie ihr Name ist, oder wie freundlich und gefällig sie sich verkleiden. Er sah mich nicht an. Hm, Hm!“

Zweites Kapitel.

Die Masquerade.

Der scharfsinnige Leser hat bereits, ohne den ausdrücklich erzählenden Bericht des Verfassers, die Schicksale Rienzi's in der Zeit zwischen seiner Freisprechung in Avignon und seiner Rückkehr nach Rom errathen. Als der Eindruck, welchen Nina auf die bessere, sanftere Natur in Albornoß gemacht, nach und nach erlosch, begann er natürlich, wie alle tiefen Politiker jener Zeit hinsichtlich aller Menschen dachten, seinen Gast als eine Figur auf dem großen Schachbrett zu betrachten, die man von der Stelle rückte, verschob oder opferte, wie es dem verfolgten Plan am besten zusagte. Nachdem seine Absicht erreicht, das Kirchengelände wieder erobert, Johann di Vico unterworfen und der Demagoge Baroncelli gefallen und geopfert war, hielt es der Cardinal keineswegs für rätlich, den gewandten und ehrgeizigen Rienzi, und gar mit einer so hohen Würde, wieder in Rom einzusetzen. Vor dem kühnen Römer sank selbst sein starker Geist zusammen und er war gänzlich außer Stand, die Politik, welche der neue Senator annehmen würde, wenn er wieder Herr von Rom geworden, zu fassen oder zu berechnen. Ohne gerade die Absicht zu haben ihn zurückzuhalten, lehnte er es doch ab, zu seiner Wiedereinsetzung mitzuwirken. Und Rienzi sah sich somit nur eine kleine Strecke von Rom entfernt, aber ohne einen Soldaten Mannschaft, ihn gegen die Barone unterwegs zu schützen. Aber der Himmel hatte beschlossen, daß kein einzelner Mann, auch nicht der Begabteste und Mächtigste, dem Geschick Rienzi's in die Länge entgegenwirken oder es beherrschen sollte. Und vielleicht in

den glänzendsten Punkten seines Lebens nicht bewies er einen so gewandten und feinen Verstand als hier, wo er sich durch die Arglist des Kardinals seinen Weg bahnte. Er hatte sich nach Perugia begeben, und wie schon erzählt, durch Montreals Brüder Mannschaft und Geld zum Behuf seiner Rückkehr, sich zu verschaffen gewußt. Aber der Johanniter war gewaltig im Irrthum, wenn er sich einbildete, Rienzi durchschaue nicht ganz deutlich die gefährliche und verrätherische Natur des ihm so gewordenen Beistandes. Sein scharfes Auge erkannte auf Einen Blick die Absichten und den Charakter von Montreals Brüdern — er wußte, daß unter dem Schein ihm zu dienen, sie ihn beobachten wollten — daß, als Schuldner des umsichgreifenden, strebenden Montreal, und umgeben von den Truppen, welche seine Brüder führten, er mitten in einem Netz sich befand, das, wenn er es nicht zerriß, bald sein Glück und sein Leben in seinen verderblichen, tödtlichen Maschen verstricken würde. Aber voll Vertrauen auf die unversieglichen Hülfquellen seines Geistes, hegte er dennoch die getroste Hoffnung, diejenigen vielmehr zu seinen Puppen zu machen, welche sich einfallen ließen, er würde die ihrige seyn, und wenn die Herrschaft auf dem Spiele war, kümmerte er sich nicht, wie schlaue die Gegner seyn mochten, mit welchen er den Kampf aufzunehmen hatte.

Da er indessen mit all seinen offenen und edeln Eigenschaften eine tiefe Verstellungskunst verband, gab er sich die Miene, als ob er seinen provencalischen Verbündeten ein unbedingtes Vertrauen schenkte, und sein erster Akt beim Einzug im Capitolium nach dem Triumphzug war: Messere Arimbaldo und Brettone von Montreal mit den höchsten in seiner Gewalt stehenden Würden zu belohnen!

Hohe Feste waren in dieser Nacht in den Sälen des Capitols, aber theurer als all die Pracht des Tags war Rienzi das Lächeln seiner Nina. Ihre stolzen, bewundernden Augen, schwimmend in köstlichen Thränen, auf sein Antlitz geheftet, fühlte sie nur, daß sie wieder vereinigt waren, und daß die Stunden, mit wie herrlichem Glanz auch jetzt strahlend, dem Augenblick zueilten, wo, nach einer so traurigen und trüben Trennung sie einmal wieder allein seyn dürften!

Ganz anders waren die Gedanken Adrian Colonna's, wie er allein dasaß in dem traurigen Palast in dem noch trübseligeren Quartiere seines stolzen Geschlechts. Irene also lebte noch! — er war in einem seltsamen Irrthum befangen gewesen — sie war der

verheerenden Pest entgangen; und ein Etwas in der trüben Blässe ihrer zarten Züge am heutigen Triumphtag verscherte ihn, daß er nicht vergessen sey. Aber als nach dem ersten wilden, ausschweifenden Entzücken sich sein Gemüth allmählig wieder beruhigte, konnte er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: ob sie nicht immer noch zur Trennung verdammt seyen? Stephanello Colonna, der Enkel des alten Stephan und durch den Tod seines Vaters und Bruders das jugendliche Haupt dieses mächtigen Hauses, hatte bereits seine Fahne gegen den neuen Senator erhoben. Er hatte sich in der beinahe uneinnehmbaren Burg von Palästina befestigt, hatte all die Mannen seiner Familie um sich versammelt und seine zügellosen Soldaten verheerten jetzt weit und breit die benachbarten Ebenen.

Adrian sah voraus, daß der Verlauf weniger Tage schon den offenen Krieg zwischen den Colonna und dem Senator herbeiführen mußte. Konnte er gegen sein eigenes Blut Partei nehmen? Schon der Umstand seiner Liebe zu Irene mußte einen solchen Schritt noch mehr alles Anscheins uneigennütigen Patriotismus entkleiden und noch tiefer und unheilbarer seinen ritterlichen Ruf beflecken, wo nur immer die Sympathie seiner Standesgenossen mit der Sache der Colonna übereinstimmte. Dagegen war neben seiner Liebe zur Schwester des Senators auch seine eigene geheime Neigung und redliche Ueberzeugung auf der Seite des Mannes, der ihm allein von dem Wunsche beseelt und mit dem Geiste begabt schien, die Unordnungen seiner gesunkenen Stadt gut zu machen. Nach langem Nachsinnen entdeckte er keine andere ihm übrigbleibende Wahl, als dieselbe grausame Neutralität, wozu er sich früher verurtheilt gesehen; aber er beschloß wenigstens den Versuch zu machen. — wozu seine Geburt und sein Ruf ihm Befugniß und Ansehen gaben — die streitenden Parteien zu versöhnen. Um dies ins Werk zu setzen, mußte er, wie er wohl einsah, mit seinem stolzen Vetter den Anfang machen. Erfuhr man, daß er zuerst eine Zusammenkunft mit Rienzi gehabt — so schien es, als ob er mit Eröffnungen von Seiten des Senators beauftragt wäre — es war ihm wohl bekannt, daß, wenn auch Stephanello geneigt war, seinen Vorstellungen zu weichen, die ihn umgebenden übermüthigen und trohigen Barone sich nicht bequemen würden, auf die Sendung eines vom Volk Gewählten zu hören, und daß er, statt als Vermittler geehrt zu werden, als Verräther würde beargwöhnt werden. So entschloß er sich dann, am nächsten Tag nach Palästina zu reisen; aber (und sein Herz

schlug laut!) sollte es nicht möglich seyn, zuvor eine Unterredung mit Irene zu erlangen? Es war kein leichtes Unternehmen, so wie sie von Beobachtern umgeben war, aber er beschloß es zu wagen. Er forderte Giulio zu sich.

„Der Senator gibt heute Abend ein Fest — wißt Ihr, ob die Gesellschaft zahlreich wird?“

„Ich höre,“ antwortete Giulio, „auf das Bankett, das heute den Gesandten und Vornehmen gegeben wird, soll morgen eine Masquerade folgen, bei der alle Stände Zutritt haben. Beim Bacchus, wenn der Tribun nur Edle einläde, würde das kleinste Gemach im Kapitol hinreichen, seine maskirten Gäste zu fassen. Ich denke, man hat eine Masquerade gewählt, um die Qualität der Gäste zu verhehlen.“

Adrian sann einen Augenblick nach, und das Ergebnis seiner Träumerei war der Entschluß, von der Eigenthümlichkeit dieses Festes Vorthail zu ziehen und die Masquerade zu besuchen.

Diese Art von Lustbarkeit, obgleich ungewöhnlich zu dieser Jahreszeit, war von Rienzi vorgezogen worden, theils und dem Namen nach weil sie von der Art war, daß daran alle seine zahlreichen und verschiedenartigen Freunde und Anhänger konnten am besten Theil nehmen; aber hauptsächlich aus dem geheimen Grunde, weil er und seine vertrauten Freunde dadurch Gelegenheit bekamen, sich unverdächtig unter die Menge zu mischen und so die wahren Vermuthungen der Römer hinsichtlich seiner Politik und Stärke besser zu erkunden, als der Enthusiasmus bei einem öffentlichen Schauspiel hierüber errathen ließ. Dieser Vorsatz hatte eine Vertagung von Adrians Reise nach Palestrina zur Folge.

Die folgende Nacht war ausnehmend heiter und klar. Um die zahlreichen Gäste besser unterzubringen und die angenehme, mond- helle Kühle der Luft zu benützen, war neben den innern Staatsgemächern, auch der offene Hof des Kapitols mit dem Löwenplaz dem Feste gewidmet.

Als Adrian in den Hof des Festes trat mit dem hineindrängenden Strom, geschah es, daß durch die ungeduldige Lebhaftigkeit einiger Masken, hitziger als die übrigen, seine Maske verrückt wurde. Hastig setzte er sie wieder zurecht, doch schon hatten einige der Anwesenden sein Angesicht erkannt.

Aus Höflichkeit blieb Rienzi und seine Familie von Anfang unmaskirt. Sie standen oben auf der Treppe, welcher der alte

egyptische Löwe den Namen gab. Die Lichter glänzten über das kolossale Denkmal, das von seiner Heimath weggeschleppt in seiner düstern Ruhe Zeuge von dem Steigen und Fallen zahlloser Geschlechter und von den dunkeln und stürmenden Umwälzungen des rächenden Geschicks gewesen. Es war eine üble Vorbedeutung, wie nachmals häufig angemerkt wurde, daß der Platz dieser Staatsfestlichkeit zugleich der Plan der Staatsexekutionen war. Aber in diesem Augenblick, wo Gruppe um Gruppe sich herandrängte, um ein Lächeln und ein Wort von dem gefeierten Mann zu gewinnen, dessen Schicksale das Gespräch von Europa gewesen — oder um sich huldigend zu beugen vor der glänzenden Schönheit Nina's — jetzt trübte keine Vorbedeutung und Besorgniß die allgemeine Fröhlichkeit.

Hinter Nina stand, zufrieden den Blicken der Menge sich zu entziehen und ihre sanftere Schönheit von den blendenden und schimmernden Reizen ihrer Schwägerin verdunkelt zu sehen, Irene. Auf ihr allein in der Menge ruhten Adrians Blicke. Die Jahre, welche hingeflogen über die schöne Stirne des sechszehnjährigen Mädchen, — damals, wiewohl unter Zittern, beseelt von dem ersten wilden Hauche der Liebe — Jugend in allen Adern — Leidenschaft und kindische Zärtlichkeit in jedem Gedanken, — hatten den Charakter von Irenens Schönheit, ohne diese zu zerstören, verändert. Ihre Wange, nicht mehr jeden Augenblick sich verfärbend, behielt für immer eine zarte, sinnige Blässe — ihre Gestalt, mehr zu den Verhältnissen römischer Schönheit ausgerundet, hatte eine würdige, ernste Haltung bekommen. Nicht mehr schweifte das rastlose Auge umher, einen Gegenstand seiner Sehnsucht auffuchend; nicht mehr verzog sich der liebliche Mund zu einem Lächeln über eine uneingestandene Hoffnung, über eine halb bewußtlose Erinnerung. Ein ernster, trauriger Ausdruck gab ihrem Angesicht (wie hold noch immer!) eine Würde über ihre Jahre — die Blüthe, die Glut, der April des Herzens war dahin. Aber weder Zeit noch Kummer, noch geknickte Liebe hatten ihrem Antlitz die seltene, engelhafte Sanftmuth geraubt, — auch nicht jene unaussprechliche, jungfräuliche Bescheidenheit der Form und des Ausdrucks, welche im Gegensatz zu den kühneren Schönheiten Italiens, mehr als irgend sonst etwas für Adrian den Traum und Abgott seines Herzens über alle andere Weiber erhoben hatte. Und als er jetzt seine Blicke an diesen dunkeln, tiefen Augen labte, welche von Gedanken zeugten, die fern weg und mit der Vergangenheit beschäftigt waren, da empfand

Abrian von Neuem, daß sie ihn nicht vergessen hatte. Indem er sich in ihre Nähe machte, aber die Menge Einen um den Andern sich an ihm vorbeidrängen ließ, bemerkte er nicht, daß er das Adlerauge des Senators auf sich gezogen.

Wirklich flüsterte eine Maske, an Rienzi vorübergehend: „Hütet Euch! ein Colonna ist unter den Masken! Unter dem Domino des nächtlichen Schwärmers lauschte oft der Dolch des Menehalmörders hervor. Dort steht Euer Feind — habt Acht auf ihn!“

Diese Worte waren die erste scharfe und tief einschneidende Mahnung an die Gefahren, in welche er sich gestürzt, die dem Senator-Tribun seit seiner Rückkehr zugekommen war. Er wechselte leicht die Farbe und für einige Minuten machte das höfliche Lächeln und die artige Bewillkommnung, womit er bisher alle Gäste entzückt hatte, einer trübsinnigen Zerstreutheit Platz.

„Was steht denn jener seltsame Mann so stumm und regungslos da?“ flüsterte er Nina zu. „Er spricht mit Niemand — er nähert sich uns nicht — ein ungezogener Grobian — man muß ein Auge auf ihn haben.“

„Ohne Zweifel ein germanischer oder englischer Barbar,“ antwortete Nina. „Laßt, mein Gemahl, eine so leichte Wolke nicht Eure Heiterkeit trüben!“

„Du hast Recht, Liebe — wir haben ja Freunde hier — wir sind wohl geschützt. Und bei meines Vaters Asche — ich fühle, daß ich mich an Gefahr gewöhnen muß. Nina, laß uns weiter gehen; mich dünkt, jetzt könnten wir uns, selbst maskirt, unter die Masken mischen.“

Die Musik spielte lustig und laut, als der Senator und seine Familie sich in das Maskengewühl mischten. Aber sein Auge war noch immer auf den grauen Domino Abrians gerichtet und er bemerkte, daß derselbe ihm auf dem Fuß nachgehe. Als er sich dem Privateingang des Kapitols näherte, verlor er für einige Augenblicke seinen unwillkommenen Verfolger aus dem Gesicht; aber eben als er hineintrat, bemerkte Rienzi, plötzlich sich umkehrend, denselben dicht an seiner Seite — im nächsten Augenblicke war der Fremde unter der Menge verschwunden. Aber dieser Augenblick hatte für Abrian genügt — er hatte Irene erreicht. „Abrian Colonna,“ flüsterte er ihr zu, „wartet Deiner neben dem Löwen!“

In der Zerstreung seiner eigenen Gedanken beachtete Rienzi zum Glück die plötzliche Blässe und Bewegung seiner Schwester nicht.

In seinen Palast getreten, forderte er Wein — der Trank stärkte seine Lebensgeister wieder — er horchte lächelnd den launesprühenden Bemerkungen Nina's und sagte, seine Verkleidung und Maske anlegend, mit seiner gewohnten Munterkeit: „Nun, was die Wahrheit betrifft — sonderbar, daß bei Festlichkeiten sie nur hinter der Larve reden soll! Meine holde Schwester, Du hast Dein altes Lächeln verloren und ich sähe dies lieber als — ha! ist Irene verschwunden?“

„Nur, glaub' ich, um die Kleider zu wechseln, mein Cola, und sich unter die Gäste zu mischen,“ antwortete Nina. „Laß mein Lächeln Dich für das ihrige entschädigen.“

Rienzi küßte die glänzende Stirne seiner Gattin, als sie sich zärtlich an seine Brust schmiegte. „Dein Lächeln ist das Sonnenlicht,“ sagte er, „aber dies Mädchen macht mir Unruhe. Mich dünkt, jetzt wenigstens könnte sie wohl eine frohere Miene zeigen.“

„Liegt denn nicht Liebe unter der Traurigkeit meiner schönen Schwester verborgen?“ versetzte Nina. „Erinnerst Du Dich nicht mehr, wie sehr sie Adrian Colonna liebte?“

„Dauert diese Phantasie noch immer?“ erwiderte Rienzi nachdenklich. „Gut, und sie ist eine Braut für einen Monarchen.“

„Und doch wäre das eine Verbindung, welche besser als die mit einem Monarchen Deine Macht in Rom befestigen würde!“

„Ja — wenn es möglich wäre — aber dies hochmüthige Geschlecht! — Vielleicht war eben die Maske, welche sich so hinter uns herdrängte, Niemand anders als ihr Geliebter. Ich will darnach sehen. Gehen wir, meine Nina. Bin ich gut verummmt?“

„Vortrefflich! und ich?“

„Die Sonne hinter einer Wolke.“

„Ha, und verweilen wir nicht lang; welche Stunde der Lustbarkeit gleicht der, wo Deine Hand in der meinigen — mein Haupt an Deiner Brust — wir den erlebten Kummer und selbst die Triumphe, die wir getheilt haben, vergessen?“

Inzwischen hatte Irene, verwirrt und außer sich in verückter Ueberraschung, schon umgekleidet und maskirt sich durch das Gewühl Bahn gemacht, zurück zu der Löwentreppe. Seit der Entfernung des Senators war dieser Platz verhältnißmäßig leer geworden. Musik und Tanz zogen die Masken nach einer andern Seite des großen Raumes hin. Als Irene jetzt näher kam, sah sie das Mondlicht auf das Gebilde und eine einzelne Gestalt fallen, welche sich an

das Piedestal lehnte. Sie standen still, die Gestalt näherte sich ihr und wieder vernahm sie die Stimme ihres früheren Geliebten.

„O Irene! erkennbar für mich selbst in dieser Verhüllung,“ sagte Adrian und faßte ihre zitternde Hand, „erlebe ich es, noch einmal diese Gestalt zu schauen, — diese Hand zu berühren? Sahen Dich nicht diese Augen leblos in jener fürchterlichen Todtengruft, an welche nur zu denken ich schaudere? Durch welches Wunder wurdest Du wieder erweckt? Durch welche Mittel erhielt der Himmel dieser Erde ein Wesen, das er schon unter seine Engel schien aufgenommen zu haben?“

„Glaubtest Du das wirklich?“ sagte Irene stammelnd, aber mit einem beredten Ausdruck der Freude. „Also verließest Du mich nicht absichtlich? Wie ungerecht war ich, Deiner edlen Natur die Schwäche zuzutrauen, daß Dich meines Bruders Fall, meine niedrige Herkunft, Dein glänzendes Loos bewogen hätten, Irenen zu entsagen!“

„Gewiß sehr ungerecht!“ versetzte der Liebende. „Aber wahrlich, ich sah Dich unter den Todten! Dein Mantel mit den silbernen Sternen — wer sonst trug die Abzeichen des römischen Tribuns?“

„Also nur der Mantel war es, der, auf der Straße mir entfallen, und wahrscheinlich von einem unglücklicheren Opfer aufgenommen worden war — dieser Anblick allein machte Dich so bald verzweifeln? Ach, Adrian,“ fuhr Irene zärtlich, aber im Tone des Vorwurfs fort; „nicht einmal, als ich Dich selbst dem Anschein nach leblos auf dem Lager sah, wo ich drei Tage und drei Nächte bei Dir gewacht hatte, nicht einmal da gab ich die Hoffnung auf!“

„Was! so täuschte mich also die Erscheinung nicht! Du warst es, die an meinem Bett in jener finstern Stunde wachte, deren Liebe mich schirmte, deren Sorge mich rettete! Und ich Elender, der ich war? —“

„Nein,“ antwortete Irene, „Dein Gedanke war ganz natürlich, der Himmel schien mich, während ich Dir unentbehrlich war, mit übermenschlicher Kraft auszurüsten. Aber denke Dir meinen Schrecken. Ich verließ Dich, um den guten Mönch aufzusuchen, der Dich als Arzt besorgte; ich kam zurück und fand Dich nicht. Krank am Herzen und angstvoll durchforschte ich vergebens die öde Stadt. So stark ich gewesen, als die Hoffnung mich aufrecht

erhielt, erlag ich doch unter der Furcht. Mein Bruder fand mich besinnungslos auf der Erde ausgestreckt bei der Kirche St. Marco."

Bei der Kirche St. Marco! So hatte es sein Traum ihm angezeigt!"

"Er sagte mir, daß er Dich getroffen; wir suchten Dich vergebens; endlich hörten wir, Du habest die Stadt verlassen und — und — ich freute mich, Adrian, aber das Herz blutete mir auch."

Einige Minuten überließen sich die jungen Liebenden dem Entzücken der Wiedervereinigung, während neue Mittheilungen neue Ausbrüche der Wonne hervorriefen.

"Und jetzt," flüsterte Irene, "jetzt da wir uns wiedergefunden —" sie hielt inne und die Maske verdeckte ihr Erröthen.

"Jetzt da wir uns wieder gefunden," sagte Adrian, ihre stockende Rede ergänzend, "wolltest Du sagen, dürfen wir uns nicht mehr trennen. Glaube mir, Theuerste, das ist die Hoffnung, welche mein Herz beseelt. Nur um diese kurzen Augenblicke bei Dir zu genießen, schob ich meine Abreise nach Palestrina auf. Könnte ich nur hoffen, meinen jungen Better mit Deinem Bruder auszuföhnen: keine Schranke würde unserer Verbindung im Wege stehen. Gerne vergesse ich das Vergangene — den Tod meiner unglücklichen Better — Opfer, in Wahrheit ihrer eigenen Fehler; — und vielleicht unter all der Menge, welche die Rückkehr Cola di Rienzi's begrüßte, weiß keiner seine großen und erhabenen Eigenschaften mehr zu schätzen, als Adrian Colonna es thut."

"Wenn dies so ist," sagte Irene, "so laß mich das Beste hoffen, inzwischen ist es Trost und Glück genug für uns, zu wissen, daß wir einander noch wie sonst lieben. Ach, Adrian, ich bin traurig verändert; und oft erschien es mir als ein allzukühner Traum, daß Du mich, wenn Du mich wieder sähest, noch lieben würdest."

"Schöner bist Du und holdseliger als je," antwortete Adrian leidenschaftlich, "und die Zeit, welche Deine Blüthe zur Reise brachte, hat mich nur inniger Deinen Werth fühlen gelehrt. Lebe wohl, Irene! ich zögere nicht länger hier; Du wirst, hoffe ich, bald vom glücklichen Erfolg meiner Unterhandlungen mit meinem Hause hören, und eh' eine Woche vorüber ist, kehre ich vielleicht zurück, öffentlich um Deine Hand zu werben."

Die Liebenden trennten sich; Adrian blieb noch stehen und Irene eilte weg, ihre Bewegung und ihre Wonne in der Stille ihrer Kammer zu begraben.

Als ihre Gestalt verschwand und der junge Colonna langsam sich umwandte, trat eine große Maske plötzlich auf ihn zu.

„Du bist ein Colonna,“ sagte sie, „und in der Gewalt des Senators. Zitterst Du?“

„Wenn ich ein Colonna bin, feste Maske,“ antwortete Adrian kalt, „so solltest Du wissen, daß ein Colonna nie zittert.“

Der Unbekannte lachte laut, lüftete dann seine Maske und Adrian sah den Senator vor sich stehen.

„Mein Herr Adrian di Castello,“ sagte Rienzi, wieder all seinen Ernst annehmend, „habt Ihr als Freund oder als Feind heute Nacht unser Fest beehrt?“

„Senator von Rom,“ antwortete Adrian mit gleicher abgemessener Förmlichkeit, „ich mache von Niemand's Gastlichkeit Gebrauch außer als Freund. Als Feind, wenigstens als Euer Feind, werde ich hoffentlich mit Recht nie betrachtet werden.“

„Ich wollte,“ versetzte Rienzi, „ich könnte diese höchst schmeichelhaften Worte ganz ohne Rückhalt zu meinen Gunsten deuten. Gelten diese freundschaftlichen Gefühle mir als dem Beherrscher des römischen Volks, oder als dem Bruder des Weibes, das auf Eure Gelübde gehört hat?“

Adrian, der nach dem Vorgang des Senators ebenfalls seine Maske abgenommen hatte, fühlte bei diesen Worten sein Auge vor dem Rienzi's sich niedersinken. Aber mit der gewohnten Geistesgegenwart eines Italieners sammelte er sich gleich wieder und versetzte lakonisch:

„In beiden Eigenschaften.“

„In beiden!“ wiederholte Rienzi, „dann, edler Adrian, seyð Ihr in Wahrheit hier willkommen. Aber doch dünkt mich, wenn Ihr einsieht, daß kein Grund zur Feindschaft zwischen uns obwaltete, hättet Ihr der Schwester Cola di Rienzi's Eure Huldigung auf eine Weise darbringen können, die würdiger gewesen wäre Eurer Geburt, und erlaubt mir beizusetzen, der Stellung, welche Gott, Schicksal und mein Vaterland mir angewiesen haben. Ihr dürft, junger Colonna, nicht an Entwürdigung denken bei der Schwester des Senators von Rom. So hochgeboren Ihr seyð — sie ist Eure Ebenbürtige.“

„Wäre ich der Kaiser selbst, dessen bloßer Ritter ich nur bin, Eure Schwester wäre meine Ebenbürtige,“ versetzte Adrian mit Wärme. „Rienzi, es thut mir leid, daß ich schon jetzt mich Euch

mitgetheilt habe. Ich hatte gehofft, als Vermittler zwischen Euch und den Baronen würde ich mir erst Euer Vertrauen erwerben und könnte dann meinen Lohn ansprechen. Wißt, daß ich morgen mit Tagesanbruch nach Palestrina abreise und versuchen will, meinen jungen Vetter mit der Wahl des Volks und Papstes auszuföhnen. Verschiedene Gründe, welche ich Euch nicht näher zu bezeichnen brauche, hätten es mir wünschenswerth gemacht, dieses Amt eines Friedensherolds ohne vorhergehende Besprechung mit Euch zu übernehmen. Aber da wir uns einmal getroffen haben, so vertraut mir einige Bedingungen der Ausföhnung und ich verbürge Euch mit dem Handschlag, nicht eines römischen Edelmanns — ach, die *prisca fides* ist von diesem Pfand der Treue gewichen! — nein, eines Ritters des kaiserlichen Hofes, daß ich Euer Vertrauen nicht verrathen werde.“

Kienzi, gewohnt im Angesicht der Menschen zu lesen, hatte, während Adrian sprach, sein Auge fest auf ihn geheftet; als der Colonna schloß, drückte er die dargebotene Hand und sagte mit der vertraulichen und gewinnenden Anmuth, welche zu Zeiten seinem Wesen so eigen war: „Ich vertraue Euch, Adrian, von Grund meiner Seele. Ihr waret schon frühe mein Freund, in ruhigeren, vielleicht glücklicheren Jahren. Und nie warf ein Fluß das Bild der Sterne heller zurück, als Euer Herz damals die Wahrheit abspiegelte. Ich vertraue Euch!“

Während dieser Worte hatte er unbewußt den Colonna zu der Statue des Löwen zurückgeführt; hier blieb er stehen und begann von Neuem: „Wißt, daß ich diesen Morgen meinen Botschafter zu Eurem Vetter Stephanello abgeschickt habe. Mit aller geziemenden Artigkeit hab' ich ihn von meiner Rückkehr nach Rom in Kenntniß gesetzt und seine geehrte Person wieder hieher eingeladen. Alle alten Fehden und meine eigene frühere Verbannung vergessend, habe ich ihm hier die dem Haupt der Colonna gebührende Stellung und Würde zugesichert. Alles was ich dagegen verlange, ist: Gehorsam gegen das Gesetz. Jahre und Widerwärtigkeiten haben meinen jüngeren Stolz niedergebeugt, und obgleich ich die Strenge des Richters beibehalten werde, soll sich doch hinfort Niemand mehr über den Uebermuth des Tribuns zu beklagen haben.“

„Ich wollte,“ versetzte Adrian, „Eure Botschaft an Stephanello wäre einen Tag aufgeschoben worden; ich würde ihren Inhalt gut bestellt haben. Wie dem sey, Ihr verstärkt nur meinen Wunsch

abzureisen; sollte ich glücklich eine ehrhafte und friedliche Ausgleichung zu Stande bringen, so werde ich nicht mehr verkleidet um Deine Schwester werben."

"Und nie," versetzte Rienzi stolz, "führte ein Colonna in sein Haus eine Jungfrau, deren Besitz dem Ehrgeiz mehr schmeicheln durfte. Noch sehe ich, wie ich immer that, in meinen Entwürfen und meinen Schicksalen die Gewährleistung des neuen römischen Reichs!"

"Sey dennoch nicht zuversichtlich in Deinen Hoffnungen, tapferer Rienzi," versetzte Adrian; "bedenke, auf wie viele Entwürfe brütende Häupter dies stumme steinerne Bild von seinem Fußgestell herabgeschaut hat — auf Entwürfe von Sand, auf Planmacher von Staub. Du hast, vor der Hand, für all Deine Thatkraft eine genügende Aufgabe darin, nicht Deine Macht zu erweitern, sondern Dich selbst zu behaupten. Denn, glaube mir, nie stand menschliche Größe an einem so wilden und dunkeln Abgrund!"

"Du meinst es redlich," sagte der Senator, "und dies sind die ersten Worte des Zweifels und zugleich der Theilnahme, die ich in Rom hörte. Aber das Volk liebt mich, die Barone sind aus Rom geflohen, der Pabst gibt seine Zustimmung, und die Schwerter der Nordmänner bewachen die Zugänge des Capitols. Aber all dies ist nichts, meine eigene Redlichkeit gilt mir für Speer und Schild. O, nie," fuhr Rienzi fort, aufflammend in Enthusiasmus, "nie seit den Tagen der alten Republik träumte ein Römer von einem reineren und glänzenderen Streben, als das, welches mich jetzt beseelt und aufrecht erhält. Der Friede ist hergestellt — das Gesetz gegründet; Kunst, Wissenschaft, Aufklärung dämmern nach der langen Nacht; die Patricier, nicht mehr räuberische Banditen, sondern Hüter der Ordnung; das Volk, vom Pöbel emporgehoben, tapfer, sich selbst zu schirmen, aufgeklärt um den rechten Weg zu finden. Nicht durch die Gewalt der Waffen, nein, durch die Herrlichkeit ihrer geistigen Uebermacht soll die Mutter der Nationen sich den Gehorsam ihrer Kinder sichern. Mit solchen Träumen und solchen Hoffnungen sollte ich zittern oder verzagen? Nein, Adrian Colonna, komme Gutes oder Böses, ich halte Stand ohne Scheu und ohne Wanken bei den Wechselfällen meines Geschicks!"

So sehr erhob das Wesen und der Ton des Senators seine Sprache, daß auch der nüchterne Sinn Adrians überwältigt und hingerissen ward. Er küßte die Hand Rienzi's, die er festhielt, und

sagte mit Ernst: „Ein Geschick, das zu theilen ich mir zum Stolz rechnen will — eine Laufbahn, welche zu ebnen mein Ruhm seyn soll. Wenn ich in meiner jetzigen Sendung glücklich bin —“

„Seyd Ihr mein Bruder!“ sagte Nienzi.

„Und wenn es fehlschlägt?“

„Dürft Ihr dennoch diese Verbindung verlangen. Ihr stockt — Ihr wechselt die Farbe.“

„Kann ich mein Haus verlassen?“

„Junger Mann,“ sagte Nienzi, „sagt vielmehr, ob Ihr Euer Vaterland verlassen dürft? Wenn Ihr an meiner Redlichkeit zweifelt, wenn Ihr meinen Ehrgeiz fürchtet, so entsagt Eurem Vorhaben und laßt mir alle meine Feinde. Aber wenn Ihr glaubt, daß ich den Willen und die Macht habe dem Staat zu dienen — wenn Ihr, selbst in den Unfällen und Drangsalen, die ich erfahren und überwunden habe, die schützende Hand des Heilands der Nationen erkennt; wenn diese Unfälle nur Gnadenbeweise von Ihm waren, der da züchtigt — nothwendig vielleicht um meine frühere Reckheit zurechtzuweisen und um meine Einsicht zu schärfen — wenn Du, mit Einem Wort, mich für einen Mann hältst, den, was auch seine Fehler seyn mögen, Gott um Roms willen beim Leben erhalten hat: so vergiß, daß Du ein Colonna, erinnere Dich nur, daß Du ein Römer bist!“

„Du hast mich überwunden — sonderbarer, gebieterischer Geist,“ sagte Adrian mit leisem Tone, ganz und gar von Nienzi hingegriffen. „Und was auch die Handlungsweise meiner Verwandten seyn mag — ich bin Dein und Roms Freund. Lebe wohl!“

D r i t t e s K a p i t e l .

Adrians Abenteuer in Palestrina.

Es war schon Mittag, als Adrian die hohen Berge vor sich sah, welche Palestrina, das Präneste der alten Welt, schirmen. Bis zu der Periode von Romulus zurück, in die frühesten Zeiten jener geheimnißvollen Civilisation, welche in Italien der Geburt Roms voranging, konnte man die Spuren vom Daseyn und der Macht jener Felsenstadt verfolgen. Acht abhängige Städte bezeugten ihre Gewalt und ihren Reichthum; ihre Lage und die Stärke der

gewaltigen Mauern, in deren Ruinen man noch die Bauart der fernen Pelasger entdeckt, hatte lange dem Ehrgeiz des nahen Roms getrotzt. Von eben dieser Citadelle, der Mauerkrone des Bergs,* hatte die Fahne des Marius geweht, und die Straße entlang, welche Abrians müde Truppe langsam hinanritt, hatte der Marsch des mörderischen Sulla wiedergehalten bei seiner Rückkehr vom mithridatischen Krieg. Unten, wo die Stadt sich gegen die Ebene ausbreitet, sah man noch die zertrümmerten, unbedachten Säulen des einst berühmten Tempels der Fortuna — und noch drängten sich die undenklich alten Olivenbäume grau und traurig um die Ruinen her.

Einen furchtbareren Platz hätten die Barone von Rom nicht ausersuchen können, und als Abrians militärischer Blick den steilen Weg und die rohen Mauern maß, sah er wohl ein, daß man hier mit mittelmäßiger Geschicklichkeit Monate lang der ganzen Macht des römischen Senators trogen könne. Unten in dem fruchtbaren Thal bezeugten niedergeriffene Häuser und zertretene Ernten die Gewaltthätigkeit und Raubsucht der aufrührerischen Barone, und eben im jetzigen Augenblick sah man in der alten Ebene des kriegerischen Hernici Truppen von Bewaffneten, welche Heerden von Rindvieh und Schafen, auf ihren zügellosen Streifereien erbeutet, vor sich her trieben. Beim Anblick dieses Pränestes, welches der Lieblingsaufenthalt der üppigen Vornehmen Roms in den Tagen seiner höchsten Verfeinerung gewesen, glaubte man das eiserne Zeitalter erneuert.

Das Banner der Colonna, das Abrians Truppe führte, erhielt bei der Porta del Sole leicht Einlaß. Wie er durch die unregelmäßigen, engen Straßen zog, welche zur Citadelle führten, standen Gruppen fremder Söldlinge — halb zerlumpfte, halb mit Flittern gepuzte Schwärme lüderlicher Weiber, da und dort vermengt mit den Livreen der Colonna, müßig und faul umher unter den Ruinen von alten Tempeln und Palästen, oder wärmten sich schläfrig in der Sonne, auf Terrassen, durch welche unter Gesträuch und Gras hervor die unverwüßlichen Farben reicher Mosaik hervorschimmerten, welche den Stolz jenes fein gebildeten und kunstliebenden Adels ausgemacht hatten, deren Erben jetzt solche wilde Freibeuter waren.

* Daher, so scheint es, der griechische Name: Stephane. Palestrina ist jetzt noch einer der vielen in der Umgegend Roms sich anbietenden Beweise von der alten griechischen Civilisation Italiens.

Der Contrast von Vergangenheit und Gegenwart drängte sich Adrian, als er seinen Weg verfolgte, sehr fühlbar auf; und seinem Stand zum Troß war ihm, als ob die Gessittung selbst gegen sein Haus auf die Seite Nienzi's getreten wäre.

Im Hof der Citabelle ließ Adrian sein Gefolge warten, und verlangte zu seinem Better geführt zu werden. Er hatte bei seiner Abreise von Rom Stephanello als Kind verlassen und deshalb konnte, trotz ihrer Verwandtschaft, nur eine geringe und kühle Bekanntschaft zwischen ihnen vorausgesetzt werden.

Schallendes Gelächter traf sein Ohr, als er einem Dienstmann Stephanellos durch einen gewundenen Gang folgte, der zum Hauptzimmer führte. Die Thüre ward aufgestoßen, und Adrian befand sich in einem ziemlich rohen Saal, dem man in der Eile einen Anstrich von Pracht und Bequemlichkeit zu geben versucht hatte.

Kostbare Tapeten überkleideten unvollkommen die steinernen Wände, und die reichen Sitze und verzierten Tische, welche die wachsende Civilisation in den nördlichen Städten Italiens schon in den Palästen der italienischen Edeln eingeführt hatte, stachen sonderbar ab gegen den rohen Fußboden, der mit Haufen nachlässig umhergestreuter Waffenstücke bedeckt war. Ganz am Ende des Gemaches entdeckte Adrian mit Schaudern die in guter Ordnung gehaltenen Folterwerkzeuge.

Stephanello Colonna hatte mit zwei andern Baronen sich trüg und bequem auf Sitzen niedergelassen um einen Tisch herum, in einer Fenstervertiefung, von wo aus man noch eben so die herrliche Landschaft, in der weitesten Ferne die dämmernden Giebel Roms, übersehen konnte, wie einst Pyrrhus und Hannibal, welche eben zu diesem Behuf sich auf diese Feste begeben hatten.

Stephanello selbst, in der ersten Blüthe der Jugend stehend, trug doch schon in seinem unbärtigen Angesicht die Spuren, welche sonst die Folgen der Leidenschaften und Laster des gereiften Mannesalters zu seyn pflegen. Seine Züge hatten den Schnitt des alten Stephano; in ihrem klaren, scharfen, stolzen Umriss war das regelmäßige und anmuthige Ebenmaß zu erkennen, welches bei Menschen wie bei Thieren das Blut oft durch mehrere Generationen hindurch fortpflanzt; aber die Züge selbst waren zerrissen und mager. Seine Stirne war beständig in Runzeln gezogen; seine dünnen, blutlosen Lippen hatten den Ausdruck jener übermüthigen Verachtung, der in früher Jugend sich ganz besonders kalt und unliebenswürdig

ausnimmt; und die tiefen, gelben Höhlungen um die Augen verriethen ein ausschweifendes Leben und frühe Erschöpfung. Neben ihm saßen die Erbfeinde seines Geschlechts — ausgesöhnt durch Haß gegen einen Dritten; die sanften aber lauernnden und verschmitzten Züge des Luca di Savelli bildeten einen Gegensatz zu der breiten Gestalt und der trotzigen Miene des Fürsten Orsini.

Das junge Haupt der Colonna erhob sich mit einiger Herzlichkeit, um seinen Vetter zu empfangen. „Willkommen,“ sagte er, „theurer Adrian; Ihr kommt zur rechten Zeit, uns mit Eurer wohlbekannten militärischen Geschicklichkeit beizustehen. Meint Ihr nicht, wir werden eine lange Belagerung aushalten, wenn der übermüthige Plebejer sich dergleichen einfallen läßt? Ihr kennt unsere Freunde Orsini und Savelli? Dank St. Peter, oder St. Peters Stellvertreter, wir haben jetzt glücklicherweise schlechtere Gurgeln zum abschneiden, als unsere beiderseitigen.“

Mit diesen Worten warf sich Stephanello wieder nachlässig auf seinen Sitz und die schrillende Weiberstimme des Savelli mischte sich in das Gespräch.

„Ich wollte, edler Signor, Ihr wäret ein paar Stunden früher gekommen — wir belustigen uns noch an der Erinnerung — he, he, he!“

„Ha, ein prächtiger Spaß,“ rief Stephanello in das Gelächter einstimmend, „unser Vetter hat viel verloren. Wißt, Adrian, dieser gemeine Bursche, welchen der Pabst die Unverschämtheit hatte zum Senator zu ernennen, erfachte sich erst gestern, uns einen Bedienten zu schicken, den er, bei der heiligen Jungfrau, seinen Gesandten betitelte!“

„Hättet Ihr nur auch seinen Mantel gesehen, Signor Adrian,“ stimmte der Savelli ein, „Purpursammt, so wahr ich lebe, mit Gold gestickt und das Wappen Roms darauf — wir haben ihm den Staat bald verborgen.“

„Was!“ rief Adrian, „Ihr brachtet doch nicht die Gesetze alles Adels und aller Ritterschaft; Ihr erlaubtet Euch doch keine Beleidigung gegen einen Herold?“

„Herold, sagst Du?“ rief Stephanello, die Brauen zusammenziehend, daß man kaum mehr die Augen sah. „Fürsten und Baronen allein gebührt es, Herolde zu haben. Und hätte man mir meinen Willen gelassen, ich hätte dem Usurpator den Kopf des Schurken zurückgeschickt.“

„Was thatet Ihr denn?“ fragte Adrian kalt.

„Wir ließen durch unsere Schweinhirten den Kerl in die Gasse tauchen und gaben ihm ein Loch im Gefängniß, um sich ganz zu trocknen.“

„Und diesen Morgen — he, he, he!“ fuhr der Savelli fort, hatten wir ihn vor uns und zogen ihm die Zähne aus; einen um den andern; ich wollte, Ihr hättet den Kerl um Gnade brüllen hören.“

Adrian stand hastig auf und schlug mit seinem Panzerhandschuh heftig auf den Tisch. „Stephanello Colonna,“ sagte er, erröthend in edler Entrüstung, „antwortet mir; wagtet Ihr es, mit diesem unauslöschlichen Schandflecken den Namen, den wir beide führen, zu besudeln? Sagt mir wenigstens, daß Ihr gegen diesen schimpflichen Verrath an allen Gesetzen der Gerechtigkeit und Ehre protestirtet. Ihr antwortet nicht. Haus Colonna, kann dies dein Vertreter seyn!“

„Mir solche Worte!“ sagte Stephanello vor Wuth zitternd. „Gib Acht! Mich dünkt, Du bist der Verräther, verbündet vielleicht mit jenem heillosen Pöbel. Wohl erinnere ich mich, daß Du, verlobt mit des Demagogen Schwester, in frühern Zeiten nicht meinem Großvater und Vater Dich anschloßest, sondern niederträchtigerweise die Stadt ihrem plebejischen Tyrannen überließe.“

„Das that er,“ sagte der trotzig Drisini, und trat drohend auf Adrian zu, während die glatte Memme Savelli ihn vergebens am Mantel zurückzuzerren suchte, — „das that er, und wäre nicht Deine Anwesenheit, Stephanello —“

„Memme und Prähler,“ unterbrach ihn Adrian, vor Zorn und Scham ganz außer sich, und stieß seinen Handschuh dem ihm nahe tretenden Drisini ins Angesicht — „Du willst einem Mann drohen, der in allen Schranken Europa's und gegen die gewaltigsten Ritter des Nordens die Ehre Roms behauptet hat, welche indessen Deine Thaten schändeten? Hier ist mein Pfand, ich speie Dich an und troge Dir. Mit Lanze und Schwert, zu Ross und zu Fuß behauptete ich gegen Dich und Dein ganzes Geschlecht: Du bist kein Ritter, daß Du in Deiner Feste einen friedlichen, waffenlosen Herold so mißhandelt hast. Ja gleich hier auf dem Platz Deiner Schandthat fordere ich Dich zu den Waffen heraus!“

„In dem Hof drunten! Folgt mir,“ sagte Drisini finster und schritt auf die Schwelle zu. „Heda! meinen Helm und Brustharnisch!“

„Bleibt, edler Orsini,“ sagte Stephanello, „die Dir gebotene Beleidigung ist meine Sache — mein war die That — und mir zu nahe redet dieser ausgeartete Sprößling unseres Geschlechtes. Adrian di Castello — auch Colonna genannt — gebt Euer Schwert ab. Ihr seyd mein Gefangener.“

„Oh!“ sagte Adrian mit den Zähnen knirschend, „daß das Blut meiner Ahnen nicht in Deinen Adern flöße — sonst — doch genug. Mich! Euern Ebenbürtigen, den begünstigten Ritter des Kaisers, dessen Anzug jetzt die Grenzen Italiens aufhellt! mich — waget nicht in Haft halten! Was Eure Freunde betrifft, so werde ich ihnen, vielleicht vor Ablauf weniger Tage noch, an einem Ort begegnen, wo Niemand unsere Schwerter trennen soll. Bis dahin, Orsini, bedenke, daß Du gegen einen nicht ungeübten Arm Deine Ehre einzulösen hast!“

Adrian, das gezogene Schwert in der Faust, schritt auf die Thüre zu, an dem Orsini vorbei, der zögernd und unentschlossen mitten in dem Gemach stand.

Savelli flüsterte mit Stephanello. „Er sagt vor Ablauf weniger Tage! Verlaßt Euch darauf, theurer Signor, daß er sich mit Rienzi verbündet. Bedenkt, die Vermählung mit des Tribuns Schwester, welche er früher suchte, kann wieder aufgenommen werden. Hütet Euch vor ihm! Soll er die Feste verlassen dürfen? der Name eines Colonna, im Bunde mit dem Pöbel, würde unsere halbe Macht zerstreuen und lähmen.“

„Seyd unbesorgt,“ versetzte Stephanello mit boshaftem Lächeln. „Eh' Ihr sprachet, hatte ich schon meinen Entschluß gefaßt.“

Der junge Colonna lüftete die Tapete von der Wand, öffnete eine Thüre und trat in einen niedern Saal, worin zwanzig Söldlinge saßen.

„Schnell!“ sagte er. „Greift und entwaffnet jenen Fremden im grünen Mantel — aber tödtet ihn nicht. Heißt die Wachen unten Kerker für sein Gefolge bereit halten. Schnell, eh' er das Thor erreicht!“

Adrian hatte die offene Halle unten gewonnen — schon sah er sein Gefolge und sein Pferd im Hof — als plötzlich die Soldaten Colonna's durch einen andern Gang daherstürmend, ihn umringten und ihm den Rückzug abschnitten.

„Ergib Dich, Adrian di Castello,“ rief Stephanello von der obersten Treppe herab, „oder Dein Blut sey auf Deinem Kopf!“

Drei Schritte machte Adrian durch das Gedränge und drei Feinde fielen unter seinem Schwert. „Zu Hülfe!“ schrie er seiner Truppe zu, und schon hatte diese kühne und versuchte Schaar die Halle erreicht — da ertönte laut die Allarmglocke — der Hof wimmelte von Soldaten. Von der Ueberzahl übermannt, mehr erdrückt als überwunden war Adrians kleine Schaar bald in sicherem Gewahrsam, und die Blume der Colonna war verwundet, athemlos, entwaffnet, aber noch immer laut Trotz und Hohn bietend, ein Gefangener in der Feste seines Veters.

Viertes Kapitel.

Die Lage des Senators. — Das Werk von Jahren. — Der Lohn des Ehrgeizes.

Die Entrüstung des Tribuns, als sein Herold beschimpft und verstümmelt zurückkehrte, kann man sich leicht vorstellen. Sein von Natur schon heftiges Temperament war noch gereizter geworden durch die Erinnerung an die erduldeten Mißhandlungen und Prüfungen, und das Ergebnis, welches seine Anerbietungen zur Versöhnung an Stephanello Colonna hatten, drückte einen Stachel in seine Seele.

Binnen zehn Minuten nach der Rückkehr des Herolds läutete die Glocke des Capitols zu den Waffen. Das große Banner von Rom, wieder wie früher auf azurblauem Grund eine von Sternen umgebene Sonne weisend, wurde auf dem höchsten Thurm entrollt; und schon am Abend nach Adrians Festnehmung befanden sich die Streitkräfte des Senators, Rienzi selbst an ihrer Spitze, auf der Straße nach Palestrina. Die Truppen der Barone hatten indeß Streifzüge bis Tivoli gemacht, wie man voraussetzte, mit Zustimmung der Bewohner, und Rienzi machte an diesem schönen Orte Halt, um Rekruten auszuheben und sich der Unterwürfigkeit der Verdächtigen zu versichern, während seine Soldaten unter Arimbaldo und Brettone auszogen, die Plünderer aufzusuchen. Montreals Brüder kamen spät in der Nacht mit der Nachricht zurück, daß die Truppen der Barone sich in die sichernden Gehölze von Pantano zurückgezogen.

Die Röthe stieg auf Rienzi's Stirne. Scharf sah er Brettone an, der ihm die Kunde überbrachte, und ein natürlicher Verdacht durchzuckte seine Seele.

„Was — entwischt!“ sagte er. „Ist es möglich? Genug dieser fruchtlosen Scharmügel mit diesen adeligen Räubern. Wird je die Stunde kommen, wo ich ihnen Stirn gegen Stirn gegenüber stehen werde? Brettone“ — und Montreals Bruder fühlte das dunkle Auge Rienzi's bis ans Herz dringen — „seyd Ihr zu verlässige Männer? Habt Ihr kein Einverständniß mit den Baronen?“

„Wie! Was!“ sagte Brettone mürrisch, aber etwas verwirrt.

„Verschont mich mit Eurem Wie! und Was!“ erwiderte der Tribun = Senator heftig. „Ich weiß, Du bist ein tapferer Hauptmann von tapferen Männern. Du und Dein Bruder Arimbaldo habt mir gut gedient, und ich habe Euch gut belohnt. Oder nicht? Rede!“

„Senator,“ antwortete Arimbaldo, das Wort ergreifend, „Ihr habt uns Euer Wort gehalten. Ihr habt uns zu der höchsten Würde, die in Eurer Macht stand, erhoben, und damit uns reichlich unsere geringen Dienste vergolten.“

„Es freut mich, Euch dies bekennen zu hören,“ sagte der Senator.

Arimbaldo fuhr etwas stolzer fort: „Ich hoffe, mein Herr, Ihr beargwohnt uns nicht!“

„Arimbaldo,“ erwiderte Rienzi im Tone tiefer, aber halb unterdrückter Bewegung, „Ihr seydt ein in den Wissenschaften bewandeter Mann, und, wie mir schien, theiltet Ihr meine Entwürfe für die Wiedergeburt unseres gemeinschaftlichen Geschlechts. Ihr müßt mich nicht verrathen! Wir haben etwas Gleichgestimmtes in unserer Natur. Aber scheltet mich nicht, ich bin von Verrath umgeben, und fogar die Luft, die ich einathme, scheint meinen Lippen Gift.“

Es lag eine Innigkeit in Rienzi's Worten, welche den weicheeren Bruder Montreals rührte. Er verbeugte sich schweigend. Rienzi sah ihn nachdenklich an und seufzte. Dann änderte er den Gegenstand des Gesprächs, redete von der beabsichtigten Belagerung Palestrina's, und entfernte sich bald, um sich zur Ruhe zu begeben.

Allein zurückgeblieben sahen sich die Brüder einige Augenblicke stillschweigend an. „Brettone,“ sagte endlich Arimbaldo mit leiser Stimme, „mein Herz macht mir Vorwürfe. Walters ehrfüchtige Pläne gefallen mir nicht. Gegen unsere Landsleute sind wir offen und redlich — warum gegen diesen hochherzigen Römer die Verräther spielen?“

„Bsch!“ sagte Brettone. „Unsers Bruders eiserne Hand allein

kann dies unruhige Volk zügeln; und wird Rienzi verrathen, so werden es ja auch seine Feinde, die Barone. Nichts mehr hievon! Ich habe Zeitung von Montreal; er wird in wenigen Tagen in Rom seyn."

„Und dann —!“

„Wenn Rienzi geschwächt ist durch die Barone (denn er darf sie nicht besiegen) — die Barone geschwächt sind durch Rienzi — bemächtigen sich unsere nordischen Krieger des Capitols und die Soldaten — jetzt in Italien umher zerstreut, werden der Fahne des großen Capitäns zufließen. Montreal muß zuerst Podesta, dann König von Rom werden.“

Arimbaldo bewegte sich unruhig auf seinem Sitz, und die Brüder sprachen nicht weiter von ihren Plänen.

Rienzi's Lage war von der Art, wie sie am ehesten die schönste Natur verbittern und verhärten mußte. Mit einem Geist, fähig der erhabensten Entwürfe, mit einem Herzen, das von den edelsten Regungen schlug, zu der sonnigen Höhe der Macht erhoben und umgeben von lauter Schmeichlern, hatte er unter den Männern nicht eine einzige Brust, auf die er vertrauen konnte. Er war wie ein Mann auf einem steilen Pfade, wo der Boden weicht, und jeder Busch, nach dem man greift, bei der Berührung sich zu entwurzeln scheint. Er fand das Volk beredter als je zu seinem Lob; aber während sie vor Entzücken jauchzten, wo er vorüberging, war nicht Einer geneigt, ein Opfer für ihn zu bringen! Die Freiheit eines Staats wird nie durch ein einzelnes Individuum sicher gestellt; wenn auch nicht das Volk — wenn auch nicht die Mehrzahl — wenigstens eine eifrige und glühende Minderzahl muß Hand in Hand mit ihm gehen. Rom verlangte Opfer von Allen, welche Roms Wiedergeburt suchten — Opfer an Zeit, Bequemlichkeit und Geld. Die Menge folgte dem Festzug des Senators, aber kein Römer verpfändete, unbezahlt, sein Leben der Fahne; kein Pfennig ward unterzeichnet zu Vertheidigung der Freiheit. Gegen ihn standen die mächtigsten und reichsten Herren Italiens gerüstet; jeder dieser Barone konnte auf eigene Kosten ein kleines Heer geübter Krieger unterhalten. Auf Rienzi's Seite waren Kaufleute und Handwerker, begierig die Früchte der Freiheit zu genießen, aber nicht geneigt zu Arbeit und Mühe für sie, die für leeres Geschrei des Beifalls Frieden und Reichthum forderten, und welche erwarteten: Ein Mann werde in Einem Tag ins Werk setzen, was durch die

Anstrengung eines Menschenalters noch wohlfeil wäre erkaufte gewesen. Ihr ganzer grober und dunkler Begriff von einer Staatsreform bestand in dem Verlangen, von den Baronen nicht erwürgt, von ihren Regenten nicht besteuert zu werden. Rom, sage ich, gab seinem Senator unbezahlt nicht Einen Arm, nicht freiwillig Einen Goldgulden. Wohl kennend die Gefahr, worin der Herrscher schwebt, welcher seinen Staat durch fremde Schwerter schützt, hegte Rienzi keinen brünstigeren Wunsch, keinen lebhafteren Traum als den: aus den Römern, im ersten Freudentaumel über seine Rückkehr, eine freiwillige, wohlorganisirte Streitmacht ins Leben zu rufen, die zugleich ihn und die Stadt schirmen sollte; — nicht wie früher während seiner ersten Staatsverwaltung eine dem Namen nach in zwanzigtausend Mann bestehende Heeresmacht, die zu jeder Stunde auf hundert und fünfzig schmelzen konnte (wie sie wirklich schmolz); sondern eine regelmäßige, wohl disciplinirte und zuverlässige Truppe, zahlreich genug, um Angriffen zu widerstehen, nicht so zahlreich, um selbst solche zu wagen.

Bisher hatten alle seine Privatbestrebungen, seine öffentlichen Ermahnungen fehlgeschlagen; — die Menge horchte zu — jauchzte Beifall — sah ihn die Stadt verlassen, um ihren Tyrannen entgegen zu ziehen, und kehrte, Jeder in seine Werkstätte und Laden zurück mit dem Ausrufe: „Welch ein großer Mann!“ Der Charakter Rienzi's hat zu Beurtheilern hauptsächlich Stubenmänner bekommen, welche über menschliche Dinge wie über Dampfmaschinen spekuliren — welche große Menschen nicht nach ihren Verdiensten, sondern nach ihren Erfolgen bemessen, und die den Tribun da tabelten oder verhöhnten, wo sie hätten das Volk verdammen sollen! Hätte nur die Hälfte von dem Geist, der in jeder Ader Cola di Rienzi's lebte, sich in Rom gefunden — die erlauchte Republik, wo nicht das majestätische Reich Roms könnte noch bis auf den heutigen Tag bestehen! Die Blicke vom Volk wegwendend sah der Senator seine rohen und wilden Truppen an die Zügellosigkeit des Feldlagers eines Tyrannen gewöhnt und unter Anführern, welchen vollständig zu vertrauen, verderblich — und eben so verderblich war, offenes Mißtrauen zu zeigen. Auf allen Seiten von Gefahren eingeschlossen, wurde sein Charakter mit jedem Tag unruhiger, wachsamere und finstere; und bei allen Bestrebungen des Patrioten empfand er jeden Fluch des Tyrannen. Ohne die rauhe, verhärtende Laufbahn, die durch ein kriegerisches Leben Cromwell zu einer ähnlichen Macht emporgehoben

— mit mehr Anmuth und geistiger Sanftheit in seinem Gemüth glich er doch in manchen Charakterzügen diesem noch größern Manne: in seinem religiösen Enthusiasmus, in seiner strengen, durch die Umstände oft zur Härte getriebenen, aber nie grausamen oder blutdürstigen Gerechtigkeitsliebe — in seinem ausnehmenden Nationalstolz — in seiner geheimnißvollen Herrschaft über die Gemüther der Menschen. Aber er glich dem riesenhaften Engländer weit mehr in der äußern Lage der Umstände, als dem ursprünglichen Charakter nach, und die Umstände brachten ihre Charaktere gegen den Schluß der Laufbahn beider einander nahe. Wie Cromwell von geheimen oder offenen Feinden umringt, sah er den Dolch des Meuchlers immer vor seinem Auge blinken. Und sein starkmüthiges Herz, trogend den wirklichen Gefahren, zitterte vor eingebildeten. Plötzlicher Wechsel der Farbe von Röthe und Blässe — ein unstetes Auge, das die ruhige Majestät der Miene Lügen strafte — der vor sich himurmehlende Mund — der unterbrochene Schlummer — der Harnisch unter den Kleidern — das waren für beide die Früchte der Macht!

Die Schnellkraft der Jugend hatte den Tribun verlassen. Sein Körper, der so vielen Stürmen getrogt, hatte im Kerker von Avignon eine quälende Krankheit sich zugezogen — seine hohe Seele hielt ihn aufrecht, aber seine Nerven unterlagen. Thränen traten ihm leicht ins Auge, und oft glaubte man von ihm, wie von Cromwell, er weine aus Heuchelei, wenn es in der That der Krampf der überwältigenden, krankhaften Aufregung war. In seinem ganzen frühern Leben ausnehmend mäßig, flüchtete er jetzt vor seinen nagenden Gedanken zu dem trügerischen Aufreizungsmittel des Weins. Er trank stark, obwohl sich die Wirkungen davon in nichts sichtbar machten als in einer freieren und heftigeren Stimmung, und in der Hingabe an jene geistreiche, halb lustige, halb bittere Laune, wodurch er sich in seinen jüngern Tagen ausgezeichnet. Jetzt hatte die Lustigkeit mehr Lärmen, aber auch die Bitterkeit mehr Galle.

Dies war der Charakter Rienzi's nach seiner Wiedererlangung der Macht — und so trat er mit jedem Tag deutlicher hervor. Nina liebte er noch mit unveränderter Zärtlichkeit, und sie betete ihn, wo möglich mit heißerer Inbrunst als je, an; aber, nun einmal der Duft und die Frische des triumphirenden Ehrgeizes dahin war, hatte ihr Zusammenseyn, was auch der Grund seyn mochte, nicht mehr den alten Zauber. Früher hatten sie immer von der Zukunft

gesprochen — von den glänzenden Tagen, die ihrer warteten. Jetzt kehrte sich Rienzi mit scharfem und quälendem Mißbehagen ab von allen Gedanken an das „heitere Morgen!“ Für ihn gab es kein „heiteres Morgen“ mehr! So dunkel und dornigt für ihn die gegenwärtige Stunde war — doch erschienen ihm alle kommenden noch trübseliger und unheilvoller. Doch hatte er noch manche kurze aber glänzende Augenblicke — wenn er, vergessend das eiserne Geschlecht, in das er hineingeworfen war, sich in die Träume des Gelehrten von der angebeteten Vergangenheit versenkte, und halb sich vormalte, daß er einem Volke angehöre, werth seines Geistes und seiner treuen Anhänglichkeit. Wie die meisten Menschen, welche großen Gefahren glücklich entgangen sind, hegte er fort und fort mit steigender Zuversicht die abergläubische Meinung von der Größe seines Geschickes. Er konnte sich nicht einbilden, er sey auf so wunderbare Weise befreit worden — und ohne eine höhere Bestimmung! Er war der Auserkorene, und deswegen das Werkzeug des Himmels. Und so war die Bibel, welche in seiner Einsamkeit, auf seinen Wanderungen, im Kerker sein Trost und seine Hülfe gewesen, ihm mehr als je noch in seiner Größe ein Bedürfniß.

Eine weitere Quelle der Sorge und des Verdrußes für einen Mann, der unter solchen beunruhigenden Umständen im Staate so ganz besonders der Unterstützung und Theilnahme vertrauter Freunde benöthigt war, entsprang für ihn aus der Entdeckung, daß hinsichtlich seiner alten Beistände und Genossen die gewöhnliche schlimme Folge der Abwesenheit eingetreten war. Einige waren todt; Andere überdrüssig der Stürme des öffentlichen Lebens, und in ihrer Hitze abgekühlt durch die brausenden Umwälzungen, welche Rom bei jeder Anstrengung für Verbesserung des Zustands erlitten, hatten sich zurückgezogen — ein Theil ganz fort aus der Stadt, ein Theil wenigstens von jeder Einnischung in die politischen Angelegenheiten. In seinen Sälen sah sich der Tribun-Senator von fremden Gesichtern, von einer neuen Generation umringt. Von den Häuptern der Volkspartei waren die Meisten von einer heftigen Abneigung gegen die päpstliche Herrschaft beseelt, und betrachteten mit Argwohn und Widerwillen einen Mann, der, wenn er auch zu Gunsten des Volks regierte, doch vom Papst betraut und geehrt war. Rienzi war nicht der Mann, der alte Freunde, waren sie auch noch so niedrig, vergaß, und schon hatte er Zeit gefunden, eine Besprechung mit Cecco del Vecchio zu suchen. Aber dieser entschlossene Republikaner hatte

ihn kalt empfangen. Seine fremden Soldaten und sein Senatortitel — das waren Dinge, die der Handwerker nicht verdauen konnte. Mit seiner gewöhnlichen Verbtheit hatte er dies gegen Rienzi ausgesprochen. „Was das letzte betrifft,“ antwortete der Tribun leutselig, „Namen ändern das Wesen der Dinge nicht. Wenn ich vergeffe, daß, der Stellvertreter des Pabsts seyn, so viel heißt, als der Hüter seiner Herde seyn — so gebt mich auf. Was das erste betrifft — zeigt mir nur fünfhundert Römer, welche schwören, Tag und Nacht gewaffnet zu Roms Bertheidigung bereit zu stehen, so entlasse ich die Nordländer.“

Cecco del Vecchio ließ sich nicht besänftigen; ehrlich aber ungebildet — nicht zu lenken und zu behandeln, und von Natur ein Mißvergnügter, glaubte er zu fühlen, daß er dem Senator nicht mehr unentbehrlich sey, und das beleidigte seinen Stolz. So seltsam es erscheinen mag — der trotzige Handwerker hegte auch gegen Rienzi einen geheimen Groll, darum, daß er am Tage seines Triumphzugs ihn nicht unter den Tausenden heraus erblickt und ausgezeichnet. Das sind oft die kleinen Fehler, welche den Großen schwere Gefahren bereiten!

Die Handwerker hielten noch ihre Zusammenkünfte, und Cecco del Vecchio's Stimme ließ sich laut in grossenden Weissagungen vernehmen. Aber was Rienzi mehr als die Entfremdung der Uebrigen verwundete, das war das seltsam veränderte Benehmen seines alten Freundes und Vertrauten, des Pandulfo di Guido. Da er diesen beliebten Bürger unter denjenigen, welche täglich auf dem Capitol ihre Huldigung darbrachten, vermifste, hatte er ihn zu sich rufen lassen und sich vergeblich bemüht, ihr altes inniges Verhältniß wieder zu beleben. Pandulfo nahm die Miene großer Ehrerbietung an, aber all die herablassende Freundlichkeit des Senators konnte sein fremdes und zurückhaltendes Wesen nicht überwinden. In der That hatte Pandulfo gelernt, ehrgeizige Pläne auf eigene Faust zu hegen; und er dachte, daß ohne Rienzi's Rückkehr er selbst jetzt mit größerer Sicherheit und in Wahrheit, gewissermaßen mit der Zustimmung der Barone, hätte der Tribun des Volks werden können. Die Leichtigkeit, sich zu und durch Volksgunst emporzuschwingen, welche ein ordnungsloser und verdorbener Staat, des Glücks einer geregelten Verfassung entbehrend, dem Ehrgeiz darbeut, nährt die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft, welche die Einigkeit untergraben und die Bande der Parteien auflockern.

Das war Rienzi's Lage, und noch schien er, es klingt wunderbar, von der Menge angebetet zu werden; und Gesetz und Freiheit, Leben und Tod waren in seiner Hand!

Unter allen, welche seine Person bedienten, war Angelo Billani der Begünstigteste — dieser Jüngling, welcher Rienzi während seiner langen Verbannung begleitet, war ihm auf den Wunsch Nina's von Avignon her während seines Aufenthalts im Lager des Albornoz zur Seite geblieben. Sein Eifer, sein Verstand, seine offene und augenscheinliche Zuneigung verblendeten den Senator gegen die Fehler seines Charakters und befestigten ihn mehr und mehr in Rienzi's Dankbarkeit. Ihm that das Gefühl wohl, daß Ein treues Herz in seiner Nähe schlug, und der Page, zum Rang eines Kämmerers erhoben, war immer um seine Person, und schlief in seinem Vorzimmer.

Als in Tivoli der Senator an diesem Abend sich in das für ihn bereitete Gemach zurückgezogen, setzte er sich an das offene Fenster, durch welches man die dunkeln Fichten, welche die Hügel krönten, im Sternlicht schwanken sah, während die Stille der Stunde das Rauschen der Wasserfälle an sein Ohr trug, welches man deutlicher als den regelmäßigen abgemessenen Schritt der Schildwachen unten vernahm. Rienzi stützte die Wange auf die Hand, überließ sich lange seinen düstern Gedanken, und als er aufblickte, sah er in das helle blaue Auge Billani's, das mit ängstlicher Theilnahme auf seinem Antlitz ruhte.

„Ist mein Gebieter unwohl?“ fragte stockend der junge Kämmerer.

„Das nicht, mein Angelo; aber ein wenig herzkrank. Mich dünkt, für eine Septembernacht ist die Luft kalt!“

„Angelo,“ fuhr er dann fort — denn schon hatte Rienzi jene unbehagliche Neugier angenommen, welche die Zugabe einer ungewissen Nacht ist — „Angelo — bring mir jenes Schreibzeug her — hast Du nichts gehört, was die Leute von dem muthmaßlichen Erfolg unseres Zugs gegen Palestrina sagen?“

„Wünscht mein Gebieter all ihr Geschwätz zu hören, laute es angenehm oder widerwärtig?“ antwortete Billani.

„Weun mir daran läge, nur Angenehmes zu hören, Angelo, so wäre ich nie nach Rom zurückgekommen.“

„Nun also, ich hörte einen Constabel von den Nordmännern bedeutungsvoll sagen, das Plaz werde nicht genommen werden.“

„Hm! und was sagten die Hauptleute meiner römischen Legion?“

„Mein Gebieter, ich habe flüsternd hören, daß sie weniger bang haben vor einer Niederlage, als vor der Rache der Barone im Fall des Gelingens.“

„Und mit solchen Werkzeugen muthet das lebende Geschlecht Europa's und die falsch-urtheilende Nachwelt dem Arbeiter zu, das Ideal und das Vollkommene zu Stande zu bringen! Bring mir jene Bibel!“

Angelo, das heilige Buch ehrerbietig seinem Herrn bringend, sagte: „Eben als ich meine Gesellschafter drunten verließ, ging das Gerücht, daß der Herr Adrian Colonna von seinem Better ins Gefängniß gesetzt worden sey.“

„Ich habe es auch gehört, und glaube es ganz leicht,“ versetzte Rienzi. „Diese Barone würden ihre eigenen Kinder in Eisen schmieden, wenn je zu befürchten wäre, ihre Fesseln möchten aus Mangel an Beute rostig werden. Aber die Elenden sollen zerschmettert und ihre Festen sollen zertrümmert werden!“

„Ich wollte, mein Gebieter,“ sagte Billani, „unsere nordischen Soldaten hätten andere Hauptleute als diese Provenzalen.“

„Warum?“ fragte Rienzi rasch.

„Haben die Kreaturen des Hauptmanns der großen Compagnie je einem Mann Treu und Glauben gehalten, wenn die Habsucht oder der Ehrgeiz Montreals es rathsam fand, ihn zu verrathen? War er nicht vor wenigen Monaten der rechte Arm des Johann di Bico, und verkaufte er dann nicht seine Dienste dem Feind Johann di Bico's, dem Cardinal Albornoz? Diese Krieger verhandeln die Menschen wie das Vieh.“

„Du schilderst Montreal ganz richtig — ein gefährlicher, entfesselter Mann! Aber mich dünkt, seine Brüder sind von milderer und zahmerer Gemüthsart; sie erlauben sich die Verbrechen des Räuberhauptmanns nicht. Wie dem sey, Angelo, Du hast eine Saite berührt, welche heute Nacht meinen Schlummer stören wird. Guter Knabe, Deine jungen Augen bedürfen Schlummer, entferne Dich, und wenn Du die Leute Rienzi beneiden hörst, bedenke, daß —“

„Gott gibt nicht zu, daß man den Genius beneide!“ unterbrach ihn Billani mit einer Heftigkeit, welche seine Ehrerbietung überwand — „wir beneiden nicht die Sonne, sondern eher die Thäler, welche unter ihren Strahlen reifen.“

„Wahrhaftig, wenn ich die Sonne bin,“ sagte Rienzi mit einem bitteren und schwermüthigen Lächeln, „so verlangt mich nach der Nacht — und kommen wird sie für den Pilger auf Erden, wie am Himmel. Gott sey Dank wenigstens, daß uns unser Ehrgeiz nicht unsterblich machen kann!“

Fünftes Kapitel.

Der überlistete Betrüger.

Als Rienzi am nächsten Morgen in den Saal herabkam, wo seine Hauptleute ihn erwarteten, entdeckte sein scharfes Auge, daß noch eine Wolke die Stirn des Messere Brettone umzog. Arimbaldo, von der Fenstervertiefung bedeckt, mied seinen Blick.

„Schönen guten Morgen, edle Herren!“ sagte Rienzi, „die Sonne lacht auf unser Unternehmen herab. Ich erhielt schon frühe Botschaft aus Rom; frische Truppen werden vor Mittag zu uns stoßen.“

„Ich bin erfreut, Senator,“ versetzte Brettone, „daß Ihr Zeitungen habt, welche den schlimmen, die ich Euch zu melden habe, entgegenwirken werden. Die Soldaten murren laut — man ist ihnen ihren Sold schuldig — und ich fürchte, ohne Bezahlung marschiren sie nicht gegen Palestrina.“

„Wie sie wollen,“ versetzte Rienzi gleichgültig. „Erst vor wenigen Tagen kamen sie nach Rom; Sold haben sie voraus empfangen — wenn sie mehr verlangen, mögen die Orsini und Colonna mich überbieten; zieht ab mit Euern Soldaten, Ritter von Narbonne, und gehabt Euch wohl!“

Brettone's Miene änderte sich — seine Absicht war, Rienzi mehr und mehr in seine Gewalt zu bekommen, und er wünschte, ihn nicht die Kraft gewinnen zu lassen, welche aus dem Fall von Palestrina ihm zuwachsen mußte; die Gleichgültigkeit des Senators überraschte ihn und verwickelte ihn in seinem eigenen Netz.

„Das darf nicht geschehen,“ erwiderte Montreaux Bruder nach einem verwirrten Stillschweigen — „wir können Euch nicht so Euern Feinden preisgeben — die Soldaten zwar verlangen Sold —“

„Und sollen ihn haben,“ sagte Rienzi. „Ich kenne diese Söldlinge — das ist immer das Spiel bei ihnen — Meuterei oder Geld. Ich will mich meinen Römern in die Arme werfen und mit

ihnen triumphiren oder fallen, wie es der Himmel beschließt. Macht Eure Constabel mit meinem Entschluß bekannt."

Raum waren diese Worte gesprochen, als, wie in Folge einer Verabredung mit Brettone, der Oberconstabel der Miethtruppen unter der Thüre erschien. „Senator," sagte er mit einer Miene ziemlich kühler Ehrfurcht, „Eure Befehle zum Marsch sind mir gekommen, ich habe meine Leute aufstellen wollen — aber —"

„Ich weiß, was Du mir sagen wolltest, Freund," unterbrach ihn Rienzi, die Hand schüttelnd. „Messere Brettone wird Euch meine Antwort geben. Ein andermal, Herr Hauptmann, größere Höflichkeit gegen den Senator von Rom — Ihr könnt Euch entfernen."

Die unerwartete Würde Rienzi's beschämte und verblüffte den Constabel; er sah Brettone an, der ihm wegzugehen winkte. Er schloß die Thüre und entfernte sich.

„Was ist zu thun?" sagte Brettone.

„Herr Ritter," versetzte Rienzi mit Ernst, „laßt uns mit einander ins Klare kommen. Wollt Ihr mir dienen oder nicht? Wenn Jenes — so seyð Ihr nicht mir gleichgestellt, sondern mir untergeordnet, und Ihr müßt gehorchen, nicht mir vorschreiben — wenn das Letztere, so soll meine Schuld gegen Euch abgetragen werden, und die Welt ist groß genug für uns beide."

„Wir haben Euch Gehorsam versprochen," antwortete Brettone, „und wir werden ihn leisten."

„Eine Warnung, bevor ich von Neuem das Versprechen Eurer Ergebenheit annehme," versetzte Rienzi sehr langsam. „Gegen einen offenen Feind habe ich mein Schwert — für einen Verräther, merkt es Euch, hat Rom das Beil; vor jenem habe ich keine Furcht, für diesen keine Gnade!"

„Das sind keine Worte, wie sie zwischen Freunden sollten gewechselt werden," sagte Brettone, erbleichend vor unterdrückter Aufregung.

„Freunden! — so seyð Ihr also meine Freunde? — Eure Hände! — Freunde, das seyð Ihr! und sollt es mir bewähren! Theurer Arimbaldo, Du bist, wie ich auch, ein Büchergelehrter, ein wissenschaftlicher Soldat. Erinnerst Du Dich der Erzählung aus der römischen Geschichte, wie der Schatz kein Geld mehr für die Soldaten hatte? der Consul berief die Edeln. „Wir," sagte er, „die wir die Aemter und Würden haben, müssen die Ersten

seyen, welche für Geld sorgen.“ Ihr versteht mich, Freunde — die Edeln ergriffen den Wink — sie brachten das Geld auf — das Heer wurde bezahlt. Dies Beispiel gehe nicht verloren für Euch. Ich habe Euch zu Führern meiner Streitkräfte gemacht, Rom hat seine Ehren auf Euch ausgeschüttet. Euer Edelmuth wird zuerst ein Beispiel geben, welches so die Römer Fremden nachahmen lernen werden. Ihr schaut mich an, meine Freunde? Ich lese die Großmuth in Eurer Seele und danke Euch im voraus. Ihr habt die Würden und Aemter — Ihr habt wohl auch den Reichthum? Bezahlt die Söldlinge, bezahlt sie!“

Wäre ein Donnerkeil zu Brettone's Füßen niedergefallen — er hätte nicht heftiger erschrecken können, als über diesen einfachen Vorschlag Rienzi's. Er erhob sein Auge auf das Antlitz des Senators und erblickte darauf jenes Lächeln, das er, so kühn er war, doch schon hatte fürchten lernen. Er fühlte, daß er selbst vollkommen in die Grube gefallen war, die er für einen Andern gegraben hatte. Es lag etwas auf der Stirne des Senators, das ihm verkündigte: Weigerung sey so viel als offene Kriegserklärung — und hiezu war der Augenblick noch nicht reif.

„Ihr willigt ein,“ sagte Rienzi; „Ihr habt wohl gethan.“

Der Senator klatschte in die Hände — seine Wache erschien. „Beruft die Oberconstabel der Soldaten!“ gebot er. Die Brüder blieben noch immer stumm.

Die Constabel traten ein. „Meine Freunde,“ sagte Rienzi, „Messere Brettone und Messere Arimbaldo haben meine Befehle, unter Eurer Truppen tausend Goldgulden zu vertheilen. Diesen Abend lagern wir unter Palestrina.“

Die Constabel entfernten sich mit sichtlichem Ueberraschung. Rienzi betrachtete einen Augenblick die Brüder und lachte in sich hinein — denn sein sarkastischer Humor feierte einen Triumph. „Ihr beklagt doch Eure Ergebenheit nicht, meine Freunde?“

„Nein,“ sagte Brettone, sich erhebend, „diese Summe vermehrt unsere Schuld nur um ein Unbedeutendes.“

„Freimüthig gesprochen — nochmals Eure Hand! — Das gute Volk von Tivoli erwartet mich auf dem Platz — sie brauchen einige Ermahnungen. Adieu bis Mittag!“

Als sich die Thüre hinter Rienzi schloß, fuhr Brettone trotzig nach dem Griff seines Schwertes — „der Römer verhöhnt uns,“

sagte er. „Aber laß nur Walter von Montreal in Rom erscheinen, so soll uns der stolze Spasmacher theuer hiefür bezahlen!“

„Bsch!“ sagte Arimbaldo, „die Wände haben Ohren, und dieser Teufelsbube, der junge Willani, scheint mir, immer uns auf den Fersen zu lauern.“

„Tausend Goldgulden! Ich hoffe, sein Herz hat so viele Blutstropfen,“ brummte der erbitterte Brettone, ohne auf seinen Bruder zu hören.

Die Soldaten wurden bezahlt — das Heer marschirte — die Beredsamkeit des Senators hatte seine Streitmacht durch Freiwillige von Tivoli vermehrt, und wilde, halbbewaffnete Bauern von der Campagna und den benachbarten Bergen schlossen sich seiner Fahne an.

Palestrina wurde belagert, Rienzi beobachtete fortwährend die Brüder Montreals aufs Sorgfältigste. Unter dem Vorwand, den italienischen Freiwilligen die Vorzüge ihrer Kriegskunde mitzutheilen, trennte er sie von ihren Söldlingen und übergab ihnen den Befehl über die weniger disciplinirten Italiener, mit welchen sich einzulassen, er ihnen keine Lust zutraute. Er selbst übernahm die Führung der nordischen Soldaten — und wider Willen wurden sie durch seine schlaue, aber würdevolle Leutseligkeit und den persönlichen Muth, den er bei einigen Ausfällen der belagerten Barone bewährte, für ihn eingenommen. Aber wie die Jäger die feinsten Schliche ihrer Beute aufspüren — so verfolgte das erbarmungslose, rasche Schicksal Cola di Rienzi!

Sechstes Kapitel.

Die Ereignisse drängen sich dem Ende zu.

Während dies der Stand der Dinge bei den Belagerern, waren Luca di Savelli und Stephanello Colonna mit einem Fremden eingeschlossen, der in der Nacht, ehe die Römer ihre Zelte unter den Mauern aufgeschlagen, heimlich nach Palestrina gekommen war. Dieser Besuch, ein Mann von etwas über vierzig Jahren, besaß noch immer beinaß unvermindert die außerordentliche Schönheit in Gestalt und Gesichtsbildung, welche ihn in seiner Jugend ausgezeichnet hatte. Aber es war nicht mehr jener Charakter von Schönheit, wie wir unsern Lesern bei dem ersten Auftreten desselben sie geschildert haben. Es war nicht mehr die beinaß weibliche Zartheit

in Zügen und Farbe, oder die vornehme Feinheit und anmuthige Milde des Benehmens, was Walter von Montreal so sehr unterschieden hatte; ein wechselvolles Kriegsleben hatte endlich doch seine Wirkung gethan. Sein Benehmen war jetzt hastig und gebieterisch, wie das eines Mannes, der gewohnt ist, troßige Geister zu zügeln, und er hatte die Anmuth der Ueberredungskunst mit der Strenge des Gebieters vertauscht. Seine athletische Gestalt war magerer und sehnigter geworden, und während früher seine Stirne von schönen dichten Locken halb beschattet gewesen, war sie jetzt, obgleich nur von leichten Falten durchfurcht, doch an den Schläfen völlig kahl, und ihre ungewöhnliche Höhe vermehrte die stattliche Würde seines Aussehens. Die blühende Gesichtsfarbe war weniger durch äußere Wirkungen, als die innerlich zehrenden Gedanken in eine gleichförmige braune Blässe übergegangen, und seine Züge erschienen markirter und entschiedener, seit das Fleisch seiner sonst vollen Wangen etwas eingefallen war. Aber dieser Wechsel stand im Verhältniß zu dem Wechsel der Zeit und der Umstände; und wenn der Provenzale jetzt der Idee des tapfern und schönen irrenden Ritters ferner stand, so glich er dafür um so mehr dem, was der irrende Ritter geworden war — dem scharfsinnigen Politiker und dem mächtigen Heerführer.

„Ihr müßt wissen,“ sagte Montreal, eine Unterhaltung fortsetzend, welche auf seine Gesellschafter einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, „daß bei diesem Kampf zwischen Euch und dem Senator ich allein der Wagschaale den Ausschlag gebe. Rienzi ist gänzlich in meiner Gewalt — meine Brüder sind die Anführer seines Heeres, ich selbst bin sein Gläubiger. Bei mir steht es, ihn auf dem Thron zu sichern oder ihn aufs Schaffott zu schicken. Ich darf nur Befehl geben, so zieht die große Compagnie in Rom ein; aber auch ohne ihr Einschreiten kann, dünkt mich, wenn Ihr mir Treue haltet, unser Vorhaben ausgeführt werden.“

„Mittlerweile aber wird Palestrina von Euern Brüdern belagert,“ sagte Stephanello in schneidendem Ton.

„Sie haben meine Anweisungen, ihre Zeit vor diesen Mauern zu vergeuden. Seht Ihr denn nicht, daß eben durch diese, wenn ich es will, fruchtlose Belagerung Rienzi seinen Ruhm im Ausland, seine Popularität in Rom verlieren muß?“

„Herr Ritter,“ sagte Luca di Savelli, „Ihr sprecht wie ein in der tiefen Politik der Zeit wohlbewandertes Mann, und bei allen

uns bedrohenden Umständen kann uns Euer Vorschlag nur passend und vernünftig erscheinen. Einerseits macht Ihr Euch anheischig, uns und die andern Barone wieder in Rom einzusetzen und den Rienzi auf die Löwentreppe zu liefern —“

„Nicht so, nicht so,“ versetzte Montreal rasch, „ich verstehe mich dazu, entweder seine Macht so zu beugen und zu lähmen, daß er zu einer Puppe in Eurer Hand, zu einem bloßen Schatten von Ansehen herabsinkt — oder, wenn sein stolzer Geist sich gegen den Käfig sträubt, ihm wieder die Freiheit unter den Wilden Deutschlands zu gönnen. Ich wünschte, ihn zu fesseln oder zu verbannen, nicht ihn zu vernichten, wenn nicht (fuhr Montreal nach einer augenblicklichen Pause fort) das Schicksal uns durchaus dazu nöthigt. Die Macht sollte keine Opfer verlangen; aber um sie zu sichern, dürften solche nothwendig seyn.“

„Ich verstehe Eure feinen Unterscheidungen,“ sagte Luca di Savelli mit seinem eifigen Lächeln, „und ich bin befriedigt. Sind nur einmal die Barone wieder eingesetzt, unsere Paläste wieder mit Mannschaft besetzt, so bin ich bereit, der aus einem langen Leben des Senators entspringenden Gefahr mich auszusetzen. Diesen Dienst verspricht Ihr uns zu leisten?“

„Ich verspreche es.“

„Und dagegen verlangt Ihr unsere Zustimmung dazu, daß Ihr die Würde eines Podesta auf fünf Jahre bekleiden sollt?“

„Ihr habt Recht.“

„Ich, für meine Person, willige in diese Bedingungen,“ sagte der Savelli; „hier ist meine Hand; ich bin dieser Balgereien auch in unserer eigenen Mitte überdrüssig und denke, ein ausländischer Beherrscher kann am besten die Ordnung handhaben, und um so mehr noch, wenn es ein Mann ist wie Ihr, Herr Ritter, dessen Geburt und Ruhm ihn befähigen, den Unterschied zwischen Baronen und Plebejern zu begreifen.“

„Für meinen Theil,“ sagte Stephanello, „ich sehe ein, daß wir nur die Wahl zwischen zwei Uebeln haben — ein Ausländer zum Podesta gefällt mir nicht, aber noch viel weniger ein Plebejer als Senator. Hier ist auch meine Hand, Herr Ritter!“

„Edle Herren,“ sagte Montreal nach einer kleinen Pause und ließ seinen durchdringenden Blick mit großer Bedeutsamkeit vom einen zum andern schweifen, „unser Vertrag ist besiegelt; ein Wort noch als Zusatz! Walter von Montreal ist nicht ein Graf Pepin

von Minorbino! Einmal früher, da ich mir, ich gesteh es, nicht einfallen ließ, daß der Sieg so leicht seyn würde, vertraute ich Eure und meine Sache einem Bevollmächtigten; die Eurige förderte, die meinige verlor er. Er vertrieb den Tribun und ließ sich dann selbst von den Baronen versagen. Diesmal habe ich selbst meine Augen bei meinen Angelegenheiten; und, merkt es Euch, ich habe bei der großen Compagnie Eine Lehre mir eingeprägt, nämlich: nie einen Spion oder Verräther, welches Standes er auch sey, zu begnadigen. Eure Verzeihung für diese Andeutung. Andern wir das Gespräch. Ihr haltet ja gewiß in Eurer Feste meinen alten Freund, den Baron von Castello, in Haft?"

„Ja,“ versetzte Luca di Savelli; denn Stephanello, gereizt durch Montreals Drohung, die er doch nicht offen heraus zu rügen wagte, beobachtete ein finsternes Stillschweigen, „ja, so zählt der Rath des Senators einen Edelmann weniger.“

„Ihr handelt klüglich. Ich kenne seine Ansichten und Gesinnungen; edel, aber gefährlich für unsere Interessen. Behandelt ihn gut, ich empfehle es Euch; er kann uns später Dienste leiten. Und jetzt, meine Herren, sind meine Augen müde; erlaubt, daß ich mich zurückziehe. Angenehme Träume uns Allen von der neuen Revolution!“

„Mit Eurer Erlaubniß, edler Montreal, wir wollen Euch zu Eurem Lager begleiten,“ sagte Luca di Savelli.

„Bei meiner Treue, das sollt Ihr nicht! Ich bin kein Tribun, daß ich große Herren zu Pagen annähme, sondern ein schlichter Edelmann und ein rauher Krieger; Eure Diener mögen mich in die nächste beste Kammer führen, welche Eure Gastfreundschaft einem Manne anweist, der ganz gesund im rauhen Gesträuch unter freiem Himmel schlafen könnte.“

Savelli bestand jedoch darauf, den künftigen Podesta in sein Gemach zu begleiten, und kehrte dann zu Stephanello zurück, welcher den Saal mit großen ungleichen Schritten durchmaß.

„Was haben wir gethan, Savelli?“ sagte er rasch, „an einen Barbaren unsere Vaterstadt verkauft?“

„Verkauft?“ versetzte Savelli, „mir liegt die andere Seite des Kontraktes im Sinn, wornach wir unser Schäfchen ins Trockene bringen. Wir haben gekauft, Colonna, nicht verkauft! erkauft unser Leben von jenem Heer — erkauft unsere Macht — unser Vermögen — unsere Festen von dem Demagogen-Senator — erkauft

haben wir, was mehr ist als dies Alles, Triumph und Rache. Ei, Colonna, seht Ihr denn nicht, daß wir, wenn wir diesen großen Krieger vor den Kopf gestossen hätten, zu Grund gegangen wären? Mit dem Senator verbündet, wäre die große Compagnie nach Rom marschirt, und ob nun Montreal dem Rienzi geholfen oder ihn ermordet hätte (denn mich dünkt, er ist ein Romulus, der keinen Remus neben sich duldet) — um uns wäre es in beiden Fällen geschehen gewesen. Jetzt haben wir selbst unsere Bedingungen gemacht und unsere Vortheile sind gleich. Ja, die ersten Schritte, welche gethan werden, sind zu unsern Gunsten. Rienzi wird geschont und wir ziehen in Rom ein.“

„Und dann wird der Provenzale der Despot der Stadt!“

„Podesta, wenn es Euch gefällt. Podesta's, welche das Volk mißhandeln, werden oft verjagt und bisweilen gesteinigt — Podesta's, welche die Edeln beleidigen, werden oft erdolcht und bisweilen vergiftet,“ sagte Savelli. — „Es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe. Indesß sagt dem Bären Orsini nichts davon. Solche Leute machen einen Strich durch alle Rechnungen der Weisheit. Kommt, seydt lustig, Stephanello!“

„Luca di Savelli, Ihr habt in Rom nicht so viel auf dem Spiele stehen wie ich,“ versetzte der junge Baron hochmüthig; „Euch kann kein Podesta den Rang des ersten Edelmanns der Hauptstadt Italiens entreißen!“

„Wenn Ihr das dem Orsini gesagt hättet, so hätte es gezogene Schwerter gegeben,“ sagte Savelli, „aber seydt lustig und munter, sage ich; ist nicht unser erstes Bestreben das, den Rienzi zu verderben und dann, zwischen dem Tod des einen Feindes und dem Aufstehen des andern — gibt es da nicht solche Vorsichtsmaßregeln, wie Ezzelin von Romano sie alle kriegerischen Männer gelehrt hat? Seydt lustig, sage ich; und nächstes Jahr werden, wenn wir nur zusammenhalten, Stephanello Colonna und Luca di Savelli miteinander Senatoren von Rom, und diese großen Männer die Speise der Würmer seyn!“

Während die Barone sich so besprachen, stand Montreal, ehe er sich zur Ruhe begab, vor dem offenen Laden seiner Kammer und schaute auf die unter ihm liegende Landschaft hinaus, welche im herbstlichen Mondlicht schlief, indesß in der Ferne blaß und stetig die Feuer im Lager der vor der Feste liegenden Soldaten umher schimmerten.

„Weite Ebenen und breite Thäler,“ dachte der Krieger, „bald werdet ihr in Frieden ruhen unter einem neuen Scepter, wogegen kein kleiner Tyrann sich aufzulehnen wagen wird. Und ihr, weiße Wände von Leinwand, erinnert mich, während ich euch ansehe, daran, wie man Königreiche gewinnt. Gerade wie in der alten Zeit aus Nomadenzelten die prächtige Babylon erwuchs, welche „nicht war, bis der Assyrer sie gründete für die, so in der Wüste wohnen;“ so soll von den neuen Ismaeliten Europa's ein Geschlecht gegründet werden, von welchem man jetzt noch nicht träumt, und was gestern ein Lager war, wird morgen eine Stadt seyn. Wahrlich, als für Ein kleines Vergehen der Pabst mich aus dem Schoos der Kirche schleuderte — vermuthete er von weitem nicht, welchen Feind er Rom erweckte! Wie feierlich ist die Nacht — wie ruhig Himmel und Erde — sogar die Sterne sind wie gedämpft und wie gespannt auf die Ereignisse, die hier unten sich begeben werden! So feierlich und so still ist es auch meinem Geist zu Muthe, und ein mir bisher unbekannter Schauer flüstert mir warnend zu: ich nähere mich der Entscheidung meines gefahrenschwängern Geschicks!“

Behntes Buch.

Der basaltne Löwe.

Ora voglio contare la morte del Tribuno.*
Vita di Cola di Rienzi. II. 24.

Erstes Kapitel.

Das Zusammentreffen feindseliger Planeten in dem Feld des Todes.

Am vierten Tag der Belagerung und nach dem Zurückschlagen eines Ausfalls der Soldaten der Barone in ihre beinahe unbezwinglichen Mauern, unter dem Fürsten Orsini, welchen Rienzi in Person angriff und verwundete, kehrte der Senator in sein Zelt zurück; wo Botschaften von Rom ihn erwarteten. Er überließ sie mit hastigem Auge bis er an die letzte kam; und doch enthielt jede einzelne Neuigkeiten, die das Auge eines weniger mit Gefahren vertrauten Mannes wohl hätten länger fesseln können. Aus einer erfuhr er, daß Albornoz, dessen Segen ihm die Würde des Senators bestätigt, mit besonderer Gunst die Botschafter der Orsini und Colonna aufgenommen. Er erfuhr, daß der Cardinal, den seine Ansichten den römischen Patriciern geneigt machten, seinen Sturz wünschte; aber er fürchtete Albornoz nicht, im geheimsten Herzen sehnte er sich vielleicht darnach, daß eine offene Feindseligkeit von dem Legaten des Papsts ihm Gelegenheit gebe, sich ganz dem Volk in die Arme zu werfen.

Er erfuhr ferner, daß während seiner doch so kurzen Abwesenheit Pandulfo di Guido zweimal zum Volk gesprochen, nicht zu Gunsten des Senators, sondern mit arglistigem Bedauern hinweisend

* Jetzt will ich des Tribuns Tod erzählen.

auf den Verlust, den der Handel Roms durch die Entfernung der reichsten Edeln erleide.

„Also um dies hat er mich verlassen!“ sagte Rienzi bei sich selbst. „Er nehme sich in Acht!“

Die im nächsten Brief enthaltenen Zeitungen ergriffen ihn tief. Walter von Montreal war ganz offen in Rom angekommen. Der umsichgreifende, gefeszlose Bandite, dessen Raubsucht alle Banken in Europa mit Räuberbeute anfüllte, dessen Compagnie das Heer eines Königs war — dessen ungeheuern, rücksichtslosen und tiefen Ehrgeiz er so gut kannte — dessen Brüder in seinem Lager — die ihm des Verraths schon mehr als verdächtig waren; — Walter von Montreal war in Rom.

Der Senator ward ganz starr bei dieser neuen Gefahr, und dann, die Zähne ganz fest über einander beißend, sagte er:

„Wilder Tiger, du bist in der Höhle des Löwen!“ Er hielt inne und brach dann wieder los. „Einen falschen Schritt, Walter von Montreal, und die eisernen Arme der großen Compagnie sollen dich nicht vom Abgrund zurückreißen! Aber was kann ich thun? Nach Rom zurückkehren — so lange Montreals Plane noch nicht ergründet sind, keine Anklage gegen ihn vorliegt! Unter welchem Vorwand kann ich mit Ehren die Belagerung aufheben? Palestrina aufgeben, heißt den Baronen einen Triumph einräumen — Adrian im Stich lassen, heißt meine Sache entehren. Und doch so lang ich fern bin von Rom, brütet jede Stunde Verrath und Gefahr. Pandulfo, Alborno, Montreal — alle arbeiten gegen mich. Jetzt einen festen und zuverlässigen Spion! — Ha — das fällt mir zur rechten Zeit ein — Villani! He da! Angelo Villani!“

Der junge Kämmerer erschien.

„Ich meine,“ sagte Rienzi, „oft gehört zu haben Du seyest eine Waise.“

„So ist's, mein Gebieter; die alte Augustiner-Nonne, welche mich als Knaben aufzog, hat mir oft wiederholt, meine Eltern seyen todt. Beide von edler Abstammung, mein Gebieter, aber ich bin das Kind der Schande. Und ich sage mir das oft und denke immer daran, um mich zu mahnen, daß Angelo Villani seinen Namen sich erst zu gewinnen hat.“

„Junger Mann, diene mir wie bisher, und wenn ich lebe, sollst Du nicht nöthig haben Dich einen Waisen zu nennen. Höre mich — ich bedarf eines Freundes — der Senator von Rom bedarf

eines Freundes — nur Eines Freundes — gütiger Himmel! nur Eines!“

Angelo sank auf die Knie und küßte den Mantel seines Herrn.

„Sagt einen Diener; ich bin zu gering, Rienzis Freund zu seyn!“

„Zu gering! — o geh! — es ist nichts gering vor Gott, als eine niederträchtige Seele unter hohen Titeln. Bei mir, Knabe, gibt es nur Einen Adel, und die Natur stellt den Brief darüber aus. Horch! Du hörst täglich reden von Walter von Montreal, dem Bruder dieser Provenzalen, dem großen Hauptmann großer Räuber!“

„Ja, und ich hab' ihn schon gesehen, mein Gebieter.“

„Gut denn, er ist in Rom. Nur ein kecker Gedanke, ein wohl unterstützter und tiefangelegter Schurkenstreich konnte den Banditen veranlassen, sich offen in eine italienische Stadt zu wagen, deren Gebiet er vor wenigen Monaten mit Feuer und Schwert verwüstet. Aber seine Brüder haben mir Geld vorgestreckt — mich bei meiner Rückkehr unterstützt; — um ihrer eignen Zwecke willen, es ist wahr; aber die scheinbare Verpflichtung verleiht ihnen wirkliche Macht. Diese nordischen Krieger würden mir die Kehle abschneiden, wenn der große Kapitän es sie hieße. Er rechnet auf meine vorausgesetzte Schwäche. Ich kenne ihn von alten Zeiten. — Ich argwöhne — ja ich lese seine Anschläge, aber ich kann sie nicht beweisen. Ohne Beweis kann ich nicht Palestrina verlassen, um ihn anzuklagen und festzusetzen. Du bist schlau, klug, scharfsinnig; könntest Du nach Rom gehen? — Tag und Nacht seine Bewegungen beobachten — sehen, ob er Botschafter von Albornoz oder den Baronen empfängt — ob er mit Pandulfo di Guido verkehrt — seine Wohnung, sag' ich, bewachen bei Tag und bei Nacht? Er kümmert sich nicht viel um Verheimlichung; deine Aufgabe wird minder schwierig seyn als sie erscheint. Benachrichtige die Signora von Allem, was Du erfährst. Gib mir täglich Bericht von Deinen Neuigkeiten. Willst Du diese Sendung übernehmen?“

„Ich will, mein Gebieter.“

„Rasch denn zu Pferd! — und bedenke, außer dem Weibe meines Herzens hab' ich keine vertraute Seele in Rom!“

Zweites Kapitel.

Montreal in Rom — Angelo Villani's Aufnahme bei ihm.

Die Gefahr, welche durch die Ankunft Montreaals Rienzi bedrohte, war in der That furchtbar. Der Johanniter, der sein Heer in die Lombardei geführt, hatte es zur Verfügung des venetianischen Staats im Krieg gegen den Erzbischof von Mailand gestellt. Für diesen Dienst erhielt er eine ungeheure Geldsumme, indeß er Winterquartiere für seine Truppe ausmittelte, der er im folgenden Frühjahr genug zu schaffen geben wollte. Heimlich und in Verkleidung Palestrina verlassend, begab sich Montreal mit nur einem kleinen Gefolge, das in Tivoli zu ihm stieß, nach Rom. Sein vorgeblicher Zweck war, theils dem Senator zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen, theils das von seinem Bruder an Rienzi geliehene Geld zurückzumpfangen.

Seinen geheimen Zweck haben wir schon zum Theil erfahren; aber nicht zufrieden mit dem Beistand der Barone, hoffte er durch die Kraft der Bestechung, wozu ihm sein unermesslicher Reichthum die Mittel gab, eine dritte Partei zu bilden, welche seine weitergreifenden Plane unterstützen sollte. Reichthum war in der That zu jener Zeit und in jenem Land heinah in eben dem Grad das Mittel Diademe zu gewinnen, als er es in den spätern Zeit des römischen Reichs gewesen war. Und in mancher, von erblichen Fehden zerrissenen Stadt stieg der Parteihaß zu einem solchen Maß, daß ein ausländischer Tyran, der Lust und Macht besaß, eine Partei zu versagen, wenigstens die zeitweilige Unterwerfung der andern leicht erlangen konnte. Sein späterer Erfolg bemasß sich größtentheils darnach, ob er seine Stellung durch eine von den Bürgern unabhängige Macht behaupten und über einen Schatz gebieten konnte, der nicht der gehäßigen Ergänzung durch Auflagen bedurfte. Aber mehr habüchtig als ehrgeizig, mehr grausam als fest, fielen solche Usurpatoren gewöhnlich in Folge von gierigen Erpressungen oder unnötigem Blutvergießen.

Montreal, der solche Revolutionen mit ruhigem und forschendem Auge studirt hatte, hegte das Vertrauen, diese beiden Verirrungen vermeiden zu können; und wie der Leser bereits erfahren, hatte er den umfassenden, scharfsinnigen Plan gefaßt, seiner Usurpation durch ein ganz neues Geschlecht von Adelligen Stärke und Dauer zu geben, welche, ihm zu Diensten verpflichtet durch den Feudalverband des

Nordens und immer zu seinem Schutze bereit, weil sie dadurch zugleich ihre eigenen Interessen wahrten, — ihm behülflich seyn sollten bei der Gründung — nicht des morschen und schutzlosen Gebäudes einer einzelstehenden Tyrannenschaft, sondern der starken Feste eines neuen, dauernden, geschlossenen, aristokratischen Staates. So waren die großen Dynastien des Nordens gegründet worden, und der König, obgleich scheinbar heruntergedrückt von den Baronen, fand in der That doch in Folge eines gemeinsamen Interesses Beistand, sowohl gegen die unterworfenen Bevölkerung als gegen fremde Angriffe.

So waren die riesenhafte Entwürfe — und sie erstreckten sich auf noch weitere Gebiete von Ruhm und Eroberung, denen nur die Alpen Grenzen setzten — womit der Hauptmann der großen Compagnie die Säulen und Bogen der Siebenhügelstadt betrachtete.

Keine Besorgniß störte den reißenden Strom seiner Gedanken. Seine Brüder waren die Anführer von Rienzi's Miethsoldaten — diese Armee bestand aus seinen Creaturen. Gegen Rienzi selbst maßte er sich das Recht des Gläubigers an. So wähnte er sich gegen Eine Partei sicher. Was die Freunde des Papsts anlangte, so hatte er sich mit eigenhändigen, doch vorsichtig gestellten Briefen von Albornoz versehen, welcher ihn nur zur Beförderung der Rückkehr der römischen Barone zu benützen wünschte; und seine Verhandlungen mit den Häuptern von diesen haben wir schon belauscht. So war er, wie ihn dächte, im Stande, mit allen Parteien zu verkehren und sich einzulassen, und aus jeder die ihm für seine Absichten erforderlichen Elemente zu wählen.

Das offene Erscheinen Montreals erregte in Rom beträchtliches Aufsehen. Die Freunde der Barone breiteten aus, Rienzi sey im Bund mit der großen Compagnie und er wolle die Kaiserstadt den barbarischen Räubern zur Plünderung und Beute verkaufen. Der Troß, womit Montreal (gegen welchen der Papst mehr als einmal seine Bullen geschleudert) in der Hauptstadt der Kirche erschien, stellte sich als noch übermüthiger heraus durch die Erinnerung an jene strenge Gerechtigkeitspflege, welche den Tribun bewogen hatte, allen Räubern Italiens offenen Krieg zu erklären; und diese Reckheit ward zusammengestellt mit dem naheliegenden Gedanken, daß die Brüder des kühnen Provenzalen die Werkzeuge von Rienzi's Rückkehr gewesen. So schnell verbreitete sich der Argwohn und Verdacht durch die Stadt, daß Montreals Gegenwart allein binnen wenigen

Wochen hingereicht hätte, den Senator zu verderben. Inzwischen unterdrückte die natürliche Reckheit Montreals jedes Flüstern der Klugheit, und verblendet durch den Glanz seiner Hoffnungen nahm der Johanniter, gleichsam um seiner Ankunft doppelte Wichtigkeit zu geben, seine Wohnung in einem prächtigen Palast und sein Gefolge wetteiferte in der Pracht des Anzugs und Auftretens mit der Verschwendung Rienzi's selbst während der frühern, glänzenderen Periode seiner Macht.

Während die Aufregung zunahm, kam Angelo Villani in Rom an. Der Charakter dieses Jünglings war durch seine eigenthümlichen Lebensverhältnisse bestimmt worden. Er besaß Eigenschaften, welche häufig den illegitimen Kindern gleichsam einen gemeinschaftlichen Stempel aufdrücken. Er war übermüthig — wie die Meisten von zweifelhaftem Rang, und seiner unehlichen Geburt sich schämend, bildete er sich doch viel auf den angeblichen Adel seiner unbekanntten Eltern ein. Die allgemeine Aufregung und Gährung Italiens zu jener Zeit machte den Ehrgeiz zur vorherrschendsten Leidenschaft und so drängt sich denn auch der Ehrgeiz in all seinen verschiednen Schattirungen und Wechseln in unsere Charakterschilderungen bei dieser Geschichte herein. Obgleich für Angelo Villani die der erhabneren und edleren Art dieser erhabenen Schwäche angehörenden Träume nicht waren, war er doch mächtig erregt von dem Wunsch und Entschluß sich emporzuschwingen. Er hatte warme Neigungen und dankbare Empfindungen und die Treue gegen seinen Gönner hatte sich zu einer Tugend gesteigert; aber in Folge seiner unregelten und unzusammenhängenden Erziehung und bei der sorglosen Lüderlichkeit der Genossen, in deren Gesellschaft der größte Theil seiner Jugend in Vorzimmern und Wachtstuben verfloßen war, hatte er weder erhabene Grundsätze noch ein aufgeklärtes Ehrgefühl. Schlau und abgeseimt, wie die meisten Italiener, machte er sich kein Bedenken über einen Betrug, der irgend einem Zweck oder einem Freund diente. Seine starke Anhänglichkeit an Rienzi war, ihm unbewußt, noch gewachsen durch die Befriedigung seines Stolzes, seiner Eitelkeit, geschmeichelt durch die Gunst eines so gefeierten Mannes. Eigenes Interesse und Ergebenheit trieben ihn an zu jeder That, welche die Zwecke und die Sicherheit eines Mannes förderte, der sein Wohlthäter und sein Gönner war, und bei der Uebernahme seines jetzigen Auftrags war sein einziger Gedanke, sich desselben mit dem möglichst vollständigen Erfolg zu entledigen. In weit

höherem Grad tapfer und muthig als die meisten Italiener, besaß seine Schlaueit etwas von der kräftigen und lebendigen Kühnheit des Geschlechts jenseits der Alpen, und nie bebte sein Muth vor dem zurück, was ihm seine List eingab.

Als ihm Rienzi zuerst die Gegenstände seiner jetzigen Aufgabe erläuterte, rief er sich augenblicklich sein Abenteuer mit dem großen Soldaten in dem Gedränge zu Avignon wieder ins Gedächtniß. „Wenn du je eines Freundes bedarfst, suche ihn in Walter von Montreal!“ Diese Worte hatten ihm oft im Ohr geklungen und sie kamen ihm jetzt mit prophetischer Deutlichkeit wieder in die Seele. Er zweifelte nicht daran, damals Montreal selbst gesehen zu haben. Warum der große Capitän solches Interesse an seiner Person genommen — darüber nachzudenken gab sich Angelo keine Mühe. Wahrscheinlich war es nur ein schlauer Vorwand — einer der gewöhnlichen Kunstgriffe, durch welche das Oberhaupt der großen Compagnie die Jugend Italiens ebenso wie die Krieger des Nordens an sich zu ziehen wußte. Er dachte jetzt nur daran, wie er das Versprechen des Ritters sich zu Nuze machen könne? Was war leichter, als sich Montreal vorstellen — ihn an seine Worte mahnen — in seine Dienste treten — und so sein Handeln genau beobachten? Das Amt eines Spionen hätte nicht jedem Geist behagt; aber Angelo Villani war nicht so ekel, sich daran zu stoßen; und der furchtbare Haß, womit sein Gönner oft von dem habgierigen, barbarischen Räuber gesprochen — dieser Geißel seines Vaterlands — hatte den jungen Mann, der viel von dem anmaßenden und halb heuchlerischen Patriotismus der Römer an sich hatte, mit einer ähnlichen Gesinnung angesteckt. Von Natur noch mehr rachsüchtig als dankbar hegte er auch einen geheimen Groll gegen Montreauls Brüder, deren barsches Benehmen gegen ihn oft seinen Stolz verwundet hatte, und mehr als Alles erfüllten ihn die Erinnerungen aus seiner Kindheit an den Abscheu und die Verwünschungen, womit Ursula von dem schrecklichen Fra Montreale immer gesprochen, mit der unbestimmten Vermuthung von einer durch den Provenzalen ihm selbst oder seinem Geschlecht zugesügten Unbill, für welche bei guter Gelegenheit Rache zu nehmen ihm ganz willkommen war. In Wahrheit hatten Ursula's Worte, mystisch und dunkel wie ihr drohender Sinn war, in Villani's damals noch kindischem Gemüth einen unerklärbaren Eindruck von Widerwillen und rachegierigem Haß gegen den Mann zurückgelassen, mit dessen Verrath er jetzt umging.

Uebrigens erschien ihm jedes Beginnen rühmlich und entschuldbar, das seinen Herrn rettete, seinem Vaterland nützte und ihn selbst weiter brachte.

Montreal war allein in seinem Zimmer, als man ihm meldete, ein junger Italiener suche um eine Audienz an. Zugänglich und offen seinem Wesen und Gewerbe nach, ließ er den Bittsteller augenblicklich vor sich.

Montreal erkannte sofort den Pagen, mit dem er in Avignon zusammengetroffen war, und als Angelo Billani mit ungezwungener Reckheit begann: „Ich komme, den Johanniterritter an ein Versprechen zu erinnern —“ unterbrach ihm Montreal mit herzlicher Freimüthigkeit — „dessen bedarf es nicht; ich weiß es noch wohl. Bedarfst Du jetzt meiner Freundschaft?“

„Ja, edler Ritter,“ antwortete Angelo — „ich weiß nicht, wo sonst einen Beschirmer suchen.“

„Kannst Du lesen und schreiben? Ich fürchte: Nein!“

„Ich habe beides gelernt,“ versetzte Billani.

„Gut. Ist Deine Geburt edel?“

„Sie ist es.“

„Noch besser, Dein Name?“

„Angelo Billani.“

„Ich nehme Deine blauen Augen und Deine niedere breite Stirne als Unterpfand Deiner Treue,“ sagte Montreal mit einem leichten Seufzer. „Hinfort, Angelo Billani, bist Du unter der Zahl meiner Sekretäre. Ein andermal sollst Du mir mehr von Dir selbst erzählen. Dein Dienst beginnt mit dem heutigen Tag. Uebrigens fehlt es Keinem, der Waltern von Montreal dient, an Geld und auch nicht an Beförderung, wenn er ihm treu dient. Mein Gemach, zu dem jene Thüre führt, ist Dein Wachzimmer. Suche auf und bestelle hieher Lustignan von Lyon, er ist mein Oberschreiber, er wird für Deine Bedürfnisse Sorge tragen und Dich in Deinen Geschäften unterweisen.“

Angelo entfernte sich; Montreals Auge folgte ihm.

„Eine sonderbare Aehnlichkeit!“ sagte er nachsinnend und trüb; „mein Herz schlägt diesem Knaben entgegen!“

Drittes Kapitel.

Wenige Tage nach den Vorfällen des letzten Kapitels erhielt Nienzi Zeitungen aus Rom, welche auf ihn einen freudig erhebenden Eindruck zu machen schienen. Seine Truppen lagen noch vor Palestrina und noch flatterten die Banner der Barone auf seinen unbesetzten Mauern. Wirklich vergeudeten die Italiener ihre halbe Zeit mit Streitigkeiten unter einander; die von Belletri hatten Fehden mit denen von Tivoli, und die Römer hatten noch immer bang davor die Barone zu besiegen; „die Hornisse,“ sagten sie, „sticht noch ärger wenn sie todt ist; und weder ein Orsini, noch ein Savelli, noch ein Colonna hat je, daß man wüßte, verziehen.“

Immer und immer wieder hatten die Hauptleute seines Heers den unmuthsvollen Senator versichert, daß die Feste uneinnehmbar und Zeit und Geld umsonst an die Belagerung verschwendet sey. Nienzi wußte es besser; aber er verhehlte, was er dachte.

Jetzt forderte er die provenzalischen Brüder in sein Zelt und kündigte ihnen seine Absicht an, sofort nach Rom zurückzukehren. „Die Miethsoldaten sollen die Belagerung unter unserm Lieutenant fortsetzen, und Ihr, mit meiner römischen Legion sollt mich begleiten. Euer Bruder, der Ritter Walter, und ich bedürfen Eurer Gegenwart: wir haben Geschäfte unter uns ins Reine zu bringen. Nach wenigen Tagen werde ich in der Stadt frische Truppen ausheben und zurückkehren.“

Das war es, was die Brüder wünschten; sie gaben mit augenscheinlicher Freude dem Vorschlag des Senators Beifall.

Sofort ließ Nienzi den Lieutenant seiner Leibwache rufen, eben den Riccardo Annibaldi, dessen sich der Leser noch von der frühern Erzählung her als des Gegners von Montreal im Lanzenbrechen erinnern wird. Dieser junge Mann — Einer von den wenigen Edeln, welche die Sache des Tribuns ergriffen, hatte großen Muth und kriegerische Großherzigkeit bewiesen, und berechtigte vollkommen zu der Hoffnung (falls das Geschick sein Leben schonte), daß er einer der besten Hauptleute seiner Zeit werden würde. *

„Lieber Annibaldi,“ sagte Nienzi, „endlich kann ich den Entwurf ausführen, wovon wir schon insgeheim gesprochen. Ich nehme die beiden provenzalischen Hauptleute mit mir nach Rom — ich lasse

* Es scheint dies derselbe Annibaldi gewesen zu seyn, der nachmals bei einer Schlacht umkam; Petrarca lobt seine Tapferkeit und beklagt sein Geschick.

Euch an der Spitze des Heers. Palestrina wird jetzt sich ergeben — eh! — ha, ha! Palestrina wird jetzt sich ergeben!"

„Bei meiner Rechten, ich denke so, Senator,“ versetzte Annibaldi, „diese Männer haben bisher nur Streit unter uns selbst angestiftet, und wenn nicht Memmen, sind sie ganz gewiß Verräther!“

„Bsch, Bsch! Verräther! Der gelehrte Arimbaldo, der tapfere Brettone Verräther! Pfui! Nein, nein! es sind sehr treffliche, ehrenhafte Männer, aber nicht glücklich im Feld — nicht glücklich im Feld! Möge es ihnen in der Stadt besser gehen. Und jetzt ans Geschäft.“

Der Senator erläuterte jetzt dem Annibaldi den von ihm entworfenen Plan die Stadt einzunehmen, und Annibaldi's militärischer Scharfblick erkannte sogleich dessen Ausführbarkeit.

Mit seinen römischen Truppen und mit Montreals Brüdern, zu jeder Seite Einen, zog Rienzi nach Rom ab.

In dieser Nacht gab Montreal ein Bankett zu Ehren Pandulfo di Guido's und Einiger der vornehmsten Bürger, die er einen um den andern ausgeforscht, und ganz kaltsinnig gegen die Sache des Senators gefunden hatte.

Pandulfo saß zur Rechten des Johanniters und Montreal überhäufte ihn mit den aufmerksamsten Höflichkeiten.

„Thut mir in diesem Bescheid — er ist vom Thal von Chiana nahe bei Monte Pulciano,“ sagte Montreal, „ich meine, ich habe von Gelehrten sagen hören, (Ihr wißt, Signor Pandulfo, heutzutage sollten wir Alle Gelehrte seyn!) die Lage sey von Alters her berühmt. Der Wein hat wirklich eine köstliche Blume!“

„Ich höre,“ sagte Bruttini, einer der niedern Barone, ein standhafter Freund der Colonna, „in dieser Beziehung habe der Schenkwirthssohn seine Gelehrsamkeit sich gut zu Nuße gemacht; er weiß jeden Ort, wo ein vorzüglicher Wein wächst.“

„Was! der Senator ist ein Weinschmecker geworden?“ sagte Montreal, einen mächtigen vollen Humpen hinunterstürzend, „das muß ihn für die Geschäfte untauglich machen; das ist Jammer schade!“

„In Wahrheit, ja,“ sagte Pandulfo, „ein Mann an der Spitze eines Staats sollte mäßig seyn. Ich mische allen meinen Wein mit Wasser.“

„Ach,“ flüsterte Montreal, „wenn Euer ruhiger klarer Verstand Rom beherrschte, dann fürwahr möchte die Hauptstadt Italiens den Frieden zu kosten bekommen. Signor Bivaldi,“ damit wandte sich

der Wirth zu einem reichen Tuchhändler — „diese unruhigen Zeiten sind schlimm für den Handel.“

„Sehr, sehr!“ stöhnte der Tuchhändler.

„Die Barone sind Eure besten Kunden,“ bemerkte der kleine Baron.

„Bei weitem, bei weitem!“ versetzte der Tuchhändler.

„Es ist Schade, daß sie so roh vertrieben worden sind,“ sagte Montreal in melancholischem Ton. „Wäre es nicht möglich, wenn der Senator (ich trinke auf seine Gesundheit) weniger ungestüm, oder vielmehr weniger eifrig wäre, freisinnige Einrichtungen mit der Rückkehr der Barone in Uebereinstimmung zu bringen? Das sollte die Aufgabe eines wahrhaft weisen Staatsmanns seyn!“

„Es wäre ganz gewiß möglich,“ erwiederte Bivaldi. „Die Savelli allein lassen mehr bei mir aufgehen, als das ganze übrige Rom.“

„Ich weiß nicht ob es möglich ist,“ sagte Bruttini, „aber das weiß ich, daß es ein Hohn gegen alle Schicklichkeit ist, wenn ein Schenkwirthssohn alle Paläste Roms in eine Dede verwandeln darf.“

„Gewiß scheint dies ein allzu niedriges Verlangen nach Pöbelgunst anzudeuten,“ sagte Montreal. „Ich hoffe jedoch, wir werden alle diese Uebelstände ausgleichen. Vielleicht — ja ohne Zweifel meint es Rienzi gut!“

„Ich wollte,“ sagte Bivaldi, dem seine Rolle war zugetheilt worden, „wir führten eine gemischte Verfassung ein — Plebejer und Patricier, beide in ihren gesonderten Ständen.“

„Aber,“ sagte Montreal ernst, „ein so neuer Versuch würde große physische Macht erfordern.“

„Nun freilich; aber wir könnten einen Schiedsmann herbeirufen — einen Ausländer, der kein Interesse für die eine oder andere Partei hätte — der den neuen buono Stato beschirmte — einen Podesta, wie wir früher schon hatten — Brancalone zum Beispiel. Wie gut und weise der regierte! das war eine goldene Zeit für Rom! Ein Podesta für immer! Das ist meine Theorie!“

„Nach einem Präsidenten für Euer Rath dürft Ihr nicht weit suchen,“ sagte Montreal, den Pandulfo anlächelnd; „ein beliebter, wohlgeborener und reicher Bürger findet sich auf meiner rechten Seite.“

Pandulfo räusperte sich und erröthete.

Montreal fuhr fort: „Ein Handelsanschuß gäbe eine ehrenvolle Stelle für Signor Bivaldi und die Besorgung der auswärtigen

Angelegenheiten — die Anführung der Heere bliebe für die Barone übrig, mit größerer Berücksichtigung, Signor di Bruttini! der Ansprüche der Barone zweiten Rangs, deren Geburt und Wichtigkeit bisher nicht gebührend anerkannt und geehrt wurde. Meine Herrn, wollt Ihr den Malvaster kosten?“

„Aber,“ sagte Bivaldi nach einer Pause — (Bivaldi rechnete wenigstens darauf die ganze große Compagnie mit ihrem Tuchbedarf zu versehen) „aber eine so gemäßigte und wohlvertheilte Verfassung würde nie Rienzi's Beitritt erhalten.“

„Warum sollte sie auch? was bedarf man des Rienzi?“ rief Bruttini. „Rienzi mag noch einen Abstecher nach Böhmen machen!“

„Sachte, sachte,“ mahnte Montreal. „Ich verzweifle noch nicht. Jede offene Gewalt gegen den Senator würde nur seine Macht verstärken. Nein, nein! demüthigt ihn — laßt die Barone ein, und dann macht ihm Eure Bedingungen. Zwischen den beiden Parteien könnt Ihr ein treffliches Gleichgewicht bilden. Und um Eure neue Verfassung gegen das Uebergreifen der beiden Extreme zu sichern, sind ja Krieger und Ritter genug da, die gegen Ertheilung einer gewissen Würde in der großen Stadt Rom Reiter und Fußvolk zu ihrem Dienst unterhalten würden. Wir Leute von jenseits der Alpen werden oft herb beurtheilt; wir sind Nomaden und Ismaeliten, bloß weil wir keinen anständigen Kastort haben. Setzt, wenn ich —“

„Ja, wenn Ihr edler Ritter Montreal!“ sagte Bivaldi.

Die Gesellschaft schwieg in athemloser Aufmerksamkeit, als man plötzlich tief, feierlich, gedämpft die große Glocke vom Capitol ertönen hörte.

„Horch!“ sagte Bivaldi; „die Glocke! sie läutet zu einer Execution; eine ungewöhnliche Stunde!“

„Wahrlich, der Senator wird doch nicht zurückgekommen seyn!“ rief erblaffend Pandulfo di Guido.

„Nein, nein,“ sagte Bruttini, „es ist nur ein Räuber, vor zwei Tagen in der Romagna gefangen. Ich hörte, er solle heut Nacht sterben.“

Beim Wort Räuber wechselte Montreal leicht die Farbe. Der Wein kreiste — die Glocke läutete fort — als die erste Ueber-raschung vorüber war, beunruhigte man sich nicht mehr darüber. Das Gespräch kam wieder in Gang.

„Was wolltet Ihr sagen, Herr Ritter?“ fragte Bivaldi.

„Ha, laßt darauf mich besinnen; ja, als ich von der Nothwendigkeit redete, eine neue Verfassung mit Kraft aufrecht zu halten, sagte ich, daß wenn ich —

„Ha, das war es!“ rief Bruttini, auf den Tisch schlagend.

„Wenn ich aufgefordert würde Euch beizustehen — aufgefordert — (bemerkt es wohl, und von dem Legaten des Papsts absolvirt von meinen frühern Sünden — sie lasten schwer auf mir, edle Herren), daß dann ich selbst mit meinen tapfern Waffenbrüdern Eure Stadt gegen fremde Feinde und innere Störungen schützen wollte. Kein römischer Bürger sollte nur einen Denaro zu den Kosten beisteuern.“

„Viva Frà Moreale!“ rief Bruttini, und der Ruf wurde von der ganzen muntern Gesellschaft wiederholt.

„Mir genügt,“ fuhr Montreal fort, „meine Sünden wieder gut zu machen; Ihr wißt, meine Herren, mein Orden ist Gott und der Kirche geweiht; ich bin ein Krieger-Mönch. Mir genügt, sage ich, meine Sünden gut zu machen durch Vertheidigung der heiligen Stadt. Aber auch ich habe meine besondern, mehr irdischen Absichten — Wer ist ganz darüber erhaben? Ich — die Glocke ändert ihren Ton des Läutens!“

„Es ist nur der Wechsel, welcher der Hinrichtung vorangeht — der arme Räuber ist im Begriff zu sterben.“

Montreal bekreuzte sich und fuhr fort: „Ich bin ein Ritter und ein Edelmann,“ sagte er stolz, „der Beruf, den ich ergriffen habe, ist das Waffenwerk; aber — ich will es nicht verhehlen — meine Genossen haben mich als einen Mann betrachtet, der seinen Schild durch allzu rücksichtsloses Streben nach Ruhm und Gewinn befleckte. Ich wünsche mich mit meinem Orden auszuföhnen — mir einen neuen Namen zu erwerben — mit dem Großmeister und dem Papst Frieden zu machen. Ich habe Winke, meine edle Herren, Winke habe ich bekommen, daß ich meine Sache am besten fördern könnte, wenn ich in der päpstlichen Hauptstadt Ordnung und Ruhe einführte. Der Legat Albornoz (hier ist sein Brief) empfiehlt mir, ein wachsameres Auge auf den Senator zu haben.“

„Wahrhaftig,“ unterbrach ihn Pandulfo, „ich höre drunten Tritte.“

„Der Pöbel, der zur Execution des Räubers läuft,“ sagte Bruttini; „fährt fort, Herr Ritter!“

„Und,“ fuhr Montreal fort, und ließ, eh' er weiter redete,

sein Auge über seine Zuhörer hinschweifen, „was meint Ihr (ich frage nur nach Eurer Ansicht, welche vielleicht weiser ist als die meinige) — was meint Ihr — es wäre eine passende Vorsichtsmaßregel gegen eine zu willkürliche Ausübung der Macht von Seiten des Senators — was meint Ihr zu der Rückkehr der Colonna und der kühnen Barone von Palestrina?“

„Auf ihre Gesundheit!“ rief aufstehend Bivaldi.

Wie von einem plötzlichen Gefühl ergriffen, erhob sich die Gesellschaft. „Auf das Wohlseyn der belagerten Barone!“ ward laut gejauchzt.

„Und dann — wie, wenn Ihr — es ist nur eine bescheidene Anfrage — wie, wenn Ihr dem Senator einen Collegen gäbet? Es ist keine Beleidigung gegen ihn. Erst vor kurzem bekam ein Colonna als Senator einen Collegen in Bartoldeo Drfsini.“

„Eine sehr weise Maßregel!“ rief Bivaldi. „Und wo wäre ein Colleague zu finden, wie Pandulfo di Guido?“

„Es lebe Pandulfo di Guido!“ riefen die Gäste, und wieder wurden die Humpen bis auf den Grund geleert.

„Und wenn ich Euch hiebei mit guten Worten bei dem Senator behülflich seyn kann — (Ihr wißt, er ist mir Geld schuldig; meine Brüder haben ihm Dienste geleistet —) so gebietet nur über Walter von Montreal.“

„Und wenn schöne Worte nichts helfen —“ sagte Bivaldi.

„So ist die große Compagnie — (beachtet es wohl, Ihr bleibt die Entscheidenden) — an starke Märsche schon gewöhnt.“

„Viva Frà Moreale!“ riefen Bruttini und Bivaldi zugleich.

„Aufs Wohlseyn aller — meiner Freunde,“ fuhr Bruttini fort, „aufs Wohlseyn der Barone, der alten Freunde Roms; Pandulfo di Guido's, des neuen Collegen von Rienzi, und Fra Moreale's, des neuen Podesta von Rom!“

„Die Glocke ist verstummt!“ sagte Bivaldi, seinen Becher niederlegend.

„Der Himmel erbarme sich des Räubers!“ fügte Bruttini hinzu. Kaum hatte er gesprochen, als man dreimal an der Thüre pochen hörte; die Gäste sahen einander mit dumpfem Staunen an.

„Einige neue Gäste!“ sagte Montreal. „Ich bat einige zuverlässige Freunde, diesen Abend zu uns zu kommen. Bei meiner Treue sie sind willkommen! Tretet ein!“

Pangsam that sich die Thüre auf — zu drei und drei traten in

voller Rüstung die Wachen des Senators ein. In schweigender Ordnung rückten sie vor. Sie umringten die festliche Tafel — sie erfüllten den geräumigen Saal, und die Lichter des Banketts strahlten von ihren Panzern wie von einer stählernen Mauer zurück.

Keine Sylbe brachten die Festgenossen hervor; sie waren wie versteinert. Gleich darauf machten die Wachen Platz und Rienzi selbst erschien. Er näherte sich dem Tisch, faltete die Arme und ließ sein Auge langsam und bedachtsam von Gast zu Gast wandern, bis zuletzt sein Blick auf Montreal haftete, der auch aufgestanden war, und allein von der ganzen Gesellschaft sich von dem jähen Erstaunen wieder erholt hatte.

Und jetzt, wie diese beiden Männer, beide so berühmt, so stolz, gewandt und ehrgeizig einander Stirn gegen Stirn gegenüberstanden — da war es buchstäblich so, als ob die wetteifernden Mächte: Stärke und Verstand, Ordnung und Streit, das Beil und die Fäscen — die einander bekämpfenden Prinzipie, durch welche Reiche beherrscht und Reiche gestürzt werden, verkörpert und zum Streit gerüstet einander begegnet hätten. Beide standen stumm — wie verzaubert Jeder durch den Blick des Andern — höher von Wuchs und edler in ihrer Erscheinung als alle Anwesende.

Montreal begann zuerst mit einem erzwungenen Lächeln: „Senator von Rom! darf ich glauben, mein armes Bankett locke Dich hieher, und darf ich mir schmeicheln, diese Bewaffnete seyen ein Beweis höflicher Aufmerksamkeit gegen einen Mann, dessen Zeitvertreib die Waffen sind?“

Rienzi antwortete nicht, sondern winkte mit der Hand seinen Wachen, Montreal ward augenblicklich festgenommen. Von neuem überblickte er die Gäste — wie ein Vogel vor der Klapperschlange bebte Pandulfo di Guido zitternd, bewegungslos, todesblaß vor dem funkelnden Auge des Senators zurück. Langsam erhob Rienzi seine tobbringende Hand gegen den unglücklichen Bürger — Pandulfo sah, empfand sein Geschick, stieß einen Schrei aus, und sank bestunungslos in die Arme der Soldaten.

Noch einen raschen Blick ließ der Senator über den Tisch hinschweifen und wandte sich dann mit verächtlichem Lächeln, als ob er gemeinere Beute verschmähte, ab. Kein Hauch war bis jetzt über seine Lippen gekommen — alles war ein lautloses Schauspiel gewesen — und sein grimmiges Schweigen hatte seiner überraschenden Erscheinung einen noch erklätenderen Schrecken beigemischt. Erst

als er die Thüre erreichte wandte er sich um, blickte dem Johanniter in sein kühnes und noch troziges Angesicht, und sagte beinahe flüsternd: „Walter von Montreal! Ihr habt die Todtenglocke gehört!“

Viertes Kapitel.

Das Urtheil über Walter von Montreal.

Schweigend ließ sich der Hauptmann der großen Compagnie in das Gefängniß des Capitols bringen. In demselben Gebäude befanden sich die beiden Nebenbuhler um Roms Herrschaft; der eine im Kerker, der andere im Palast, die Wachen erspärten ihm die Ceremonie der Fesseln und ließen auf dem Tisch eine Lampe zurück, bei deren Licht Montreal entdeckte, daß er nicht allein war; seine Brüder waren ihm schon vorangegangen.

„Ein übles Zusammentreffen!“ sagte der Johanniter, „wir haben schon angenehmere Nächte mit einander verbracht, als diese voraussichtlich werden dürfte!“

„Kannst Du noch spaßen, Walter?“ fragte Arimbalbo halb weinend. „Weißst Du nicht, daß unser Urtheil beschlossen ist? Der Tod gähnt uns an!“

„Der Tod!“ wiederholte Montreal, und zum erstenmal jetzt wechselte er die Farbe; zum erstenmal vielleicht in seinem Leben empfand er den lähmenden Schauer der Furcht.

„Der Tod!“ wiederholte er noch einmal. „Unmöglich! Er wagt es nicht — Brettone — die Soldaten, die Nordländer werden sich empören, sie werden uns aus den Klauen des Henkers reißen!“

„Laß eine so eitle Hoffnung fahren!“ sagte Brettone finster, „die Soldaten stehen im Lager vor Palestrina.“

„Ha, Ihr blöde Narren! So kamt Ihr also allein nach Rom? Allein sind wir mit diesem furchtbaren Mann?“

„Du bist der blöde Narr! Warum kamst Du hieher?“ entgegnete der Bruder.

„Nun wahrlich nur deswegen, weil ich Dich Hauptmann des Heeres wußte; und — aber Du hast Recht — von mir war es eine Thorheit, gegen den schlauen Tribun einen ihm so wenig gewachsenen Kopf wie den Deinigen zu setzen. Genug! Vorwürfe sind vergeblich! Wann wurdet Ihr verhaftet?“

„Mit der Dämmerung — im Augenblick wo wir durch die Thore von Rom zogen. Nienzi hielt seinen Einzug geheim.“

„Hm! Was kann er gegen mich wissen? Wer kann mich ver-rathen haben? Meine Schreiber sind erprobt — alle verdienen Vertrauen — den Jüngling ausgenommen, der doch so vielen Eifer zeigt — den Angelo Villani!“

„Villani — Angelo Villani!“ riefen die Brüder in Einem Athem; „hast Du dem etwas vertraut?“

„Nun, ich besorge, er hat, wenigstens theilweise meine Corre-spondenz mit Euch und mit den Baronen gesehen — er war unter meinen Schreibern. Wißt Ihr etwas von ihm?“

„Walter — der Himmel hat Dich mit Wahnsinn geschlagen,“ versetzte Brettone; „Angelo Villani ist der Lieblingsdiener des Senators!“

„So haben mich also diese Augen betrogen!“ murmelte Mon-treal, feierlich und schauernd, „und als ob ihr Geist auf die Erde zurückgekehrt wäre, sucht mich Gott aus dem Grabe heim!“

Ein langes Schweigen trat ein. Endlich begann Montreal, dessen kühnes und sanguinisches Temperament nie lang sich von Wolken verdüstern ließ, von Neuem: „Sind die Geldkisten des Senators voll? Doch das ist unmöglich!“

„Leer wie die eines Dominikaners.“

„So sind wir gerettet. Er soll seinen Preis für unsere Köpfe nennen. Geld muß ihm nützlicher seyn als Blut.“

Und als ob durch diesen Gedanken jede weitere Ueberlegung überflüssig geworden wäre, warf Montreal jetzt seinen Mantel ab, sprach ein kurzes Gebet und streckte sich auf eine Pritsche in einer Ecke des Gemachs.

„Ich habe schon auf schlechteren Betten geschlafen,“ sagte der Ritter, sich dehrend, und in wenigen Minuten war er in festem Schlummer.

Die Brüder lauschten seinen tiefen aber regelmäßigen Athem-zügen mit Neid und Bewunderung, aber sie waren nicht in der Stimmung zu Gesprächen. Still und sprachlos saßen sie wie Bild-säulen neben dem Schläfer. Die Zeit verging, und die erste Kühle der anbrechenden Dämmerung drang durch die Gitter ihrer Zelle. Die Riegel knarrten, die Thüre that sich auf, sechs Bewaffnete traten ein, gingen an den Brüdern vorbei, und einer von ihnen rührte Montreal an.

„Ha!“ sagte dieser noch im Schlaf sich umwendend, in der sanften provenzalischen Mundart, „ha, süße Adeline, wir wollen noch nicht aufstehen — es ist so lang, daß wir getrennt waren!“

„Was sagt er?“ brummte die Wache, Montreal derber schützelnd. Der Ritter sprang rasch auf, und seine Hand griff nach dem obern Bettpfosten, wie nach seinem Schwert suchend. Verstört sah er sich um, rieb sich die Augen, und dann die Wache anstarrend, erwachte er zum Bewußtseyn seiner Lage.

„Ihr steht früh auf hier im Capitol,“ sagte er; „wer begehrt meiner?“

„Sie wartet auf Euch!“

„Sie? Wer?“ sagte Montreal.

„Die Folter!“ versetzte der Soldat mit boshaftem Grinsen.

Der große Hauptmann sagte kein Wort. Einen Augenblick betrachtete er die sechs Wachen, als müsse er seine Kraft gegen die ihrige ab. Dann schweifte sein Auge durch das Gemach. Die plumpste Eisenstange wäre ihm lieber gewesen, als ihm je der gediegenste Stahl von Mailand war. Mit einem Seufzer endigte er seinen spürenden Ueberblick, warf sich den Mantel über die Schultern, nickte seinen Brüdern zu und folgte den Wachen.

In einem Saal des Capitols, behangen mit der unheilbedeutenden blutrothen Seide mit weißen Streifen saß Rienzi mit seinen Rätthen. Ueber eine Vertiefung des Zimmers war ein schwarzer Vorhang niedergelassen.

„Walter von Montreal,“ begann ein kleiner Mann am Ende der Tafel, „Ritter des erlauchten Ordens des heil. Johannes von Jerusalem.“

„Und Hauptmann der großen Compagnie,“ setzte der Gefangene mit fester Stimme hinzu.

„Ihr seyd angeklagt mehrfacher Verbrechen — der Räuberei und des Mords in Toskana, in der Romagna und in Apulien —“

„Der Räuberei und des Mords!“ — sagte Montreal sich aufrichtend; „tapfere Männer und wehrhafte Ritter würden statt dessen die Worte: Krieg und Sieg gebrauchen. Auf diese Anklagen bekenne ich mich schuldig! Fahrt fort!“

„Demnächst seyd Ihr angeklagt verrätherischer Verschwörung gegen die Freiheit Roms zu Gunsten der Wiedereinsetzung der geächteten Barone und der verrätherischen Correspondenz mit Stephanello Colonna in Palestrina.“

„Mein Ankläger?“

„Tretet vor, Angelo Billani!“

„Du also bist mein Angeber,“ sagte Montreal fest. „Ich verdiene dies. Ich ersuche Euch, Senator von Rom, laßt diesen jungen Mann abtreten. Ich gestehe meine Correspondenz mit dem Colonna und meine Absicht, die Barone wieder einzusetzen.“

Rienzi winkte dem Billani, der sich verbeugte und entfernte.

„So bleibt Euch, Walter von Montreal, nichts mehr übrig, als getreu und vollständig die einzelnen Umstände Eurer Verschwörung anzugeben.“

„Das ist unmöglich,“ versetzte Montreal nachlässig hinwerfend.

„Und warum?“

„Weil ich, über mein eigenes Leben nach Gefallen schaltend, das Leben von Andern nicht durch Verrath opfern will.“

„Besinne Dich — Du wolltest das Leben Deines Richters durch Verrath opfern!“

„Nicht durch Verrath — Du schenktest mir kein Vertrauen.“

„Das Gesetz, Walter von Montreal, hat scharfe Fragemittel — schau her!“

Der schwarze Vorhang ward weggezogen und Montreals Auge fiel auf den Hentel und die Folter. Seine stolze Brust hob sich vor Entrüstung:

„Senator von Rom,“ sagte er, „diese Werkzeuge sind für Knechte und Schurken. Ich bin ein Krieger und Anführer gewesen; ich habe Leben und Tod in meinen Händen gehabt — ich habe verfügt nach Gutdünken! aber meines Gleichen und meinen Feinden bot ich nie die Schmach der Folter!“

Ein heifälliger, heiterer Ausdruck trat auf der hohen Stirne des Senators hervor.

„Herr Walter von Montreal,“ sagte er ernst, aber mit einer gewissen achtungsvollen Höflichkeit, „Eure Antwort ist so, wie sie aus dem Munde tapfrer Männer natürlich kommen muß. Aber lernt von mir, den das Schicksal zu Eurem Richter machte, daß bei Knechten und Schurken so wenig als bei Rittern und Edeln solche Werkzeuge die geeigneten Mittel des Gesetzes oder die Proben der Wahrheit sind. Ich gab nur dem Wunsch dieser ehrwürdigen Rätthe nach, Deine Nerven zu prüfen. Aber wärest Du auch der geringste Bauer der Campagna — vor meinem Richterstuhl dürftest Du nicht vor der Tortur hängen. Walter von Montreal, ist unter den Fürsten

Italiens, die Du kennen gelernt, unter den römischen Baronen, denen Du Hilfe leisten wolltest, Einer, der sich dessen rühmen könnte?"

„Ich strebte nur darnach,“ sagte Montreal mit einigem Zögern, „die Barone neben Dir wieder herzustellen; auch stellte ich nicht Deinem Leben nach!“

Rienzi runzelte die Stirne; „genug,“ sagte er hastig, „Johanniter-Ritter! ich kenne Deine geheimen Entwürfe; Ausflüchte und Deuteleien ziemen und nützen Dir nicht. Hast Du auch nicht meinem, so hast Du doch dem Leben Roms nachgestellt. Du hast auf Erden Dir nur noch eine Gunst auszubitten — die Art Deines Todes!“

Montreals Lippen zogen sich krampfhaft zusammen.

„Senator,“ sagte er mit leiser Stimme, „darf ich um ein Gespräch mit Dir allein nur für eine Minute nachsuchen.“

Die Rätbe schauten an.

„Mein Gebieter,“ flüsterte der Älteste von ihnen, „ohne Zweifel hat er verborgene Waffen — trau' ihm nicht!“

„Gefangener,“ versetzte nach einem augenblicklichen Bedenken Rienzi; „wenn Du Gnade nachsuchen willst, so ist Dein Begehren fruchtlos und vor meinen Rätben und Beiständen habe ich kein Geheimniß; — sprich aus, was Du zu sagen hast!“

„Höre mich dennoch an,“ sagte der Gefangene, die Arme kreuzend; „es betrifft nicht mein Leben, sondern Roms Wohlfahrt.“

„Dann,“ sagte Rienzi in verändertem Tone, „ist Deine Bitte gewährt. Du magst vielleicht Deine Schuld mit einem meuchlerischen Anschlag vermehren; aber für Rom wollte ich auch größeren Gefahren mich aussetzen.“

Mit diesen Worten winkte er den Rätben, welche sich langsam durch die Thüre, durch welche Villani eingetreten war, entfernten, indeß die Wachen ans äußerste Ende des Saals zurücktraten.

„Jetzt, Walter von Montreal, fasse Dich kurz! Deine Augenblicke sind gezählt.“

„Senator,“ sagte Montreal, „mein Leben kann Dir nur wenig nützen; die Leute werden sagen, Du habest Deinen Gläubiger Dir vom Hals geschafft, um Deiner Schuld los zu werden. Bestimme eine Summe für mein Leben, schlage es so hoch an wie das eines Monarchen — Du sollst bis auf den letzten Goldgulden bezahlt und Dein Schatz soll auf fünf Jahre hinein gefüllt werden. Wenn der

buono stato auf Deiner Regierung beruht, wird Dir Deine Vorsehung für Rom nicht gestatten, mein Gesuch zurückzuweisen."

"Ihr täuscht Euch in mir, fecker Räuber!" sagte Rienzi finster, „gegen Euern Verrath könnte ich mich wahren und ihm deshalb verzeihen, aber anders ist es mit Eurem Ehrgeiz! Merk auf! ich kenne Dich! Lege Deine Hand aufs Herz und sage mir, ob Du, könnten wir unsere Lage vertauschen, ob Du, als Rienzi, um alles Gold der Erde das Leben Walters von Montreal Dir abkaufen liebest? Was der Menschen Urtheil über meine Handlungsweise betrifft, so muß ich mir das gefallen lassen; aber um meines eigenen Bewußtseyns willen darf ich mir das Auge nicht durch Bestechung blenden lassen. Ich bin Gott verantwortlich für Roms Sicherheit. Und Rom zittert, so lange das Haupt der großen Compagnie lebt in dem Entwürfe brütenden Hirn, in dem verwegenen Herzen Walters von Montreal. Mann — so reich, groß und fein Du bist — Deine Stunden sind gezählt; mit Sonnenaufgang mußt Du sterben!"

Montreals auf des Senators Antlitz geheftetes Auge sah, daß keine Hoffnung mehr blieb; sein Stolz und seine Stärke kehrten ihm zurück.

"Wir haben unnütze Worte verschwendet," sagte er. „Ich habe ein großes Spiel gespielt, habe es verloren und muß jetzt die Strafe büßen! Ich bin gefaßt. An der Schwelle zweier Welten überkommt Einen der finstere Geist der Weissagung. Senator, ich gehe Dir voran, um anzufagen, daß im Himmel oder in der Hölle binnen wenigen Tagen muß Raum geschafft werden für einen Gewaltigeren als ich bin."

Wie er so sprach, schien seine Gestalt zu wachsen und sein Auge funkelte; und Rienzi bebte innerlich zusammen wie noch nie, fuhr zurück und bedeckte sein Antlitz mit der Hand.

"Die Art Eures Todes?" fragte er mit hohler Stimme.

"Das Beil, wie es sich für Ritter und Krieger ziemt. Für Dich, Senator, hat das Schicksal einen minder edeln Tod aufbehalten."

"Schweig, Räuber!" rief Rienzi leidenschaftlich; „Wachen, führt den Gefangenen zurück. Mit Sonnenaufgang, Montreal —"

"Geht die Sonne der Geißel von Italien unter," sagte der Ritter mit Bitterkeit. „Sey es. Noch eine Bitte. Der Johanniter"

Orden rühmt sich seiner Verwandtschaft mit dem der Augustiner; gewährt mir einen Beichtiger aus diesem Orden."

"Zugestanden; und zur Vergeltung für Deine Angaben will ich, der ich Dir im Zeitlichen keine Barmherzigkeit erweisen kann, den Richter Aller um Gnade für Deine Seele anflehen."

"Senator, ich brauche keines Menschen Vermittlung mehr. Meine Brüder? Ihr Tod ist nicht erforderlich zu Deiner Sicherheit oder Rache.

Rienzi besann sich einen Augenblick. "Nein," sagte er, "gefährliche Werkzeuge waren sie, aber ohne die sie lenkende Hand werden sie unschädlich verrosten. Auch haben sie mir einmal Dienste geleistet. Gefangener, ihr Leben soll geschont werden."

Fünftes Kapitel.

Die Entdeckung.

Der Rath war aufgehoben — Rienzi eilte in seine Zimmer. Unterwegs begegnete er Billani — er drückte dem Jüngling mit Wärme die Hand. "Du hast Rom und mich aus großer Gefahr gerettet," sagte er, die Heiligen mögen es Dir lohnen!" Ohne Billani's Antwort abzuwarten, eilte er weiter. Nina, ängstlich und verstört, erwartete ihn in ihrem Gemach.

"Noch nicht zu Bette?" sagte er, "ei, ei, Nina! selbst Deine Schönheit wird solche Nachtwachen nicht aushalten!"

"Ich konnte nicht ruhen, bis ich Dich gesehen. Ich höre (ganz Rom hat es zuvor gehört), Du habest Walter von Montreal festgenommen und er solle durch Scharfrichtershand sterben."

"Der erste Räuber, der je eines so tapfern Todes starb," erwiderte Rienzi, sich langsam entkleidend.

"Cola, ich habe nie Deine Entwürfe — Deine Politik auch nur durch leisen Rath durchkreuzt. Mir genügt, mich des günstigen Erfolgs derselben zu freuen, über ihr Fehlschlagen zu trauern. Jetzt wende ich mich mit Einer Bitte an Dich — schone mir das Leben dieses Mannes!"

"Nina!"

"Höre mich — um Deinetwillen rede ich jetzt. Trotz seiner Verbrechen haben seine Tapferkeit und sein hoher Geist ihm Bewunderer selbst unter seinen Feinden gewonnen. Mancher Fürst,

mancher Staat, der insgeheim seines Falls sich freute, wird Abscheu gegen seine Richter an den Tag zu legen sich beeifern. Höre mich weiter: seine Brüder waren Dir zu Deiner Rückkehr behülflich; die Welt wird Dich undankbar schelten. Seine Brüder haben Dir Geld geliehen; die Welt — pfui über sie! — wird Dich —“

„Halt!“ unterbrach sie der Senator. „Alles was Du sagst, stellte ich mir selbst im Geiste vor. Aber Du kennst mich; vor Dir verhehle und verheimliche ich nichts. Kein Vertrag kann Montreals Treue binden — keine Gnade seine Dankbarkeit gewinnen. Vor seiner blutigen Rechten verschwinden Treue und Gerechtigkeit. Wenn ich Montreal verurtheile, setze ich mich der Lästerung und Gefahren aus — zugegeben. Wenn ich ihn freigebe, werden noch vor den ersten Regenschauern des Aprils die Schlachtrosse der Nordmänner in den Hallen des Kapitols wiehern. Was soll ich aufs Spiel setzen — bei dieser Wahl — mich selbst oder Rom? Dringe nicht weiter in mich — zu Bett, zu Bett!“

„Könntest Du die Ahnungen in meiner Seele lesen, Cola, trüb, dumpf, unerklärlich!“

„Ahnungen! ich habe meine eigenen,“ antwortete Rienzi trüb-sinnig und sah stier in die leere Luft, als ob seine Gedanken sie mit Gespenstern bevölkerten. Dann die Augen gen Himmel erhebend, sprach er mit jener fanatischen Hefigkeit, auf welcher größtentheils seine Stärke sowohl, als seine Schwäche beruhte: „Herr! die Sünde Sauls wenigstens sey nicht die meinige! der Amalekiter soll nicht am Leben bleiben!“

Während Rienzi einen kurzen, verstörten und unruhigen Schlummer genoß, welchen Nina bewachte — sie, die schlaflos, angstvoll, in Thränen schwimmend, von dunkeln und schrecklichen Ahnungen gequält war — fühlte sich der Ankläger glücklicher als der Richter. Die letzten verschwimmenden Gedanken, welche vor dem Versinken in den Schlaf der jungen Seele Angelo Villani's vorgaukelten, waren glänzend und hoffnungsvoll. Er fühlte keine von der Ehre geweckte Reue darüber, daß er das Vertrauen eines Menschen in die Falle gelockt — er fühlte nur dies, daß sein Plan gelungen, daß sein Auftrag erfüllt war. Die dankbaren Worte Rienzi's klangen in seinem Ohr und die Ausichten auf Vermögen und Macht unter dem Scepter des römischen Senators wiegten ihn in Schlummer und tauchten alle seine Träume in lichte Farben.

Raum drei Stunden jedoch hatte er geschlafen, als er von

einem der Palastbedienten, der selbst halb in Schlaf war, geweckt wurde.

„Verzeiht mir, Messere Billani,“ sagte er, „aber drunten ist ein Bote von der guten Schwester Ursula; er bittet Euch, augenblicklich ins Kloster zu eilen; sie ist auf den Tod krank und hat Zeitungen, welche Deine ungesäumte Gegenwart heischen.“

Angelo, dessen krankhafte Empfindlichkeit im Punkte seiner Abstammung sich beständig mit unbestimmten aber hochstrebenden Hoffnungen kitzelte, fuhr auf, kleidete sich eilig an und begab sich in Gesellschaft des unten wartenden Boten in das Kloster. Im Hof des Kapitols und bei der Löwentreppe hörte man schon das lärmende Getöse der Zimmerleute, und sich umsehend, gewahrte Billani das Schafott, schwarz verhängt — wie eine Wolke im grauen Lichte der Dämmerung schlafend — und zugleich schlug die Glocke des Kapitols schwer und dumpf an. Ein Stich ging ihm schauernd durchs Herz. Er eilte fort — trotz der großen Frühe der Stunde begegnete er Gruppen beiderlei Geschlechts, welche auf den Straßen sich hin und her bewegten und Zeuge seyn wollten von der Hinrichtung des gefürchteten Hauptmanns der großen Kompagnie. Das Augustiner-Kloster lag am entferntesten Ende der auch damals noch so weitläufigen Stadt und der rothe Schimmer auf den Hügelspitzen verkündigte schon die aufgehende Sonne, als der junge Mann das ehrwürdige Portal erreichte. Sein Name verschaffte ihm ungesäumt Einlaß.

„Gebe der Himmel,“ sagte eine alte Nonne, die ihn durch einen langen, gewundenen Gang führte, „daß Du der kranken Schwester Trost bringest; sie hat seit der Frühmesse schmerzlich nach Dir geseufzt.“

In einer Zelle, eingerichtet zum Empfang von Besuchen aus der Welt draußen, bei solchen Schwestern, welche die hierzu erforderliche Dispensation erlangt hatten, saß die bejahrte Nonne. Angelo hatte sie seit seiner Rückkehr nach Rom nur Einmal gesehen und seit damals hatte die Krankheit rasche, ihre Züge und Gestalt verwüstende Fortschritte gemacht. Und jetzt, in ihren leichenähnlichen Kleidern und mit ihrem abgezehrten Körper sah sie bei dem Licht des Morgens aus wie ein Gespenst, das der Tag noch über der Erde überrascht hat. Dennoch näherte sie sich dem Jüngling mit einer kräftigeren und rascheren Bewegung als bei ihrem abgezehrten, geisterhaften Aussehen möglich schien. „Du bist gekommen,“

sagte sie. „Gut, gut! diesen Morgen nach der Frühmesse nahm mein Beichtvater, ein Augustiner, der allein die Geheimnisse meines Lebens kennt, mich beiseite und erzählte mir, daß Walter von Montreal von dem Senator festgenommen — daß er zum Tod verurtheilt worden sey, und daß man Einen von der Brüderschaft der Augustiner habe holen lassen, um ihm in seinen letzten Stunden beizustehen — ist es so?“

„Man hat Dir die Wahrheit berichtet,“ sagte Angelo sich verwundernd. „Der Mann, bei dessen Namen Du pflegtest zu schauern — vor dem Du mich so oft gewarnt hast — stirbt mit Sonnenaufgang.“

„So bald! So bald! O barmherzige Mutter! fliehe hin! Du bist um die Person des Senators, Du stehst in hoher Gunst bei ihm! stürze Dich vor ihm auf die Kniee — und willst Du auf Gottes Gnade hoffen, so steh nicht auf, als bis Du das Leben des Provenzalen von ihm erfleht hast!“

„Sie rast,“ murmelte Angelo mit bleichen Lippen.

„Ich rase nicht — Knabe!“ kreischte die Schwester wild, „wisse, daß meine Tochter sein Kebsweib war! Er entehrte unser Haus — ein Haus, das erlauchter war als das seine. Sündhaft wie ich war, schwur ich ihm Rache. Sein Knabe — sie hatten nur Einen! — ward im Lager eines Räubers aufgezogen; ein Leben voll Blutvergießen — ein schimpflicher Tod — die ewige Verdammniß lagen vor ihm. Ich entriß das Kind einem solchen Schicksal — ich trug es fort — ich sagte dem Vater, es sey todt — ich bahnte ihm den Weg zu einem rühmlichen Glück. Möge mir meine Sünde verziehen werden! Angelo Billani, dies Kind bist Du! — Walter von Montreal ist Dein Vater. Aber jetzt, am Rande des Grabes schwankend, schaudere ich bei den Rachegeanken, die ich sonst nährte. Vielleicht — —“

„Eine verfluchte Sünderin!“ unterbrach sie Billani mit lautem Brüllen — „eine verfluchte Sünderin — ja das bist du wahrlich! Wisse daß ich es war, der den Geliebten Deiner Tochter verrieth! durch den Verrath seines Sohnes stirbt der Vater!“

Keinen Augenblick länger zögerte er; er wartete den Eindruck seiner Worte auf die Alte nicht mehr ab. Wie ein Wahnsinniger — wie Einer, den ein böser Geist besitzt oder verfolgt — stürzte er aus dem Kloster, rannte er durch die öden Straßen. Die Todesglocke schlug zuerst kaum vernehmbar, dann laut in sein Ohr. Jeder

Schlag erschien ihm wie der Fluch Gottes — durchrannt hatte er die verlassenere Stadtviertel — vor ihm her strömten jetzt Menschenhaufen — er gerieth hinein in den lebendigen Strom — er wurde aufgehalten, zurückgedrängt; Tausende und aber Tausende waren um ihn, vor ihm. Athemlos, keuchend drängte er sich weiter — er bahnte sich mit Gewalt den Weg — er hörte nicht — er sah nicht mehr — Alles war wie ein Traum. Auf flammte die Sonne über den fernen Hügeln! — die Glocke verstummte. Rechts und links stieß er die Menschenmenge zurück — seine Stärke war die eines Riesen. Er näherte sich dem verhängnißvollen Orte. Ein tödtliches Schweigen lag wie schwüle Gewitterluft auf der Menge. Er hörte, als er vordrang, eine tiefe und klare Stimme — es war seines Vaters Stimme! sie verstummte — die Versammlung athmete tief auf — sie murmelten — sie wogten hin und her. Zu, immer zu rannte Angelo Villani. Die Wachen des Senators verlegten ihm den Weg; er stieß ihre Piken weg — er entwand sich ihren Armen — er drängte sich durch die Mauer der Bewaffneten — er stand auf dem Platz des Capitols.

„Halt, halt!“ wollte er rufen — aber die Zunge klebte ihm am Gaumen — er sah das funkelnde Beil — er sah den hingebogenen Hals. Ehe er zum zweitenmal Athem holte, ward ein entstelltes, vom Kumpf getrenntes Haupt emporgehoben — Walter von Montreal war nicht mehr!

Villani sah es — er sank nicht in Ohnmacht, er beugte nicht zurück, er athmete nicht! aber er wandte sein Auge von dem aufgehobenen, bluttriefenden Haupt gegen den Balkon, auf welchem, der Sitte gemäß, in feierlichem Prunk der Senator von Rom saß — und das Antlitz des jungen Mannes war wie das Antlitz eines Dämons.

„Ha!“ sagte er, vor sich hinhinmurmeln und sich der Worte Rienzi's vor sieben Jahren erinnernd — „Glücklich bist Du, daß Du kein Verwandten-Blut zu rächen hast!“

Sechstes Kapitel.

Das Hereindringen der Gefahr.

Walter von Montreal ward in der Kirche St. Maria von Araceli begraben. Aber das Unheil, das er angerichtet, lebte noch nach ihm fort. Obgleich der Pöbel bis zu seiner Festnahme gegen Rienzi gemurrt

hatte, daß er einen so offenkundigen Freibeuter so ungestört schalten und walten ließ, so war er doch kaum todt, als sie schon den Gegenstand ihres Schreckens bemitleideten. Vermöge der eigenthümlichen Art von Frömmigkeit, welche Montreal immer treulich beibehalten hatte, als einen anständigen und natürlichen Zug im Charakter eines Kriegers, hatte er, sobald sein Todesurtheil gesprochen war, sich zur andächtigen Vorbereitung auf den Tod bequemt. Mit dem Augustiner-Mönch brachte er den kurzen Rest der Nacht in Gebet und Beichte zu — tröstete seine Brüder — und ging zum Schafott mit dem Schritt eines Helden und der Seelenruhe eines Märtyrers. So wunderbar vermag das menschliche Herz sich zu täuschen, daß beinahe die letzten Worte des tapfern Kriegers, weit entfernt, daß er Reue empfunden hätte über ein Leben voll gewerbsmäßig betriebenen Raubs und Mords, stolze Anrühmungen seiner Thaten waren: „Seyd tapfer wie ich,“ sagte er zu seinen Brüdern, „und bedenkt, daß Ihr jetzt die Erben des Siegers von Apulien, Toskana und der Mark seyd!“ (1)

Dies Selbstvertrauen dauerte auf dem Schafott noch fort. „Ich sterbe,“ sprach er, die Römer anredend — „ich sterbe zufrieden, da meine Gebeine ruhen werden in der heiligen Stadt St. Peters und St. Pauls und der Soldat Christi den Begräbnißplatz der Apostel erbt. Aber ich sterbe ungerechterweise. Mein Reichthum ist mein Verbrechen — die Armuth Eures Staats wird mir zur Anklage. Senator von Rom! Du magst meine letzte Stunde beneiden — Männer wie Walter von Montreal fallen nicht ungerächt.“ Nach diesen Worten kehrte er sich nach Morgen, murmelte ein kurzes Gebet, knieete langsam nieder und sagte wie zu sich selbst: „Rom bewahre meine Asche! die Erde mein Gedächtniß — das Schicksal meine Rache — und nun, Himmel! nimm meine Seele auf! — Haut zu!“ Auf den ersten Streich ward der Kopf vom Rumpfe getrennt.

Da man um seine Verrätherei nur unvollkommen wußte und die Furcht vor ihm bald vergaß, war Alles, was von der Erinnerung an Walter von Montreal in Rom zurückblieb: Bewunderung seines Heroismus und Mitleid mit seinem Ende. (2) Das Schicksal des Pandulfo di Guido, welcher einige Tage später ihm im Tod folgte, erregte noch tiefere, obgleich nicht so lebhaft geäußerte Verstimmung gegen den Senator. „Er war einst Rienzi's Freund!“ sagte der Eine; „er war ein reblicher, geradsinniger Bürger!“

murmelte ein Zweiter; „er war ein Anwalt des Volkes!“ grollte Cecco del Vecchio. Nicht ohne äußersten Widerwillen hatte Rienzi Pandulfo's Todesurtheil unterzeichnet. Hart kämpfte mit dem bitteren Unmuth über verrathenes Vertrauen die Erinnerung an die alte Neigung. Aber Rienzi hatte sich zu dem Entschluß erhoben: unbeugsam gerecht zu seyn und jede Rom bedrohende Gefahr so anzusehen, wie einem Römer ziemte. Umsonst suchte er nach Entschuldigungen für Pandulfo — umsonst strebte er sich selbst zu überzeugen, sein Leben könne ohne Nachtheil für den Staat geschont werden; jede neue Nachforschung überzeugte ihn nur unwidersprechlicher von der Größe des Verraths von Seiten des Verhafteten und von der Stärke seiner Partei — gerade die Theilnahme, die er in Rom fand, war ein Beweis von der weiten Verzweigung seiner Verschwörung. Rienzi erinnerte sich, daß er immer nur Vertrauen bewiesen hatte, um sich dann verrathen zu sehen; daß so oft er Verzeihung gewährt, er immer nur die Feindschaft geschärft hatte. Er befand sich unter einem trozigen Pöbel, ungewissen Freunden, listigen Feinden; und unzeitige Barmherzigkeit war nur eine Aufmunterungsprämie für Verschwörungen. Und doch brach, als Pandulfo starb, der Senator in die schmerzlichsten Thränen aus. „Soll ich nie wieder die Wollust des Verzeihens haben?“ rief er aus. Die fühllosen Zeugen dieser leidenschaftlichen Aufregung betrachteten sie theils als Schwäche, theils als Heuchelei. Aber die Hinrichtung brachte für den Augenblick die gewünschte Wirkung hervor. Aller aufrührerische Geist legte sich. Schrecken verbreitete sich durch die Stadt, Ordnung und Friede stellten sich äußerlich auf der Oberfläche wieder her, aber in der Tiefe — nach dem kräftigen Ausdruck eines Zeitgenossen — *lo mormerito quetamente suonava.* *

Prüft man ohne Leidenschaft die Handlungsweise Rienzi's während dieser unheimlichen Periode seines Lebens, so ist es kaum möglich, ihm hinsichtlich seiner Politik auch nur einen einzigen Vorwurf zu machen. Von seinen Fehlern geheilt, gefiel er sich nicht mehr in Schaustellung von unnötigem Prunk — er gab sich nicht der Befriedigung trunkenen Stolzes hin — die glänzende Einbildungskraft — denn mehr diese als Eitelkeit hatte den Tribun zu den prächtigen Schauspielen, die er veranstaltete, getrieben, war jetzt durch die nüchterne Erinnerung an ernste Schicksalswechsel und durch die ernste Ruhe eines gereifteren Verstandes in Schlummer

* Grollte das Gemurmel fast unhörbar fort.

gewiegt. Mäßig, umsichtig, wachsam, gesammelt wie er — sah man, nach dem Zeugniß eines unparteiischen Schriftstellers, nie einen so außerordentlichen Mann. In ihm drängten sich alle Gedanken auf das, was Rom Noth thue, zusammen. Unermüdet thätig besah, ordnete, regelte er Alles; in der Stadt, beim Heer, für Krieg und Frieden. Aber er wurde schwach unterstützt, und die Menschen, deren er sich bediente, erschienen neben der Energie ihres Gebieters lau und schläfrig. Noch waren seine Waffen glücklich; Platz um Platz, Feste um Feste ergaben sich dem Lieutenant des Senators, und die Uebergabe von Palestrina selbst ward stündlich erwartet. Seine Kunst und Gewandtheit zeigten sich immer überraschend in schwierigen Lagen, und ohne Zweifel hat der Leser sich überzeugt, in wie hohem Grade er jene Eigenschaften bewährte in der Art, womit er sich der eisernen Vormundschaft seiner fremden Söldner entledigte. Als Montreal hingerichtet, seine Brüder, obgleich man ihres Lebens schonte, in Haft gehalten wurden, ergriff eine Furcht, welche Achtung im Gefolge hatte, die Brust der Miethlinge. Von Rom entfernt und unter Annibaldi gegen die Barone verwendet, wurden durch beständige Thätigkeit und beständiges Glück diese nothwendigen Feinde abgehalten, ihren Herrn anzufallen; während Nienzi, geneigt, dem natürlichen Widerwillen der Römer nachzugeben, die Nordländer von aller Berührung mit der Stadt abschnitt und, wie er sich rühmte, der einzige Gebieter in Italien war, der, nur von seinen Bürgern in seinem Palast bewacht, herrschte.

Trotz seiner gefahrvollen Lage, trotz seines Argwohns und seiner Besorgnisse besleckte doch keine muthwillige Grausamkeit seine strenge Gerechtigkeitspflege — Montreal und Pandulfo di Guido waren die einzigen Staatsopfer, die er forderte. Wenn nach dem finstern Machiavellismus der italienischen Weisheit der Tod dieser Feinde unpolitisch war, so lag das Unpolitische nicht in dem Akt selbst, sondern in der Art seiner Vollziehung. Ein Fürst von Bologna oder von Mailand hätte die durch das Schaffott erregte Theilnahme vermieden, und Gift oder der Dolch hätten auf gefahrlosere Weise das Beil vertreten. Aber bei all seinen wirklichen oder ihm nur angedichteten Fehlern — keine einzige That jener schändlichen und mörderischen Politik, in welcher die Weisheit der glücklichsten Fürsten Italiens bestand, förderte je den Ehrgeiz oder verbürgte die Sicherheit des letzten römischen Tribuns. Was immer

seine Irrthümer waren — er lebte und starb, wie einem Mann ziemte, der den eiteln, aber schönen Traum träumte: bei einem verdorbenen und feigen Volk den Genius der alten Republik wieder ins Leben rufen zu können.

Von Allen, welche in des Senators Diensten standen, war jetzt Angelo Villani der Eifrigste und der Geehrteste. Rienzi beförderte ihn zu einem hohen bürgerlichen Amt und empfand es wie eine Rückkehr der Jugend, daß er Jemand besaß, der Ansprüche auf seine Dankbarkeit hatte; er liebte den Jüngling, er vertraute ihm wie seinem Sohn. Villani wich nie von seiner Seite, außer um sich mit den verschiedenen Häuptern des Volks in den verschiedenen Quartieren der Stadt zu besprechen, und bei diesem Verkehr war sein Eifer unermüdlich; er schien sogar an seiner Gesundheit zu zehren, und Rienzi machte ihm zärtliche Vorwürfe, wenn er, aus seinen eigenen Träumereien auffahrend, sein irres Auge, seine gelbe Blässe wahrnahm, welche an die Stelle des Glanzes und der Blüthe der Jugend getreten waren.

Solche Vorwürfe beantwortete der junge Mann nur mit den immer gleichen Worten: „Senator, ich habe eine große Pflicht zu erfüllen;“ und zu diesen Worten lächelte er.

Eines Tags sagte Villani, als er um den Senator war, ziemlich rasch: „Erinnert Ihr Euch noch, mein Gebieter, daß ich vor Biterbo eine solche Waffenprobe ablegte, daß selbst der Cardinal Albornoz mich seiner freundlichen Aufmerksamkeit würdigte?“

„Wohl erinnere ich mich Deiner Tapferkeit, Angelo; aber warum diese Frage?“

„Mein Gebieter, Bellini, der Hauptmann der Wachen des Capitols ist gefährlich krank.“

„Ich weiß es.“

„Wem kann mein Gebieter diese Stelle anvertrauen?“

„Nun, dem Lieutenant.“

„Was! einem Soldaten, der unter den Orsini gedient hat?“

„Wahr! Nun gut! So ist Tommaso Filangieri da.“

„Ein trefflicher Mann! aber ist er nicht ein Blutsfreund von Pandulfo di Guido?“

„Ha — ist er das? das muß ich bedenken. Hast Du mir einen Freund zu nennen?“ sagte der Senator lächelnd. „Mich dünkt, Deine Bedenklichkeiten zielen darauf hin?“

„Mein Gebieter,“ versetzte Villani erröthend; „ich bin vielleicht

zu jung. Aber der Posten ist von der Art, daß er mehr Treue als Erfahrung und Jahre erheischt; soll ich es gestehen? meine Neigung geht mehr dahin, Dir mit dem Schwert, als mit der Feder zu dienen."

"Willst Du in der That den Posten annehmen? Er ist von minderer Würde und Vortheil als Dein jetziger, und Du bist noch gar jung dazu, diese halsstarrigen Geister zu bemeistern."

"Senator, ich führte größere Männer, als diese sind, an bei dem Sturm auf Viterbo. Aber sey es, wie es Deiner überlegenen Klugheit gut scheint. Was Du aber thun magst, ich bitte Dich: sey vorsichtig. Wenn Du einen Verräther wähltest zu dem Kommando der Wachen des Kapitols! Ich zittere bei dem Gedanken!"

"Bei meiner Treue, Du wirst ganz blaß darüber, lieber Knabe! Deine Liebe ist ein süßer Tropfen in einem bittern Trank. Welchen Bessern kann ich wählen als Dich? Du sollst den Posten haben, wenigstens für die Dauer von Bellini's Krankheit. Ich will heute dafür sorgen. Auch wird das Geschäft Deinen jungen Geist weniger angreifen, als das, was Dir jetzt obliegt. Du hast Dich in unserem Dienst zu sehr angestrengt!"

"Senator, ich kann nur meine gewohnte Antwort wiederholen: ich habe eine große Pflicht zu erfüllen!"

Siebentes Kapitel.

Die Steuer.

Nachdem diese furchtbaren Verschwörungen erstickt, die Barone beinahe besiegt und drei Viertel des päpstlichen Gebiets wieder mit Rom vereinigt waren, dachte Rienzi jetzt mit Sicherheit einen seiner Lieblingsentwürfe zur Erhaltung der Freiheit seiner Vaterstadt ins Werk setzen zu können, und dieser bestand darin: in jedem Quartier Roms eine römische Legion aufzubringen und zu organisiren. Indem sie sich zur Vertheidigung ihrer Verfassung waffneten, hoffte er aus den Bürgern der Stadt selbst die gesammte nöthige Mannschaft für Rom zu bilden.

Aber so elend waren die Werkzeuge, mit welchen dieser große Mann seine edeln Plane auszuführen verdammt war, daß sich Niemand fand, der seinem Vaterland dienen wollte ohne einen Sold, der dem an ausländische Miethtruppen bezahlten gleich kam. Mit

dem Uebermuth, welcher einem in frühern Zeiten großen Geschlecht eigen ist, sagte jeder Römer: „bin ich nicht besser als ein Deutscher? So bezahlt mich auch in diesem Verhältniß!“

Der Senator verbiß seinen Unmuth — er hatte endlich einsehen lernen, daß das Zeitalter der Catone vorüber war. Aus einem festen Enthusiasten hatte ihn die Erfahrung in einen praktischen Staatsmann verwandelt. Die Legionen waren für Rom unerläßlich — sie wurden gebildet — stattlich war ihr Aeußeres, tadellos ihre Ausrüstung. Wie sollte man sie bezahlen? Es gab nur Ein Mittel, Rom zu erhalten — Rom mußte besteuert werden. Eine Auflage ward auf Wein und Salz gemacht.

Die Proklamation lautete folgendermaßen:

„Römer! zur Würde Eures Senators erhoben, habe ich alle meine Gedanken auf Eure Freiheit und Wohlfahrt gerichtet; bereits bezeugt die Vereilung des Verraths in der Stadt, der Triumph unsrer Banner im Feld, die Gunst, womit die Gottheit auf Männer niederschaut, welche Freiheit und Gesetz zu vereinigen trachten. Laßt uns Italien und der Welt ein Beispiel geben! Laßt uns zeigen, daß das römische Schwert das römische Forum zu schützen vermag. In jedem Quartier der Stadt ist eine Legion aus Bürgern gebildet worden, bestehend aus städtischen Gewerbtreibenden und Handwerkern; sie machen geltend, sie können ihre Geschäfte nicht verlassen ohne Entschädigung. Euer Senator fordert Euch auf, ihm zu Eurer eigenen Vertheidigung willig beizustehen. Er hat Euch die Freiheit gegeben, er hat Euch den Frieden wieder geschenkt, Eure Unterdrücker sind über die Erde hin zerstreut. Er bittet Euch, jezt den von Euch gewonnenen Schatz zu erhalten. Um frei zu seyn, müßt Ihr etwas opfern; welches Opfer ist für die Freiheit zu groß? Im Vertrauen auf Eure Anhänglichkeit übe ich zum erstenmal endlich das mir in Kraft meines Amtes zustehende Recht aus, und zur Rettung Roms besteuere ich die Römer!“ Dann folgte die Verkündigung der Auflage.

Die Proklamation ward an den öffentlichen Plätzen angeschlagen. Um einen der Anschläge war eine Volksmenge versammelt. Ihre Geberden waren heftig und rückhaltslos — ihre Augen funkelten — sie besprachen sich leise, aber lebhaft.

„So wagt er also, uns zu besteuern. Durften doch nur die Barone und der Pabst sich das erlauben.“

„Schande, Schande!“ rief ein hageres Weib, „wir, die

wir seine Freunde waren! Wie sollen unsere Kinder Brod bekommen?"

„Er hätte sollen des Pabsts Geld wegnehmen!“ sagte ein ehrlicher Weinhändler.

„Ach, Pandulfo di Guido hätte ein Heer auf seine eigene Kosten unterhalten. Er war ein reicher Mann. Welche Unverschämtheit von einem Schenkwrthssohn, Senator zu werden!“

„Wir sind keine Römer, wenn wir das dulden!“ sagte ein Ausreißer von Palestrina.

„Mitbürger!“ rief griffig ein großer Mann, der sich bisher von einem Schreiber hatte die Einzelheiten der auferlegten Steuer lesen lassen und dessen schweres Hirn endlich begriff, daß der Wein theurer werden sollte, „Mitbürger! wir müssen eine neue Revolution haben! Wahrhaftig, das heißt Dankbarkeit! Was haben wir gewonnen durch die Wiedereinsetzung dieses Mannes? Sollen wir immer in den Staub getreten werden? — Zahlen, zahlen, zahlen! Nur dazu sollen wir gut genug seyn?“

„Hört den Cecco del Becchio!“

„Nein, nein! Jetzt nicht,“ grollte der Schmied. „Zu Nacht haben die Handwerker eine besondere Zusammenkunft. Wollen sehen, wollen sehen!“

Ein junger Mann, in einen Mantel verhummt, den man zuvor nicht in Acht genommen hatte, rührte den Schmied an.

„Wer das Capitol übermorgen in der Dämmerung stürmen will,“ flüsterte er, „soll die Wachen fern von ihren Posten finden!“

Er war weg, ehe der Schmied sich umsehen konnte.

In derselben Nacht sagte Rienzi, als er sich zur Ruhe begeben wollte, zu Angelo Billani: „Eine feste, aber unumgängliche Maßregel, die ich getroffen. Wie nehmen sie die Leute auf?“

„Sie murren ein bißchen, aber scheinen die Nothwendigkeit einzusehen. Cecco del Becchio war der ärgste Lärmer — aber jetzt ist er derjenige, der am lautesten zustimmt.“

„Der Mann ist verb; er verließ mich einmal; — aber damals war es die fatale Erkommunikation! Er und die Römer haben durch diesen Abfall eine bittere Lehre bekommen, und die Erfahrung hat sie, so hoffe ich, gewizigt, ehrlich zu seyn. Gut, wenn die Steuer im Frieden erhoben werden kann, wird binnen zwei Jahren

Rom der mächtigste Staat in Italien seyn — sein Heer vollzählig — die Republik gebildet; und dann — dann —“

„Was dann, Senator?“

„Nun dann, mein Angelo, kann Cola di Rienzi in Frieden sterben! Es gibt einen Wunsch, den eine gründliche Erfahrung in Macht und Pracht uns zuletzt nahe bringt, einen Wunsch, nagend wie Hunger und ermüdend wie das Bedürfniß des Schlafes — mein Angelo, das ist der Wunsch zu sterben!“

„Mein Gebieter, ich wollte diese meine rechte Hand darum geben,“ rief Villani mit Ernst, „wenn ich Euch sagen hörte, Ihr habet Lust am Leben!“

„Du bist ein guter Junge, Angelo!“ sagte Rienzi, indem er sich nach Nina's Zimmer begab, und in ihrem Lächeln und ihrer besorgten Zärtlichkeit vergaß er eine Weile, daß er ein großer Mann war.

Achtes Kapitel.

Die Schwelle des Ausgangs.

Am folgenden Morgen hielt der Senator von Rom großen Hof auf dem Capitol. Von Florenz, von Padua, von Pisa, selbst von Mailand (dem von den Visconti beherrschten!), von Genua, von Neapel kamen Gesandte, ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen oder ihm Dank zu sagen dafür, daß er Italien von dem Freibeuter Montreal erlöst hatte. Venedig allein, das die große Compagnie im Sold gehabt hatte, hielt sich fern. Nie war, dem Anschein nach, Rienzi glücklicher und mächtiger gewesen, und nie hatte er eine so leichte und heitere Majestät des Benehmens gezeigt.

Raum war die Audienz vorüber, als ein Bote von Palestrina anlangte. Die Stadt hatte sich ergeben, die Colonna waren abgezogen und die Standarte des Senators wehte von den Mauern des letzten Haltpunkts der auführerischen Barone. Rom durfte jetzt endlich sich als frei ansehen, und kein Feind schien mehr übrig, die Ruhe Rienzi's zu bedrohen.

Der Hof löste sich auf. Der Senator, wohlgemuth und freudig, begab sich vor dem Bankett, das den fremden Botschaftern gegeben wurde, auf seine eigenen Zimmer. Villani begegnete ihm mit seinem gewöhnlichen düstern Ausdruck.

„Keine Traurigkeit heute, mein Angelo!“ sagte der Senator munter, „Palestrina ist unser!“

„Es freut mich, solche Neuigkeiten zu hören und meinen Gebieter so aufgeräumt zu sehen,“ erwiderte Angelo. „Hat er jetzt wieder Gefallen am Leben?“

„Wenn römische Tugend wieder auflebt, vielleicht — ja! aber so sind wir die Narren des Schicksals — heute froh — morgen niedergeschlagen.“

„Morgen,“ wiederholte Villani mechanisch, „ja, morgen vielleicht niedergeschlagen!“

„Du spielst mit meinen Worten, Knabe!“ sagte Rienzi halb ärgerlich, indem er sich abkehrte.

Aber Villani beachtete die Unzufriedenheit seines Herrn nicht.

Das Bankett war stark besucht und glänzend, und Rienzi machte heute, ohne daß es ihn Anstrengung kostete, den höflichen Wirth.

Mailänder, Paduaner, Pisaner, Neapolitaner wetteiferten unter einander, das Lächeln des mächtigen Senators auf sich zu ziehen. Verschwenderisch waren ihre Komplimente — demüthig ihre Beistandsanerbietungen. Kein Monarch in Italien schien sicherer auf seinem Thron.

Das Bankett war, wie gewöhnlich bei Staatsgelegenheiten, bald vorüber, und Rienzi, etwas vom Wein erhitzt, verließ allein das Capitol, sich im Freien zu ergehen. Er lenkte seine einsamen Schritte gegen den Palatinus, er sah die blaffen, schleierähnlichen Nebel, welche dem Untergang der Sonne folgen, über dem wilden Gras schweben, welches die Paläste der Cäsarn überwuchert. Auf einem Trümmerhaufen — umgestürzte Säulen und Bögen — stand er mit gekreuzten Armen nachsinnend und in sich gekehrt. In der Ferne lagen die schwermüthigen Grabmäler der Campagna und die einfassenden Berge, gekrönt mit Purpurfarben, welche bald unter dem Sternlicht dahinschmelzen sollten. Kein Lüftchen bewegte die schwarzen Cypressen, die regungslosen Pinien. Es war etwas Unheimliches in der Stille des Himmels, was die gefallene Größe auf der Erde unten zu beschwichtigen schien. Es war wie die Ruhe vor einem Sturm. Bunte, verworrene Gedanken drängten sich in Rienzi's Brust; die Erinnerung war geschäftig in seinem Herzen. Wie oft in seiner Jugend hatte er diese Stelle betreten! welche Träume hatte er genährt, welche Hoffnungen gefaßt! In den

Stürmen seines spätern Lebens hatte das Andenken an frühere Zeiten lang geschlummert; aber in dieser Stunde machte es wieder seine dämmernde Herrschaft mit einem gleichsam prophetischen Despotismus geltend. Er wandelte — ein Knabe, Hand in Hand mit seinem Bruder Abends am Fluß hin; bald sah er ein blaßes Antlitz und eine blutige Brust, und stieß wieder seine Racheverwünschungen aus! Seine ersten Erfolge — der Erstling seiner Triumphe — seine geheime Liebe — sein Ruhm — seine Macht — sein Sturz, sein Einsiedlerleben in Mariella — der Kerker von Avignon — die triumphirende Rückkehr nach Rom — alles das durchzog seine Brust mit einer Anschaulichkeit, als ob er diese Scenen noch einmal durchlebte! — und jetzt! — er bebte zurück vor der Gegenwart und stieg den Hügel hinab. Der bereits aufgegangene Mond goß sein Licht auf das Forum herab, als er dessen verworrene Trümmer durchwanderte. Am Tempel des Jupiter tauchten plötzlich zwei Gestalten auf; das Mondlicht fiel auf ihre Gesichter, und Rienzi erkannte Cecco del Bechio und Angelo Billani. Sie sahen ihn nicht und verschwanden in eifrigem Gespräch hinter dem Bogen Trajans.

„Immer thätig in meinem Dienst!“ dachte der Senator; „ich glaube, diesen Morgen sprach ich zu barsch mit ihm — es war nicht schön von mir.“

Er betrat wieder den Platz des Capitols — er stand an der Löwentreppe; ein rother Flecken war auf dem Steinboden noch nicht verwischt seit Montreals Hinrichtung — und der Senator eilte mit innerlichem Schauer weg. War es das unheimliche, gespenstige Mondlicht, oder hatte das Angesicht des alten egyptischen Bildes ein wie lebendiges Aussehen? Die steinernen Augäpfel stierten ihn mit boshaftem, scheelem Blick an; und als er im Weitergehen sich umsah, schienen sie beinah auf übernatürliche Weise seine Schritte zu verfolgen. Eine Kälte des Entsetzens ergriff, er wußte nicht warum, sein Herz. Er eilte, seinen Palast wieder zu erreichen, die Schildwachen machten ihm Platz.

„Senator,“ sagte einer von ihnen bedenklich, „Messere Angelo Billani ist unser neuer Hauptmann — wir sollen seinen Befehlen Folge leisten?“

„Ganz gewiß!“ erwiderte der Senator weiter gehend. Der Mann zögerte unschlüssig, als hätte er gern gesprochen, aber Rienzi achtete nicht darauf. Er suchte sein Zimmer auf und fand Nina und Irene seiner wartend. Sein Herz flog sehnsüchtig seinem

Weibe zu. Sorgen und Mühen hatten sie in neuester Zeit aus seinen Gedanken verdrängt, und mit Neue wurde er sich dessen bewußt, als er ihr edles Antlitz betrachtete, auf dem sich die sanfte Bekümmerniß unermüdlicher, ängstlicher Liebe aussprach.

„Holdselige!“ sagte er, zärtlich seine Arme um sie schlingend; „Dein Mund schilt mich nie, wohl aber bisweilen Dein Auge! Wir sind zu lang getrennt gewesen. Hellere Tage brechen uns an, wo ich Ruhe bekommen werde, Dir für all Deine Sorge zu danken. Und Du, meine holde Schwester, lächelst mich an! — ach, Du hast gehört, daß Dein Geliebter vor kurzem durch die Uebergabe von Palestrina befreit worden, und daß ihn die morgende Sonne zu Deinen Füßen sehen wird. Trotz aller Sorgen des Tages gedachte ich Deiner, meine Irene, und sandte einen Boten, um dieser blassen Wange wieder die Röthe zu bringen. Kommt, kommt, wir werden wieder glücklich seyn!“ Und mit der ihm, wofern ernstere Gedanken es nicht wehrten, gewohnten häuslichen Traulichkeit setzte er sich neben die zwei theuersten Wesen seines Hauses und Herzens.

„So glücklich — wenn wir viele Stunden wie diese hätten!“ flüsterte Nina, an seine Brust sinkend. „Und doch wünsche ich zuweilen — —“

„Und ich auch,“ unterbrach sie Rienzi, „denn ich lese Deine weiblichen Gedanken in Deiner Seele — auch ich wünsche zuweilen, das Schicksal hätte uns in den Niederungen des Lebens unsere Stelle angewiesen! Aber es kann noch kommen! Wenn Irene mit Adrian verbunden — wenn Rom mit der Freiheit vermählt ist — dann, Nina, dünkt mich, Du und ich könnten irgend eine ruhige Einsiedelei auffinden und von alter Herrlichkeit und Triumphen plaudern, wie von einem Sommertraum. Schöne! küsse mich! Könntest Du auf all diesen Glanz verzichten?“

„Um in eine Wüste zu ziehen, mit Dir, Cola!“

„Laß mich besinnen,“ fuhr Rienzi fort, „ist heute nicht der siebente Oktober? Ja, am siebenten, sey es bemerkt! unterlagen meine Feinde meiner Macht! Sieben! meine Schicksalszahl — Gutes oder Schlimmes bedeutend! Sieben Monate gebot ich als Tribun — sieben Jahre (3) war ich abwesend in der Verbannung; der morgende Tag, der mich aller Feinde entledigt sieht, vervollständigt die siebente Woche meiner Rückkehr.“

„Und sieben war auch die Kronen, womit die römischen Klöster

und der römische Rath Dich beschenken nach der Ceremonie, welche Dir die Ritterschaft des heiligen Geistes verlieh!" (4) sagte Nina, mit weiblich zartem Witz die allerglänzendste Erinnerung weckend.

„Narheiten erscheinen Andern solche Gedanken und vor der Philosophie sind sie es auch in der That,“ sagte Rienzi; „aber mein ganzes Leben hindurch haben sich Vorbedeutungen, Ahnungen und Vorbilder mit Thaten und Ereignissen verflochten, und die Atmosphäre anderer Menschen war nicht die meinige. Wenn das Leben doch selbst ein Räthsel ist, warum sollten Räthsel im Leben uns überraschen? Die Zukunft! Welches Geheimniß in diesem Wort! Hätten wir die ganze Vergangenheit, seit es eine Zeit gibt, durchlebt — unsere gründlichste Erfahrung von tausend Menschenaltern könnte uns doch keine leise Ahnung geben von den Ereignissen, welche unsern nächsten Augenblick bezeichnen werden. So verlassen von der Vernunft, was Wunder wenn wir zur Einbildung flüchten, welcher in Träumen und Symbolen Gott bisweilen das Vorbild der künftigen Dinge enthüllt? Wer kann es aushalten, keine Vermuthung zu wagen über die Zukunft, und geduldig still zu sitzen und zu feufzen unter der Bürde der Gegenwart? Nein, nein! Das was die Thörichtweisen Fanatismus nennen, gehört demselben Element unsers Wesens an, wie die Hoffnung. Beide führen uns vorwärts — aus einem eingeschlossenen Ufer auf die ruhmvolle, grenzenlose See. Beide sind die Sehnsucht nach dem großen Jenseits, das unsere Unsterblichkeit verbürgt. Beide haben ihre Träume und Chimären — einige falsch, aber einige auch wahr! Wahrlich, ein Mann der zur Größe sich aufschwingt, thut dies oft vermöge einer Art von Weissagung in seiner eigenen Seele — auf die Stimme einer Pythia hin, welche prophezeit, daß er groß werden soll — und so bietet der Geist all seine Kraft auf um die Ahnung zu erfüllen! Ist dies Thorheit? Es wäre dies, wenn Alles mit dem Grab aufhörte! Aber vielleicht kann, was hienieden die Fähigkeiten schärft, übt und erhöht, obwohl für ein nichtiges Ziel, auf Erden, den Zweck haben, die Seele, auf diese Art beflügelt und veredelt, für eine hohe Bestimmung jenseits der Erde vorzubereiten! Wer kann es entscheiden? Ich nicht! Laß uns beten!“

Während der Senator solchen Empfindungen nachhing, bot Rom in seinen verschiedenen Quartieren minder friedvolle und heilige Scenen dar.

In der Feste der Ursini flimmerten durch das Gitter des großen

Hofs Lichter hin und her. Durch das Hinterthor konnte man Angelo Villani sich stehlen sehen. Eine Stunde später stand der Mond hoch am Himmel; gegen die Ruinen des Colosseums sah man Männer, der Kleidung nach zu schließen, von den niedrigsten Ständen, zwei und zwei aus Straßen und Gäßchen schleichen; unter diesen Ruinen hervor tauchte wieder die Gestalt von Montreals Sohn. Noch später — der Mond ist im Sinken — ein graues Licht bricht in Osten an — die Thore von Rom bei St. Giovanni in Lateran sind offen! Villani ist im Gespräch mit den Schildwachen! Der Mond ist unter — die Berge dämmern in einem düstern, schaurigen Nebel — Villani befindet sich vor dem Palast des Capitols — der einzige Soldat hier! Wo sind die römischen Legionen, welche die Freiheit und zugleich den Befreier Roms bewachen und schützen sollten?

Letztes Kapitel.

Der Schluß der Jagd.

Es war der Morgen des achten Oktobers 1354. Rienzi, der früh aufzustehen pflegte, raffte sich unruhig von seinem Lager auf. „Es ist noch früh,“ sagte er zu Nina, deren sanfter Arm seinen Hals umschlang, „Niemand von meinen Leuten ist noch auf. Wie dem sey, mein Tag fängt vor dem ihrigen an.“

„Ruhe noch, mein Cola! Du bedarfst Schlaf!“

„Nein; ich fühle mich fieberisch und der alte Schmerz in der Seite quält mich. Ich habe Briefe zu schreiben.“

„Laß mich Dein Sekretär seyn, Theuerster,“ sagte Nina.

„Rienzi lächelte zärtlich, indem er aufstand; er begab sich in sein Gemach neben dem Schlafzimmer und nahm, wie er gewohnt war, ein Bad. Dann kleidete er sich an und kehrte zu Nina zurück, die schon leicht gekleidet am Schreibtisch saß, bereit zu ihrem Liebesdienst.“

„Wie still Alles ist!“ sagte Rienzi. „Welch eine erfrischende, köstliche Pause in diesen Frühstunden, vor dem mühseligen Tag!“

Ueber sein Weib sich hinlehnend, diktierte er mehrere Briefe, wobei er zuweilen sich durch Aeußerungen unterbrach, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen.

„So, jetzt an Annibaldi. Ei, der junge Adrian soll ja heute bei uns eintreffen. Wie freue ich mich für Irene!“

„Die gute Schwester — ja! sie, wenn irgend Jemand liebt so, wie wir, Cola!“

„Wohl. Aber an Dein Geschäft meine schöne Schreiberin. Ha! welch ein Lärm ist das? Ich höre den Fußtritt von Bewaffneten — die Treppen ertönen — mein Name wird gerufen!“

Nienzi eilte zu seinem Schwert; die Thüre ward heftig aufgestoßen und eine Gestalt in voller Waffenrüstung stand im Zimmer.

„Ha, was bedeutet dies?“ rief Nienzi, mit gezücktem Schwert sich vor Nina stellend.

Der unerwartete Gast hob sein Bistze; es war Adrian Colonna.

„Flieh, Nienzi! — Eilt fort, Signora! Dank dem Himmel, ich kann Euch noch retten; durch die Einnahme von Palestrina wurde ich mit meinem Gefolge frei, aber der Schmerz meiner Wunde hielt mich die letzte Nacht in Tivoli hin. Die Stadt war angefüllt mit Bewaffneten — die nicht Deine Leute sind, Senator! Ich hörte Gerüchte, die mich beunruhigten. Ich beschloß weiter zu reisen; ich erreichte Rom; die Thore der Stadt standen weit offen!“

„Was!“

„Eure Wachen waren fort. Im Augenblick stieß ich auf eine Schaar der Leute der Savelli. Meine Abzeichen als ein Colonna täuschten sie. Ich erfuhr, daß zur Stunde schon ein Theil Eurer Feinde innerhalb der Stadt, die übrigen auf dem Marsch begriffen sind — das Volk selbst waffnet sich gegen Euch. In den abgelegeneren Straßen, die ich durchzog, stellte sich schon der Pöbel auf. Sie hielten mich für einen Feind von Dir und jubelten mir zu. Ich kam hieher — Deine Schildwachen sind verschwunden. Die Thüre zu Deinen Gemächern unten ist unverriegelt und offen. Keine Seele scheint in Deinem Palast zurückgeblieben zu seyn. Eile, fliehe, rette Dich! Wo ist Irene?“

„Das Capitol verlassen! Unmöglich!“ schrie Nienzi. Er schritt durch die Gemächer in den Vorplatz, wo seine Wachen für die Nacht sich aufhielten — er war leer! Eilig ging er nach Willani's Zimmer — Niemand da! Er wollte weiter, aber die Thüren waren von außen geschlossen. Es war offenbar, daß alle Ausgänge abgeschnitten waren, außer die Thüre zu seiner Privatwohnung unten — und diese war offen gelassen für seine Mörder!

Er kehrte in sein Zimmer zurück — Nina war schon weggegangen, Irene zu wecken und vorzubereiten, deren Zimmer auf der andern Seite neben einem von den übrigen lag.

„Schnell, Senator!“ sagte Adrian. „Ich glaube, es ist noch Zeit. Wir müssen die Liber gewinnen. Da habe ich meine treuen Knappen und Nordländer aufgestellt. Ein Boot erwartet uns.“

„Horch!“ unterbrach ihn Rienzi, dessen Sinne in neuester Zeit eine außergewöhnliche Schärfe bekommen hatten; „ich höre ein fernes Jauchzen — ein wohlbekanntes Jauchzen Viva il popolo! Ei, so rufe ich auch! das müssen Freunde seyn!“

„Täusche Dich nicht selbst! Du hast schwerlich mehr einen Freund in Rom!“

„Bsch!“ sagte Rienzi flüsternd; „rette Nina — rette Irene! Ich kann Dich nicht begleiten!“

„Bist Du toll?“

„Nein, aber furchtlos. Zudem, begleite ich Euch, würde ich Euch nur Alle verderben. Fände man mich bei Euch, so würdet Ihr mit mir umgebracht. Ohne mich seyd Ihr sicher. Ja, selbst Weib und Schwester des Senators haben nie gegen sich die Nachsicht gereizt. Rette sie, edler Colonna. Cola di Rienzi setzt sein Vertrauen auf Gott allein.“

Inzwischen war Nina zurückgekommen — Irene mit ihr. Von weitem hörte man das Heranwogen der mordsüchtigen Menge — stetig — langsam — anwachsend.

„Jetzt, Cola,“ sagte Nina mit kühnem und freudigem Ausdruck und faßte den Arm ihres Gatten, während Adrian schon sich Irene's versichert hatte.

„Ja, jetzt, Nina!“ erwiderte Rienzi; „endlich scheiden wir! Wenn dies meine letzte Stunde wird — in meiner letzten Stunde noch bitte ich Gott, Dich zu segnen und zu schirmen — denn wahrlich Du bist mir ein wunderbarer Trost gewesen — vorsorglich wie eine Mutter, zärtlich wie ein Kind, das Lächeln meines Herdes, die — die —“

Beinah verlor Rienzi die männliche Fassung. Tiefe, kämpfende, unaussprechlich zärtliche und dankbare Empfindungen erstickten im bachstäblichen Sinn seine Stimme.

„Was!“ rief Nina an seine Brust sich klammernd, und sich das Haar aus den Augen streichend, als sie sein abgewendetes Antlitz suchte. „Scheiden! nie! Das ist mein Platz — ganz Rom soll mich nicht von hier wegreißen.“

In Verzweiflung ergriff Adrian ihre Hand und suchte sie fortzuziehen.

„Nührt mich nicht an, Herr!“ sagte Nina, mit zürnender Majestät den Arm losmachend und ihre Augen funkelten wie die einer Löwin, die der Jäger von ihren Jungen trennen will. „Ich bin das Weib Cola di Rienzi's, des großen Senators von Rom, und an seiner Seite will ich leben und sterben!“

„Nehmt sie fort von hier! schnell! schnell! Ich höre das Nahen der Menge!“

Irene riß sich von Adrian los und fiel Rienzi zu Füßen — sie umklammerte seine Knie.

„Komm, mein Bruder, komm! Warum diese kostbaren Augenblicke verlieren? Rom verbietet Dir ein Leben wegzuworfen, an welches Rom's Daseyn selbst gekettet ist!“

„Recht, Irene! Rom ist an mich gekettet und wir werden mit einander stehen und fallen! — Nicht weiter!“

„Ihr verderbt uns Alle!“ sagte Adrian mit ungeduldiger edler Wärme. „Wenige Minuten noch, so sind wir verloren. Kecker Mann! nicht um durch eines wüthenden Pöbels Hände zu fallen, bist Du aus so vielen Gefahren gerettet worden!“

„Ich glaube es,“ sagte der Senator und seine mächtige Gestalt schien gleichsam mit der Größe seiner Seele zu wachsen, „ich werde noch triumphiren! Nie sollen meine Feinde — nie soll die Nachwelt sagen: Rienzi habe zum zweitenmal Rom verlassen! Horch! Viva il popolo ist noch das Geschrei des Volks. Dies Geschrei erschreckt nur Tyrannen. Ich werde triumphiren und leben!“

„Und ich mit Dir!“ sagte Nina fest. Rienzi schwieg einen Augenblick, sah seine Gattin an, drückte sie leidenschaftlich an sein Herz, küßte sie zu wiederholten Malen und sagte dann: „Nina, ich befehle Dir, geh!“

„Nie!“

Er schwieg. Auf Irenens Antlitz, in Thränen schwimmend, fiel sein Auge.

„Wir wollen alle mit Dir sterben,“ sagte seine Schwester, „Ihr verlaßt uns!“

„Sey es so,“ sagte der Ritter traurig, „wir wollen Alle bleiben!“ und auf einmal entsagte er allem weitem Zureden.

Eine tödtlichbange, kurze Pause trat ein, unterbrochen nur von einem krampfhaften Seufzer Irenens. Furchtbar vernehmlich wurden die Schritte der wüthenden Massen. Rienzi schien in Gedanken verloren — dann erhob er sein Haupt und sagte ruhig: „Ihr habt

triumphirt — ich schließe mich Euch an — ich sammle nur diese Papiere und folge Euch. Rasch, Adrian — rette sie!“ und er deutete mit vielsagendem Blick auf Nina.

Dhne einen weitem Wink abzuwarten, faßte der junge Colonna Nina mit starkem Arm; mit der linken Hand unterstützte er Irene, welche vor Schrecken und Aufregung beinahe die Besinnung verloren hatte. Nienzi überhob ihn der leichteren Bürde — er nahm seine Schwester in seine Arme und stieg mit ihr die Wendeltreppe hinab. Nina verhielt sich duldbend und regungslos — sie hörte hinter sich den Schritt ihres Gatten, das genügte ihr — nur einmal drehte sie sich um, ihm mit einem Blick zu danken. Ein großer nordischer Kriegermann in Waffenrüstung stand an der offenen Thüre. Nienzi übergab die jetzt ganz ohnmächtige Irene in die Arme des Kriegers und küßte schweigend ihre blasse Wange.

„Rasch, Herr!“ sagte der Nordländer, „sie drängen von allen Seiten heran!“

Nach diesen Worten sprang er mit seiner Bürde den Abhang hinunter. Adrian folgte mit Nina; der Senator blieb einen Augenblick stehen, wandte sich um, und war in seinem Zimmer, eh Adrian sein Verschwinden bemerkte.

Hastig riß er den Vorhang von seinem Bett, befestigte ihn an den Fenstergittern und ließ sich mittelst desselben einige Schuhe auf den Balkon darunter hinab. „Ich will nicht sterben wie eine Ratze,“ sagte er, „in der Falle, die sie mir gestellt haben! Der ganze Haufe soll mich wenigstens noch sehen und hören!“

Dies war das Werk eines Augenblicks.

Inzwischen war Nina kaum sechs Schritt weiter gegangen, als sie entdeckte, daß sie mit Adrian allein war.

„Ha! Cola!“ rief sie. „Wo ist er? Er ist fort!“

„Faßt ein Herz, Dame, er ist umgekehrt nur wegen einiger geheimer Papiere, die er vergessen. Er wird uns augenblicklich folgen!“

„So laßt uns denn warten!“

„Dame,“ sagte Adrian mit den Zähnen knirschend, „hört Ihr nicht die tobende Menge — zu! zu!“ und er floh mit rascheren Schritten. Nina wand sich aus seinem Arm — die Liebe gab ihr die Stärke der Verzweiflung. Mit einem wilden Gelächter riß sie sich von ihm los. Sie floh zurück — die Thüre war verschlossen aber nicht verriegelt — ihre zitternden Hände tasteten einen Augenblick nach der Klinke. Sie öffnete, schob den schweren Kiegel vor

und vereitelte so die Bemühungen Abrians sich ihrer wieder zu bemächtigen. Sie war auf den Treppen — im Zimmer — Nienzi war fort! Sie durchrannte, seinen Namen kreischend, die Staatszimmer — alles stand leer. Sie fand, als sie die Thüren auf die verschiedenen, zu den untern Zimmern führenden Ausgängen öffnen wollte, sie von außen verriegelt. Athemlos und keuchend kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Sie eilte ans Fenster, sie entdeckte das Mittel, wie er hinabgekommen war — ihr tapferes Herz sagte ihr seinen tapfern Entschluß; sie sah, daß sie getrennt waren; — „Aber doch unter demselben Dach sind wir!“ rief sie freudig, „und unser Schicksal soll dasselbe seyn!“ Mit diesem Gedanken sank sie in stummer Ergebung auf den Boden nieder.

Mit dem edelmüthigen Entschluß, das treue ergebene Paar nicht zu verlassen ohne noch weitere Versuche zu machen, war Adrian Nina gefolgt — aber zu spät; die geschlossene Thüre vereitelte seine Bemühungen. Die Volksmasse wälzte sich heran — er hörte, wie plötzlich ihr Geschrei sich änderte — es lautete nicht mehr: Es lebe das Volk! sondern: Tod dem Verräther! Sein Diener war schon verschwunden und jetzt nur noch von Irenens Gefahr beunruhigt, wandte sich der Colonna in bitterm Schmerz und flog rasch den Berg hinab und eilte an das Ufer, wo ein Boot und seine Schaar ihn erwarteten.

Der Balkon, auf welchem Nienzi sich hinabgeschwungen, war der, von welchem aus er zum Volk zu sprechen gewohnt gewesen; er hing zusammen mit einem großen Saal, der nur selten bei feierlichen Gelegenheiten von Staatsfestlichkeiten benützt wurde — und zu beiden Seiten waren viereckige vorragende Thürme, deren Gitterfenster auf den Balkon gingen. Einer dieser Thürme diente als Waffenkammer, der andere war der Kerker von Brettone, dem Bruder Montreals. Jenseits von dem letztern war das allgemeine Gefängniß des Capitols. Denn damals standen Kerker und Palast in unheimlicher Nachbarschaft.

Die Fenster des Saals waren noch offen und Nienzi ging von dem Balkon hinein — die Spuren des gestrigen Banketts waren noch zu sehen — der noch nicht getrocknete Wein röthete den Flur und goldene und silberne Pokale schimmerten aus den Ecken. Er schritt schnell in das Waffengemach und wählte aus den verschiedenen Rüstungen diejenige, welche er vor beinaß acht Jahren getragen, als er die Barone von den Thoren Roms zurückschlug. Er hüllte

sich in den Panzer und ließ nur das Haupt unbedeckt; dann nahm er von der Wand das große Banner Roms in seine Rechte und begab sich wieder in den Saal. Niemand begegnete ihm. In dem ungeheuern Bau war, die Gefangenen ausgenommen, und Ein treues Herz, von dessen Nähe er nichts wußte, der Senator allein.

Heran drängten sie — nicht mehr in geregelter Ordnung, wie Strom auf Strom — aus Winkeln und Gäßchen, aus Palast und Schuppen — die empörte See neue Zuflüsse erhielt. Heran drängten sie — durch ihre wachsende Zahl die Leidenschaften noch erhöht — Weiber, Männer, Kinder und böshafte Alte — in all dem unholden Ungestüm aufgeregter, losgelassener, unwiderstehlicher physischer Stärke und brutaler Wuth: „Tod dem Verräther — Tod dem Tyrannen — Tod ihm, der das Volk besteuert hat!“

„Mora 'l traditore che a fatta la gabella! Mora!“ Dies war das Geschrei des Volks, dies das Verbrechen des Senators. Sie brachen über die niedern Pallisaden des Capitols herein — sie erfüllten in einem plötzlichen Andrang den weiten Platz, der noch vor einem Augenblick so öde war und jetzt von blutdürstigen menschlichen Wesen wimmelte!

Plötzlich trat ein todgleiches Schweigen ein und auf dem Balkon droben stand Rienzi — sein Antlitz war entblößt und die Morgensonne schien auf die Herrscherstirne und auf das im Dienst dieser tollen Menge vor der Zeit ergraute Haar. Bläß und aufrecht stand er da — weder Furcht, noch Zorn, noch Drohung — nur tiefen Schmerz und hohe Entschlossenheit in seinen Zügen! Eine augenblickliche Scham — eine augenblickliche Scheue ergriff die Menge.

Er deutete auf das mit dem Motto der Republik und mit dem Wappen Roms durchwirkte Banner und begann also:

„Auch ich bin ein Römer und ein Bürger; hört mich!“

„Hört ihn nicht! hört ihn nicht! seine falsche Zunge kann uns unsern Verstand wegzaubern!“ schrie eine Stimme, lauter als die Rienzi's selbst. Dieser erkannte Cecco del Becchio.

„Hört ihn nicht! Nieder mit dem Tyrannen!“ schrie eine mehr gellende, jugendlichere Stimme; und neben dem Handwerker stand Angelo Willani.

„Hört ihn nicht! Tod dem Todtschläger!“ schrie eine Stimme ganz nahe bei ihm und aus dem Gitter des austosenden Kerkers stierte ihn wie das Auge eines Tigers, der rachedürstende Blick von Montreals Bruder an.

Dann stieg von der Erde zum Himmel das tobende Geschrei:
 „Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit ihm, der das Volk besteuert!“

Ein Hagel von Steinen prasselte auf den Panzer des Senators — noch rührte er sich nicht. Keine Bewegung eines Muskels verrieth Furcht. Die Ueberzeugung von der wunderthätigen Macht seiner Beredsamkeit, falls er sich nur Gehör verschaffen konnte, stößte ihm noch immer Hoffnung ein. Er stand da, gesammelt in seinen zürnenden aber entschlossnen Gedanken; aber eben die Bekanntschaft mit dieser Beredsamkeit war jetzt sein tödtlichster Feind. Die Führer der Menge zitterten davor, daß er gehört werden könnte und „ohne Zweifel“ sagte der gleichzeitige Biograph, „wenn er nur zum Wort gekommen wäre, hätte er sie alle umgewandelt und die That wäre vereitelt worden!“

Die Soldaten der Barone hatten sich schon unter das Volk gemischt — gefährlichere Waffen als Steine kamen der Wuth des Pöbels zu Hülfe; Wurfspeise und Pfeile verdunkelten die Luft — und jetzt hörte man eine Stimme kreischen: „Platz für die Fackeln!“ Roth im Sonnenlicht flackerten und schwankten sie und tanzten über den Köpfen des Volkshaufens hin und her — als ob die Teufel losgelassen wären unter den Pöbel! Und welche Stätte der Hölle enthält Teufel, gleich denen, wie sie ein toller Pöbel aufzuweisen hat! Stroh, Holz und andere Brennstoffe wurden in Eile um die großen Thore des Capitols herum aufgehäuft und plötzlich wirbelte der Rauch empor, den Andrang der Stürmenden selbst zurückschlagend.

Rienzi war nicht mehr sichtbar — ein Pfeil hatte ihm die Hand durchbohrt — die Rechte, welche das Banner Roms emporgehoben, die Rechte, welche der Republik eine Verfassung gegeben! Er wich vor dem Sturm in den öden Saal. Er setzte sich nieder und Thränen, keinem Grund weibischer Schwäche entstammend, Thränen aus der Quelle der erhabensten Bewegung — Thränen, wie sie dem Krieger ziemen, wenn seine eigenen Truppen ihn verlassen, dem Patrioten, wenn seine Landsleute selbst in ihr Verderben rennen, dem Vater, wenn seine Kinder sich gegen seine Liebe empören — solche Thränen stürzten mit Gewalt aus seinem Auge und erleichterten — aber sie verwandelten auch — sein Herz!

„Genug, genug!“ sagte er, augenblicklich aufstehend und mit Hohn die Tropfen abschüttelnd; „ich habe genug gewagt, aufs Spiel gesetzt, mich gemüht für dies feige entartete Geschlecht. Jetzt will ich ihrer Bosheit trogen — ich entsage dem Gedanken, dessen sie so

wenig würdig sind! Mag Rom untergehen! Ich fühle endlich, daß ich edler bin als mein Vaterland! Es verdient ein so großes Opfer nicht!"

Mit dieser Empfindung verlor für ihn der Tod ganz die Gestalt edler Größe, in der er ihm zuvor erschien, und er beschloß, seinen undankbaren Feinden zum Troß, zum Hohn ihrer unmenschlichen Wuth, einen Versuch zur Rettung seines Lebens zu machen. Er legte seine schimmernden Waffen ab; seine Geschicklichkeit, seine Gewandtheit, seine List kehrten ihm zurück. Sein rascher Geist überblickte die Möglichkeiten von Verkleidung — von Flucht; er verließ den Saal — durchschritt die geringern für Diener und Gesinde bestimmten Gemächer — fand in einem derselben einen groben Handwerkersanzug — legte diesen an — nahm auf den Kopf von den Vorhängen und Teppichen des Palastes, als wollte er sie forttragen, und sagte mit seinem alten „phantastischen Lachen“: „Wenn mich alle andere Freunde verlassen, darf ich mich wohl auch selbst verläugnen!“ Damit wartete er seine Gelegenheit ab.

Inzwischen griffen die Flammen rasch und gewaltig um sich; die äußere Thüre unten war schon von ihnen verzehrt; aus dem Gemach, das er verlassen, brach schon das Feuer in Rauchwolken hervor — das Holz barst — das Blei schmolz — mit Krachen stürzten die Thore zusammen — der furchtbare Eingang war der ganzen Menge geöffnet — das stolze Capitol der Cäsare schwankte schon, seinem Falle nah! — Jetzt war es Zeit! — er ging durch das brennende Thor — über die dampfende Schwelle; er kam unverseht durch das äußere Thor — er war mitten in dem Volksgewühl. „Beute die Fülle drinnen!“ sagte er zu den Umstehenden im römischen Patois, sein Gesicht mit seiner Bürde verbergend — „Suso, suso a gliu traditore!“ der Pöbel drängte an ihm vorbei — er sah weiter — er gewann die letzte Treppe, welche auf die offene Straße führte, er stand am letzten Thor — Freiheit und Leben lagen vor ihm.

Ein Soldat, einer von seinen eigenen Leuten, hielt ihn an. „Halt — wohin gehst Du?“

„Gebt Acht, daß der Senator nicht in einer Verkleidung entwischt!“ rief hinter ihm eine Stimme — es war Villani. Die bergenden Hüllen wurden ihm vom Kopf gerissen — Rienzi stand entmummt da.

„Ich bin der Senator!“ sagte er mit lauter Stimme. „Wer wagt es, den Vertreter des Volks anzutasten?“

In einem Augenblicke umgab ihn die Masse. Nicht geführt wurde der Senator, sondern geschoben und hingewirbelt auf den Platz des Löwen. Bei dem heftigen Glanz der lodernden Flammen warf das graue Bild ein röthliches Licht zurück und glühte — das ernste, umheimliche Denkmal! — selbst wie Feuer!

Als man hier angekommen, wich die Menge zurück, erschrocken über die Größe ihres Opfers. Schweigend stand er und sah sich in der Runde um; seine schmutzige Tracht, die Schrecknisse dieser Stunde, der stolze Schmerz über die Entdeckung, vermochten nicht die Majestät seiner Haltung niederzuschlagen, oder den Muth der ihn umringenden, ihn anstaunenden Tausende wieder zu beleben. Das ganze in Feuer gehüllte Capitol beleuchtete die ungeheure Menschenmenge mit schauerlicher Pracht. Die lange Zeile der Straßen hinab erstreckte sich der Feuerglanz und die gedrängte Masse, bis sich das Gewühl schloß mit den schimmernden Fahnen der Colonna — der Orsini — der Savelli! die wahren Tyrannen Roms marschirten in Rom ein! Als der Hall ihrer nahenden Hörner und Trompeten durch die glühende Luft schmetterte, schien der Pöbel wieder Muth zu gewinnen. Rienzi schickte sich zu sprechen an; sein erstes Wort war gleichsam das Signal zu seinem Tod.

„Stirb, Tyrann!“ schrie Cecco del Vecchio, und stieß seinen Dolch dem Senator in die Brust.

„Stirb, Mörder Montreals!“ murmelte Villani, „so ist meine Pflicht erfüllt!“ und dies war der zweite Streich. Dann, wie er sich zurückzog und den Handwerker in all der trunkenen Wuth seiner brutalen Leidenschaft seine Mühe in der Luft schwenken, laut aufjauchzen und den gefallenen Löwen mit Füßen treten sah — da blickte ihn der junge Mann mit einem matten Blick bitterer Verachtung an und sagte, sein Schwert einsteckend und sich abwendend, um den Haufen zu verlassen: „Thor, jämmerlicher Thor! Du und diese hier hatten wenigstens kein Verwandten-Blut zu rächen!“

Sie achteten nicht auf seine Worte, sie sahen ihn nicht weggehen; denn als Rienzi, ohne ein Wort, ohne einen Seufzer niederfiel und die tosenden Wogen der Menge über ihn hinströmten — da hörte man aus all dem Geschrei heraus eine gellende, scharfe, verzweifelnde Stimme. Am Fenster des Palastes — dem Fenster ihres Ehegemachs — stand Nina — nur ihr Angesicht und ihre ausgestreckten Arme sichtbar durch die unter ihr und um sie her

lodernden Flammen. Doch eh noch der Ton dieses durchdringenden Schrei's sich aus den Lüften verloren, donnerte mit mächtigem Krachen dieser ganze Flügel des Capitols, eine schwarze, dampfende Masse, zusammen.

In derselben Stunde segelte ein einzelnes Boot rasch die Tiber hinab. Rom war fern, aber der röthliche Schimmer des Brandes warf einen Widerschein auf den ruhigen, spiegelnden Strom; schön über alle Beschreibung war die Landschaft; sanfter, als alle Kunst des Malers und Dichters es darzustellen vermag, zitterte das Sonnenlicht über dem herbstlichen Grün, und goß milde Ruhe auf die Wellen der goldenen Tiber!

Nabrius' Auge ward hingezogen nach den Thürmen des Capitols, die durch die Flammen von den umgebenden Giebeln und Domen sich klar unterschieden; besinnungslos an die Brust ihres Beschüters sich schmiegend, hatte Irene zum Glück kein Bewußtseyn von den Greueln dieser Stunde.

„Sie wagen es nicht, sie wagen es nicht,“ sagte der tapfere Colonna, „ein Haar dieses geheiligten Hauptes anzutasten — wenn Rienzi fällt, fällt die Freiheit Roms für immer! (5) Wie diese die Flammen überragenden Thürme, der Stolz und das Denkmal Roms, so wird er sich über die Gefahren dieser Stunde erheben. Schau! noch unverlegt in Mitten des wüthenden Elements, ist das Capitol selbst das Bild seines Schicksals!“

Raum hatte er geredet, als eine ungeheure Rauchsäule die fernen Flammen verdunkelte, ein dumpfes Krachen (geschwächt durch die Entfernung) an sein Ohr drang — im nächsten Augenblick waren die Thürme, nach denen er schaute, von der Scene verschwunden und ein starker, unheimlicher Glanz schien sich über der Atmosphäre zu lagern, und ganz Rom selbst zur Leichenflamme zu machen für den letzten der römischen Tribune!

Anmerkungen.

1. Montreals Worte lauten im Original noch stärker und selbstgefälliger:

„Pregovi che vi amiate e siate valorosi al mondo, come fui io, che mi feci fare obbedienza a la Puglia, Toscana e la Marca.“

Vita di Cola di Rienzi II. 22.

2. Der militärische Ruf und die kühnen Thaten Montreals

sind von allen italienischen Autoritäten anerkannt. Einer derselben erklärt: seit den Zeiten Cäsars habe Italien nie einen so großen Feldherrn gesehen. Rienzi's Biograph scheint, alle Uebelthaten des glänzenden, ritterlichen Räubers vergessend, nur Mitleid mit seinem Schicksal zu empfinden. Er berichtet überdies, wie in Tivoli einer von seinen Leuten, als er seinen Tod vernommen, selbst am folgenden Tag vor Betrübniß gestorben sey. Triftige Gründe habe ich zu der Vermuthung: dieser treue Diener sey der rohe und trotzige Rudolf von Sachsen gewesen. Gern hätte ich auch diese wilde Treue geschildert. Aber nach Montreals Fall durfte kein Tod eines Geringeren mehr die Schilderung des Falles von dem Opfer verzögern, das, Montreal zu rächen, sank.

3. Zwischen Rienzi's Freilassung in Avignon und seinem Triumph-Einzug in Rom liegt ein Jahr, welches zum größten Theil der Feldzug des Albornoz einnahm.

4. Dieser Aberglaube fand eine Entschuldigung in auffallenden zusammentreffenden Umständen, und die Zahl sieben war für Rienzi wirklich das, was der dritte September für Cromwell. Die Ceremonie mit den sieben Kronen, die er nach seiner Ritterweihe empfing, und hinsichtlich der Beschaffenheit von welchen manche neuere Schriftsteller eine lächerliche Unwissenheit zeigten, war in der That hauptsächlich eine religiöse, typische und symbolische Begabung mit den Gaben des heiligen Geistes, dargebracht von den Oberhäuptern der Klöster — und der politische Theil der Ceremonie hatte ein republikanisches, kein königliches Gepräge.

5. Ich bemerkte schon in der Vorrede zu diesem Werke, daß ich in mehreren Punkten von Gibbon in seiner Ansicht von Rienzi's Charakter abweiche. Noch mehr weiche ich von ihm ab hinsichtlich der Ursachen von Rienzi's Fall. Was auch immer die Fehler des Römers gewesen seyn mögen, ich wiederhole es: nicht durch seine Fehler fiel er. Das vornehmste Zeugniß, woraus die Geschichte des Tribuns geschöpft ist, ist eine sehr merkwürdige Biographie von einem nicht bekannten Zeitgenossen. Sie wurde herausgegeben (und die Irrthümer der frühern Ausgaben verbessert) von Muratori in seiner großen Sammlung, und ist neuerlich besonders abgedruckt worden, begleitet mit Anmerkungen von viel Beurtheilung und gelehrtem Geschmack, nebst einem Commentar zu dem berühmten Gedicht Petrarca's: „*Spirto gentil*,“ welches die Mehrheit der italienischen Kritiker als an Rienzi gerichtet ansieht, und das nur ein so abgeschmackter und eingebildeter Mann, wie der Abbé de Sade, auf sonst Jemand beziehen konnte.

Diese Biographie ist allgemein gelobt worden wegen ihrer seltenen Unparteilichkeit. Und wirklich lobt und tadelt der Verfasser gleicherweise mit einem ganz eigenthümlichen Anschein unbesonnener Aufrichtigkeit. Das Werk ist in Wahrheit eine der nicht seltenen Proben, wie Boswell's Johnson die allerschlagendste, daß ein sehr schätzbares Buch geschrieben seyn kann von einem sehr einfältigen

Mann. Der Biograph Rienzi's erscheint mehr als der Biograph von Rienzi's Kleidern, so ängstlich beschreibt er alle Details der Farbe und Beschaffenheit — ein so tiefes Schweigen beobachtet er über die Motive dessen, der sie trug. In Wahrheit, wenn man auch dem Verfasser alle Geneigtheit zugestehet, unparteiisch zu seyn — er ist zu dumm dazu. Es erfordert einigen Verstand, um einen sehr gescheuten Mann in sehr schwierigen Verhältnissen richtig zu beurtheilen, und der ehrenwerthe Biograph ist gänzlich unfähig, uns einen Schlüssel zu den Handlungen Rienzi's zu geben, gänzlich unfähig, die Handlungsweise des Mannes durch die Zeitverhältnisse zu erklären. Die Schwäche seines Gesichts macht ihn deshalb oft schielen. Neben diesem Mangel an Weisheit müssen wir auch noch den der Wahrheitsliebe behaupten, welchen die herodotische Einfalt seines Styls oft versteckt. Er beschreibt Vorgänge, welche keinen Zeugen hatten, so ausführlich und genau, wie solche, die er selbst mit angesehen. Zum Beispiel — vor dem Tod Rienzi's, von den schauerlichen Augenblicken, welche der Senator allein, von Niemand gehört noch gesehen, zubrachte, berichtet er ganz kalt jede Bewegung, jeden Gedanken Rienzi's, mit solchem Detail, als ob ihm Rienzi selbst hintennach noch alles erzählt hätte. Und Gibbon und Andere haben diese handgreiflichen Erfindungen ganz und gar angenommen, ohne, wie es scheint, auch nur zu ahnen, wie lächerlich sie sich durch ihre Leichtgläubigkeit machten. Aber dennoch kann einem vorsichtigen und bedachtamen Leser die Biographie einen weit bessern Begriff von Rienzi's Charakter gewähren, als man aus den Historikern entnehmen kann, welche daraus stückweise entlehnten. Ein solcher Leser wird alles Raisonement des Schreibers ignoriren, sein Lob und seinen Tadel nicht hoch anschlagen, und nur auf die von ihm erzählten Thatsachen sehen, die er für wahr oder zweifelhaft halten wird, je nachdem der Verfasser Gelegenheit gehabt haben konnte, selbst zu beobachten. Bei einer solchen Prüfung wird der Leser hinreichende Zeugnisse von Rienzi's Genius und von seinen Mängeln finden; wenn er sorgfältig unterscheidet zwischen der Periode seiner Macht als Tribun und als Senator — wird er den Tribun eitel, hochmüthig, prachtsüchtig finden, aber diese Fehler an dem Senator nicht mehr entdecken. Andererseits wird er den Unterschied zwischen Jugend und Reife — Hoffnung und Erfahrung bemerken; er wird an dem Tribun ungeheuern Ehrgeiz, große Entwürfe, unternehmende Thätigkeit wahrnehmen; im Bilde des Senators ist dies alles zu ruhigeren, nicht so lebhaft glänzenden Farben ermäßigt. Er wird finden, daß keines von beiden Malen Rienzi durch seine eigene Fehler fiel * — er wird finden, daß die gemeine Moral: wie der Ehrgeiz durch sein eigenes Uebermaß zu Fall kommt,

* Ich muß bemerken, daß Gibbon, weil er unterließ, die Original-Urkunden bei Hofsemius nachzusehen, nicht erwähnt, wie Rienzi selbst wünschte, daß das Amt des Tribuns auf drei Monate beschränkt werde, und daß er nur auf die inständigen Bitten des Volks, welches mit Recht den Rienzi als die einzige Stütze des reformirten Staates ansah, seine Würde über jene Zeit hinaus beibehielt.

nicht die wahre Moral von dem Leben des Römers ist — finden, daß beide Male, bei seiner Abdankung als Tribun und seinem Tod als Senator Rienzi's Sturz die Folge war von den Fehlern des Volks. Der Tribun ward das Opfer unwissender Feigheit — der Senator das Opfer trotzigem Geizes. Dies haben neuere Historiker geltend zu machen ermangelt. Gibbon erzählt ganz richtig, wie der Graf von Minorbino mit 150 Soldaten in Rom eindrang und das Quartier der Colonna verbarrikadirte — wie die Glocke des Capitols ertönte — wie Rienzi das Volk anredete — wie dies sich schweigend und thatlos verhielt — und Rienzi dann die Regierung niederlegte. Aber für dies nennt er Rienzi kleinmüthig. Galt nicht diese Bezeichnung vielmehr von dem Volk? Rienzi forderte sie auf, gegen den Räuber zu ziehen — das Volk verweigerte den Gehorsam. Rienzi wünschte zu sechten, das Volk wollte sich nicht rühren. Nicht die Sache Rienzi's allein erforderte ihre Thätigkeit — es war die Sache des Volks — auf sie, nicht auf ihn, fiel die Schmach, wenn 150 fremde Soldaten Rom übermeisterten, seine Freiheit umstürzten, seine Tyrannen wieder einsetzten! Was immer Rienzi's Sünden waren — was immer seine Unpopularität — ihre Freiheit, ihre Gesetze, ihre Republik standen auf dem Spiel, und diese gaben sie den 150 Söldnern preis. Das ist die Thatsache, die sie verdammt. Aber Rienzi war nicht unpopulär, als er zu reden redete und sie beschwor — sie fanden keinen Fehler an ihm. „Das Seufzen und Stöhnen des Volks,“ sagte Sismondi, „war die Antwort;“ sie konnten weinen, aber sie wollten nicht sechten. Diese sonderbare Apathie haben die Historiker nicht erklärt; und doch lag die Hauptursache ganz nahe — Rienzi war exkommunicirt! Obwohl die Thatsache anführend, scheinen diese Schriftsteller geglaubt zu haben, der Bannfluch habe in Rom im 14ten Jahrhundert keine Wirkung hervorgebracht! Die Wirkung, die er hatte, habe ich in diesem Buch zu schildern gesucht.

Die Ursachen des zweiten Falls und der Ermordung Rienzi's sind von den neuern Geschichtschreibern eben so unrichtig aufgefaßt worden. Kein Fehler von seiner Seite war es, keine Ungerechtigkeit, keine Grausamkeit, kein übermüthiger Einfall, nicht die Hinrichtung Montreaux, nicht die des Pandulfo di Guido war es — es war eine Auflage auf den Wein und das Salz, was seinen Sturz herbeiführte. Um Rom vor den Tyrannen zu schützen, war nothwendig eine bewaffnete Macht zu unterhalten — und eine Steuer war nothwendig, um diese zu bezahlen; die Steuer ward aufgelegt, und die Menge verband sich mit den Tyrannen unter dem Geschrei: „Tod dem Verräther, der die Auflage gemacht hat.“ Dies war ihre einzige Beschwerde — dies das einzige Verbrechen, das ihre Leidenschaften und ihre Wuth ihm vorwerfen konnten. *

Die Fehler Rienzi's waren sichtbar genug, und ich habe sie schonungslos aufgedeckt; aber wir müssen die Menschen beurtheilen

* Die Beschuldigung der Ketzerei ward als unbegründet fallen gelassen.

nicht darnach, ob sie der Vollkommenheit sich annähern, sondern darnach: ob ihre guten oder schlimmen Eigenschaften überwiegen — ob ihre Talente oder ihre Schwächen — das Gute, das sie bewirkten, oder das Uebel, das sie stifteten? Für einen Mann, der zu so großer Macht sich emporschwang, waren Rienzi's Fehler ausnehmend wenige — Verbrechen beging er gar keine. Er ist beinahe der einzige Mann, der je vom Rang eines Bürgers zu fürstlicher Gewalt emporstieg, ohne eine einzige gewaltsame oder verrätherische That. Im Besitz der Gewalt — war er bisweilen eitel, prahlerisch, unvorsichtig — immer ein Schwärmer — oft ein Fanatiker; aber selbst in seinen Fehlern war Seelengröße, und selbst sein Fanatismus beförderte einerseits seine schwärmerischen Unternehmungen, und bezugte andererseits seine strenge Redlichkeit. Es ist augenfällig, daß keine gehässige Beschwerde gegen ihn von seinen Feinden aufgebracht werden konnte, denn alle Anklagen, denen er als Gefallener, Gebannter und Flüchtling unterlag, bestrafen zwei Vergehen, welche Petrarca mit Recht als Beweise seiner Tugend und seines Ruhms ansieht: einmal, daß er Rom für frei erklärte, und dann, daß er das Recht der Römer zur Wahl des römischen Kaisers behauptete. So streng, gerecht und unbegreifbar er als Tribun war, war doch nie muthwillige Grausamkeit sein Fehler. Wirklich war die Klage Petrarca's über ihn die: daß er nicht entschlossen genug gewesen — daß er nicht durch Vertilgung der adeligen Tyrannen die Revolution durchgeführt habe. Als Senator ward er, ohne zureichenden Grund, des Geizes angeklagt, aus Veranlassung der doch sonst gerechten und nothwendigen Hinrichtung Montreals. * Begreiflich genug war es, daß seine Feinde und der Pöbel vermutheten, er lasse einen Gläubiger hinrichten, um sich einer Schuld zu entledigen; aber unverzeihlich war er bei spätern, einsichtsvolleren und tüchtigeren Schriftstellern, eine so schwere Verläumdung zu wiederholen, ohne wenigstens die naheliegende Bemerkung beizufügen, daß die Habsucht Rienzi's weit mehr sich hätte befriedigen können durch die Schonung als durch die Hinrichtung eines der reichsten Männer Europa's. Montreal, dessen darf man gewiß seyn, hätte sein Leben sicherlich um einen Preis erkauft — unermesslich viel höher als die elende Summe, welche Rienzi von seinen Brüdern entlehnt hatte. Und dies ist nicht nur eine wahrscheinliche Vermuthung, sondern eine gewisse Thatfache, denn es wird ausdrücklich berichtet, daß Montreal, „wohl wissend, der Tribun sey in Geldnoth, dem Rienzi anbot, wenn er ihn freilassen würde, wolle er, Montreal, ihm nicht nur 20,000 Goldgulden

* Gibbon unterläßt da, wo er Montreals Hinrichtung erzählt, anzuführen, daß Montreal mehr als verdächtig war der Verschwörung und des Verraths zum Behuf der Wiedereinsetzung der Colonna. Matteo Villani führt es als allgemeine Annahme an, daß dies wirklich das Verbrechen des Provenzalen gewesen. Rienzi's Biograph gibt einige weitere, diese Thatfache bestätigende Beweise. Gibbons Kenntniß von dieser Zeit war oberflächlich. Sonderbar genug schildert er Montreal als das Haupt der ersten Freikompanie, welche Italien verwüstete.

zahlen (das Vierfache von dem Betrag von Rienzi's Schuld an ihn), sondern auch so viel Truppen und Geld liefern, als er verlange.“ Auf dies Anerbieten ging Rienzi nicht ein. Würde er es verworfen haben, wenn Habsucht seine leitende Triebfeder gewesen wäre? Und welche strafbare Ungerechtigkeit, der unbestimmten Verläumdung zu erwähnen, ohne das thatsächlich Widersprechende auch anzuführen! Wenn uns Gibbon auch berichtet, daß „der tugendhafteste Bürger Roms,“ worunter er Pandulfo oder Pandolficcio di Guido * versteht, seiner Eifersucht aufgeopfert worden sey, so steigert er nicht nur die von Pandulfo gebrauchte Bezeichnung, welcher *virtuoso assai* genannt wird, und das von einem Mann, welcher den Räuber Montreal folgendermaßen charakterisirt: *eccellente uomo — di quale fama suono per tutta la Italia di virtude* — (ein solcher Moralphilosoph war dieser Geschichtschreiber!) sondern er unterläßt auch gänzlich jede Erwähnung der hinlänglich zu Tage liegenden Verdachtsgründe, daß Pandulfo mit dem Plan umgegangen, Rienzi zu stürzen und die Signoria del Popolo für sich in Anspruch zu nehmen.

Gibbon spöttelt über die militärische Geschicklichkeit und den Muth Rienzi's. Zum letztern ist gar kein Grund. Seine ersten Schritte, seine erste Erhebung bezeugten hinlänglich seinen kühnen, unternehmenden Geist; in jeder Gefahr war er auf dem ~~Platz~~ — nie wich er vor einem Feind zurück, so lang das Volk zu ihm stand. Er zeichnete sich bei Biterbo im Lager des Albornoz aus, und sein Ende war das eines Helden. Was das erste betrifft, so wäre es wohl entschuldbar, wenn Rienzi, der beredte und begabte Gelehrte aus dem Studierzimmer und von der Rednerbühne zur Uebernahme des Heerbefehls berufen, in militärischen Kenntnissen zurück gewesen wäre; aber doch waren jedenfalls im Ganzen seine Waffen glücklich. Er schlug die Ritterschaft Roms vor den Thoren, und wenn er nach seinem Siege nicht auf Marino los marschirte, weswegen sein Biograph ** und Gibbon ihn tadeln, so ist der Grund davon doch einleuchtend genug — *„Volea pecunia per soldati“* — es fehlte ihm an Geld für seine Soldaten. Nach seiner Rückkehr als Senator muß man bedenken, daß er Palestrina zu belagern hatte, dessen Lage schon bei den alten Römern als beinah unangreifbar galt; aber während der wenigen Wochen, wo er im Besiß der Gewalt war, ergab sich doch Palestrina — alle seine offenen Feinde wurden geschlagen — die Tyrannen vertrieben — Rom frei; und das ohne daß er von einer Partei, der päpstlichen, oder der des Volks wäre nachdrücklich unterstützt worden, vielmehr, wie Gibbon es treffend bezeichnet, „von dem Volke verdächtigt — von dem Kirchenfürsten verlassen.“

Wenn man das Auge auf das richtet, was Rienzi leistete, muß

* Matteo Villani spricht von ihm als einem einsichtsvollen und guten Bürger, von großem Ansehen bei dem Volk — und das scheint er wirklich auch gewesen zu seyn.

** In dieser Beziehung vergleicht ihn der anonyme Geschichtschreiber alles Ernstes mit Hannibal, der zwar zu siegen, aber nicht den Sieg zu benützen verstand.

man auch auf seine Mittel sehen — auf die Hindernisse, die ihn umgaben — auf die Armseligkeit seiner Hülfquellen. Wir sehen einen Mann ohne hohen Stand, ohne Vermögen und Freunde sich zum Haupt einer volksthümlichen Regierung in der Hauptstadt der Kirche, in der ersten Stadt des Kaiserreichs aufschwingen. Wir sehen ihn jeden Titel verschmähen, außer dem einer volksthümlichen Behörde — mit einem Schlag eine neue Verfassung gründen — ein neues Gesetzbuch einführen. Wir sehen ihn die stolzeste Aristokratie in Europa erst vertreiben und dann beugen — sehen ihn die hartnäckigsten Banditen besiegen — das unrubigste, seit Jahrhunderten durch Gewaltthätigkeit und Mißhandlung geistig und moralisch tief gesunkene Volk unparteiisch beherrschen. Wir sehen ihn den Handel wieder beleben — die Ordnung befestigen — die Civilisation wie durch ein Wunder gründen — von gekrönten Häuptern Glückwünsche oder Huldigungen empfangen — sehen, wie er die schlaueste Priesterschaft der päpstlichen Diplomatie überlistet, versöhnt oder schreckt — und wie er seine Vaterstadt mit Einemmal zu plötzlicher und doch anerkannter Ueberlegenheit gegenüber von allen andern Staaten erhob, die es ihr in Künsten, Reichthum und Civilisation zuvorthaten — wir fragen: welche Irrthümer haben wir in die andere Waagschaale zu legen — und wir finden nichts als — eine unnöthige Prunktsucht und eine gewisse übermüthige Strenge. Aber was sind solche Fehler — was der Glanz eines Banketts oder das Gepränge des Ritterstrahls, oder einige anmaßende Worte, verglichen mit den Lastern beinah aller ihm gleichzeitigen Fürsten? Das ist die richtige Art, Charaktere zu beurtheilen — man muß Menschen mit Menschen vergleichen, nicht aber mit den Idealen dessen, was die Menschen seyn sollten. Wir sehen die in Erstaunen setzenden Wohlthaten, welche Rienzi seinem Vaterland zuwendete. Wir fragen nach seinen Hülfsmitteln und finden nur seine persönlichen Eigenschaften. Sein Schatz wird erschöpft — seine Feinde empören sich — die Kirche benützt seine Schwäche — er wird excommunicirt — die Soldaten weigern sich, zu fechten — das Volk, ihm beizustehen, die Barone verwüsten die Umgegend — „die Wege sind verlegt, die Zufuhr Rom abgeschnitten.“ Eine Handvoll Banditen dringen in die Stadt — Rienzi schlägt vor, ihnen Widerstand zu leisten — das Volk läßt ihn im Stich — er legt seine Gewalt nieder — Raub, Hunger, Mord folgen — die ihn verlassen haben, werden von bitterer Reue ergriffen — und dennoch bleibt er ohne Beistand, allein — jetzt ein Verbannter, dann ein Gefangener — sein eigener Geist rettet ihn aus allen Gefahren und erhebt ihn wieder zur Größe. Er kehrt zurück — der Legat des Papstes verweigert ihm den Beistand seiner Waffen — das Volk Geld. Er stellt Gesetz und Ordnung wieder her, vertreibt die Tyrannen, entsagt seinen frühern Fehlern * — er ist klug, listig,

* Diese zweite Periode seiner Macht ist als diejenige geschildert worden, wo seine größten Fehler hervortraten — und offenbar ist er zu dieser Zeit nicht in Gunsten

umsichtig — regiert wenige Wochen — besteuert das Volk zu seinem eigenen Besten und wird in Stücke zerrissen. Ein Tag des nun folgenden Regiments reicht hin, seine Regierung zu rechtfertigen und sein Gedächtniß zu rächen — und noch nach Jahrhunderten, so oft dies elende entartete Volk von Ruhm träumte oder nach Gerechtigkeit seufzte, erinnerten sie sich des glänzenden Traumbilds des Mannes, den sie selbst geopfert, und beweinten das Schicksal des Cola di Rienzi.

Ich habe gesagt, die Moral von dem Leben des Tribuns und von dieser freien Darstellung desselben sey nicht die schaafe und unerfpriechliche Moral, welche den Ehrgeiz des Individuums abmah- nend warnt. Umfassender — ernst und furchtbarer wendet sie sich an gesammte Nationen. Sie spricht aus, daß, um groß und frei zu seyn, ein Volk nicht auf Individuen, sondern auf sich selbst bauen muß — daß es keinen plötzlichen Sprung von der Knecht- schaft zur Freiheit gibt — daß von Einrichtungen, nicht von Män- nern, Reformen zu erwarten sind, welche die Stunde überdauern — daß ihre eigenen Leidenschaften die wahren Despoten sind, die sie bemeistern müssen und ihre eigene Vernunft das wahre Mittel zur Abschaffung der Mißbräuche enthält. Bei einem ruhigen und edeln Volk kann der persönliche Ehrgeiz eines Bürgers nie Unheil an- richten — sich ungeduldig gegen Ketten sträuben heißt nicht der Freiheit würdig seyn — eine obrigkeitliche Person umbringen heißt nicht die Gesetze verbessern. * Das Volk schreibt sein eigenes Verdammungsurtheil, wenn es sich blutiger Schriftzüge bedient, und ihm allein fällt die Thorheit und das Verbrechen zu, wenn es einen Tyrannen krönt, oder ein unschuldiges Opfer niedermekelt.

bei seinem Biographen — sieht man aber auf das, was er leistete, so findet man überraschende Geschicklichkeit, Klugheit und Energie in der schwierigsten Krisis, und keine seiner früheren Fehler. Zwar entwickelt es nicht mehr die glänzende Ueber- schwänglichkeit, die, so vermuthe ich, seine Zeitgenossen mehr als seine gesunderen Eigenschaften blendete; aber wir finden, daß er binnen wenigen Wochen alle seine mächtigen Feinde besiegte — daß seine Beredsamkeit so gewaltig war, als je — größer noch seine Raschheit — unermüdlicher seinen Fleiß, wachsamere seine Vor- sicht. „Er allein brachte die Angelegenheiten Roms in Gang, aber seine Beamte und Diener waren schläfrig und kalt.“ Und dies alles noch unter den Leiden einer schmerzlichen Krankheit, und obwohl noch jung, doch schon gebrochen und innerlich zerstört. Die einzigen Anklagen gegen ihn als Senator waren die Hinrichtungen Montreals und Pandulfo di Guido's — die Auflage der Steuer und die Verlän- gung seiner früheren strengen Enthaltensamkeit und seine Neigung zum Wein und zu Festen. Ueber die ersten Beschuldigungen zu urtheilen ist der Leser schon in Stand gesetzt. Die letzte betreffend — ach! hier muß der Leser eben seine Nachsicht aus- dehnen, und dann wird er vielleicht auch dafür Entschuldigungen finden. Ja, mehr bemitleiden als verdammen müssen wir den Mann, welchem Aufregung zur andern Natur geworden ist, und der zum physischen Reizmittel oder zur augenblicklichen Leibe seine Zuflucht nimmt, wenn die geistigen Ermunterungen der Hoffnung, der Jugend, des Ruhms ihm untreu zu werden anfangen.

Rienzi wurde umgebracht, weil die Römer gewohnt waren immer unzubringen, wer ihnen mißfiel. Kurz zuvor hatten sie einen Magistrat gesteinigt, einen andern in Stücke zerrissen. Durch die gleichen Ursachen und auf demselben Weg kann ein Volk nach und nach einem Bravo ähnlich werden, dessen Hand bei der kleinsten Behinderung nach dem Messer greift, und wenn er heute den Feind erdolcht, der ihn an- , morgen den Freund erschlägt, der ihn zurückhalten will.

